Die

Mutter des Legitimen.

Lebensroman

von

H. E. M. Belani.

Erster Theil.

Leipzig.
Verlag von C. L. Fritzsche.
1842.

RBR
Forte
#1449

Aus der Zeit ihrer Kindheit.

Digitized by the Internet Archive
in 2015

https://archive.org/details/diemutterdeslegi131bela

Erste Abtheilung.

Das junge Mädchen am Strande der Chiaja. — Die alte Zigeunerin. — Der Golph von Neapel. — Genrebilder aus dem Leben der Lazzaroni. — Das Panorama. — Die Villa Neale. — Die Chiaja. — Ein Blick auf's Meer. — Der heranziehende Sirocco. — Die Fischerbarke. — Der seltsame Fischhandel. — Die Herrschaften vom Hofe. — Der Graf von Lavradio. — Die junge Contessa. — Laura di Toralba. — Die Supplik. — Zwei Gallinacci grassoni. — König Ferdinand. — Die Königin Caroline. — Der Kronprinz. — Hoffnungen und Besorgnisse. — Die Geburt einer Prinzessin. — Maria Carolina (jetzige Herzogin von Berry). — Die Königliche Familie auf dem Balkon. — Volksjubel.

Eine leichte Fischerbarke nahte dem Strande der Chiaja. Der blendende Glanz des neapolitanischen Himmels ruhte auf dem schönsten Meerbusen der Welt, in dessen Tiefe das heitere Neapel liegt.

— Eine weibliche Gestalt von kaum vierzehn Jahren — in welchem Alter sich dort im Süden schon die Jungfrau entfaltet hat — erwartete mit einiger Ängstlichkeit die ankernde Barke. Ihre Hüterin, vielleicht auch die Vertraute ihrer kleinen Geheimnisse, war ein gelbhäutiges Zigeunerweib — eine Wahrsagerin mit rothem

Kopftuch. Das junge Mädchen war schüchtern und kindlich, von einer phantastischen Schönheit. Das große dunkle Auge, mit den feinschwarzen Brauen überwölbt, hatte eine schwärmerische Tiefe im Blick, die Gefühle verrieth, welche weit über ihre Jugendjahre hinausgingen. Der zarte weiße Teint, durch die Rabenschwärze ihres Haares und die langen seidnen Wimpern gehoben, bezeugten ihre vornehme Geburt mehr wie das weiße Batistkleid und der rothe seidne Shawl, nebst dem florentinischen runden Strohhütchen, mit einem Bouket von blühendem Oleander und Myrthe, das ihr leicht und schwebend auf dem schönen, jugendlichen Köpfchen saß.

„Ist er das, Mutter Sibilla?" fragte das junge Mädchen und deutete auf den nahenden Nachen, „ich meine den da, der in leichter Fischerkleidung, doch frisirt und gepudert, weitbeinig in der Mitte des schwankenden Nachens steht."

„Er ist es, Goldtöchterchen," antwortete die Alte; „nur Muth gefaßt, Donna Laura; dem schönen Töchterchen des Marchese die Toralba wird er nichts abschlagen, zumal wenn der Makrelenfang gut gewesen ist, und wenn nichts helfen will, so wird dieses helfen — damit öffnete sie vorsichtig den Deckel eines nicht kleinen Korbes und schloß ihn sogleich wieder, nachdem Laura einen Blick hineingeworfen hatte, — zwei fette, welsche

Hähne — solcher Leckerei widersteht kein neapolitanisches Herz!"

„Madre!" entgegnete die Kleine bedenklich, „der Herr, dem das Land gehört, worin Vögel dieser Art ausgebrütet werden, bedarf solcher Geschenke nicht."

Die Alte machte auf ächt neapolitanische Weise ein Zeichen mit der Hand und mit dem Kopfe, das bedeuten sollte: „nein, du irrst, laß mich nur machen."

In diesem Augenblick hatte die Schönheit des jungen Mädchens die Aufmerksamkeit der Lazzaronis angezogen, die am Strande umher lagen und im dolce far niente, das die Italiäner so sehr lieben, die nicht sehr warmen Strahlen einer angenehmen Novembersonne des neapolitanischen Klima's in ihren, leicht über die Schulter geworfenen, zerlumpten Jacken auffingen. O che bella fanciulla! riefen sie halblaut aus, è una cosa rara! è una maraviglia! *) und näher hinzutretend schienen Einige die Schönheit des jungen Mädchens mit neugierigen, zutraulichen Kennerblicken zu mustern. — „Signora, non ha tredici anni ancora!" **) sprach einer zu der Zigeunerin, während ein Andrer eben so unbefangen neugierig den Korb der Alten öffnete und

*) O welch ein schönes Kind! es ist ein seltner Gegenstand! es ist ein Wunder!

**) Die Dame hat noch nicht dreizehn Jahr!

sich mit Kennermiene sehr belobend über die Gallinacci grassoni *) aussprach.

Indeß saß zur rechten Seite dieses Bildes auf dem Schiffsschnabel einer abgetakelten, auf dem Sande liegenden Barke eine jener schönen, markigen Männergestalten mit pechschwarzem, krausem Bart und der rothen herabhängenden Mütze schief auf dem schwarzen, verwilderten Haar, deren man Hunderte am Strande liegen oder lässig beschäftigt sah. Er spielte die Cither, indem er dazu einen Gesang improvisirte. Das bloße Hemde mit aufgekrämpten Ermeln, das die breite Brust offen ließ; die kräftigen Arme, die nichts auf der Welt weiter zu thun hatten, als süßes Faullenzen, und die gekreuzten, bis über das Knie hin nackten Beine bezeugten, daß er einem Lande angehöre, das so schöne Männer und so unschöne, früh alternde Frauen erzeugt. Ringsumher lagen und saßen eine Menge Weiber, leichtbekleidete Mädchen, halbnackte Kinder und Lazzaroni-Gestalten aller Art, die dem Sänger mit einer andächtigen Aufmerksamkeit zuhörten.

Es war eine seltsame Melodie von kurzen, launigen Stanzen, die, im hüpfenden Takt gesungen, ein Paar dieser braunen Mädchen zum Tanze aufzufordern schien. Bald begleiteten diese die Citherklänge mit

*) Fette welsche Hühne.

Caſtagnetten und tanzten zuſammen die Tarantella mit einer natürlichen Anmuth, die man dieſen, nur mit einem Hemde, kurzem Röckchen und buntem Halstuch leicht bekleideten Töchtern des Südens nicht zugetraut haben würde. Die Eine war, wie ihr nebenſtehendes Körbchen verrieth, eine Muſchelſammlerin; die Andre aber mochte vielleicht, durch die weggeworfene Schale einer Angurie oder gar durch einige leckere Maccheròni ihren Appetit geſtillt haben; denn in dieſem Falle denken die Töchter der Lazzaronis eben ſo wenig an eine Beſchäftigung, als ihre Väter.

So maleriſch dieſe Gruppe war, ſo komiſch mußte eine andere, nicht weit davon entfernt, erſcheinen, worin einer jener Straßenpoeten im zerlumpten Mantel und durchlöcherten Spitzhut mit ſeltſamem Pathos Stanzen aus Arioſts raſendem Roland rezitirte:

Rinaldo al Sarracin con molto orgoglio
Gridò: Scendi, Ladron, del mio cavallo! etc. *)

und darauf im tollſten Kauderwelſch den Dichter commentirte. Und wie andächtig hörte ihm das Volk aus allen Klaſſen zu und ließ kupferne Grani in den auf den Boden geſetzten Hut regnen, mit dem dankbaren Ausruf: O che bello! o che bravo! o che Poeta! **)

*) Rinaldo ſprach mit Stolz zu Sarrazin:
Steig', Räuber, gleich von meinem Roß herab! ꝛc.

**) O wie ſchön, wie brav, welch ein Dichter!

und ein Kapuziner-Mönch, der unter den Zuhörern gewesen war, hatte sein Terminiren vergessen bis der Bettler schwieg, denn mehr war dieser zerlumpte Mensch nicht, der Arioſt rezitirte; dann aber reichte er ihm seine Büchse, mit dem Agnusdei bezeichnet, zum Kuß hin und empfing eine Gabe für die arme Seele des Orlando Furioso im Purgatorio. *)

Im Hintergrunde zog sich die prachtvolle, mit Bäumen und Palläſten beſetzte Promenade der Chiaja am Strande hinauf, nach dem schönen königlichen Garten der Villa reale; dort aber, auf den herrlichen Kunſtwegen fuhren Hunderte von Equipagen und einſpännigen Caleſſis dahin, die Pferde mit rothen und gelben Federbüschen und klingenden Schellen aufgeputzt; glänzende Reiter galoppirten zwiſchen durch, phantaſtiſche Geſtalten aus allen Klaſſen des Volks belebten die Scene. Warf man aber von dort aus den Blick über den prachtvollen Golph von Neapel, so mußte man sich geſtehen, nirgend in der Welt etwas Schöneres geſehen zu haben, als dieſes prachtvolle Rundgemälde.

Ein Seeſpiegel, so rein wie Kriſtall, verdoppelte die blaue Tiefe eines ſüdlich klaren Himmels. Zahlloſe Schiffe von allen Größen und Barken ſegelten und glitten nach allen Richtungen dahin. Rechts erhob der

*) Fegefeuer.

majestätische Vesuv, mit den grünen Umgebungen von Olivenwäldchen und Weingärten, mit Städten und Klöstern und Landhäusern bis auf die halbe Höhe geschmückt, sein violetgraues duftiges Haupt bis in die höheren Regionen des Äthers, und von der linken Seite umgab das Vorgebirge des Pausilippo mit seinen Kastellen und Landhäusern bis an die Ruinen der alten Römerbäder von Bajä den weiten Halbkreis, den im Hintergrunde auf der Höhe des Meeres in blauer Ferne die phantastische Gestalt der Insel Capri, dann Procida, die selige Insel der Ruhe und Einsamkeit, darauf Ischia, der Sitz der üppigsten und großartigsten Natur, ein Erzeugniß seines grauen Vulcans — Epomeo — der dort seine zackige Krone empor hebt, und zuletzt das grüne Eiland Nisida, zart wie ein schwimmendes Inselchen, die Fernsicht schließen. Nur zwischen Ischia und Capri erblickt man die Höhe des Meeres, die aber jetzt, wie der ganze Hintergrund des Himmels, in einen gelbgrauen Dunst gehüllt war, aus welchem die Schiffer das Nahen des in diesem Monat November oft stürmisch heißen Sirocco verkündeten. Deshalb verdoppelten sie ihre Ruderschläge, und die früher erwähnte Barke kam mit Flügelschnelle dem Strande immer näher.

Die neapolitanischen Fischer und Schiffer sind kräftige, heitere und genügsame Menschen. Jeden Ruderschlag begleiten sie mit dem Takt irgend eines muntern

Schifferliedes, oder mit einem lustigen Zuruf. So auch von dieser Barke her hörte man Gesang und Scherzreden, die der in der Mitte stehende Fischer mit dem gepuderten Haar und Zopf in derber, gutmüthiger Volkslaune nur noch mehr zu beleben suchte. „Siam lesti!“ *) rief er ihnen zu, „der böse Sirocco kommt uns sonst über den Hals, ehe wir unsere Fische verkauft haben.“ „O bella gioventù, bella gioventù!“ **) sangen die Schiffer einander lebensfroh zu, indem sie taktmäßig ruderten.

Endlich war die Barke gelandet und ein großer Korb voll Fische wurde auf den Strand gesetzt. „O Signori!“ rief jener seltsame Fischer mit einer rauhen, jovialen Stimme, nach der Weise der neapolitanischen Fischer: Pesci spada! — o che bel pesci spada! — Miruzzo fresco! miruzzo eccellente! — Tunnù, tunnù! che vuol tunnù! — tunnù buono e fresco! — O, che palmitù! che palmitù! che bella, bellissima cosa! ***) Wer kauft diese Meerwunder, kauft

*) Munter — frisch!

**) O schöne Jugend, schöne Jugend!

***) Schwertfisch! o was für herrlicher Schwertfisch! — ganz vortrefflicher Kabeliau! ganz vortrefflicher Kabeliau! — Thunfisch, Thunfisch, kauft Thunfisch! — Herrlicher, frischer Thunfisch! — Prächtige Steinbutten! O wie schön! o wie schön! o wie ausnehmend schön!

die schönsten Thiere, die jemals zwischen Himmel und Erde Salzwasser getrunken haben — O! — wer kauft — wer kauft? — —

Der seltsame Mann in der leichten Kleidung eines Fischers von Amalfi, mit dem gepuderten Haar und dickem, kurzen Haarzopf schrie nach Herzenslust, und hielt dabei mit neapolitanischer Lebendigkeit einen der gefangenen Fische nach dem andern in die Höhe.

Die Lazzaroni aber schienen mit dieser wunderlichen Erscheinung schon bekannter zu sein, als unsere Leser es sein mögen; denn in ihrer gewohnten Zutraulichkeit traten sie unbefangen heran, hoben einzelne Fische aus dem Korbe und tadelten diese und jene Eigenschaft daran mit der Miene eines Kenners und dem Humor eines ächt neapolitanischen Volkswitzes. Eine Zeitlang beantwortete der seltsame Fischer Schlag auf Schlag jeden Witz mit einem ähnlichen, und die Scene wurde damit immer belebter.

„Aber in der That, Sennor Don Fernando," rief ein nußbrauner Sackträger, der gelegentlich in den Straßen von Neapel den Fischhändler machte, „diese Makrele ist in der That so klein, daß ich mir die Brille eines Dottore Ciarlatàno ausbitten müßte, um mehr davon zu sehen, als Kopf und Schwanz." — „Dann kauf Dir Kopf und Schwanz," entgegnete der Fischer Fernando, „und lade auf das Mittelstück, das ich Dir

zugeben werde, alle 60,000 Lazzaronis von Neapel zu Gaste und ich wette, sie werden sich den Magen daran verderben, weil die Hungerleider nicht gewohnt sind, so viel zu essen. — Kauft, wer kauft — große Fische — schöne Fische!"

Indeß hatten mehrere herrschaftliche Equipagen auf der nahen Chiaja stillgehalten, und elegante Damen und Cavaliere, von galonnirten Livreedienern gefolgt, nahten sich der Scene. Die Meisten derselben aber waren verkleidet, als wollten sie Maskerade spielen. — Laura aber, die bis jetzt noch nicht hatte Gelegenheit finden können, ihre Bittschrift anzubringen, warf schnell einen Schleier über ihr feines Antlitz, hüllte sich dichter in ihren Seidenshawl und zog sich mit der alten Zigeunermutter etwas zurück. Als die Lazzaronis aber sahen, daß noch vornehme Herrschaften kamen, in denen sie Fischkäufer vermuthen durften, so suchte Jeder noch einen kleinen, vortheilhaften Handel zu machen, und hier und da wurden einige Grani geboten für einen Fisch, für den der seltsame Fischer zwei bis drei Carlini gefordert hatte.

„Bei San Gennaro *) und allen Heiligen des Himmels!" rief Fernando aus, „ich will verdammt sein, wie Sanct Jonas in einem Wallfischbauche zu

*) Sanct Januarius.

leben, wenn mir jemals solche Ribaldi *) vorgekommen sind. Ihr macht meinen Fischen Schande; habt Ihr etwa kein Geld, sie zu bezahlen?"

„Che questo a noi," **) rief ein zerlumpter Herkules beleidigt aus, dessen Geschäft es war, zur Zeit der Ebbe die Fremden auf seinen breiten Schultern durch das niedrige Wasser am Strande in die Barken zu tragen — „che siamo Galantuomini! ***) was denkt der Herr von uns? wir kein Geld? ha! — es gab eine Zeit, da regierte einer der Unsrigen über Neapel, und alle Schätze der Welt standen uns zu Gebote. O, Signor Don Fernando, es kann wieder dahin kommen; dann kaufen wir dem Golph von Neapel alle Fische ab, die in seiner Tiefe gehen, und werden Euch eben so jüdisch behandeln, wie Ihr uns."

Dem Fischer Fernando schien die Anspielung auf die Revolution von Masaniello nicht die angenehmste zu sein; doch in der gutmüthigen Laune, worin er sich einmal befand, schluckte er jede Pille hinunter und sprach im spöttelnden Tone: „Jammerschade, daß Ihr feine Leute seid, Ihr Schurken; ich hätte sonst eine Hand voll Carlini unter Euch geworfen, damit Ihr mir meine Fische abkaufen könnt."

*) Schurken.

**) Welche Frage an uns.

***) Wir sind feine Leute.

Da nahmen die betroffenen Gauner die zerfetzten Hüte oder herabhängenden rothen Wollmützen von den schwarzen Köpfen, und ihr übermüthiger, spottender Ton verwandelte sich plötzlich in einen demüthig bettelnden. „Lovia!“ begann Einer nach dem Andern, „Per l'amor di Dio date qualche cosa, povera gente!“ *)

Da warf Jener lachend eine Handvoll Silbermünze unter die Menge. Alles stürzte darüber her und nun wollte Jeder Fische kaufen. Er aber rief: „Packt Euch fort, Ihr Spitzbuben! wollt Ihr mich mit meinem eigenen Gelde bezahlen, so müßte ich ja einen Banquerott machen, der alle die zehntausend Advokaten Neapels bereichern würde. Bei San Gennaro und der heiligen Rosalba von Palermo, macht Platz da, Ihr Ragazzi, **) Ihr Halunken, für die ehrlichen Leute, Cavaliere und Signoras, die jetzt kommen, um mit eigenem Gelde meine schönen Fische zu kaufen.“

„Fernando è un Pulcinello,“ ***) sprach der indeß hinzu getretene Declamator zu den Übrigen laut genug, daß es Jener hören konnte, mit ausgestrecktem Arm, wovon sein zerlumpter Mantel herabhing; „aber,“

---

*) Um der Liebe Gottes willen, gebt etwas den armen Leuten!

**) Spitzbuben.

***) Ferdinand ist ein Policinell.

fügte er mit einem gewissen Pathos hinzu, „er ist eine ehrliche Haut, der Vater aller Lazzaroni von Neapel. Lasset uns ihm einige Evvivas zuschreien, für seine lumpigen Carlini, die er uns zugeworfen hat.“

„Evviva, evviva Fernando! evviva Padre del Lazzaroni!“ *) schrie ihm die Menge zu, und warf Mützen und Hüte in die Luft.

„Hört, Ihr Spitzbuben,“ rief Fernando, „ich kann Euch noch eine Freude machen mit einer Nachricht: wenn heute die Kanonen vom Castel nuovo am Schloß brummen, so betet ein Dutzend Paternoster oder Credos für eine neugeborene Seele; denn die Kanonen werden Euch sagen, daß Vater Fernando Großvater geworden ist.“

Diese Nachricht wurde mit lautem Jubel aufgenommen. Jetzt aber ging der Fischhandel lebhafter vor sich; denn ein Blick über den Golph hin zeigte, daß schon alle die reizenden Inseln: Procida, Capri und Ischia, wie das Vorgebirge Misene in jene graugelben Wolken gehüllt waren, die das Herannahen des bösen Sirocco schon früher angekündigt hatten.

Unter den Käufern aus allen Ständen befanden sich auch viele von den früher erwähnten Cavalieren und Damen, die man wohl kannte, als zu den nächsten

*) Es lebe Ferdinand, es lebe der Vater der Lazzaroni!

Umgebungen des Hofes gehörend; aber manche derselben hatten sich sehr unvollkommen, wie zu einer Maskerade, in verschiedene jener neapolitanischen Nationaltrachten gekleidet, die man in Neapel auf dem Merkato zu allen Tageszeiten sieht. — Dieser junge Conte zeigte sich in der malerischen Tracht eines Calabresen, mit dem goldgestickten Tressenwestchen und dem dunkeln Mantel in weiten Falten geheimnißvoll und malerisch um den dünnen Arm geschlungen, die spitze Filzmütze tief herabgedrückt auf die schwarzen Augenbrauen eines blassen verlebten Gesichts, dem aller Ausdruck von Kraft und Energie fehlte, welche sonst diese tapfere Nation der Räuber zu bezeichnen pflegt. Umschlang auch eine breite buntfarbige Schärpe die Hüfte, worin Säbel und Pistolen steckten, so hätte sich doch kein Kind gefürchtet vor dieser gebrechlichen Figur, die mehr einem hinfälligen Greise, als einem Vierziger glich, der er doch ohne Zweifel noch war.

„Da ist er," flüsterte Laura ihrer Begleiterin zu, „der Pavian, und der sollte mein Gemahl werden? Niemals, lieber sterben! — bei den fünf Wundenmalen Jesu!"

Und damit zog sie sich noch weiter zurück durch eine buntbewegte Volksmasse, die aus den Vornehmsten wie aus den Geringsten Neapels zusammen gesetzt war. Man sah dort eine kleine Contessa, in der reizenden

Tracht einer Fischerin von Amalfi, mit dem buntdurchflochtenen Korb auf dem lieblichen Köpfchen, den tief herabhängenden glänzendschwarzen Haarzöpfen, dem an der Seite aufgeschürzten antiken Frauenrock, mit großen Schnallen auf den Schuhen, begleitet von ihrer Duenna, in der grauen Tracht einer barmherzigen Schwester, und zu noch größerer Sicherheit von ihrem Beichtvater, einem feisten Dominikaner im weißen Ordensgewande, in dessen rothem glänzendem Antlitz nur die kleinen, blinzenden Augen List und Verschlagenheit verriethen.

Diese und andere vornehme Herrschaften, mehr oder weniger verkleidet, drängten sich jetzt zu dem Fischhändler, um ihren Eifer zu zeigen, Fische zu kaufen. Alle kannten ihn, und man sah es den Cavalieren und Damen oft an, wie sie sich anstrengten, ein ungezwungenes Wesen ihm gegenüber anzunehmen, und einen Respekt zu verbergen, der ihnen gleichsam angeboren war. Wer tüchtig feilschte und handelte, war dem Fischhändler angenehm. Die mühsam erstrittene kleine Silbermünze schien ihm die liebste zu sein, die er in sein Beutelchen steckte, und vergnügt nickte er oft diesem oder jenem bekannten Gesicht zu und rief, das Beutelchen hochhaltend: „Ecco qui, *) wie viel ich schon verdient habe! o welch ein gesegneter Tag ist das heute,

*) Sehe Einer!

aber auch welche gesegnete Fische bringe ich heute zu Markt. O che belli, che stupendi pesci! *)

Die kleine Contessa in der Tracht der Fischerin aus Amalfi kaufte so viel Makrelen, als ihr Körbchen nur fassen konnte, aber sie handelte um den Preis, als gelte es das Leben. Jedes Gebot von ihr war mit einem schlagenden Witzwort und eben so schnell, im Ton eines ächten Volkshumors, erfolgte die Antwort des Fischers. Am Ende, nachdem Alles berechnet und bezahlt war, rief er ihr lachend zu: „Eh! nun wohl, Donna Carlotta, wir kennen Euren Lieblingswunsch, weil wir Euch nicht zu unserm Finanzminister machen können, so wollen wir Euch zur Ehrendame unserer Schwiegertochter erheben, denn von Euch kann sie lernen, mit ihrem Nadelgelde Haus zu halten!"

Da verneigte sich die kleine Gräfin auf das tiefste und küßte dem alten freundlichen Fischer die Hand, der sie dann zutraulich über das feine Kinn streichelte, und mit einem „Geh' mit Gott und mit der gebenedeiten Madonna Maria!" entließ.

Jetzt kam die Reihe an den Calabresen, in dessen malerischer Tracht ein Pavian zu stecken schien. Er fragte mit einer tiefen Reverenz, die sich komisch genug ausnahm zu der stolzen Haltung, welche die Maske

*) O wie schöne, wie prächtige Fische!

eines Calabresen erfordert hätte, nach dem Preise einer der kleinsten Makrelen, die er mit spitzen Fingern und mit dem unwillkührlichen Ausdruck von Ekel auf seinen gefurchten Gesichtszügen beim Schwanz aufhob.

„Weil es schade um den schönen Fisch sein würde," antwortete der Fischer mit Laune, „von einem so unschönen calabresischen Affen gekauft zu werden, sollst Du ihn mir mit zwei Carlini bezahlen."

Ein tolles Lachen in den Umgebungen des Fischhändlers verstimmte den beleidigten, stolzen Grafen noch mehr. Er zog daher ein grünseidnes Netz, das mit Goldstücken gefüllt war, und legte zwei Ducati in die ihm vorgehaltene Hand des Fischers. „Ich werde Euch zeigen, Signor Pescatore, daß ein calabresischer Affe noch Geld genug hat, um einem neapolitanischen Könige seine Fische zu bezahlen."

„Impertinente, sfacciato!" *) grollte Fernando, „wer giebt diesem Narren das Recht, das Incognito seines Königs zu verletzen? he, wie? was? packt Euch fort und laßt Euch im Pallast Fernando's nicht wieder betreffen!"

Erschreckend zog sich der Angefahrene zurück, und da es schon anfing, in der Ferne zu donnern und zu brausen, so entfernten sich auch die Andern. Lakaien in der

*) Impertinenter! Abscheulicher!

damals schwefelgelben königlichen Livree traten vor, und der Eine bot dem Fischhändler ein silbernes Waschbecken mit parfümirtem Wasser, der Andere die feine Dammastserviette, der Dritte hing ihm einen Mantel um und der Vierte setzte ihm einen Generalshut mit weißer Feder auf den Kopf.

Diese Zeit erschien der Zigeunerin als der günstigste Augenblick für ihren kleinen Schützling, und auf ihre Ermahnung trat Lauretta vor, mit der Unbefangenheit eines Kindes, das aber nur Scheu hat, eine Angelegenheit des kleinen Herzens vor fremden Zeugen auszusprechen.

Indem sie niederkniete, überreichte sie dem Herrn Fischer, der jetzt schon ganz stattlich, wie ein General, aussah, eine Bittschrift.

„Rabbia!“ *) rief dieser im komischen Verdruß, „was verlangt die Kleine? wir sollen hier so lange stehen und Suppliken lesen, bis uns der Regen auf die Nase fällt oder der Sirocco uns umwirft? — Wer hat Dir die Bittschrift gemacht und wer bist Du? was willst Du?“

Diese letzten Fragen waren schon wieder mit dem väterlich wohlwollenden Ton an das arme Kind gerichtet, dem schon die Thränen in das Auge getreten, so daß die erschrockene Laura wieder Muth gewann, ihm zu

*) Tollheit.

berichten, daß der öffentliche Scribano, der alte Raphael an der Ecke der Vicaria, ihr diese Supplik aufgesetzt habe. „Ich bin Laura, die Tochter des Marquis von Toralba, meine arme Mutter ist längst todt, und mein Vater, in dem Alter, worin er mehr den Werth eines Geldsacks als eines Herzens zu schätzen weiß, hat mich an einen alten, häßlichen Pavian verlobt."

Don Fernando lachte laut und rief: „nun, bei allen vierzig Heiligen, die mir die Gnade erweisen, meine Schutzpatrone zu sein, fast könnten wir errathen, wer dieser Pavian ist. War er nicht so eben hier und wollte Fische kaufen? — der Verschwender!"

„Ja, Don Carlo Conte di Lavradio."

„Ha, der reiche Erbe aus Calabrien. Nun, darf man fragen, hat etwa die Liebe schon Besitz genommen von Deinem kleinen Herzen, daß Dir dieser reiche Goldfisch so zuwider ist?"

„Noch nicht; aber wer weiß, wie bald es kommen kann," entgegnete Laura mit jener reizenden Naivetät, der nur eine junge Neapolitanerin fähig ist, und mit einem schelmischen Augenaufschlag, der in diesem Augenblick das Kind entzückend schön machte.

„Nun wohl," sprach er, „für diesen Fall würdest Du, nach unsern Sitten, viel besser für Deine Freiheit, zu lieben wen Du willst, sorgen können durch eine

Verheirathung mit einem ungeliebten Mann, als wenn Du einen Geliebten heiratheſt."

„Ich will aber Keinen heirathen, den ich nicht liebe," ſprach Laura mit einem kleinen Trotz, der wohl das verzogene Kind verrieth, ihr aber allerliebſt kleidete. „Mein Vater hat mir in allen Dingen meinen Willen gelaſſen, im Heirathen will ich auch meinem Kopf folgen."

„Höre, mein Töchterchen," ſprach Fernando, „die Großen in den Königreichen beider Sicilien ſind völlig freie Herren, und wenn Dich Dein Vater enterben und auf Lebenslang in ein Kloſter ſperren wollte, ſo hätte ſelbſt der König Ferdinand mit aller ſeiner Macht nichts darein zu reden."

„Eben in ein Kloſter will ich lieber gehen," ſprach Laura eifernd, „als dieſes entſetzliche Affengeſicht heirathen. Aber man will mich im Nonnenkloſter der heiligen Annunziade als Novize nicht annehmen, ohne Erlaubnißſchein meines Vaters oder Befehl des Königs."

„Und da ich viel gelte beim Könige," entgegnete Fernando, der ſein Incognito beibehalten zu wollen ſchien, mit vieler Heiterkeit, „ſo ſoll ich meine Vermittelung eintreten laſſen, damit Du Schutz findeſt gegen einen widerwärtigen Menſchen, dem der König eben, wie ich höre, den Hof verboten hat. Nun wohl, ich verdenke Dir dieſe Abneigung keineswegs; indeß, was werde ich erhalten für meine Fürſprache?"

Dabei hob er ihr scherzend das Kinn des gesenkten Köpfchens und schien nicht übel Appetit zu haben nach einem Küßchen von diesem allerliebsten kleinen Munde, mit dem den italienischen Frauengesichtern so eigenthümlichen feinen, dunkeln Sammtschatten über der schelmisch aufgeworfenen Oberlippe. Allein von einer heisern weiblichen Stimme erfolgte die Antwort: „due Gallinacci grassoni, *) ein wahres Königsessen, Goldsohn, bei den Sternen und den vier Elementen des Himmels und der Erde!"

Es war die Zigeunermutter, die ihren Korb geöffnet hatte und dazwischen trat. Dem, in einen General verwandelten Fischhändler aber kam dieser Antrag so komisch vor, daß sein schallendes Lachen fast den rollenden Donner des nahenden Sirocco übertönte, der diesen räthselhaften Herrn nicht aus seiner heitern Laune bringen konnte.

„Due Gallinacci grassoni," rief er lachend, „che sarebbero un bucello squisito per la bocca d'un re! **) Zwei schöne welsche Hähne! Alle Teufel! Alte, die schlage ich nicht aus. Ihr habt mich ganz dadurch für diese kleine Person eingenommen. Auch sehe ich aus ihrer Erzählung, daß das Recht völlig auf ihrer

*) Zwei fette welsche Hähne.

**) Ein köstliches Gericht für die Küche eines Königs.

Seite ist, und der letzte Beweis, den Ihr da habt, ist wahrlich nicht der schlechteste. Stellt Euch morgen um diese Stunde vor das Säulenportal des königlichen Pallastes, und Ihr sollet Bescheid erhalten, womit Ihr zufrieden sein werdet."

Damit gab er einem königlichen Livreediener Auftrag, den Korb mit den Hähnen an sich zu nehmen, und bestieg, nach einem freundlichen Gruße gegen Laura, einen offenen Phaeton, der mit zwölf schönen weißen Pferden bespannt war, die Geschirre von rothem Marquin mit vergoldeten Schnallen und Kronen verziert trugen, und daneben noch mit reichen goldbordirten Scharlachdecken und gelben, blauen und weißen Federbüschen aufgeputzt waren, und fuhr, von berittenen Nobelgarden in glänzenden Uniformen begleitet, die schöne Baumallee der Chiaja hinauf, nach dem königlichen Pallaste zu.

Das war König Ferdinand, damals noch der Vierte, der sich später Ferdinand der Erste schrieb, in seiner bekannten bizarren Laune, die ihm beim Volke so beliebt gemacht hatte, obwohl er sich wenig um die Regierung bekümmerte und alle Sorgen derselben seiner klugen, aber intriguanten Gemahlin, der Königin Karoline, überließ. Als Tochter der berühmten Maria Theresia und Schwester der berüchtigten Gemahlin des Königs

Karl IV. von Spanien, *) so wie der unter der Guillotine gefallenen unglücklichen Antoinette, Gemahlin des enthaupteten Ludwigs XVI., hatte sie eine sehr wissenschaftliche Bildung erhalten und die Herrschsucht ihrer Mutter geerbt. Schon in ihrem sechzehnten Jahre an Ferdinand verheirathet, der damals um ein Jahr älter war, verlangte und erhielt sie Zutritt im Staatsrath.

Die Erziehung des Königs war so vernachlässigt, daß er bei übrigens natürlich gesundem Verstande sich völlig in die Hände seiner Minister gegeben sah, die ihm weder treu noch ergeben waren, daher zum Theil schon nach wenigen Tagen wieder entlassen werden mußten. Damals, schon nach wenigen Monaten seit ihrer Vermählung, sprach die junge Königin Karoline zu ihrem Gemahl: „Wenn Sie mir einen Theil Ihrer Herrschergewalt abtreten wollten, so haben Sie wenigstens von meiner Ehrsucht nichts zu fürchten; denn Ihre Interessen sind auch die meinigen, und wer könnte auch bessere Ursache haben, gut zu regieren, als diejenige, deren Söhne einst das Reich beherrschen sollen?"

Diese Königin, die sich jetzt, am 5. Novbr. 1798, in einem Alter von 46 Jahren befand, hatte ihrem Gemahl eine große Anzahl Prinzen und Prinzessinnen

*) S. meinen histor. Roman: Don Fernando. Leipz. 1841, bei Aug. Taubert, 3 Thle., wo ihr Verhältniß zu Godoy und ihr Leben geschildert ist.

geboren, von denen wir nur zwei erwähnen wollen: den Kronprinzen, nachmaligen König von Neapel, Franz Xavier Joseph (geb. 1779), und Louise Amalie (geb. 1783), nachmalige Herzogin von Orleans und jetzige Königin der Franzosen. Zu dieser seiner Gemahlin eilte jetzt König Ferdinand in großer Heiterkeit, indem er sich den Korb mit den zwei welschen Hähnen nachtragen ließ.

„Sehen Sie, meine liebe Lehrmeisterin (so pflegte der König scherzend seine Gemahlin zu nennen), was wir heute schon mit unserm königlichen Amte verdient haben. Zwei fette Hähne, ei den Teufel, das ist ein wahres Königsessen, und darum kann man schon einem armen Kinde den Gefallen thun, es gegen einen Pavian in Schutz zu nehmen."

Die Königin blieb ernsthaft, und nachdem sie sich die Geschichte hatte erzählen lassen, machte sie ihn aufmerksam, wie wenig sein Benehmen in dieser Sache der königlichen Würde entsprechend sei, und wie bedenklich es sei, sich in die Familienangelegenheiten der Großen des Reichs einzumischen.

Allein Ferdinand lachte: „Hohe Madonna, wenn sich in Neapel alle Richter bestechen lassen und die höchsten Staatsbeamten ihre Gunst verkaufen, warum sollte ich, der Höchste von Allen, Vortheile von mir weisen, die kein Anderer verschmäht? und was die Barone beider Sicilien betrifft, so sind sie so mächtig und übermüthig,

daß sie die ihnen zustehende Halsgerichtsbarkeit ausüben, indem sie in ihren Todesurteln, statt aller Entscheidungsgründe, die Klausel aufnehmen: „„aus uns bewußten Gründen ꝛc."" Wir werden also kein Narr sein und diese gute Gelegenheit, einmal unsern besondern Appetit zu stillen, und zugleich dem übermüthigen Marchese von Toralba sammt dem widerwärtigen Grafen von Lavradio einen kleinen Denkzettel an unsere königliche Macht zu geben, vorüber gehen zu lassen."

„Jesus Maria und San Gennaro!" Mit diesem Ausruf unterbrach sich der König voll Schreck; denn in der Lebhaftigkeit seines Vergnügens über die erlebten kleinen Abenteuer hatte er nicht bemerkt, wie immer näher und schwärzer das Ungewitter herangezogen war. Jetzt aber plötzlich brach es los und zwar mit einer so furchtbaren Gewalt, daß vom Donner der ganze Pallast erzitterte, und die von den schwarzblauen Wolken erzeugte Nacht nur durch schwefelgelbe Blitzflammen erhellt wurde, während große Hagelstücke die von der Decke bis zum Marmorgetäfel des Fußbodens niedergehenden Balkonfenster des Perlago *) einschlug, und pfeifender Zugwind durch alle wenig schließende Thüren und Fenster der ungeheuern Räume dieses königlichen Pallastes sich zog.

---

*) Zimmer mit einer offenen Glaswand.

„Heilige Rosalia von Palermo!“ rief die Königin, „was wird unsere Schwiegertochter machen in diesem Augenblick; wenn nur kein Unglück geschieht!“

„Nun, nun,“ brummte der König vor sich hin, in einem Tone, der mehr Unruhe und Ängstlichkeit verrieth, als er sich selbst eingestehen wollte, — „der Teufel wird doch sein Spiel nicht treiben, uns die Großpapafreude zu verderben?“

In diesem Augenblick hob der reichgalonirte Portier, der außerhalb stand, den schweren carmoisinrothen Sammtvorhang, der die Thür dieses königlichen Sprachzimmers von innen bekleidete, und ein schlanker junger Mann, in einem einfachen hellblauen Uniformoberrock und rothen ungarischen, mit Goldborden besetzten Beinkleidern, den dreieckten Federhut unter dem Arme haltend, und einen ungarischen Säbel am Wehrgehänge aufgehakt tragend, trat rasch ein unter Blitz und Donnerschlägen und prasselndem Regen und Hagel, wodurch seine schreckensblassen Züge einen gewissen, Entsetzen erregenden Ausdruck erhielten. Mit allen Schauern der innersten Erschütterung kämpfte in seinem Wesen das Bemühen, die Formen der Etikette und den Ausdruck der Ehrerbietung zu beobachten, und die Königin, von seinem Anblick selbst erschreckt, rief ihm entgegen: „doch kein Unglück geschehen?“

„Noch nicht; aber die höchste Gefahr ist vorhanden, — arme Maria!“

Mit diesem Ausdruck stürzten Thränen aus den Augen des jungen Mannes, und unfähig, sich aufrecht zu erhalten, sank er nach einigem Schwanken auf den nächsten, reichvergoldeten Sammtsessel, indem er beide Augen mit den Händen bedeckte.

Die Königin Karoline behielt ihre Fassung. Während ihre feine weiße Hand die silberne Klingel in Bewegung setzte, die auf dem mit einem grünen Sammtteppich, worauf an allen vier Ecken ihr Namenszug mit der Krone gestickt war, bedeckten Tische stand, fragte sie nach einigen näheren Umständen, die der junge Mann, so gut er vermochte, beantwortete.

„Nun, und sind die Leibärzte versammelt?“ schloß sie ihr Examen.

„O, du heiliger Januarius!“ rief der Kronprinz mit erhöhtem Schmerz aus, „das ist es eben, was ich fürchte, — zehn Ärzte, die sich streiten um Systeme, während die Arme leidet und der entscheidende Moment immer näher tritt.“

„Man rufe sogleich,“ gebot die Königin der eintretenden Kammerfrau, „den Dottore Corvisar; er ist zwar,“ fügte sie gegen den König und ihren Sohn hinzu, „ein von Gott verdammter Franzose, aber der

geschickteste und berühmteste Accoucheur von Neapel; alle unsere königlichen Leibärzte sind Ciarlatàni gegen ihn."

Der Befehl wurde augenblicklich vollzogen und die Königin gab dem Kronprinzen ihren Arm, um ihn zu seiner Gemahlin zu begleiten. Der König Don Fernando aber, der in allen Dingen den Volksglauben theilte, gab Befehle, schleunigst einige Messen zu lesen in der kleinen Kirche der heiligen Luzie, dieser gebenedeieten Schutzheiligen der Frauen in solcher Lage, worin sich die Kronprinzessin befand.

Und diese frommen Exercitien schienen in der That die gute Heilige bewogen zu haben, der hohen Dame ihren besondern Schutz angedeihen zu lassen; denn kaum hatte sich nach einer halben Stunde, mit Hülfe des heiligen Januarius, dem zu Ehren die Priester von San Gennaro eine Prozession im Kreuzgange der Kirche unter dem Zudrängen des Volks angestellt hatte, gelegt, und kaum hatte die glänzende Sonne Neapels am reinblauen Himmel die Millionen Regentropfen auf den erfrischten Gräsern in ein magisches Diamantenfunkeln verwandelt, so ertönten auch schon die Kanonen vom Kastell nuovo, das bekanntlich mit dem Schlosse durch eine Gallerie in Verbindung stand, und die Kanonen des Kastells dell' Uovo und auf der Höhe des Vomero antworteten, und alle im Hafen liegenden Schiffe hißten ihre festlichen Wimpeln und Flaggen auf und

begrüßten die königlichen Basteien mit ihren Salutschüssen. Das Volk aber zählte mit angehaltenem Athem die officiellen Kanonenschüsse, und als diese mit dem einundzwanzigsten aufhörten, sah einer dieser markigen malerischen Lazzaroni-Gestalten den Andern mit dem Ausdruck der getäuschten Hoffnung an.

„San Gennaro sei gelobt!" sprach dieser und jener, „Ma..." und zuckte in ausdrucksvoller Pantomine die Achseln bis über die Ohren hinauf. „Die heilige Luzie, bei der wir einen Prinzen bestellt hatten, hat uns nur ein lumpiges Geschenk gebracht; es ist nur eine kleine Prinzessin!" „Aber wir werden sie sehen," fügten Weiber hinzu, „und wir werden uns freuen mit dem Papa Fernando, daß er Großvater geworden ist!"

Und damit zog sich die ganze Volksmenge vom Strande der Margellina und Sanct Luzia, von der schönen Strada di Chiaja am Meeresufer und vom geräuschvollen Merkato, so wie aus der brausenden Toledostraße her, nach dem großen halbrunden Platz vor dem königlichen Schlosse. Dort waren aller Blicke gegen die schöne Hauptfacade gerichtet, die drei Stockwerke über einander, in einer Länge von 520 Palmen mit dorischen, ionischen und korinthischen Pilastern verziert, enthält. Endlich öffneten sich die Glasthüren des, von vier mächtigen Granitsäulen getragenen, bedeckten Hauptbalkons

(welcher jedoch, beiläufig gesagt, dem königlichen Schlosse eben so wenig zur Zierde gereicht, als der unförmige Glockenthurm, der darüber emporragt), und bald erschienen oben an der Brüstung eine Menge der höchsten Hofchargen an Herren und Damen, die jedoch ehrerbietig in den Hintergrund traten, als der König im himmelblauen gestickten Gallarock erschien, am Arm die Königin führend und begleitet vom Kronprinzen und andern Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses. Der König und die Königin grüßten das Volk, dessen Evvivageschrei mehr einem brausenden Wellenmeer als einem Volksruf glich, und nun ließ sich der König, von einer ihm folgenden Gouvernante ein reich in Spitzen und Seide gekleidetes Kind geben und zeigte es dem Volke, worauf er es küßte und seinem Sohn, dem Kronprinzen, übergab.

Es ist unmöglich, ein wilderes Freudengeschrei zu hören, als alle diese Tausend und abermal Tausend Fischer und Schiffer, Caleſſari, Advokaten, Mäkler, Ruffianis und Lazzaroni jeder Art anstimmten, und dieses Geschrei dauerte so lange, bis die königliche Familie, nachdem Alle das Kind geküßt hatten, sich durch die Balkonthür wieder zurückzog.

Dieses Kind aber, das am 5. Novbr. 1798 in Neapel geboren war, erhielt den Namen: Maria Karolina Ferdinanda Louisa. Es war die älteste Tochter

des Kronprinzen Franz Xavier Joseph von Neapel und das einzige Kind seiner geliebten Gemahlin, Maria Clementine, Erzherzogin von Östreich, die er in der Blüthe ihrer Jahre verlieren sollte.

Der schreckliche Sturm aber in der Stunde ihrer Geburt und der reine klare Himmel, als sie endlich das Licht der Welt erblickt hatte, war nicht ohne Bedeutung für ihr künftiges Leben, das wahrlich ein sturmbewegtes gewesen ist, wie es wenige Menschen haben durchkämpfen müssen, bis endlich ihr ein friedlich stiller Lebensabend zu Theil geworden ist.

Maria Karolina ist nämlich die in der neuesten Zeit durch ihre kühnen Abenteuer in der Vendee so bekannt gewordene Herzogin von Berry, die Mutter des legitimen Thronerben von Frankreich, den die Legitimisten noch immer Heinrich V. nennen, obgleich die Julirevolution von 1830 eine andere Dynastie auf den französischen Thron berufen hat, und dieser Prinz im zurückgezogenen Privatleben, als Herzog von Bordeaux, keinen Anspruch mehr macht auf die französische Krone.

Zweite Abtheilung.

Die Villa Reale zu Neapel. — Laura und die Zigeunerin. — Der Dominikaner Fra Bartholomeo. — Abendhimmel. — Leben auf dem Corso. — Die Strada di Chiaja. — Der Incroyable als Ritter. — Der Marchese di Toralba. — Ueber die französische Revolution. — Bestürzung im Pallast von Toralba. — Die Ruinen des Pallastes der Königin Johanna. — Die Casini. — Die Gruppe am Strande unter den Ruinen. — Der nächtliche Sänger. — Lied der Sehnsucht. — Der Graf von Lavradio. — Das Dazwischentreten des Fremden. — Dessen Begleitung auf die Höhe von St. Elmo. — Blick auf das erleuchtete Neapel. — Die ersten Regungen der Liebe. — Scenen im königlichen Pallast. — Premierminister Ritter Acton. — Flucht der königlichen Familie von Sardinien. — Entschluß zum Kriege. — Der König und die Königin. — Brief des Herzogs von Berry. — Dieser erscheint selbst am Hofe. — Die kleine Prinzeß Maria Karolina. — Neapolitanischer Kriegszug. — Lady Hamilton, deren Geschichte und Einwirkung. — Nelson, Verhältniß beider. — Jacobinische Stimmung in Neapel. — Das Heranrücken der Franzosen. — Flucht der königlichen Familie von Neapel. — Widerstand der Lazzaroni. — Der Capo-Lazzaroni. — Die Einschiffung. — Die kleine Prinzessin ist im Pallast zurückgelassen. — Der Herzog von Berry holt sie. — Freudiger Empfang des Hofes in Palermo.

Wer hat nicht schon die Villa Reale von Neapel als einen der reizendsten Spaziergänge der Welt rühmen gehört? Funfzehnhundert Schritt lang und hundertzwanzig

breit ziehen sich fünf Alleen, von Akazien und Steineichen gebildet, zwischen Parapeten und Blumenstücken vom lieblichsten Farbenschmelz dahin. Rauschende Fontainen, blühende Aloestauden, Oleander-, Orangen- und Fuccagebüsche schmücken diesen königlichen Garten, in dessen Mitte sich die prachtvolle Marmorgruppe des farnesischen Stiers *) erhebt. Der Ausdruck von Kraft an dem sich bäumenden Stier und den beiden Jünglingsgestalten, die ihn bändigen, ist bewunderungswürdig, und erfüllte selbst die Seele des jungen Mädchens mit ganz eigenen Schauern, das jetzt an der Seite einer alten Zigeunerin, in einem langen Schleier gehüllt, hier schüchtern vorüber eilte.

Weiterhin gehen die Alleen in einen englischen Garten aus, in dem ein kleiner Tempel die Marmorbüste Tassos, des in dem poetischen Volksleben von Neapel so beliebten Sängers des befreiten Jerusalem, enthält. Und vor dem offenen Auge und heitern Blick dieses milden Sängers breitet sich die herrliche Küste

*) Eine bewunderungswürdige Composition von Apollonius und Tauriscus, aus einem Marmorblock von 14 Palmen hoch und 16 Palmen breit gebildet, die Söhne des Licius — Zeto und Amphyon — darstellend, die den bäumenden Stier bändigen. Diese Gruppe befindet sich jetzt in den Studien (dem alten Pallast, der die Kunstgallerie enthält). D. V.

aus, an der seine geliebte Vaterstadt, das stille Sorrent, sich im Meere spiegelt.

Unvergleichlich ist die Aussicht von dem in das Meer erbauten Vorsprung herab. Von keiner andern Stelle her erscheint der Golph so heiter und sonnig, so glänzend und rein. Das vorhin erwähnte junge Mädchen war kaum mit ihrer dunkelfarbigen Begleiterin hier angekommen und hatte einen langen Blick auf das wundervolle Rundgemälde geworfen, als es mit Thränen in den großen dunkelglühenden Augen und mit einem Gefühl, das ihre Brust zu zersprengen drohte, den bekannten Wahlspruch der Neapolitaner ausrief: „Vedi Napoli, e poi mori! — wer Neapel gesehen hat, mag immer sterben, er hat doch schön gelebt!"

Man sah oder fühlte es ihr vielmehr an, daß es der erste große Schmerz ihres fast noch kindlichen Lebens war und der Ausdruck, womit sie jene Worte rief, war kein anderer, als der der Wehmuth eines von allen Freuden des Lebens scheidenden Wesens.

Daß es die Tochter des Marquis von Toralba war, die sich an der Seite der vertrauten Wahrsagerin aus dem Pallast ihres Vaters fortgeschlichen hatte, brauchen wir unsern Lesern nicht erst zu sagen.

Es war der folgende Abend nach dem Tage der Geburt der Prinzessin Tochter des Kronprinzen, und eine Schrift, die Laura in den kleinen Händen hielt, war

so eben vor dem Portal des Pallastes ihr gegeben. Das Schreiben enthielt den Befehl des Königs an die Priorin des Klosters der Calmadulenserinnen auf der Höhe von St. Elmo, die Vorzeigerin dieses als Novize anzunehmen, und jetzt war sie im Begriff, sich dorthin zu begeben.

Es läßt sich wohl glauben, daß dieser entscheidende Schritt dem jungen Mädchen zum ersten Male vielleicht in diesem Augenblick schwer aufs Herz fallen mußte. Das Jugendleben nimmt Alles leicht, und wenn es in den Jahren der ersten Jugendblüthe des jungfräulichen Daseins keinen schrecklichern Gedanken geben mag, als sich mit einem Mann von entsetzlichem abschreckendem Äußern und unerträglichem Wesen zu vermählen, so mußte die kleine Laura, die bis jetzt, verzogen vom Glück, in den geringsten Dingen ihren Willen gehabt hatte, Alles daran setzen, um sich vor diesem Unheil zu bewahren. Das Klosterleben aber hat für die, meistens in Klöstern erzogenen jungen Töchter des Südens, wenig abschreckendes. Selbst der sonst so schwere Entschluß, das älterliche Haus zu verlassen, konnte für die arme Laura kein so schwerer sein, weil sie keine Mutter mehr hatte, und ihr Vater, der Marquis von Toralba, nach Art der neapolitanischen Großen jener Zeit, sich wenig um die Erziehung seiner einzigen Tochter bekümmerte, zudem Federigo, ihr Bruder, ein wilder,

lebensluſtiger junger Menſch war, der ſeine Tage im dolce far niente, ſeine Nächte am Spieltiſch hinbrachte, ſeine Schweſter noch viel ſeltener ſah.

So kannte Laura durchaus nicht jene deutſche Innigkeit des Familienlebens, die es einem jungen Mädchen aus unſerer Welt faſt unmöglich gemacht haben würde, das älterliche Haus ſo leichtſinnig zu verlaſſen; zudem war Laura faſt nur unter Domeſtiken aufgewachſen, und von einer franzöſiſchen Bonne, unter den Augen eines alten frommen Abbate erzogen, dem ſich noch ein ſchlauer, wohlgenährter und lebensluſtiger Dominikaner — der Fra Bartholomeo — zugeſellt hatte, um als ihr Beichtvater mitzuwirken, mehr aber als der nachſichtige, nachgiebige und ſich einſchmeichelnde Vertraute ihrer kleinen Leiden und Freuden, ihrer muthwilligen Scherze und kindiſchen Intriguen. Fra Bartholomeo hatte ein gutes Leben im Hauſe des Marcheſe von Toralba, und würde nie eingewilligt haben, daß ſein junges Beichtkind in's Kloſter gehe, wenn nicht die ungemeſſene Eiferſucht des Bewerbers um Laura's Hand, des reichen calabreſiſchen Grafen von Lavradio, den Marcheſe vermocht hätte, den Fra Bartholomeo aus ſeinem Hausſtande zu entlaſſen; und das war ſchon vor einigen Monaten geſchehen. Bartholomeo aber war ein Italiener, der, wenn er einmal ein Rachegefühl im Buſen trägt, nicht eher ruhig ſchlafen kann, bis er ſich

gerächt hat. Er war es daher gewesen, der an beiden, dem Marchese und dem Grafen, sich dadurch auf das Empfindlichste zu rächen suchte, daß er die Tochter des Einen und die Braut des Andern verleitete, aus dem älterlichen Hause zu entfliehen und in ein Kloster zu gehen. Jene alte Zigeunerin war die Zwischenträgerin gewesen, eine Vermittelung, die bei den neapolitanischen Sitten leicht möglich war. Wir müssen uns nämlich die Verhältnisse und Gewohnheiten in dem Hause eines dortigen Duca oder Marchese nicht so denken, wie bei unsern souverainen Fürsten oder beim hohen Adel. Die dortige Aristokratie ist lange nicht so abgeschlossen von den übrigen Ständen, wie in andern Theilen Europa's. Diese Herzöge, Marquis und Grafen leben in der Regel mit ihrer überaus zahlreichen Dienerschaft mehr auf einem familiären Fuß, und in allen großen Häusern giebt es außer der Dienerschaft noch eine Anzahl von Personen aus den geringsten Ständen, Lazzaronis, Zigeunerweiber, Fischer, Wasserträger und Gondeliere, die oft hundert kleine Dienste für die unbeschreiblich faule Dienerschaft großer Herrschaften zu verrichten haben. Namentlich sind die Wahrsagerinnen, Kartenschlägerinnen, Ruffianis, *) Gelegenheitsmacherinnen aller Art sehr beliebt bei den Damen großer Familien, denen sie durch ihre

*) Makler aus den niedrigsten Ständen.

Kammerfrauen zugeführt werden. Auf diese Weise hat der uns seltsam erscheinende Verkehr der kleinen Laura, nach damaligen neapolitanischen Sitten, durchaus nichts unwahrscheinliches. Auch das Ansuchen beim Könige war auf Anstiften des Fra Bartholomeo geschehen; jetzt aber wurde dieser listige Priester von den Beiden erwartet, — am Denkmal des Dichters des befreiten Jerusalem wollte Laura den Erlöser von einem ihr verhaßten Freier erwarten; denn der Dominikaner wollte das arme schutzlose Kind nach dem Kloster der Calmadulenserinnen begleiten und dort bei der Priorin einführen.

Laura hatte übrigens die Zeit der Siesta, wo Alles schläft, benutzt, um sich unbemerkt aus dem Pallast ihres Vaters zu entfernen, nachdem sie ihrer Kammerfrau befohlen hatte, jedem zu sagen, daß sie unwohl sei und Niemanden sprechen könne. Jetzt aber dämmerte der Abend und ihr kleines Herz wurde immer banger. Am Gipfel des St. Elmo glühten die letzten Strahlen der scheidenden Sonne in den prächtigsten Farbenübergängen von Roth, Carmoisin, Violet, Blau und Grau, und im Kristallspiegel des wunderschönen Golph glänzte der Widerschein eines vergoldeten Himmels. Während aus dem Duft der untern Regionen der mächtige Vesuv gegenüber noch in der hellsten Beleuchtung und im magischen Farbenspiel sich erhob, wurde das erhabene Schauspiel immer grandioser und

mächtiger schön. Laura hörte schon lange nicht mehr auf das seltsame Geplauder ihrer Begleiterin. Oft schon hatte sie dieses Schauspiel vom Corso aus gesehen; aus der schimmernden Karrosse oder vom Golph auf einer bewimpelten Barke, aber immer in einer Gesellschaft, deren Lachen und Tändeln jede ernste Betrachtung ihr unmöglich machte. Jetzt aber stand sie an einem so ernsten Scheidewege des Lebens, von so tiefen Gefühlen durchschauert, daß der Eindruck dieses Bildes ein nie erlöschender für ihr junges Leben wurde.

Endlich nahte sich die weiße Figur eines wohlgenährten Dominikaners; es war Fra Bartholomeo und vom fernen Corso her auf der Strada di Chiaja am Meeresufer ertönte das dumpfe Geräusch von tausend rollenden Equipagen.

Welch ein Kontrast von tiefer Lebenspoesie und heiterer, leichtsinniger Lust!

Längs der Villa Reale und dem schattigen Park, in dessen üppigem Pflanzenwuchs der staunende Nordländer in reichster Fülle alle die tropischen Pflanzen wieder findet, die er bei uns nur in Gewächshäusern hat kennen gelernt: zieht sich eine schöne Straße, die Strada di Chiaja genannt, in zwei Armen nach der Grotta di Pausilippo und dem Strande der Mergellina zu. Diese schöne Straße, die auf der einen Seite mit

weißen Palläſten beſetzt iſt, die durch grüne Jalouſieen, flache Dächer und Blumenballons ein ungemein heiteres Anſehen gewinnen, bildet zugleich den Corſo von Neapel, auf welchem Tauſende von glänzenden Equipagen, mit einer reizenden Damenflora von Neapel beſetzt, ſich in den reichbelaubten Doppelalleen auf und nieder bewegen. Neben den Kutſchenſchlägen her galoppiren galante Ritter, und zahlreiche Gruppen von Fußgängern ziehen ſich an den Blumenparterres hin nach dem Strande zu, um die köſtliche, ja man kann wohl ſagen, wundervolle Ausſicht über den Golph hin zu genießen. Jeden Abend, mit Sonnenuntergang, verſammelt ſich hier die ſchöne Welt Neapels, und athmet die berauſchenden Balſamdüfte, die ein erquickender Hauch des Seewindes von den Zauber-Inſeln Procida, Iſchia und Capri herüber wehet.

So war es auch an dieſem Abend der Fall, und mitten in der endloſen Wagenreihe, die ſich im langſamen Schritt auf der Chiaja, in der Richtung vom Strande der Mergellina nach der Grotte des Pauſilippo hinaufbewegte, ſah man an jenem Abend eine mit ſechs reich bebänderten und mit Federbüſchen geſchmückten Iſabellen beſpannte, goldlakirte zurückgeſchlagene Carroſſe, auf deren Trittbrett zwei Lakaien und ein Mohr, die von Goldborden ſtarrten, ſtanden und worin ein ältlicher Herr, mit Ordensſternen auf der Bruſt und

einem hellblauen gewässerten Ordensbande unter dem schwarzen Frack über der weißen Weste, sich zurückgelehnt hatte. Sein breites, volles Antlitz, mit tiefgefurchten Zügen, verrieth eine bedeutende Verstimmung, und mit einem Ausdruck von Lebensüberdruß lorgnettirte er rechts und links die in entgegengesetzter Richtung vorüberfahrenden Damen, und wenn er bald den Hut lüftend ein weißes ungepudertes, noch volles Haupthaar blicken ließ, so grüßte er dann auch wieder mit einer traulichen Handbewegung irgend eine nähere Bekannte.

Bald hatte sich an der Seite des Wagens ein Reiter angefunden, dessen lange hagere Gestalt, auf einem hochbeinigen magern Rothschimmel reitend, dem Ritter Don Quixote wenig nachgegeben haben würde, wenn nicht eine gesuchte, doch wenig geschmackvolle Kleidung, besonders jene Überladung von Ketten, Diamantnadeln und Ringen, die man in Neapel so liebt, den dortigen Elegant verrathen hätte. Dabei aber waren seine Nasenflügel so breit, die Nase selbst so platt gedrückt, der Mund so weit geschlitzt, mit wulstigen Lippen umgeben, die sich vergebens bemühten, die drei einzeln stehenden langen Zähne zu verbergen, die Augen so klein und blinzelnd, das Haar so kurz à la Titus geschoren (wie es damals Mode war), die Arme so lang und dünn, und die ohne Zweifel eben so langen und dünnen Beine bis unter die Brust in weite, gelbsammtne

Pumphosen gehüllt, während das kurze Kinn in einer Masse von übereinander gewickelten Halstüchern steckte, so daß man in der That zweifelhaft war, ob man die Bezeichnung Laura's, die ihren Freier, den Grafen von Lavradio, mit einem Pavian verglich, richtig finden, oder ob man ihn nicht lieber mit einem Incoyable der neuen französischen Republik vergleichen sollte; — am Ende hätten beide Vergleiche gepaßt.

„Nun, Excellenza?" rief er dem Marchese di Toralba zu, denn der war der alte Herr im Wagen, „so allein auf dem Corso? Und ich werde nicht so glücklich sein, meine kleine Braut heute zu sehen?"

„Weiß es der Himmel mit allen elftausend Jungfrauen," entgegnete der Marquis, „in welcher Kirche die kleine Eigensinnige ihr Ave oder Credo wieder beten mag; denn, seitdem ich meinen vormaligen Hauskaplan, Fra Bartholomeo, entlassen habe, ist die kleine Närrin ganz versessen auf das zur Messe gehen, und unser frommer Abbate, der ihre Erziehung leitet, sagt mir, man solle sie nur gewähren lassen, das gereiche zum Heil ihrer armen Seele."

„Der Teufel hat dieses Kirchenlaufen der jungen Mädchen erfunden!" rief der Ritter unmuthig, „ich wette," brummte er vor sich hin, „es steckt irgend eine Liebesintrigue dahinter; aber ich werde mich auf Kundschaft legen, es wird doch noch in Neapel irgend einen

ehrlichen Bravo geben, der für tausend Carlini dem unberufenen Galan das Lebenslicht ausblasen würde."

„Was sagen Sie da, Signor Carlo?" fragte der alte Herr.

„Ich verwünsche die Seele der französischen Revolution," entgegnete der Pavian, „die einen König gemordet hat. Übrigens sagt man, diese Sanscülotten in Oberitalien sollen sehr kühn sein, und schon auf Piemont sich werfen, um den König von Sardinien zu vertreiben."

„Man wird sie vertreiben, diese Ribaldi," grollte der Duca.

„Indeß," wisperte der Elegant, indem er mit dem Lorgnon die vorüberfahrenden Damen musterte, „wird es Mode, französisch gesinnt zu sein, was kann man dagegen machen? Man schwimmt nicht gern gegen den Strom."

Andere Bekannte kamen hinzu. Das politische Gespräch wurde allgemeiner und man sah es schon an ihrem Äußern, daß die neue französische Mode in Neapel anfing, unter den jungen Elegants Anhänger zu finden, während sie affectirten, liberale Gesinnungen zu hegen, ohne eigentlich zu wissen, was sie damit wollten.

Erst spät in der Nacht, als lange schon der Mond am klaren Himmel stand, verlor sich die wogende Menge vom Corso und kehrte zurück, neu gestärkt durch die frische Seeluft, in die engen und finstern Gassen der

Altstadt von Neapel und der dunkeln Quartiere der Vicaria und des Merkato.

Aber im Pallast des Marchese di Toralba herrschte große Bestürzung und lebhafte Bewegung. Laura, die junge Marchesa, war nicht zurückgekehrt, obgleich es schon Mitternacht geworden war. Der alte Herr war außer sich. Nie hatte er irgend einen Zug von Liebe gegen sein Kind verrathen; nie war er sich dieses Gefühls nur bewußt gewesen, und jetzt erst, nachdem er sie verloren hatte, erkannte er die Liebe des Vaters. Der Graf von Lavradio aber wüthete wie ein Leu, er sandte alle seine Diener aus, um Banditen zu dingen, indem er den höchsten Preis auf den Kopf des Entführers seiner Braut setzte. Nicht zweifelnd, daß irgend ein Galan sie entführt habe, wußte er doch nicht, gegen wen er die Dolche seiner Rache richten solle. Hundert Bedienten waren ausgesendet, um das verlorene Kind in allen Kirchen, selbst bei der schwarzen Madonna von San Lucie zu suchen.

Indeß hatte Laura ein kleines Abenteuer anderer Art, das einen Eindruck für das ganze Leben auf sie zurück ließ.

Unfern von dem Leben der Lust auf dem nahen Corso blicken die verfallenden Mauern des Pallastes der Königin Johanna trüb und finster auf die bewegte

Scene herab. Aus den öden Fensteröffnungen, wie aus den Augenhöhlen eines weißen Schädels, scheint der ruhelose Geist seiner seit Jahrhunderten schon abgeschiedenen Bewohnerin herauszuschauen. Das Volk scheuet die Nähe dieser Ruinen, besonders zur Nachtzeit, nicht zweifelnd, daß dort noch immer der Geist der Königin Johanna umhergehe, deren Name den Kindern von Neapel zum Schreckbilde geworden ist. Und so rächt die Nachwelt ihren Frevel der Ermordung ihres Gatten Andreas, und den Tod des unschuldigen Caraccioli, dessen Gespenst sie einst in den Tod jagte.

Obgleich es hier nicht sehr weit vom Corso entfernt war, und aus den besuchtesten Casinis in der Nähe Tanz und Musik bei hellem Lichtgefunkel erschallte, so war doch diese ächt romantische Partie in den nächsten Umgebungen Neapels, bei sinkender Nacht, wie ausgestorben.

Dort, am Ufer des Meeres, auf einem herabgerollten Steinblock saß ein weißgekleidetes, junges Mädchen von der zartesten Schönheit, und ein Mönch in weißem Ordenskleide stand an ihrer Seite, ein Kruzifix zwischen den gefalteten Händen haltend. Des jungen Mädchens Schleier war bis auf die Stirn zurückgeschlagen, und das duftige Spitzengewebe rahmte das reine Oval ihrer feinen Gesichtszüge ein. Die langen seidenen Wimpern des Augenliedes waren so tief niedergeschlagen, daß man

die schwarzen Diamanten ihrer Augensterne nur bei dem seltenen Aufschlag des frommen Blickes zum Himmel sah. Zwischen ihren zarten Fingern ließ sie die kostbaren Perlen eines Rosenkranzes rollen, während sie, leise Gebete murmelnd, doch mit großer Aufmerksamkeit auf die gedämpften Reden des Mönches horchte. Dieser aber schien mit allen Vorstellungen von Himmel und Hölle das Schwanken des armen Kindes bei einem großen und schweren Entschluß besiegen zu wollen.

In einiger Entfernung kauerte ein seltsames Wesen am Strande nieder, das mit aufgesammelten bunten Muscheln und Steinchen einen Zauberkreis um sich her zu legen schien, und dabei unverständliche Beschwörungsformeln murmelte. Ein kostbares Kästchen von Perlmutter mit Gold ausgelegt, das ohne Zweifel ein Juwelenkästchen war, stand neben dem jungen Mädchen auf dem Steinsitze.

Der Vollmond, so groß und glänzend wie er nur am südlichen Himmel schwebt, erleuchtete diese in der That höchst malerische Gruppe, die mit den Ruinen in der Nähe und dem Riesenschatten des Vesuv, von dessen Gipfel sich eine glutrothe Rauchwolke erhob, von Meisterhand gemalt, die poesiereichste Composition für das herrlichste Bild hätte abgeben können. Und wie dazu der Mond auf den Silberwogen des Meeres zu ihren Füßen tanzte, und das ferne Rollen der Equipagen

und Caleſſis, ſo wie die Muſik und der Jubel der Caſinis, verhallte im leiſen Plätſchern der Brandung, die weiße Schaumflocken über den flachen Kieſelgrund des Strandes heran trieb — da mußten alle Gefühle, die jemals die Seele bewegten, ſich entfeſſeln, und von Laura's ſchönen Wimpern perlte Thräne um Thräne, von Allen ungeſehen, nur dem Himmel klagend das erſte Weh ihres jungen Lebens.

Und in dieſem Augenblick hallten einzelne Accorde einer Guitarre in ihr Ohr. Der Mönch ſchwieg, und Laura horchte auf. Bald ſang eine ſchöne Tenorſtimme mit einer franzöſiſch anklingenden Ausſprache des Italieniſchen ein Lied, das im ſinnreichen Spiel eine tiefe Bedeutung hatte.

Laura verſtand deutlich die Worte, die ſie nie in ihrem Leben wieder vergaß:

„Unter Sehnen nach dem Morgen
Iſt das Heute ungenoſſen
Hingegangen;
Glaub' ich frei mich dann von Sorgen,
Seh' ich plötzlich aufgeſproſſen
Neues Bangen."

„Niemals hoff' ich, dieſe Tage
Werden meine Bruſt befreien,
Schmerzen enden;
Daß ſich Ende dieſe Klage
Und der Anfang einer neuen
Nicht verbänden."

„Und so schlingt sich, Glied um Glied,
Durch das Leben eine Kette,
Die wir meiden;
Sorgen ohne Rast und Friede,
Alt' und neue um die Wette,
Bis zum Scheiden."

Diese Andeutung eines Daseins voll Bekümmerniß und Sorgen, einer Zukunft ohne Hoffnung, fand in Lauras gleichgestimmter Seele nur allzusehr den Anklang, um nicht davon auf das Tiefste ergriffen zu werden. Ihr Herz pochte, ihr Athem bebte; auch die schöne sonore Tenorstimme, deren ganz eigenthümlicher Schmelz ohnehin auf Frauengemüther so einwirkt, hatte sie mächtig ergriffen. Ihr Auge suchte den Sänger; aber er stand zu tief im Schatten einer Säule, um von ihm mehr sehen zu können, als das Schimmern eines weißen Mantels und das Blitzen und Farbenstrahlen eines großen Diamants, den ohne Zweifel der Guitarrenspieler an der Hand, womit er die Saiten rührte, am Finger trug.

Indem Laura ihr Antlitz dem geheimnißvollen Sänger zuwendete, hatte dieser das, vom hellen Mondlicht angestrahlte wunderschöne Mädchen-Antlitz gesehen. Sein Athem stockte; die Stimme versagte ihm den Ton und mit einigen, immer leiser schwirrenden Accorden schwieg er endlich, und schien nur Auge und Ohr für diese liebliche, elfengleiche Erscheinung zu haben.

Da traten von der andern Seite aus der Ruine zwei Männergestalten hervor, wovon die eine modisch gekleidet, die andere in einen kurzen weiten Mantel gehüllt, jene offenbar der Herr, diese der Diener war. Kaum hatte der Erstere das Mädchen an der Ruine erblickt, so sprang er auf sie zu.

„Ha, Signora!“ rief er mit krächzender Stimme, „Treulose, habe ich Sie endlich! Augenblicklich folgen Sie mir nach dem Pallast Ihres Herrn Vaters, ich werde darauf dringen, daß unsere Verbindung so viel als möglich beschleunigt werde, dann bin ich Ihr Herr und werde das Recht haben, Sie besser zu hüten, als es die Gutmüthigkeit eines schwachen alten Marchese vermag.“

Im ersten Augenblick hatte der Schreck die arme kleine Laura sprachlos gemacht. Alsbald aber erkannte sie den ihr verhaßten Freier, und nun setzte sie muthig ihr Trotzköpfchen auf.

„Nun wohl, Herr Graf!“ rief sie, „weil Sie eben zugestehen, noch kein Recht zu haben, mich zu hüten, so kann ich Ihnen auch nicht das Recht zugestehen, mich wider Willen nach Haus zu führen.“

„Und Ihr, Fra Bartholomeo!“ rief der Graf Lavradio, den betroffenen Mönch anstarrend, „wie muß ich Euch hier überraschen in der Entführung und Verführung schuldloser Jungfrauen aus hohem Hause.“

„Signor Conte!“ rief der Mönch entrüstet, „dieser schmähliche Verdacht, diese Beschimpfung eines redlichen Priesters, der es für seine Kirchenpflicht hält, dem ihm entzogenen Beichtkinde den Trost der Religion nicht zu versagen, der aus dem Pallast ihres Vaters verwiesen, in nächtlicher Stille das Ufer des Meeres aufsuchen muß, um sein armes Beichtkind zu finden, ist eine Beleidigung der Religion selbst, der ich diene. O, du heilloser Frevler,“ rief er mit erhöhter Stimme, und schwang, gleichsam als Wehr und Waffe, sein Kruzifix, „apage Satanas! hebe Dich von hinnen und hindere nicht dieses fromme Seelenschäflein, den Gang des Herrn zu wandeln; hebe Dich hinweg, du unsauberer Geist, oder Bann und Interdikt wird über den Gottlosen hereinbrechen, der so schon seit langer Zeit nicht zur Beichte und zur Messe gegangen ist, der angesteckt von französischer Ketzerei zu keinem Heiligen mehr betet und keinen König mehr ehrt!“

„Halt ein, du scheinheiliger Schwätzer!“ donnerte der Andere, „glaubt Ihr, daß wir noch in der Zeit leben, wo Bann und Interdikt uns schrecken könnten. Oho, das Licht der Aufklärung ist über die Welt gekommen. In Frankreich haben sie schon Gott und alle Heiligen abgeschafft, und hier soll uns die Religion mit ihren Pfaffen auch nicht mehr viel Umstände machen. Pack' Dich fort, Mönch, oder ich befehle meinem Diener,

Dich den Fischen vorzuwerfen. Sie aber, kleine Marchesa, werden augenblicklich mitgehen, oder ich gebrauche Gewalt."

„Aber ich will nicht!" rief die Kleine trotzend, während der Mönch zurückwich. Der Graf aber faßte mit einiger Roheit das junge Mädchen an den Arm, und dieses schrie laut auf und rief um Hülfe.

Da trat der Sänger hinter der Säule hervor. Das volle Mondlicht strahlte eine männlich schöne Jugendgestalt an, das Antlitz etwas gebräunt, die Nase gebogen, Blick und Haltung voll Hoheit. Die Guitarre hatte er einen hinter ihm stehenden Lazzaroni abgegeben, der ihm wahrscheinlich als Führer diente. Er trug einen veilchenblauen französischen Frack, auf dessen Brust ein Ordensstern gestickt war. Die Unterkleider waren weiß und an der Seite hatte er einen Offizierdegen, auf dessen Griff er jetzt die Hand legte.

„Mein Herr," sprach er zum Grafen, „Ihre Gewaltthat macht mich zum Ritter dieser Dame. Ich ersuche Sie unbedingt, sogleich davon abzulassen."

Im Wesen dieses jungen Mannes lag so etwas determinirt Entschiedenes, daß der Graf sogleich den Arm des jungen Mädchens fahren ließ, den er bis dahin festgehalten hatte.

„Indeß, darf ich fragen, mit welchem Rechte Sie sich hier einmischen?“ stammelte der Graf in unverkennbarer Betroffenheit.

„Mit dem Rechte des Ehrenmannes und meines Degens,“ entgegnete der Fremde, indem er den Degen halb aus der Scheide zog; „ich bin übrigens Edelmann,“ fuhr er fort, „und stehe für jede Genugthuung zu Diensten.“

„Ich bin nicht sehr neugierig, Bekanntschaft mit Ihrem Degen zu machen,“ entgegnete der Graf; „die Sache läßt sich vielleicht noch ausgleichen. Die junge Dame ist die Tochter eines hiesigen Großen, dem väterlichen Hause entflohen, und ich bin ihr Verlobter, der nur sein Recht übt, indem er sie zurückführen will. Namen bleiben hier aus dem Spiel, um das Ansehen hoher Familien nicht zu compromittiren.“

„Ich werde mir nicht das Recht anmaßen,“ versetzte der Ritter, „in fremden Familienangelegenheiten den Richter zu machen, nur das eine Recht darf ich mir, als Ritter und Edelmann, nie versagen: bedrängten Frauen meinen Schutz anzubieten.“

„Mit Freuden und Dank werde ich ihn annehmen gegen diesen Unverschämten,“ rief Laura mit Leidenschaft. „Ich kann nicht zugestehen, daß er mein Verlobter sei; denn nie habe ich eingewilligt, seine Gattin zu werden. Mein Vater will oder kann mich gegen diesen Zudring-

lichen nicht schützen, und darum habe ich mir einen königlichen Schutzbrief ausgewirkt, kraft dessen ich Aufnahme in jedem Nonnenkloster finden werde." Damit überreichte sie dem Fremden das königliche Decret, und der Mond schien hell genug, um es lesen zu können. Der Fremde verneigte sich, und indem er es zurück gab, sprach er: „Es ist richtig! ich werde diese junge Dame begleiten, wohin es ihr beliebt; Sie aber, mein Herr, (sich zum Grafen wendend) haben nun die Wahl, entweder freiwillig sich zurückzuziehen, oder durch meinen Degen zum Weichen gezwungen zu werden."

Der Graf wählte das Erstere. Selbst nicht begabt mit einem Überfluß von Muth, sah er in dem im Schatten stehenden Lazzaroni aus Furcht einen Banditen, und so retirirte er so schnell, als es nur irgend mit einigem Anstande sich vereinbaren ließ, indem er zwischen den Zähnen tausend Flüche murmelte, die er aber nicht wagte, laut auszusprechen.

Dieser interessante junge Fremde begleitete nun Laura in derselben Nacht auf die Höhe von Sanct Elmo, wo sie in dem Calmadulenser Nonnenkloster, durch Vermittelung des Fra Bartholomeo, eine freundliche Aufnahme finden sollte.

In dem Decret des Königs war es ohne Zweifel absichtlich umgangen, Laura's Familiennamen aufzuführen,

es lautete der Befehl, die Vorzeigerin dieses als Novize im Kloster aufzunehmen, gleichsam au Porteur. Laura selbst, so kindlich sie auch noch war, mochte durch einen gewiß sehr richtigen Takt zurückgehalten sein, dem Fremden ihren erlauchten Familiennamen anzuvertrauen, und dieser war viel zu feinfühlend und zurückhaltend in seinem ganzen Wesen, um nach ihren nähern Verhältnissen zu forschen. Daß auch der Mönch sich darüber nicht äußerte, war ganz natürlich; die Zigeunerin aber war, nachdem sie aus ihren magischen Kreisen am Meeresstrand Glück und Heil in Hülle und Fülle und einen blanken Bräutigam der kleinen Laura prophezeihet hatte, mit einem reichen Geschenk entlassen, da man ihrer Hülfe nicht weiter bedurfte, es in der That mehr wie leichtsinnig gewesen wäre, ein Weib ihrer Art wissen zu lassen, in welchem der vielen Frauenklöster Neapels Laura ihr Asyl finden würde.

Aber gerade der magische Reiz des Geheimnißvollen dieser Wanderung, der duftige Schleier des Räthelhaften und die ganze romantische Situation erhöhten noch die gegenseitige Sympathie, wodurch sich ohnehin schon so leicht, nach dem Lauf der Natur, Jüngling und Jungfrau zu einander hingezogen fühlen.

Es kam begreiflich zwischen Beiden zu keiner Erklärung. Was sie beide für einander gegenseits empfanden, war noch ein so zartes und duftiges Wohlwollen,

daß es sich kaum in einem klaren Gedanken, noch weniger in Worte hätte zum Bewußtsein bringen lassen. Der Fremde schien ohnehin gleichfalls Ursach zu haben, unerkannt zu bleiben, obwohl Alles an ihm verrieth, daß er ein Franzose von hoher Geburt war, der aber mit der neuen Republik nichts gemein hatte, vielmehr zu den durch die Revolution vertriebenen Emigranten gehörte. Zudem befanden sich beide in Verhältnissen, die ihnen keinen Gedanken an die Möglichkeit irgend einer nähern Verbindung hätten aufkommen lassen.

Und wie sie beide auf der Höhe von Sanct Elmo vor der niedrigen Klosterpforte angekommen waren, die das jugendliche Dasein dieses engelschönen Kindes wie in ein kaltes Grab verschließen sollte — da gab es, noch im Augenblick des Scheidens von einander, einen tief bewegten Moment des Gefühls, wie es beide jugendliche Seelen noch nie zuvor so mächtig durchschauert gehabt haben mochte.

Der Fremde, der Laura schon einigemal an den steilsten Stellen des sich hinaufziehenden Fußsteiges geführt hatte, ergriff jetzt ihre Hand, um durch einen höflichen Handkuß ihr seine Achtung zu bezeugen; aber er vergaß es, sie wieder loszulassen, und sie vergaß es, ihm ihre Hand zu entziehen. Es war der Moment des Scheidens auf Nimmerwiedersehen, der uns oft schon bei einer interessanten Bekanntschaft so schwer fällt, um

wie viel mehr hier, wo sich bereits die unsichtbaren Fäden einer kaum noch geahneten Zuneigung um beider Seelen gesponnen hatten. Und dazu dieser Blick nach unten.

Welche Mondschein-Landschaft von dieser Höhe herab! — keine Feder, kein Pinsel, kein Griffel vermöchte nur eine leise Vorstellung von dem magischen Zauber dieses in Duft gehüllten Bildes zu geben. Der weite Meerbusen, dessen äußerste Umgränzung in Nacht und Nebel verschwamm, ein Firmament voll Sterne mit einem glänzenden Streifen, vom Widerschein des Mondes tief unter ihren Füßen im Wasserspiegel gebildet, darüber hingewölbt der unermeßliche Himmelsdom, dessen Gestirne in dem prachtvollen Glanz funkelten, wie er nur dem Firmament des Südens eigen ist, gegenüber der Nebelriese des Vesuv mit seiner feurigen Wolkenkrone, und unter seinen Füßen auf einer, in das Meer hinein ragenden Landzunge, der schlanke Molo — dieser Leuchtthurm mit seiner hellglänzenden Riesenlaterne; dort aber rechts, im weiten Halbkreise, das endlose Chaos einer prächtigen Hauptstadt, die mit südlicher Heiterkeit und kindlicher Lust an den vielen Lichtern, zu Ehren der Geburt einer Prinzessin Tochter des Kronprinzen, festlich erleuchtet war. Das war ein Lichtmeteor, wie es nicht leicht wieder ein menschliches Auge erblickt; da war alles Flimmern und Flittern, und Glanz und Freude, und

unten am Fuß des Sanct Elmo sah man deutlich vor einer Osteria den malerischen Tanz der Tarantella und Guitarrenspiel, und von allen den mit Orangerie besetzten Lastricos oder flachen Dächern der zahllosen Häuser und Palläste von Neapel, von den Blumenparterres der Villa Reale und aus zahllosen Gärten und vom blühenden Ufergebüsch, die alle im November noch einmal in Grün und Blüthenreichthum prangen, zog sich ein berauschender Duft von Wohlgerüchen zu dieser luftigen Höhe hinauf.

„O, wie schön ist die Welt, wie schön ist Neapel, und nun davon scheiden auf immer!" rief Laura aus.

Und die niedrige dunkle Pforte des Klosters hatte sich aufgethan, gleich der Pforte des Todes. Das arme Kind schauderte zusammen; auch den Fremden überlief ein unheimlicher Frostschauer, in beider Augen glänzten Thränen, als der letzte Scheideblick nicht enden wollte, und ein warmer Druck der Hand trat an die Stelle des Handkusses, der hier schon nicht mehr ein Ausdruck der Galanterie gewesen wäre, sondern Ausdruck eines Gefühls, das der Fremde weder hegen noch verrathen wollte.

„Gott sei mit Ihnen!" war sein letztes Wort, und ihr „Addio, amico mio!" mit einem unaussprechlich rührenden Schmelz der Stimme, mehr dahin gehaucht als gesprochen, hallte noch lange nach in seiner Seele,

als schon längst sich die kalte dunkle Klosterpforte geschlossen hatte zwischen ihm und dem Gegenstande seiner ersten Liebe.

Es war etwa am sechsten Tage nach diesem Vorfall, da kam aus dem Kabinet der Königin Karoline ein kleiner hagerer Mann, der sehr hohe Absätze unter den Schnallenschuhen und die etwas spitz aufgebogene Nase bedeutend hochgehalten trug. Das bedeutendste an seinem blassen, ziemlich gedrückten Gesicht war eine hohe Stirn, die der Sitz eines großen Verstandes zu sein schien, und die durch eine hochtoupirte Frisur nur noch breiter und größer erscheinen mußte, als sie wirklich war. Dabei aber verriethen seine kleinen brennendschwarzen Augen eine List und Verschlagenheit, die er meistens unter einem kalten, höflichen Lächeln zu verbergen suchte. Kaum aus dem Kabinet hervorgetreten, übergab er sein rothsammtnes Portefeuille einem dort harrenden Secretair, schritt mit vornehm herablassendem Gruß durch eine Doppelreihe von tief sich verneigenden Hofleuten, deren Sammtröcke von Diamantenknöpfen und Ordensdecorationen glänzten, nickte einigen Generalen in reichgestickten Uniformen zu, indem er ihnen die Worte zuraunte: „die kühnsten Wünsche eines ehrliebenden Soldaten werden erfüllt werden!“ und dann begab er sich in ein anderes, mit den kostbarsten Brokat-

tapeten und reich vergoldeten Stuccaturen verziertes Gemach, in welchem sich mehrere der Minister und fremde Gesandten im Hofkostüm versammelt befanden.

„Exzellenzen," redete er sie an, „Ihre Wünsche werden erfüllt werden. So eben komme ich aus dem Geheimrath der Königin. Die Allianz und der Krieg sind beschlossen. So eben wird Seine Majestät der König davon in Kenntniß gesetzt werden."

Und das war auch der Fall; durch eine andere Seitenthür hatte sich König Ferdinand in das Kabinet seiner Gemahlin begeben, nachdem der erste Minister Acton, denn dieser war es gewesen, sie verlassen hatte.

Ritter Acton war ein merkwürdiger Mann, der auf die Entschließungen der Königin, und damit des Königs, den bedeutendsten Einfluß übte. In Besancon geboren, wo sein Vater, von irländischer Abkunft, als Arzt lebte, trat Acton, nur mit oberflächlichen Kenntnissen ausgerüstet, zuerst in die Marine. Doch da er in Frankreich keine Anstellung finden konnte, schwor er seinem Vaterlande Rache und begab sich nach England. Aber auch dort verweigerte man ihm Anstellung im Seedienste und erst später erhielt er, durch den britischen Gesandten in Toscana, vom Großherzoge das Kommando über eine Fregatte. In dieser Stellung hatte er Gelegenheit, eine große Menge Spanier zu retten, die ohne seine Hülfe an der unwirthbaren Küste Afrika's, wo ihr Schiff

gescheitert war, das Leben verloren haben würden. Dieser Glücksfall eröffnete seinem Ehrgeiz eine höhere Laufbahn. Der König von Neapel bot ihm eine bessere Anstellung, und sogleich trat er in dessen Dienste. Über Actons Charakter schrieb damals der Großherzog von Toscana sehr richtig an den König: „Es fehlt ihm keineswegs an Geschick; aber er bedarf genauer Aufsicht, denn er ist ein intriguanter, ein gefährlicher Mensch."

Zum Unglück hatte sich der gewandte und geschmeidige Mensch eben so sehr beim Könige als, was noch mehr galt, bei der Königin so eingeschmeichelt, daß er bald die Stelle eines Premierministers erhielt, und sich zum großen Verderben des Landes und selbst der königlichen Familie darin viele Jahre zu erhalten wußte. Jetzt sollte aber die Zeit kommen, wo eben diese Rathschläge der königlichen Familie selbst im höchsten Grade verderblich wurden.

Es war durch Kouriere eine schreckliche Nachricht für die königliche Familie eingegangen, nämlich die, daß die reißenden Fortschritte der französischen republikanischen Armee im obern Italien die königliche Familie von Sardinien genöthigt hatten, Piemont und ihre auf dem Festlande von Italien liegenden Staaten zu verlassen, und sich nach Sardinien zurückzuziehen. Jene Staaten hatte der, vom Direktorium an die Spitze der italienischen Armee der Republik gestellte General Jaubert

besetzt, und nun hatten die Gesandten von England, Rußland und Östreich auf das lebhafteste darauf gedrungen, daß der König von Neapel und Sicilien der Coalition gegen die französische Republik beitreten und es übernehmen solle, die Franzosen aus Italien herauszuschlagen. Acton, mit seiner kurzsichtigen Politik, war leicht dafür gewonnen, sei es durch Bestechung, schmeichelnde Überredung oder durch die eigene Rachsucht gegen sein Vaterland, das ihm in früheren Zeiten Anstellung versagt hatte. Die Königin Karoline war, durch den gewandten Acton, leicht eingenommen für diesen Plan. Hören wir die Gründe, die sie ihrem Gemahl, dem Könige, jetzt vortrug.

„Ich habe Ew. Majestät ersuchen lassen," sprach sie in dem feierlichen Ton, den sie anzunehmen pflegte, wenn sie mit dem Könige über Staatsangelegenheiten reden wollte, „mir einige Augenblicke Gehör zu schenken. Es ist die Sache des Richteramts über die Verbrechen der Völker, das Gott in die Hände der Könige gelegt hat, der Rache gegen die französische Nation für den ungeheuern Frevel der Ermordung meiner unvergeßlichen Schwester Antoinette und des gesalbten Hauptes ihres königlichen Gemahls, Ludwigs XVIII.; es ist die Sache der Nothwehr des Königthums gegen die um sich greifende Revolution und gegen die Demokratie, es ist der Lorberkranz des Ruhms, der die Könige groß

macht in der Geschichte aller Zeiten, der auch Ihre Schläfe noch zieren wird, mein hoher Herr und Gemahl, wie es Ihre seltenen Regententugenden verdienen; es ist..."

„Aber, meine liebe Lehrmeisterin," unterbrach Ferdinand in seiner humoristischen Weise die Königin, die, geröthet von der Lebhaftigkeit des Affekts, mit einer Hand auf den Marmortisch gestützt, worauf eine Menge Schriften lagen, die andere ausgestreckt, das mit Rubinen besetzte goldene Diadem auf der hohen Stirn, den rothen Shawl leicht über die Schulter geworfen da stand, in tragischer Haltung wie eine Medea auf der Bühne, wodurch ihre Erscheinung in der That zum Humor des Königs einen fast komischen Gegensatz bildete, „darf man fragen, was ist der kurze Sinn dieser schönen Deklamation; was wollen Sie, daß ich thun soll? — soll ich die französische Republik meinen Fischen vorwerfen, oder das Directorium in Paris mit meinen Lazzaronis zu allen Teufeln jagen; gut, so laßt hören, ich bin heute zu jedem Spaß aufgelegt."

„Aber, Sire! es ist die ernsthafteste Sache von der Welt," rief die Königin entrüstet, „es gilt die Rettung Ihrer Krone."

„Che volete ch' io tema?" *) rief der König lachend, „das Volk liebt mich, und wird nicht Lust

*) Was wollt Ihr, daß ich fürchten soll?

haben, mich um die Länge meines Kopfes kürzer zu machen; übrigens: Daper tutto io resto sotto la protezione di San Gennaro!“ *)

„Und unser Vetter,“ fuhr die Königin fort, die auf den Scherz nicht einging, „der König von Sardinien, ist aus Turin verjagt, und hat nach seiner rauhen Felseninsel sich zurückziehen müssen; kann Ew. Majestät zugeben, daß es uns eben so ergehe?“

„Mein guter Vetter hätte sollen diesen Sansculotti neue Hosen machen lassen, so würden sie ihn nicht vertrieben haben. Ich wette, mit einem Geschenk von einigen tausend Ballen Knoblauch bewege ich diese ganze Horde zerlumpter Soldaten der Republik, sich zurückzuziehen. Die Franzosen lieben den Knoblauch, wie man sagt, wie ihre Göttin der Vernunft von Papier-maché, ihre Assignaten ohne Werth, ihre blutige Guillotine und ihre lächerliche Freiheit und Gleichheit. Wenn sie näher kommen, werde ich schon mit ihnen unterhandeln; kann ich mit meinen hemdelosen Lazzaronis fertig werden, warum nicht mit jenen Sansculotti, die eben solche Ribaldi **) sind, wie Jene?“

---

*) Überall stehe ich ja unter dem Schutz des heiligen Januarius.

**) Schurken.

„Sire!“ sprach die Königin ernsthaft, „es würde schlimm stehen um die Wohlfahrt Ihres Reichs und die Sicherheit Ihrer Krone, hätten Sie nicht Ihrer lieben Lehrmeisterin einen Theil von Ihrer Macht abgetreten, und hätten wir nicht beide das Glück, in dem Ritter Acton einen so erfahrenen und ergebenen Premierminister gefunden zu haben.“

„Nun, und was hat dieses Wunder von Klugheit für ein Ei der Weisheit ausgebrütet?“

„Daß Ew. Majestät der Coalition gegen Frankreich beitrete, die von Seiten Großbritanniens, Östreichs und Rußlands geschlossen, diesem Freiheitsschwindel bald ein Ende machen wird.“

„Ei wohl, meine treffliche Lehrmeisterin,“ rief der König, „so mögen sie der Sache ein Ende machen, ohne mich. Meine Soldaten sind eben sowohl meine Kinder, als meine Lazzaronis, und ich will nicht, daß man sie zu Hunderten todtschieße, ehe ich selbst angegriffen werde in meinen Staaten.“

„Indeß, Sire, die Sache ist bereits beschlossen von Ihrer Regierung. Der Kaiserlich Östreichische General Mack wird den Oberbefehl übernehmen über Ew. Majestät Truppen, und Sie dürfen nur zur Armee sich begeben, um überall, als Befreier Italiens, mit Jubel empfangen zu werden.“

„Nun gut, wenn Sie es einmal beschlossen haben, meine werthe Lehrmeisterin, so werde ich mich nicht widersetzen; denn ich hege das Vertrauen, daß Sie und Acton Alles wohl überlegt haben werden. Wo ist die Acte über diese Verhandlungen, ich werde sie unterzeichnen."

Das geschah, und im nächsten Augenblick überbrachte ein Kammerdiener dem Könige einen Brief. Dieser übergab ihn der Königin, die das Schreiben eröffnete und las:

„Majestät, mein Herr Vetter!

Als der jüngste der noch lebenden Sprößlinge der vertriebenen französischen Königsfamilie ruft mich meine Pflicht überall hin, wo es gilt, den Degen für die Vertheidigung der Legitimität zu ziehen. Am Rhein vernahm ich schon, daß es in Italien zur Entscheidung gegen diese Revolutionaire kommen werde, und nicht zweifelnd, daß Ew. Majestät, mein Herr Vetter, sich zur Vertheidigung Ihres bedrohten Thrones an die Spitze der Coalition stellen würde, begab ich mich hierher nach Neapel, hielt mich hier einige Tage im strengsten Incognito verborgen, und bitte jetzt Ew. Majestät um die Ehre, mich Ihnen und meiner erhabenen Tante vorstellen zu dürfen, um persönlich mir das Glück zu erflehen, als Freiwilliger in den Reihen Ihrer tapfern Krieger gegen diese entarteten Kinder meines geliebten

Frankreich kämpfen zu dürfen. Ich habe nichts als meinen Degen und meine Ehre, und beides lege ich Ew. Majestät zu Füßen.

Sire, mein werther Vetter,

Ew. Majestät

sehr ergebener Vetter

Carl Ferdinand von Bourbon,

Herzog von Berry."

Mit Vergnügen und Auszeichnung wurde der edle Sprößling einer so unglücklichen, erlauchten Familie am Hofe zu Neapel empfangen, und ihm, wegen seiner noch großen Jugend, eine Stelle als Obrist eines Cavallerie-Regiments angewiesen.

Dieser Herzog von Berry war aber derselbe junge Mann, der vor wenigen Tagen in seinem Incognito den Ritter der lieblichen kleinen Laura gemacht hatte.

Nachdem er am Hofe erschienen war, sah er zum ersten Male das neugeborne Kind, die Prinzessin Maria Karolina, und tändelte mit dem kleinen Engel, ohne zu ahnen, wie nahe dieses Kind einst in spätern Jahren seinem Herzen stehen würde.

Mit dem Könige verließ er Neapel, aber nicht ohne eine tiefe Wunde im Herzen zu tragen, die er sich selbst kaum gestehen wollte. Und wenn er in jugendlicher Leidenschaft glaubte, nicht leben zu können ohne dieses reizende Wesen, dessen Erinnerung seine

ganze Seele erfüllte, so hatte er doch durch das große Familienunglück, daß alle Bourbons getroffen, so wie durch die sorgfältigste Erziehung eine Selbstbeherrschung gewonnen, die ihn in dem Vorsatz bestärken mußte, sich diese Neigung aus dem Sinn zu schlagen, was freilich ihm nicht so gelingen wollte, als das Bemühen, sich jedes Schrittes einer Annäherung zu enthalten, oder wenigstens jeder Forschung nach dem Namen und Herkommen dieses entzückenden Kindes zu begeben.

Dieser Kriegszug von 80,000 Neapolitanern, unter den Befehlen des östreichischen Generals Mack und dem nominellen Oberbefehl des Königs Ferdinand, hatte Anfangs einige glückliche Erfolge. Die Kriegserklärung Neapels war in pomphaften Ausdrücken abgefaßt. Piemont und der Kirchenstaat waren schon mit Franzosen überschwemmt; der gefangene Papst wurde nach Frankreich einem langsamen Tode entgegengeführt. General Mack hatte den Oberbefehl über das neapolitanische Heer übernommen. Vor seinem Anrücken wichen die Franzosen ohne Schwertstreich zurück. Schon am 29. November, so rasch war Alles gegangen, hielt der König Ferdinand, an der Spitze seines Heeres, seinen Einzug in Rom. Er wurde als Befreier und Sieger ohne Blutvergießen begrüßt, und, um die Eitelkeit so mächtiger Bundesgenossen zu schmeicheln, hatte man dem Könige beider

Sicilien, gleich einem römischen Triumphator, einen Triumphaufzug veranstaltet. Alles war voll Freude und Jubel, Lust und Liebe, und die vertriebenen Franzosen wurden mit Spottgedichten und dem caustischen Witz der beiden satyrischen Bildsäulen verfolgt.

Doch bald sollte das Kriegsglück sich wenden. Der französische General Macdonald schien nur seine Truppen aus weitläufigen Kantonnirungen zusammengezogen zu haben, um seinerseits die Offensive ergreifen zu können, und am 4. Dezember machte das Heer der Republik auf die neapolitanischen Truppen, die der östreichische General befehligte, bei Civita Castellana einen so energischen Angriff, daß er, aus seiner starken Stellung vertrieben, sich zurückziehen mußte.

Der König, durch diese Trauerbotschaft mitten in seiner Siegesfreude überrascht, mußte aus Rom bei Nacht und Nebel entfliehen, und hatte noch von Glück zu sagen, daß er, ohne gefangen zu werden, seine Staaten wieder erreichte.

Dem ersten Siege der Franzosen folgte schon am 9. Dezember ein zweiter bei Calvi, und am 15. Dezember vervollständigte der französische General Championnet die Niederlage der Truppen der Coalition, indem er elftausend Gefangene machte, und nun unaufhaltsam gegen Neapel vorrückte.

In dieser Zeit lebte eine Frau in Neapel, von einer fabelhaften Schönheit und Grazie, die auf die Entwickelung der Ereignisse keinen geringen Einfluß gehabt hatte. Man sah sie an der Seite der Königin ausfahren, oft ganz gleich mit ihr gekleidet. Sie gehörte so sehr zu ihren nähern Umgebungen, daß man selten die Königin Karoline ohne diese Dame sah. Die Minister, so wie alle Großen, die Diplomaten und Künstler machten ihr den Hof, und obwohl man ihre frühern, in der That mehr als anstößigen Lebensverhältnisse kannte, so wagte es doch selbst der Neid der schönsten und vornehmsten Damen nicht, sich von ihr zurückzuziehen oder sie nur mit einem Blick zu kränken. Diese Dame hatte die reichsten und mächtigsten Beschützer; obgleich ihr Geist nichts weniger als hoch gebildet und genial war, so übertraf doch ihr Geschmack, ihr Kunstsinn und die Schärfe ihres Urtheils Alles, was man bisher gehört hatte. Ihre Meinung galt als Gesetz im Gebiete der Künste. Am Hofe der Königin oder in den glänzenden Zirkeln des Hauses ihres Gemahls, sah man sie in den reizenden Attitüden und antiken Drappirungen, welche sie, allein mit Hülfe ihres Shawls und der damaligen französischen Kleidung, die sich, der griechischen Antike nachgebildet, den Längenformen so sehr anschmiegte, zu einer bewunderten Erscheinung zu bringen wußte; es war die Erfinderin des Shawltanzes, die schöne Lady

Hamilton, Gemahlin des englischen Gesandten am neapolitanischen Hofe, des Sir William Hamilton, zugleich Geliebte des berühmten Nelson.

Man möge uns erlauben, hier eine Skizze ihrer merkwürdigen Lebensgeschichte episodisch einzuweben. Ihre glänzende Existenz charakterisirt zugleich eine Zeit und einen Hof, an dem man nur für den Moment lebte, wo die verfeinerte Sinnlichkeit und eine Freiheit der Sitte herrschte, von der wir uns in unsern Tagen kaum noch eine Vorstellung machen können. Wir bitten zuvor um Entschuldigung, wenn wir der historischen Wahrheit getreu ihren Ursprung und ihren frühern Lebenswandel berichten müssen, da beides in einer so niedrigen Sphäre lag, daß man kaum eine Andeutung darüber wagen möchte.

Emma Harte, das war der frühere Name der Lady Hamilton, soll die natürliche Tochter einer armen Dienstmagd gewesen sein. Wann und wo sie das Licht der Welt erblickt hatte, ist unbekannt geblieben. Gewöhnlich wird angenommen, daß sie in der Grafschaft Chester geboren sei. Sie selbst hatte kein anderes Mittel, ihr Leben zu fristen, als Dienstmagd zu werden. Man wußte, daß sie dreizehn Jahr alt als Kindermagd in dem Hause eines Herrn Thomas in Havarden in Flikshire Aufnahme gefunden hatte. Mit dem sechzehnten Jahre wurde es ihrem lebenslustigen Geiste zu eng

im kleinen Bürgerhause eines Landstädtchens, und sie ging ganz allein, auf ihr Glück vertrauend, nach London. Dort fand sie anfänglich kein anderes Unterkommen, als bei einem Krämer auf dem St. James-Markte Dienste zu nehmen. Bald aber erlös'te eine vornehme Dame sie aus diesen sie drückenden Verhältnissen, und nahm sie als Kammerfrau in ihre Dienste. Dort hatte sie Gelegenheit, das Theater zu sehen, und es entwickelte sich in ihr eine so leidenschaftliche Liebe für die Bühne, daß sie nicht allein durch Lektüre ihren Geist zu bilden suchte, sondern auch mit der gespanntesten Aufmerksamkeit die Geberden und Bewegungen der Schauspieler beobachtete, und diese dann im Stillen nachahmte. So brachte sie es in kurzem dahin, nicht nur eine Darstellung richtig beurtheilen, sondern auch die Empfindungen der Seele auf das Treffendste in mimischen Stellungen ausdrücken zu können. Von dieser Zeit schreibt sich ohne Zweifel ihr eminentes Talent der graziösesten Mimik her, das damals in den höhern Kreisen von Neapel so sehr bewundert wurde.

Während aber Emma es sich so sehr angelegen sein ließ, sich zur Schauspielerin auszubilden, wurde sie wegen Vernachlässigung ihrer Dienstpflicht fortgeschickt, und da sich ihr eine Gelegenheit, auf die Bühne zu gehen, nicht darbot, so sah sie sich bald wieder genöthigt, um ihr Leben zu fristen, in einer Weinschenke,

wo Schauspieler, Musiker und Maler verkehrten, die Stelle einer Aufwärterin zu übernehmen. Dort aber, in dieser Schule des Lasters und der Ausschweifungen, blieb das bildschön sich entfaltende junge Mädchen, noch (wenn wir ihren Memoiren, die sonst ein ziemlich freimüthiges Sündenbekenntniß enthalten, Glauben schenken wollen) der Tugend getreu. — Da sollte eine Eingebung von Herzensgüte sie aus dieser drückenden Lage befreien. Sie hatte erfahren, daß ein junger Walliser wegen Zolldefraudation auf der Themse angehalten sei; sie beschloß, ihn zu retten. Sie eilte nun zu dem Admiral Sir John Pagne, bei dem sie sich für eine nahe Verwandte des Wallisers ausgab, und bewirkte durch ihre Fürbitte dessen Freilassung. Doch Emma's wunderbare Reize und Liebenswürdigkeit hatten auf den schon bejahrten Admiral einen so tiefen Eindruck gemacht, daß er sie mit Geschenken überhäufte, ihr Lehrer gab, um ihre natürlichen Anlagen auszubilden, und bald war Emma ein Gegenstand der Bewunderung und des Entzückens der Dandys von London geworden. Aber einmal von der Bahn der Tugend verlockt, gab sich das, von keiner mütterlichen Freundin berathene, von keiner sittlichen Grundlage unterstützte, so wunderbar schöne junge Mädchen ganz den flatterhaften Neigungen eines heitern Weltlebens hin. Sie verließ ihren Wohlthäter, und wurde die Geliebte des Baronets Featherstonhough, der

jedoch eben so flatterhaft, schon nach kurzer Zeit sein Verhältniß mit ihr aufgab. Nun sah sich auf's Neue die schöne Emma aller Mittel eines redlichen Fortkommens beraubt. Schon verwöhnt von einem glänzenden, üppigen Leben, blieb der Gefallenen nicht mehr so viel, um ihren Hunger zu stillen. In diesem äußersten Elende durchstrich sie Abends die Straßen Londons, und es war kein Wunder, daß sie auf die niedrigste Stufe weiblicher Verworfenheit herab sank, die wir kaum wagen, näher anzudeuten. So fand sie Doktor Graham und dieser Elende dachte niedrig genug, sich des so tief gesunkenen bildschönen Mädchens als Mittel zum niedrigsten Erwerb zu bedienen. Nur ein Zufall befreite sie aus dieser entsetzlichen Lage. Unter ihren zahlreichen Bewunderern befand sich der damals berühmte Maler Romney. Dieser fand ihre Körperformen so schön, daß er sie als Venus, Phryne, Aspasia u. s. w. malte, wodurch ihre Schönheit Gegenstand der Bewunderung von ganz London wurde.

Um diese Zeit aber gewann zum ersten Male in ihrem Leben die Liebe einige Macht über dieses leichtsinnige Weib. Sie sah einen schönen jungen Mann, der nicht mit Unrecht im Ruf der Wohlanständigkeit und Sittlichkeit stand. Sie glühte vor Verlangen, seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, und das gelang. Charles Greville, aus der alten Familie der

Warwick, war ein noch unverdorbener junger Menſch, von ſchüchternem Weſen und ſanftem Charakter; aber er hatte eine Tiefe und Innigkeit des Gefühls, die ihn zum Opfer der gewandten Buhlerin machte. Die ſchöne Emma beſaß jene Schmiegſamkeit der Seele, die mit dem Tugendhaften für Tugend ſchwärmt, und mit dem Unſittlichen Orgien feiert, ohne in dem einen oder dem andern Moment unwahr zu werden. Die Liebe zu Charles hatte für ihr verſunkenes Leben einen ganz eigenen poetiſchen Zauber, der ihr die Tugend wie ein ſchönes Ideal eines höhern Lebens vor Augen hielt. Emma hatte Stunden, wo ſie ihr halbes Leben darum gegeben hätte, wäre es möglich geweſen, damit ihre unverdorbene erſte Jugendzeit zurückzukaufen, nur um des Geliebten würdig zu ſein. So brauchte ſie nicht Tugend zu heucheln, während ſie gegen ihren geliebten Charles ſich wie das anſtändigſte, ſittlichſte Mädchen benahm; nein, ſie fühlte ſich gebeſſert und erhoben in ſeinem Umgange, und der junge Greville war von ihr ſo eingenommen, daß er nichts von alledem glaubte, was man ihm über Emma's frühere Erniedrigung ſagte, und ſie für das edelſte und tugendhafteſte Weib auf Erden hielt. Hatte man ihm ſelbſt Beweiſe vom Gegentheil geliefert, ſo bedurfte es nur eines Wortes der Rechtfertigung, nur eines Blicks, und ſie war in ſeinen Augen wieder der Engel der verfolgten Unſchuld ſelbſt. Charles Greville war feſt entſchloſſen,

trotz der Gegenvorstellungen seiner Eltern und Verwandten, dieses reizende Wesen zu heirathen, und so würde vielleicht die schöne Emma, nachdem sie das elendeste Leben und das Laster in seiner abschreckendsten Gestalt hatte kennen gelernt, durch die Macht der Liebe doch noch eine glückliche Gattin geworden sein, hätte nicht der arme Greville, durch unvorhergesehene Unglücksfälle, sein Vermögen verloren. Dadurch außer Stand gesetzt, die ihm immer noch mit leidenschaftlicher Liebe anhangende Geliebte ferner zu erhalten und gegen die Verfolgungen seiner Familie zu schützen, schickte er sie nach Neapel, in der Hoffnung, daß sie dort durch ihre persönliche Liebenswürdigkeit einen reichen Oheim, den britischen Gesandten, Sir William Hamilton, für diese Parthie gewinnen werde. Allein Emma's Liebenswürdigkeit machte auf den reichen, schon bejahrten Oheim, trotz aller diplomatischen Klugheit, einen so bezaubernden Eindruck, daß er diese reizende Braut seines Neffen um jeden Preis für sich selbst zu gewinnen beschloß. Seiner Gewandtheit gelang es, seinen Neffen zum Entsagen auf Ansprüche zu bewegen, die er ohne seinen Beistand doch niemals hätte verwirklichen können. Er bezahlte seine Schulden, und das schöne Mädchen vergaß bald bei den glänzenden Aussichten, die sich ihr im Hause des Gesandten darboten, den armen Charles, der ihre erste und einzige Liebe gewesen war.

Emma lebte zwei Jahre lang als Freundin im Hause des unvermählten Gesandten. Neapels Hof und Adel nahmen daran nicht den geringsten Anstoß. Die schöne junge Engländerin machte die Honneurs seines Hauses mit einer Feinheit und Grazie, die Alles übertraf, was man bis dahin in den ersten Zirkeln Neapels Anmuthiges gesehen hatte. Schon damals wurde sie der Mittelpunkt der eleganten Welt in Neapel. Durch eine kluge Zurückhaltung, in Verbindung mit der feinsten Koketterie, gelang es ihr, alle Standesrücksichten und sonstige Bedenken des schon ergrauenden Diplomaten zu besiegen, und ihn so in ihr Netz zu verstricken, daß er ihr seine Hand bot und zu seiner Gemahlin erhob.

Nun hatte das Londoner leichte Mädchen den höchsten Gipfel ihrer kühnsten Wünsche erreicht. Als Lady Hamilton, der Gemahlin eines Mannes vom höchsten Range der Gesellschaft, wurde sie von ihrem Gemahl bei Hofe vorgestellt und mit Auszeichnung aufgenommen. In der That hatten sich auch an der Hand eines solchen Mentors die Lücken ihrer Erziehung bald ausgefüllt. Die schönen Künste vollendeten das Glänzende ihrer Erscheinung, und bald hatte sie das Recht erworben, ihr Urtheil als Gesetz gelten zu lassen. Bildhauer, Maler und Künstler aller Art bildeten einen Hof um sie. Die Königin Karoline nahm sie äußerst gnädig auf, und der schlaue Ritter Acton war es gewesen, der bei

der Königin den Widerwillen besiegt hatte, den eine sittliche Frau, besonders in so erhabener Stellung, gegen eine Person hegen mußte, die sich aus so tiefer Erniedrigung in eine solche Region der Gesellschaft emporgeschwungen hatte. Acton hatte es in kluger Berechnung vorgezogen, der aufgehenden Sonne zu huldigen und sie sich dankbar zu verpflichten, als diese mächtige Fee sich zur Feindin zu machen. Neapel war damals der Schauplatz der glänzendsten Hoffeste, zu deren Verherrlichung Lady Hamilton so viel beitrug, daß sie gleichsam der Mittelpunkt der höchsten Gesellschaft in Neapel wurde. Ihre Liebenswürdigkeit vollendete bald, was Acton begonnen hatte. Die Königinn gewann sie so lieb, daß sie zu dem engsten und vertrautesten Zirkel derselben gehörte, was allerdings nicht wenig dazu beitrug, ihr Ansehen in Neapel auf's Höchste zu steigern.

In diese Periode fiel der merkwürdigste Zeitpunkt in Lady Hamiltons Leben — ihr Verhältniß zu Nelson, der damals Befehlshaber der brittischen Seestation vor Neapel war, und die Fregatte Agamemnon kommandirte. Der englische Gesandte hatte seiner Gemahlin das schöne englische Linienschiff zeigen wollen, und machte mit ihr einen Besuch auf dem Agamemnon. Dort empfing sie der Kapitain Sir Horatio Nelson, ein Mann von edlem und imponirendem Wesen, der der überraschten Lady als

das Ideal eines brittischen Seehelden erschien, obgleich er einäugig war; denn er hatte im Jahre 1794 in der Blokade von Bastia ein Auge verloren. Auch Lady Hamilton machte auf den edeln Seemann den tiefsten, unauslöschlichsten Eindruck. Selbst Emma's Gemahl fühlte sich zu diesem Manne hingezogen. So umschlang bald ein schönes Band der Freundschaft und Zuneigung diese drei Personen, und Nelson wurde anfangs im reinsten und edelsten Sinne der tägliche Hausfreund des Gesandten und seiner schönen Gemahlin. Doch eine warme, begeisterte Freundschaft unter Personen verschiedenen Geschlechts ist schon Liebe, und bald überschreitet die Leidenschaft jede Schranke beengender Verhältnisse. Es ist gewiß, daß Lady Hamilton für Nelson eine heftige Leidenschaft empfand, die von diesem erwiedert wurde und daß der Gemahl der Erstern, indem er sich der Sitte des Südens fügte, diesem Verhältniß nicht das geringste Hinderniß entgegenstellte. Die Königin, der Hof und ganz Neapel kannten dieses Verhältniß und betrachteten Nelson als den öffentlich begünstigten Cicisbeo der reizendsten Frau von Neapel. Nelson erhielt sogar durch die Verwendung der Lady Hamilton, unter Vermittelung ihres Gemahls, den Rang eines Admirals, zugleich aber auch den Auftrag, mit der englischen Flotte Bonaparte's Landung in Ägypten zu hindern. Er segelte ab, und Lady Hamilton trug

ihre Trauer offen zur Schau, und Alles, selbst ihr Gemahl und die Königin, condolirten ihr zu dem Verlust eines so würdigen Freundes.

Man weiß, daß Bonaparte's Glück der britischen Flotte entgangen war, daß aber Nelson die französische Flotte auf der Rhede vor Abukir verbrannt hatte, ohne jedoch Bonaparte's Rückkehr nach Frankreich vereiteln zu können. Gleichwohl wurde Nelson bei seiner Rückkehr nach Neapel mit Jubel und Ehrenbezeugungen empfangen. Die glänzendsten Feste wurden ihm zu Ehren gegeben, deren Königin Lady Hamilton war. — Begeistert von dem Ruhm ihres Geliebten, wurde sie nun auch der Abgott des Volks, das, wie alle Großen des Reichs, ihr huldigte.

Mehrere Monate waren so vergangen unter rauschenden Freuden, bis das Eindringen der Franzosen im obern Italien diesem Freudenleben plötzlich ein Ende machte.

Dagegen begann ein Spiel der Intrigue, deren Haupthebel abermals Lady Hamilton war. Lange hatte sich die Diplomatie vergebens bemüht gehabt, auf offiziellem Wege den Beitritt des Königs von Neapel zu der Coalition gegen die Franzosen zu bewirken; da übernahm es Lady Hamilton, sowohl den Minister Acton als auch die Königin, bei der sie persönlich so hoch in Gnaden stand, dafür zu gewinnen — und beides gelang,

zum Verderben Neapels und der königlichen Familie, der Koketterie und Gewandtheit dieser schönen Frau.

Allerdings mußte auch die Gefahr dringend genug erscheinen für eine Königin, die die schreckliche Hinrichtung ihrer leiblichen Schwester durch revolutionairen Volkswahnsinn nie vergessen oder verschmerzen konnte.

Unter der flatterhaften, leichtsinnigen Jugend von Neapel hatten die excentrischen Ideen der französischen Volkssouverainität Eingang gefunden. Das durch schlechte innere Verwaltung verstimmte Volk hoffte davon Erleichterung seiner Lasten und Befreiung von drückenden Privilegien des Adels, vom Übermuth einer reichen und sittenlosen Clerisei und von jenen zahllosen Monopolen und Regalien, die keine Nationalwohlfahrt aufkommen ließen. Die wenigen wahrhaft aufgeklärten Personen erwarteten von einer Revolution Freiheit der Presse, die in den italienischen Staaten von jeher auf's Äußerste beschränkt war, und wahre Volksvertretung, als die beiden einzigen Mittel, einem wohlwollenden Könige es möglich zu machen, die Gebrechen der Staatsverwaltung mit eigenen Augen zu sehen und abstellen zu können. Selbst der hohe Adel stellte sich merkwürdig genug an die Spitze dieser demokratischen Bewegungen — ohne Zweifel in keiner andern Absicht, als um die längst verlorenen ständischen Vorrechte, als Antheil an der Regierung des Staats, wieder zu gewinnen. Vorerst galt es nur,

die jetzige Ordnung der Dinge umzustürzen, ehe man daran dachte, eine neue aufzubauen. Schon gab es politische Klubbs, worin fulminante Reden gehalten wurden, nach Art der Jakobiner; — aber man wußte eigentlich nicht recht, was man wollte. Man schrie und lärmte und trug sich heimlich mit Jakobinermützen; statt der schmelzenden Serenaden sang die Jugend Neapels die Marseillaise mit italienischem Text, und schon sah man hier und dort Volksgruppen den bedeutungsvollen Freiheitsbaum umtanzen, dem man nur noch nicht wagte, öffentlich die rothe Jakobinermütze aufzusetzen, aber Jeder wußte, was dieses Symbol von Freiheit und Gleichheit bedeuten sollte. Und dieses Treiben wurde immer toller, je näher die Franzosen, nach dem erfochtenen Siege über das neapolitanische Heer, vor die Thore von Neapel rückten.

Unter diesen Umständen beschloß der Hof von Neapel die Flucht nach Sicilien so eilig, daß an einige Ordnung dabei nicht zu denken war. Was den Schreck noch vermehrte, war die Widersetzlichkeit der Lazzaronis. Sie sammelten sich zu vielen Tausenden auf dem großen Platze vor dem königlichen Pallast und schrieen: „Hierbleiben! Hierbleiben!“ — Aber das Geschrei wurde zum Gebrüll, das sich, wie der Donner über brausende

Meereswogen, vom Schlosse über den Merkato bis zum Strande der Mergellina und Sanct Lucia hinzog.

Der König versuchte es vergebens, der tobenden Menge Vernunft einzureden. Und wenn er auf den Balkon oder mitten unter das Volk trat, so hörten und verstanden ihn nur Wenige; aber die vielen Tausende, die ihn sehen konnten, schrieen nur um so lauter ihr: „Hierbleiben — Hierbleiben!"

Im Grunde war die Quelle dieses Aufstandes, nebst einiger Plünderungslust, die Liebe der niedrigsten Volksklassen für ihren Vater Fernando. Der Capo-Lazzarone — das Haupt der Lazzaronis — ein riesiger Kerl von Lastträger, dem alle gehorchen und der selbst von der Obrigkeit dafür anerkannt wird, wurde in das Schloß beordert und erschien mit einer Deputation Lazzaronis vor dem Könige. Dieser bat und schalt abwechselnd und forderte, daß seiner Abreise kein Hinderniß in den Weg gesetzt werde, da er ja bald wiederkommen und die schon vor den Thoren lagernden Franzosen vertreiben würde.

Der Capo-Lazzarone Thomasso aber antwortete mit unerschütterlicher Ruhe: „Wenn König Ferdinand seine braven Lazzaronis verlassen will in der Gefahr, so werden sie ihn wieder verlassen in seiner Noth. Denkt an Masaniello! — wenn Ihr geht, so werde ich mich zum König von Neapel erheben und diese elenden

Franzosen verjagen, unsre Jakobiner und Patrioten aber ausplündern lassen, damit sie die wahre Freiheit und Gleichheit kennen lernen, wonach sie so gewaltig schreien."

Da trat die Königin Karoline hinzu, und in der gebietenden Hoheit, die ihr ganzes Wesen charakterisirte, rief sie ihnen zu: „Ribaldi! — sagt Euren Spitzbuben von Gefährten, wenn sie nicht augenblicklich auseinander gehen und den Weg von hier zum Hafen freigeben, so würde ich sie mit den Kartätschen der Kastelle nuovo und Uovo zusammenschießen lassen."

„Verdammt sei die Seele der Kanone, die einen neapolitanischen Christen tödten würde," entgegnete der stolze Häuptling der Lazzaronis. „Glaubt Ihr, in ganz Neapel einen Soldaten zu finden, der auf seine besten Freunde, die Lazzaroni, feuern würde, so möget Ihr versuchen, eine Medea zu werden, die ihre eigenen Kinder fraß."

„Hört, Ihr Bettler, Vagabonden und Taugenichtse!" rief jetzt eine bildschöne Frau, vortretend, nachdem sie zuvor mit einer Verneigung, die Erlaubniß der Königin, zu reden, erbeten und erhalten hatte, „wenn der König von Neapel nicht die Macht hat, das Gesindel auseinander treiben zu lassen, so wird eine Frau diese Macht haben, und diese Frau bin ich, die Ihr bisher vergöttert habt!"

Die betroffenen Lazzaroni sahen einander verlegen an. Die wunderschöne Frau mit dem dramatischen Anstande, vom malerischen Faltenwurf ihres Purpurshawls umgeben, glich in der That in diesem Augenblick einer griechischen Heroine. Der Schönheitssinn ist diesen Naturkindern des Südens so tief eingeprägt, daß schon die Macht der Schönheit allein genügt hätte, sie nachgiebig zu machen; was aber noch mehr wirkte, war ihr bekanntes Verhältniß zu dem britischen Seehelden, der in seiner blauen einfachen Marine-Uniform schon durch den Ruhm seines Namens und seine gebietende Haltung imponirte. An diesen wendete sich jetzt Lady Hamilton.

„Lieber Nelson," sprach sie, „sie werden Ihre Majestäten verpflichten und mir den Gefallen erzeigen, einige Hundert dieser Gauner niederschießen zu lassen; — denn wisset, Schurken!" wendete sie sich wieder an die Lazzaronis, „diesem Admiral, der die ganze französische Flotte vor Abukir verbrannt hat, wird es ein Leichtes sein, mit seinen Kanonenkugeln noch einige Löcher mehr in Eure zerlumpten Hemden und Jacken zu schießen, und sollten die blutigen Leiber von 60,000 Lazzaronis den Fußteppich bilden, so wird Euer König hinüberschreiten, um einen andern Theil seiner Staaten zu besuchen, wo man noch dem Könige unterthänig zu sein versteht. Nun geht — und sagt das Euren Galgengenossen!"

„Lovia!“ sprach Thomasio, der Capo-Lazzarone, verlegen zu den Andern, „wenn Teufel und Engel sich gegen uns verschworen haben, was können wir armen Christenkinder dagegen machen?“

Es lag etwas kindlich-gutmüthiges in dieser Resignation, womit die Lazzaroni nebst ihrem Anführer sich zurückzogen; aber die Menge, die nicht den unmittelbaren Eindruck der Macht dieser glänzenden Schönheit empfangen hatte, wollte von Nachgiebigkeit nichts hören. Vom Hafen zum Schlosse und von dort nach dem Molo oder Leuchtthurm war ein unbeschreibliches Gedränge. Auf dem ganzen Strande von der Darsena (dem Arsenal) bis zur Villa Reale sah man Schaaren von Menschen, Kopf an Kopf gedrängt. So verging der Abend des 23. Dezembers und die Nacht brach an, da legten sich das britische Admiralschiff und noch einige englische Fregatten so nahe als möglich, auf Kartätschenschußweite, an's Ufer, und Hunderte von Geschützluken öffneten sich in dreifacher Reihe an den langen Seitenwänden dieser schwimmenden Castelle. Man sah diese Teufel von Artilleristen, die schon die ganze französische Seemacht vernichtet hatten, mit ihren brennenden Lunten hinter den metallenen Feuerschlünden in den dunkeln Geschützluken stehen, und ein panischer Schreck ergriff die bei allem Geschrei doch hasenherzige Menge. Zum Überfluß landeten noch englische Marinesoldaten, um dem

Könige Ferdinand und seinem Hofe bei der Einschiffung zur Eskorte zu dienen, und nun zogen sich die Lazzaroni vom Strande und vom Schloßplatz in das Innere der Stadt zurück, und erfüllten die engen Gassen der Vicaria und des Merkato mit ihrem heulenden Aufruhr-Geschrei.

Indeß war es schon Mitternacht geworden und die Einschiffung geschah mit aller der Unordnung und Übereilung, die unter solchen Umständen unvermeidlich sind, besonders unter einem Volke, das so wenig, wie die Neapolitaner, an geregelte Thätigkeit und Ordnung gewöhnt ist, und an einem Hofe, dessen ungeheurer Dienertroß aus einer Horde privilegirter Faullenzer in königlicher Livree zu bestehen schien, die mehr gewohnt waren, in der Sonne zu liegen, als Lasten zu tragen.

Und das Letztere machte sich hier nothwendig. Der König wollte nicht anders abreisen, als wenn eine Menge von Lieblingsgegenständen, von denen er im Pallast umgeben war, mit eingeschifft wurden. Die Königin ihrerseits wollte den Franzosen nichts Werthvolles zurücklassen, und die Prinzen und Prinzessinen, nebst allen Hofbeamten, bis zum geringsten Küchenjungen herab, glaubten sich eben so berechtigt, nicht das kleinste Stück ihres Besitzthums im Stich zu lassen. Die Faccini aber — jene sonst fleißigen Lastträger von Neapel, die im allgemeinen mit zu den Lazzaronis gerechnet werden —

waren nicht zu bewegen, die Sünde auf sich zu nehmen, nur eine Hand anzulegen, um dem Könige die Flucht aus Neapel zu erleichtern. Und so mußten denn Lakaien und Troßbuben aller Art, die dem Hofe anhingen, selbst zugreifen, und man sah sie zu Hunderten unter dem stöhnenden Ausruf: O che fatica! — Santo Dio, che bauli! *) Kisten und Kasten, Statuen und Möbeln aller Art, Spiegel und andere Kostbarkeiten, neben den werthvollsten Gegenständen, vom Schlosse nach dem Strande und von da durch die seichten Stellen des Wassers nach den Barken schleppen, worauf solche Gegenstände nach den neapolitanischen und britischen Schiffen geführt werden sollten; aber bei der Eile, Unordnung und dem Ungeschick ging mehr verloren oder wurde zertrümmert oder gestohlen, als mitgenommen wurde — ein Beweis, daß der Entschluß des Hofes, Neapel zu verlassen, so schnell und plötzlich gefaßt war, daß man nicht Zeit gehabt hatte, die Abreise mit Ordnung vorzubereiten.

Endlich, nach Mitternacht, war die königliche Familie an Bord gebracht, und Nelson, der den Oberbefehl über die vereinigten Flotten übernommen hatte, drängte zur Abfahrt, weil man mit Tagesanbruch

*) O welche Ermüdung! — heiliger Gott, welche Last!

einen Seewind besorgen müsse, der das Auslaufen aus dem Golph von Neapel schwierig mache. Alle Personen des Hofes schienen am Bord zu sein; selbst der britische Gesandte mit seiner schönen Gemahlin befanden sich, nebst der Königin und ihren nächsten Umgebungen, auf Nelsons Admiralschiff. Schon knarrten die Ankerwinden und die Segel schwellten, da fragte die Königin Karoline nach ihrer kleinen Enkelin. Niemand zweifelte, daß sie sich nebst ihrer Amme und ihrer Gouvernante bei ihrer Mutter, der Kronprinzessin, auf der neapolitanischen Fregatte, der Titan, befinden werde. Der König beruhigte sich dabei, und gab Befehl zum Absegeln, da er, ängstlich über das Wuthgeschrei der Lazzaronis, das vom Merkato und Toledo herüber schallte, je eher je lieber alle Verbindung mit dem Festlande abzubrechen wünschte.

Doch die Königin bestand darauf, daß sogleich auf dem Titan Erkundigung deshalb eingezogen werde. Ein Kammerherr, mit dieser Anfrage beauftragt, begab sich in einem Boote an Bord dieses Schiffes, und erregte dort durch seine Frage nicht geringen Schreck. Da die Kronprinzessin sich von ihrem Wochenbette noch nicht erholt hatte, und sehr krank an Bord gebracht werden mußte, so war die ganze Aufmerksamkeit des Kronprinzen auf seine Gemahlin gerichtet, und man hatte in der That vergessen, die kleine Prinzessin mit ihrer

Gouvernante und Amme mitzunehmen. — Das war um so erklärlicher, als bisher die Königin sich dieses Kindes mit besonderer Vorliebe angenommen, und während der Krankheit der Kronprinzessin sich der besondern Aufsicht über ihre kleine Enkelin unterzogen gehabt hatte.

Der Kronprinz, ein junger Mann von hoher Bildung und vielseitigen Kenntnissen, war außer sich über dieses Versehen; er wollte sogleich sich selbst an's Land zurückbegeben, aber die Vorstellung, die man ihm machte, daß seine Gemahlin, wegen Gefahr für ihr Leben, nicht von diesem Verlust Kenntniß erhalten dürfe, und die Pflicht des Gatten, sie in ihrer jetzigen Lage nicht zu verlassen, bewogen den Prinzen, einem andern jungen Manne, der sich erbot, das Kind zu holen, die Erlaubniß dazu zu ertheilen. Und dieser junge Mann war der Herzog von Berry — der, von einigen Bedienten begleitet, sogleich nach dem königlichen Pallast zurückeilte. Man hatte dort in der That nicht nur die kleine Prinzessin mit ihrer nächsten Umgebung vergessen, sondern auch in der Übereilung die Thüren verschlossen, durch welche sie hätten folgen können. Nur mit Mühe gelang es dem jungen Fürsten, in dem schauerigen Gewirr der leeren, verwüsteten und dunkeln Gemächer des ungeheuern Pallastes sich so weit zu orientiren, um die Zimmer dieses erlauchten Kindes zu finden, und als sie

gefunden waren durch den schwachen Lichtschimmer, der zwischen den herabgelassenen Fensterrouleaux durchdämmerte, so mußte erst der Eingang durch Einschlagen der Thüren erzwungen werden. Darüber verging eine Stunde, welche die höchsten Herrschaften auf den Schiffen in der peinlichsten Angst, und die Führer der Schiffe mit äußerster Ungeduld hinbrachten.

Endlich war das verlassene Kind gefunden, und der junge Herzog nahm es selbst auf seine Arme und hüllte es in seinen Mantel, während Gouvernante und Amme ihm folgten.

So trug er dieses erlauchte Kind mitten durch die tobenden und schreienden Lazzaronihaufen und durch den weißen Schaum der Brandung, indem er an seiner Brust es schirmte gegen die Stürme der Revolte und die jetzt schon so kalte Nachtluft, nicht ahnend, daß es dort einst in dem Herzen eine schöne Stelle einnehmen würde, an welchem es jetzt ruhte.

Auf der Überfahrt hatte die königliche Familie noch einen schmerzlichen Verlust zu betrauern. Der jüngste Sohn des Königs, ein kleiner lieblicher Prinz von zarter Constitution, erlag den Leiden einer Seekrankheit, welche die ganze königliche Familie und ihr zahlreiches Gefolge auf dieser kurzen, aber unruhigen Überfahrt sehr heftig befiel.

In Palermo wurden der König und sein Hof im Rausch einer begeisterten Volksfreude empfangen, von deren südlicher Lebendigkeit wir uns in unserm besonnenen Norden kaum eine Vorstellung machen können. Dort, wo die Sonne des nahen Afrika und die Gluthen des Ätna gleichsam das Blut in den Pulsen kochen, da werden alle Affecte lebhafter und wärmer empfunden, aber sie gehen auch schneller vorüber und fallen leicht aus einem Extrem in's Andere. Sicilien war so lange unter der Herrschaft eigennütziger Vicekönige und stolzer Barone schlecht regiert worden und ausgesogen, daß man jetzt die Verlegung des königlichen Hofes nach Palermo für ein ungeheures Glück halten mußte. Aber die Weltgeschichte zeugt, wie oft sich Völker in ihren schönsten Hoffnungen getäuscht sehen — so auch hier; doch davon später.

Am Tage nach der Ankunft des Hofes in Palermo beurlaubte sich der Herzog von Berry, um auf Umwegen sich an den Rhein zu begeben, wo seine Brüder, an der Spitze des emigrirten Adels, sich mit Wiedereroberungsplänen ihres verlorenen Paradieses beschäftigten.

Dritte Abtheilung.*)

Schreckliche Zeit in Neapel. — Die kleine Prinzessin. — Der Fürst Pignatelli Strangelli. — Der Graf Lavradio, als Jakobiner. — Die Franzosen vor Neapel. — Aufstand der Lazzaroni. — Der Fürst Moliterno, an der Spitze der Bewegung. — Verbrennung der Flotte. — Unterhandlung mit dem Feinde. — Einzug der Franzosen. — Prozession. — Die Einkleidung einer Nonne. — Laura. — Der Erzbischof Kardinal Ruffo. — Störung der Einweihung. — Franzosen und Jakobiner. — Proklamation der Republik Parthenope. — Revolutionairer Wahnsinn. — Der Conte di Lavradio, als Munizipalbeamter. — Das Anathema. — Laura's Hinwegführung. — Getümmel in der Kirche. — Scene im Kabinet der Königin Karoline. — Das Wiegenlied und die Todtenliste. — Engel und Teufel. — Lady Hamilton und ihre Proscriptionen. — Acton. — Kardinal Ruffo's Audienz beim Könige. — Bewegungen in Calabrien. — Leichtsinnige Sicherheit in Neapel. — Versuche des Conte di Lavradio gegen Laura. — Deren Entschlossenheit. — Ihre Einsperrung. — Tumult in Neapel. — Die alte Wärterin. — Ruffo rückt heran mit seinen Calabresen. — Er erobert Neapel mit Sturm. — Schilderung der furchtbaren Scenen der Reaction in Neapel. — Laura in dieser entsetzlichen Lage. — Die alte Zigeune-

*) Des Verf. historischer Roman: „Der Calabrese. Zwei Theile. Braunschw., bei Meyer. 1831." enthält noch mehr ins Einzelne gehende Schilderungen aus der, in diesem Abschnitt erzählten Schreckens-Periode Neapels.

rin. — Der Pöbel in ihrem väterlichen Pallast. — Volksscenen. — Flucht. — Hinrichtungen. — Ihr Vater, ihr Verlobter, ihr Bruder! — Laura, die letzte und hülfloseste ihres Namens.

Welche bewegte und schreckliche Zeit gab es damals in Neapel! Die Wiege des Kindes, das Frankreich einst den legitimen Thronerben geben sollte, war mit Exil, Schrecken und politischen Stürmen umgeben, die das unschuldige lächelnde kleine Wesen zwar nicht in seinem harmlosen Schlummer stören, wohl aber später der heranreifenden Jungfrau erzählt, des Eindruckes auf die Phantasie und das Gemüth derselben nicht verfehlen konnten, eines Eindrucks, der nicht ohne Einwirkung auf die ganze Richtung ihres Charakters blieb.

Der König hatte dem Fürsten Pignatelli Strangelli die Obergewalt in Neapel, während der Dauer seiner Abwesenheit, übertragen. Diese Wahl aber, unter den Einflüssen dringender Empfehlungen von Seiten der schönen Lady Hamilton bei Acton und bei der Königin geschehen, dürfte zu den großen und verderblichen Mißgriffen gerechnet werden, wodurch sich Ferdinands Regierung in dieser Periode so sehr auszeichnete.

Pignatelli war ein schöner Mann und glatter, gewandter Höfling, der es verstand, auf großem Fuß zu leben; allein, bei den von allen Seiten auf die Regierung eindringenden Gefahren verlor er den Kopf. Er

vermochte weder in Neapel Ruhe zu erhalten, noch die Franzosen abzuwehren. So übergab er denn Capua, die Hauptfestung des Reichs, ohne nur einen Versuch zu deren Vertheidigung zu wagen, und versprach dem heranziehenden französischen General Championnet, eine Kriegscontribution von zehn Millionen Franken zahlen zu lassen. Unterdessen bereitete sich die Revolution vor in Neapel. Aber nicht von der Hefe des Volkes ging sie aus, sondern Advokaten, Schreiber, Gelehrte und selbst Edelleute vom höchsten Range hatte der Schwindel der französischen revolutionairen Ideen ergriffen.

Zu den ärgsten revolutionairen Schreiern in den Jakobinerklubbs gehörte der Conte di Lavradio, diese Pavianfigur, die das Schreckbild der armen Laura gewesen, und selbst der Herzog von Toralba hatte sich dem neuen Systeme einer republikanischen Verfassung zugewendet, wobei die Großen Neapels zwar ihre Privilegien verlieren mußten, aber doch hofften, sich an die Spitze einer Volksregierung zu stellen, und dabei schwebte fast einem Jeden Bonaparte's Glück und Ansehn vor Augen. Was aber diese beiden zunächst verleitet hatte, der Volksparthei beizutreten, war ohne Zweifel der Haß gegen den König, da es ihnen bekannt geworden war, auf welche Weise er Laura, die Braut des Erstern und Tochter des Letztern, ihrer Gewalt entzogen und ihr ein Asyl im Kloster verschafft hatte.

Indeß rückten die Franzosen vor die Thore Neapels. Das Volk witterte Verrath; denn in der That erwarteten die revolutionairen Schwindler aus den höhern Ständen nur das Einrücken der Franzosen, um die durch geheime französische Emissaire vorbereitete Republik Parthenope zu proclamiren, und der Stellvertreter des Königs, Fürst Pignatelli, hatte schon in Capua eine Unentschlossenheit gezeigt, die nicht erwarten ließ, daß er Neapel besser vertheidigen würde gegen das, ohne schweres Belagerungsgeschütz heranrückende französische Heer, dessen Soldaten, in ihren nicht selten zerrissenen Uniformen, oft mehr lustigen Vagabonden glichen, als den wohldisciplinirten Truppen einer europäischen Macht.

Da — in dieser Crise, ertönte auf's Neue das furchtbare Aufruhrgeschrei vom Merkato her. An sechzig Tausend Lazzaroni wälzten sich von dort in die Toledostraße vor den Pallast des Fürsten Moliterno, der bei dem Volke in dem Rufe stand, einer der treuesten Anhänger und Freunde des Königs zu sein. Sie schrieen so lange des Fürsten Namen unter donnernden Evvivas, bis dieser auf dem Balkon sich zeigte, in der Hoffnung, den Sturm beschwören zu können. Da aber riefen die Lazzaronis ihm zu, er solle ihr Anführer sein, sie wollten Neapel gegen die Franzosen vertheidigen, er möge an ihre Spitze sich stellen und sie gegen den Feind des Vaterlandes führen. Dabei verschworen sie sich unter

furchtbaren Verzerrungen, die der lebhaften Geberdensprache dieses Volkes eigen sind, bei San Gennaro und der gebenedeiten Jungfrau, ihren letzten Blutstropfen für den König Ferdinand zu opfern.

So schrecklich auch die Töne dieser heulenden Volkswuth waren, so hatte doch die kindliche Anhänglichkeit dieser rohen Natursöhne an ihren Vater, den König, etwas Rührendes.

Der Fürst Moliterno übernahm den Oberbefehl. Indem er sich bemühte, einige Ordnung in die chaotische Volksbewegung zu bringen, hoffte er die Plünderung der Stadt durch die Lazzaronis abwenden zu können. Allein die Handhabung der Ordnung war nicht möglich. Die ganze Masse der wüthenden Gaunergestalten wälzte sich nach der Darsena *), erbrach die Waffenhallen und Jeder rüstete sich, so gut es gehen wollte, mit alten Hellebarden, historisch denkwürdigen Schwertern, verrosteten Donnerbüchsen und Standröhren mit Luntenschlössern, die sie nicht zu handhaben wußten; auch bekümmerten sie sich nicht um Pulver und Blei. Andere schleppten Kanonen und alte Feldschlangen herbei, und schwuren bei allen Heiligen, auf einen Schuß zehntausend Franzosen erlegen zu wollen. Wieder Andere erbrachen die Läden von Waffenschmieden und nahmen,

*) Arsenal.

außer eleganten Jagdflinten und Pistolen, wovon sie ebenfalls keinen Gebrauch zu machen wußten, besonders Dolche, die ein Lazzarone nur zu wohl zu führen versteht.

Es war am 16. Januar 1799, als dieser drohende Aufstand der Lazzaronis ausbrach, und drei Tage lang dauerte die Gefahr einer allgemeinen Plünderung. Indeß hatte Pignatelli den Neapolitanern ein entsetzliches Schauspiel gegeben, das auf der einen Seite die Schaulust der Lazzaronis beschäftigte und sie von drohenden Excessen abhielt, auf der andern Seite ihre Wuth noch steigerte. — Nach Sonnenuntergang nämlich verbreitete sich eine seltsame Helle über die weiße Häuserreihe, welche die Chiaja und den Strand der Mergellina umstand. Erst glaubten die Bewohner derselben, vom Feuerschein geblendet, der Vesuv habe einen neuen Ausbruch von Flammen gehabt, — da erblickte man aber alsbald das prachtvolle Schauspiel brennender Schiffe mitten im schönen Golph. Diese flammenden Pyramiden, auf die die zitternden Wellen ihren Widerschein warfen, bestanden — wie man bald erfuhr — aus dem Überrest der schönen neapolitanischen Flotte, die Pignatelli, aus voreiliger Besorgniß, daß sie in die Hände der Franzosen fallen könnten, durch portugiesische Schiffe hatte in Brand stecken lassen. — Er selbst war, nach dieser seiner letzten Heldenthat, nach Sicilien entflohen. Dort aber wurde die Vernichtung einer so schönen Flotte, die dem Staate

so viele Millionen gekostet hatte, übel empfunden. Man warf ihn in einen der furchtbaren unterirdischen Kerker, die sich auf den kleinen Felseneilanden der Liparischen Inseln befinden, und von dort kommt selten ein Gefangener wieder an's Tageslicht; — Feuchtigkeit und Vipern, die dort hausen, machen in der Regel seinen Leiden bald ein Ende, während gewinnsüchtige Kerkermeister den Namen des Todten noch ein Vierteljahrhundert lang fortführen, um die Paar Lire zu beziehen, die die Regierung für seine Beköstigung ausgesetzt hat.

Übrigens hatte der Fürst Moliterno bei aller Ergebenheit begriffen, daß mit dieser Horde ordnungsloser und in der Regel feiger Lazzaroni sich ein Kampf mit den sieghaften Franzosen nicht unternehmen lassen würde. Er fürchtete die Plünderung Neapels von Seiten der Franzosen, wenn diese die Stadt erstürmen würden und von Seiten der Lazzaronis, wenn diese Sieger blieben. Um einem solchen Unglück vorzubeugen, ließ sich Moliterno mit dem französischen General Championnet, wegen Übergabe des Reichs und seiner Hauptstadt, in geheime Unterhandlung ein, und ging deshalb persönlich zum französischen Oberbefehlshaber, der mit seinem Stabe noch in Capua stand.

Indeß hatte in Neapel sich eine royalistische Parthei gebildet, zu der bald das Militair, so wie der größeste Theil des betriebsamen Mittelstandes, nebst den Lazzaronis,

gehörten, und diese Parthei schwur, Neapel gegen die Franzosen bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen.

In der That kam auch einige Ordnung in das Chaos der Vertheidigung. Am 21. Januar begannen die Franzosen den Angriff; aber schon am 23. sah sich Neapel genöthigt, zu capituliren, und sich durch eine Brandschatzung von fünf Millionen Ducati von der Plünderung loszukaufen.

Nun hielten dort die Franzosen ihren Einzug, sie verhinderten die Lazzaronis am Plündern und proclamirten Neapel frei vom Königthum, als Republik Parthenope. Die Lazzaronis aber verwünschten laut heulend die Seele dieser lumpigen Revolution, die weder Beute gebracht, noch Blut gekostet hatte.

Welche Contraste bietet diese glänzende wunderbare Stadt in jedem Augenblick dar! — So auch damals. — Während aus dem weiten Rachen der Grotta di Posilippo — dieser uralten, den Berg durchschneidenden unterirdischen Straße *) — das dumpfe Wirbeln der

*) Diese schon von Strabo und Seneca beschriebene Durchfahrt (Tunnel) vermittelt einen nähern Weg zwischen Cumae und Puzzueli, als über den steilen Berg des Posilippo. Sie ist in späterer Zeit bis auf eine Höhe von 62 Palmen, und breit genug für zwei Wagen, erweitert. Ihre Länge beträgt 1600 Fuß. Tag und Nacht ist sie mit Laternen erleuchtet.

französischen Trommeln ertönte, und bald darauf die Colonnen der republikanischen Soldaten mit ihren rothgestreiften Hosen, blauen langschößigen und weiten Militairfracks und dreieckten eingedrückten Hüten, woran die dreifarbige Kokarde, blau, roth und weiß, gleich der Fahne, die jeder Abtheilung vorausgetragen wurde, durch die Strada nova über den weiten Platz delle Pigne nach dem brausenden Toledo hin ihren Einzug hielten, sah man in einem andern Theile dieser ungeheuern Stadt das Erscheinen einer frommen Prozession.

Die glänzende Prozession der Schwestern von Santa Chiara hielt ihren Umzug. Blumen und bunte Teppiche wurden vor dem Zuge ausgebreitet; noch war die revolutionaire und feindliche Bewegung in jenem Stadttheil nicht so fühlbar geworden, daß die Bewohner desselben die fromme Gewohnheit, die religiöse Prozession zu ehren, hätten aufgeben sollen, und so wurden Teppiche vor dem Zuge ausgebreitet und Blumen gestreuet, und von allen Balkons wehten Stoffe herab von den lebhaftesten Farben. Kirchenfahnen und ein großes Kreuz wurden dem Zuge vorausgetragen. Ehrfurchtsvoll wich das Volk von beiden Seiten zurück. Alle Häupter wurden entblößt und Alle knieten nieder, als der Erzbischof, Kardinal Ruffo, ein stolzer, rüstiger Mann, der am Hofe sehr in Ansehn stand, unter scharlachrothem

Thronhimmel herannahte, das Allerheiligste in strahlender Monstranz tragend, von Bischöfen und Prälaten umgeben und von vielen Geistlichen geringern Grades gefolgt; und an diese schloß sich die lange Reihe von dichtverschleierten Nonnen an, die, jede eine Wachskerze tragend, mit weißen Rosen auf dem niedergesenkten Kopf, zwischen den gefalteten Händen einen geweihten Rosenkranz tragend, Paarweise einherschritten.

In der Mitte derselben ging eine zarte schlanke Mädchengestalt, in weißem faltenreichen Gewande von Seide, mit aufgelöst'em langen schwarzen Haar, worauf, in seltsamem Kontraste mit dem Ausdruck der Trauer und Demuth ihres ganzen Wesens, ein Kranz von Rosen und Myrthen befestigt war. Ein durchsichtiger Schleier war vom Kopf bis zu den Füßen über die ganze Figur gebreitet, und obwohl sie den Kopf tief auf die Brust niedergesenkt trug, so ließ sich doch leicht erkennen, daß ein tiefer Seelenschmerz diese zarten, jugendlich schönen Gesichtszüge gebleicht haben mußte. — Die Priorin und die strenge Novizmeisterin, die Erstere mit antiken, milden Gesichtszügen, die Andere streng und kalt im ganzen Wesen, führten dieses Opferlamm der Kirche; denn es war Niemand anders, als die arme kleine Laura, die, von der Priesterparthei zugeredet und durch Vorstellungen von Himmel und Hölle bedrängt, sich mit unserm Herrn und Heiland verloben und den

Schleier der Nonnen unter dem Gelübde ewiger Abgeschiedenheit von der Welt nehmen sollte.

Es liegt eine eigene Ironie des Ritus in der Sitte bei solchen Einkleidungen, die Braut des Himmels noch einmal in der Herrlichkeit des weltlichen Brautschmucks vor dem Volke erscheinen zu lassen, um sodann alles dieses Schmuckes einer eiteln Weltlust und selbst des schönen, jungfräulichen Haupthaars beraubt, klösterlich verhüllt, der schnöden Welt auf einmal entrückt zu werden. So war auch Laura jetzt mit dem eine halbe Million werthen Reichthum ihrer, aus dem mütterlichen Nachlaß erhaltenen, Diamanten geschmückt, die, nach ihrer Einkleidung, dem Schatz der Schutzheiligen des Klosters Santa Chiara zufallen sollten.

Das Volk bewies zwar noch der Prozession die gewohnten Huldigungen, aber es waren doch schon Viele darunter an die neuen Ideen gewöhnt, die laut ihr Mitleiden mit diesem armen Opfer der Kirche aussprachen. „Poveretta!“ *) hieß es hier und dort, „der schöne Engel — das arme Kind — soll künftig keinen andern Bräutigam küssen, als einen hölzernen Heiland — o bella gioventù! **) — schöne Jugend!“

Und damit folgte die Volksmenge der Prozession in die Kirche der heiligen Klara.

*) Die Arme.
**) O schöne Jugend.

Ein dichter Vorhang, in welchem nur Fensteröffnungen, mit goldenen Netzen vergittert, angebracht waren, trennte jetzt den Raum des hohen Chors von dem der übrigen Kirche. — Dort aber, mehr geahnet als gesehen von der profanen Menge, die dicht gedrängt das Schiff der Kathedrale und ihre Kreuzgänge füllte, sollte das Mysterium der Einkleidung vor sich gehen.

Die leisen Gesänge der Nonnen hinter dem Vorhange, von schwellenden Orgeltönen begleitet und wunderbar getragen, verfehlten die Wirkung des Geheimnißvollen auf die anwesende Menschenmenge nicht. Es herrschte eine Stille, daß man keinen Athemzug hören konnte. — Die Frauen besonders bezeigten eine tiefe Sympathie mit der Unglücklichen, die allen Freuden des Daseins in so zarter Jugend schon entsagen sollte. — „Jetzt wird ihr der bräutliche Schmuck abgenommen" — hieß es in einzelnen Pausen, wo man nur Gebete murmeln hörte, — „jetzt fällt ihr schönes Haar unter der grausamen Scheere — nun wird ihr der schwarze Schleier über den Kopf geworfen — sie wird unsern Heiland küssen und eine Braut des Himmels werden; — die Arme, was thut sie mit der ewigen Seligkeit, wenn ihr das irdische Dasein zur Hölle gemacht wird!" — und so ging es fort in einzelnen leisen Ausrufungen der Theilnahme — und Alles erwartete mit angehaltenem Athem den Augenblick, wo der Vorhang aufrollen und die, mit

dem schwarzen Schleier bedeckte junge Nonne ohnmächtig in die Arme der Äbtissin sinken würde. Man erinnerte sich, dergleichen bei ähnlichen Gelegenheiten schon erlebt zu haben — da plötzlich wurde die feierliche Handlung durch einen Trommelwirbel und Rasseln von Gewehren unterbrochen, und zum entsetzlichen Schreck erblickte man ein Kommando französischer Soldaten mit Sack und Pack durch das offene Portal der Kirche hereinmarschiren. Diese dienten einem Herold und mehreren Munizipalbeamten, mit weißen und hellblauen Straußfedern auf den dreieckten Hüten und breiten en bandoulière getragenen Schärpen von denselben Farben, zur Bedeckung. Die Soldaten, denen das Volk vor Schreck über einander herstürzend auswich, stellten sich unter dem Befehle ihres Offiziers militärisch auf. Die Orgeltöne und der Gesang schwiegen, und hinter dem Vorhange hervor lauschte manches bleiche Nonnengesicht. Noch einmal rasselten die Trommeln und der Herold rief:

„Im Namen des souverainen Volkes von Neapel, unter dem Schutz und der Garantie der großen Nation der französischen Republik, ist von den Volks-Repräsentanten decretirt und wird bekannt gemacht, wie folgt:

Art. 1. Die Republik Parthenope ist proclamirt.

Art. 2. Alle Klöster sind aufgehoben und ihre Güter werden für Nationalgut erklärt.

Art. 3. Die Religion und die Heiligen sind abgeschafft, mit Ausnahme des heiligen Januarius. Es giebt nur einen Gott, das ist die Vernunft.

Art. 4. Wer dawider handelt, wird enthauptet.

Es lebe die Freiheit und Gleichheit!" —

In diesen unsinnigen Jubel über den tollsten Unsinn, den jemals ein revolutionaires Gehirn ausgebrütet hat, stimmten die Munizipalbeamten ein und schwenkten ihre Federhüte, und das leichtsinnige, so bewegliche Volk, froh, wenigstens den Hauptheiligen von Neapel gerettet zu haben, und in der Hoffnung auf Beute und Theilung der Güter, wurde schnell wie vom Wahnsinnsschwindel der neuen Republik ergriffen, und indem sich Einer in des Andern Arme warf, schrieen sie: „Evviva der Freiheit und Gleichheit!"

Da rollte der Vorhang auf — die Nonnen waren verschwunden und die Priester schaarten sich um ihren Erzbischof, der, in violetseidenem Ornat mit der breiten, goldgewirkten Stola, der gehörnten Bischofsmütze und dem aus Silber kunstreich getriebenen Krummstabe, es versuchte, gegen die tobende Menge Worte der Ermahnung zu reden; aber Trommelwirbel und das Evvivageschrei, worin sich Schmähungen mischten, übertönte seine Worte — da erhob er donnernd seine Stimme und drohend seinen Arm, rief der wahnsinnigen Menge ein Anathema zu — und excommunicirte Alle, die sich nicht

reumüthig auf ihre Knie werfen würden; aber ein lautes höhnendes Lachen war die entsetzliche Antwort auf seinen schrecklichen Kirchenbann — und mehrere wahnsinnige Tollköpfe sprangen vor gegen das hohe Chor, um die Priester mit Gewalt aus der Kirche zu vertreiben.

Unter diesen aber war der Wüthendste ein Mensch von abschreckenden Zügen, die eine schäumende Wuth noch mehr verzerrt hatte. Er trug die weiten Pluderhosen, die kurze Weste und den kurzen Rock mit der ungeheuern Wulst der Halsbinde eines pariser Incroyable, und dazu Federhut, Kokarde und Schärpe der parthenopäischen Republik. Dieser Mensch schrie den Erzbischof an: „Wo ist Laura, meine Braut? Ist das Verbrechen gegen die Göttin der Vernunft schon vollendet — hat sie die Gelübde der Kirche schon geleistet und den Schleier empfangen — so zerreiße ich diese Bande kraft des Gesetzes der Republik — denn es giebt keinen Gott mehr, als die Vernunft — und keine Klöster — keine Priester — keine Religion und keine Kirche!"

„Apage, Satanas! — hebe dich hinweg von hier, du Kirchenschänder, du Gotteslästerer und Frevler im Heiligthume!" rief der hohe Priester, im Ton eines gebietenden Feldherrn, während im Schiff der Kirche Alles durcheinander tobte, trommelte und schrie — aber der wilde Graf von Lavradio stieß den Erzbischof mit einem satanischen Hohnlachen zur Seite und stürzte in

die Sakristei, deren Thür offen stand, wo Laura ohnmächtig in den Armen der zusammengeschüchterten Nonnen lag.

Der Conte di Lavradio sah, daß man ihr schon den schwarzen Nonnenschleier übergeworfen hatte, und noch einen Augenblick waren die Jugendeindrücke des Gedankens an die Unverletzlichkeit einer Braut des Heilands mächtig genug in seiner Seele, um ihn davor zurückschaudern zu lassen; aber bald schrie er übermüthig, im Wahnsinn der republikanischen Ideen jener Zeit: „es giebt keine Religion und keine Klöster mehr — herbei, ihr Bürger-Lakaien, tragt mir die entflohene Braut in das Haus ihres Vaters."

Damit hob er die Ohnmächtige auf seine Arme, übergab sie den ihm folgenden Dienern, und raffte noch ihre, am Boden liegenden langen schwarzen Haarflechten, die man ihr abgeschnitten hatte, zusammen. Nach dieser Gewaltthat aber gab es keine Scheu mehr vor dem Heiligthum — wilde Horden stürmten den hohen Chor und die Sakristei — die Diamanten, die den Schmuck und die reiche Ausstattung der Braut Christi gebildet hatten, wurden theils geraubt von den wilden Lazzaronis, theils in der Kirche umhergestreuet. Bald erloschen im Getümmel die brennenden Wachskerzen, und in der Dunkelheit gab es ein furchtbares Menschengewühl, aus

welchem das Gekreisch der Nonnen und das Hohnlachen des entmenschten Pöbels hervorbrach!

Doch der Vorhang falle — „der schrecklichste der Schrecken — das ist der Mensch in seinem Wahn!"

Während im schönen Neapel die leichtsinnigste und zugleich unsinnigste Revolution ohne Blutvergießen vollendet wurde, saßen in Palermo, im Kabinet der Königin Karoline, drei Personen zusammen, die, wie einst die Hexen in Macbeth — wenn auch ohne Höllengebräu und Zauberworte — ein schweres Geschick über die jugendliche Republik Parthenope heraufbeschworen.

Diese drei Personen waren: die Königin Karoline, der Premierminister Ritter Acton und eine wunderschöne Frau — Lady Hamilton.

Es war indeß noch außer den drei — man kann, in Beziehung auf ihr jetziges Geschäft, wohl sagen — dämonischen Wesen noch ein viertes lebendes Geschöpf anwesend — ein kleiner lächelnder Engel — die Prinzessin Maria Karolina, die Enkelin der Königin, die diese sonst so kalte und stolze Frau mit großmütterlicher Zärtlichkeit liebte. So ließ es sich die Königin Karoline nicht nehmen, das freundliche kleine Wesen jeden Abend in den Schlaf zu wiegen, und dabei ein Schlummerliedchen zu summen.

Man ist nur zu sehr gewohnt, die Großen und Mächtigen dieser Erde in ihren Haupt- und Staatsactionen zu sehen, und doch sind sie in ihrem Privatleben und ihren persönlichen kleinen Gewohnheiten, Neigungen und Leidenschaften so gut Menschen, wie Andere; — nicht selten würde man die liebenswürdigsten Züge dort erblicken, wo die Geschichte mit ihrem Griffel auf die ehrene Tafel schreibt: Tyrann! —

So auch die Königin Karoline. Herrscherin in allen ihren Beziehungen, war sie liebenswürdig, wenn sie mit ihren Kindern oder noch lieber mit ihrer kleinen Enkelin tändeln konnte.

Jetzt saß sie an einem Tisch, der mit einem grünen Teppich bedeckt war, worauf Schreibgeräth stand und viele Schriften umher lagen. Während sie mit dem Fuße die reichvergoldete Wiege schaukelte, worin auf Kissen von Sammt und Eiderdaunen, halb bedeckt von einem Vorhange aus dem feinsten Spitzengewebe, das engelschöne Kind ihres ältesten Sohnes, des Thronfolgers, lag.

Summend sang die Königin abwechselnd einige Strophen eines anmuthigen sicilianischen Volksliedes, das, mit der Mandoline begleitet, von einem schönen Knaben oder lieblichen Landmädchen, mitten im duftenden Gebüsch von blühenden Myrthen und Rosen, wohl eine poetischere Wirkung hervorgebracht haben möchte,

als hier, wo es, mit den leisen Bebungen einer summenden Großmutterstimme, wenn auch im sicilianischen Volksdialect, unterbrochen von einer — es ist schrecklich zu sagen, aber buchstäblich wahr — von einer langen Liste von Todesurtheilen gesungen wurde.

„Wohin fliegst du, kleine Biene,
summte die Königin:
Wohin schwirrst du früh im Thal?
Auf der hohen Bergeszinne
Leuchtet noch kein Morgenstrahl."

„Ohne Widerrede," unterbrach sie sich in leisen und dadurch schaurig gedämpftem Ton der Stimme, um das einschlummernde Kind zu stören — „in Neapel muß ein großes Strafexempel statuirt werden. Sterben soll Alles, was höher steht im Range als ein gemeiner Advokat."

„Nicht mehr, wie billig," entgegnete der Chevalier Acton, Premierminister des Königs von Neapel und Sicilien, indem er aus seiner goldenen Dose, mit dem diamantenen Namenszuge der Königin, mit einer gewissen altfranzösischen Grandezza eine Prise nahm. — Er stand übrigens, beiläufig bemerkt, im veilchenblauen Hofkleide, mit großen brillantirten Stahlknöpfen, einer langen Schooßweste von gesticktem Drap d'argent, den Chapeaubas unter dem Arme, das Haar hoch toupirt und frisirt, mit dem Haarbeutel und kurzen gelben

Atlasbeinkleidern, nebst seidenen Strümpfen, Schuhen und Galanteriedegen — das wahre Bild eines Marquis vom ancien regime — wie man es am neapolitanischen Hofe damals noch liebte, — am Tisch, während die reizende Lady Hamilton im modern französischen Kostüm à la Grec — übrigens in ihrem rothen indischen Shawl malerisch drapirt, auf einem Tabouret an ihrer Seite saß — ein Vorrecht, das sie sowohl dem Range ihres Gemahls, als der hohen Gunst, worin sie bei der Königin stand, zu danken hatte.

„Die improvisirte Republik Parthenope," fuhr der Ritter fort, „ist eine Nachäffung der französischen — nur mit dem Unterschiede, daß hier die ältesten Adelsfamilien sich an die Spitze der Bewegung gestellt haben, während in Frankreich die alten berühmten Namen es vorgezogen haben, auf der Guillotine zu sterben oder auszuwandern."

„Sie sollen sterben, diese Rebellen vom Adel!" sprach die Königin eintönig, und da sich das Kind in der Wiege regte, so fuhr sie fort, summend zu wiegen und zu singen:

„Schillert doch im schwachen Glanze
Noch die Flur vom Thau benetzt;
Hüte dich, daß dich im Tanze
Nicht der Thränenthau verletzt."

„Übrigens," fuhr sie fort, „wird es Zeit sein, die Proscriptions-Listen zu entwerfen. Lady Emma," damit

wendete sie sich, etwas ironisch lächelnd, gegen die schöne Hamilton, „wird die wahren Herzensneigungen der neapolitanischen Cavaliere besser als wir kennen; denn uns haben sie niemals ihre Herzen so aufgeschlossen, als unserer werthen Freundin."

„In der That," entgegnete die schöne Frau lachend, daß die weißen Perlenzähne zwischen den Corallenlippen des kleinen Mundes blitzten, und scherzend in dieser so furchtbar ernsten Angelegenheit, fuhr sie fort: „ich habe nur nöthig gehabt, eine ganze Bibliothek von unbeantworteten Billet-doux durchzublättern, um die Proscriptions-Liste von Personen zu entwerfen, deren excentrische Gesinnungen mir allerdings am besten bekannt sein müssen."

„Die also auch ohne Zweifel," ergänzte Acton, „an dieser excentrischen Republik Theil genommen haben."

„Still!" unterbrach beide die Königin, während Lady Hamilton eine lange Namenliste aus ihrem eleganten Pompadour hervorzog, „der kleine Engel wacht auf! — bei diesem Geschäft aber," fuhr sie noch schaurig leiser fort, „müßten Teufel wachen und Engel schlafen!" Dann summte sie:

In dem Knöspchen eingehüllt
Schlummert noch das Blümchen hold,
Harre, bis es sich enthüllt,
Duftig, frisch im Sonnengold.

„Lesen Sie, Lady Emma," nahm sie wieder das Wort, „diese Namen, die dem Tode geweiht sein sollen; bei Gott sei Gnade — bei Menschen nicht!"

Und die schöne Frau las mit der schalkhaften Miene, die ihr so reizend stand: „der Graf Ruvo, der Admiral Cariaccioli, der junge Fürst von Rivario, der Herzog von Cassano, der Principe di Pignatelli Strongoli, der..."

„Halten Sie einige Augenblicke," unterbrach sie die Königin; „was ist ihre Schuld?"

„Sie haben den Jakobinerklubb besucht, sie haben rebellische Reden geführt, Ämter angenommen bei der Municipalität — was geht's mich an? — mit einem Wort: sie sind Rebellen, die den Strang verdient haben!" Die schöne Frau hatte aber, bei jedem dieser Namen, noch andere Gründe der Todeswürdigkeit im Hintergrunde der Seele, die sie jedoch nicht laut aussprach. Der Eine hatte sich einmal stolz gegen sie benommen; der Andere, ein schöner Mann, hatte auf ihre Blicke nicht geachtet; der Dritte hatte Nelson ein galantes Abenteuer von ihr verrathen, und der Vierte gar einmal auf ihre früheren Verhältnisse angespielt; bei dem Gedanken an diesen letzten, entsetzlichsten aller Frevel rief sie aus: „den hochmüthigen jungen Narren, den Fürsten von Rivario, aber empfehle ich Ew. Majestät, daß er mit glühenden Zangen zerrissen, dann gespießt, dann geköpft und dann gehangen werde!"

Die Königin sah sie groß an; doch da die kleine Prinzessin in der Wiege die hellen braunen Äuglein aufgeschlagen hatte, fuhr sie summend fort, das sicilianische Lied von der kleinen Biene zu singen:

„Doch du schwirrst geschäftig weiter,
Suchst den Honig hier und dort;
Wüßte wohl für Honigsaugen
Einen noch viel süßern Ort.

Sieh, die rosenrothe Lippe
Dieses Engels schwillt schon auf.
Sauge, sauge kleine Biene,
Hier ist Honig stets vollauf!"

Damit lächelte das kleine Wesen in der Wiege und wie die königliche Großmutter ihm zunickte, da streckte es die kleinen Ärmchen nach ihr aus, und die Königin nahm es aus dem Schaukelbettchen, küßte und herzte den kleinen wähligen Engel ab, und übergab ihn nach einiger Zeit — da das Kind nicht wieder einschlafen wollte — der Amme, um es fortzutragen und zu beruhigen, und nun nahm sie wieder das Wort:

„Der Engel ist fort — nun wird es besser gehen mit unserm Geschäft. Sie sollen Alle vor ein Kriegsgericht gestellt, und wenn nur der Schatten eines Schattens von Verdacht auf sie fällt — ohne Ansehn der Person oder des Ranges — erschossen werden."

„O!" rief die herzlose Schöne mit lachender Heiterkeit, „ich habe noch mehr Vögel dieser Art in meinem Käfig."

Und damit begann sie ihre lange Liste noch weiter vorzulesen. Es kamen darin berühmte und geachtete Namen vor, deren Nennung auf dieser Proscriptions-Liste schon jedem wahren Patrioten Schauder erregt haben würde, als: der edle Bischof Natale, der berühmte Arzt Cerillo, der große Rechtsgelehrte Pagano, die Priester: Conforti, Troisi und Scotti, der bekannte Antiquar Baffi, zwei liebenswürdige Kavaliere: Vicenzo Ruffo und Mantone und noch mehrere Andere. Bei Jedem wußte sie mit großer Gewandtheit Verdachtsgründe der Schuld vorzubringen; zuletzt aber nannte sie noch, fast stammelnd und mit lebhaftem Wechsel der Farbe, zwei schöne Neapolitanerinnen, die edle Pimantel Fonseca und die junge liebenswürdige Maria San Felice, die eine galt für die schönste Frau von Neapel, deren klassische Schönheit, bei unverdorbener Jugendlichkeit, man noch über die Schönheit der Lady Hamilton setzen wollte, die Andere hatte Nelson einmal ausgezeichnet, und das war das Verbrechen beider Frauen, weshalb diese schreckliche Megäre sie zum Tode verurtheilt wissen wollte, während sie ganz andere Gründe ihrer Schuld im Munde führte.

Dagegen brachte Acton noch manche Personen in Vorschlag, die in der That bedeutend compromittirt waren durch ihre Theilnahme an der neuesten revolutionären Bewegung in Neapel; dahin gehörte: der Fürst

Moliterno, der, wenn auch wider Willen an die Spitze der Lazzaronis gestellt, mit dem Feinde wegen Übergabe der Stadt unterhandelt hatte; der Graf von Lavradio, der sich als einen der enragirtesten Jakobiner und Republikaner gezeigt hatte, und der achtbare Marchese di Toralba, der bei dem Ansehn, worin er allgemein stand, ein Municipalamt angenommen hatte, um Ruhe und Ordnung in Neapel zu erhalten; — freilich wurde ihm auch noch zur Last gelegt, daß er in den kräftigsten Ausdrücken einen Brief an den Minister geschrieben hatte, worin er sich über die willkührliche Einmischung des Königs in seine Familienangelegenheiten bitter beschwert hatte.

„So weit," sprach die Königin Karoline, „wäre Alles in der Ordnung; die Rebellen sollen mit dem Leben büßen; aber wir Deutsche haben ein altes Volkssprichwort, das viel wahres enthält. Es heißt:

„„Die Nürnberger thäten Keinen hangen,
Sie hätten ihn denn zuvor gefangen!""

Wie aber sollen wir diese Rebellen fangen, die das Volk und das Militair auf ihrer Seite haben, zudem unter dem Schutz eines französischen Heeres stehen?"

„Ew. Majestät," sprach Lady Hamilton, „dürfen sich nur darüber mit dem klugen Kardinal Fabricio Ruffo besprechen."

„Sehr wohl! — dieser würdige Erzbischof von Neapel, den der heilige Vater, unter dem Titel des Kardinals von Santa Maria in Cosmedino, mit dem römischen Purpur geschmückt hatte, ist ein kühner, unternehmender Charakter von bewährtem Muth; er hat den Kopf, Pläne zu entwerfen und die Hand, sie auszuführen. Ich wette, er ist ein besserer Soldat und Politiker, als Priester. — Indeß weiß der Himmel, wohin er geflüchtet ist in der allgemeinen Verwirrung. Nach Palermo kam er wenigstens nicht mit dem Hofe."

„Man sagt," entgegnete Acton, „Seine Eminenz habe verkleidet einen Abstecher nach Calabrien gemacht, um die dortige Stimmung zu erforschen. — Wir dürfen ihn jeden Augenblick in Palermo erwarten."

„So setzen wir weitere Beschlüsse bis dahin aus," entgegnete die Königin.

Einige Tage später befand sich die Königin Karoline im Kabinet des Königs, als der Kardinal Ruffo angemeldet wurde, der auch nach erhaltener Gewährung einer Audienz sogleich eintrat.

Fabricio Ruffo war ein hochgewachsener, immer noch schöner Mann, damals im Alter von 54 Jahren,*) von einer kräftigen Konstitution, und wie es schien,

*) Geboren am 16. Nov. 1744. Zum Kardinal erhoben im Jahre 1791.

unverwüstlichen Gesundheit. Auf seiner hohen Stirn und im entschlossenen Auge lagen Geist und Klugheit ausgedrückt. Die scharf geschlossenen Lippen und etwas bleichen Gesichtszüge hatten den Ausdruck von Kälte und Ernst, und nur wenn er redete, belebten sich seine Züge und man sah, daß ein Feuer der Leidenschaft in seinem Innern, gleichsam unter der erstarrten Lava, glühte. Er trug jetzt den violetseidenen Chorrock mit dem purpurnen, mit Hermelin besetzten Schultermäntelchen, rothe Strümpfe und ein rothes Käppchen. Den rothen Sammthut mit weißen Schnüren und Quasten trug ihm ein Kaplan nach, der damit an der Thür stehen blieb, während der Kardinal den König und die Königin mit dem Zeichen des Kreuzes begrüßte. Dieser Mann stand sehr hoch in der Achtung des König Ferdinand, und zwar weniger wegen seiner politischen und militairischen Talente, als weil er im Kirchenstaate, unter Pius VI., das nützliche Gesetz vermittelt hatte, welches Jedem eine Prämie verhieß, der einen Ölbaum pflanzen würde. — Ferdinands Wohlwollen und schlichter einfacher Verstand hielt es für verdienstlicher, dem Landbau aufzuhelfen, als durch den Krieg Saaten zu ruiniren und Städte einzuäschern. So nahm er denn den Kardinal sehr wohlwollend auf, wurde aber nicht wenig überrascht, als dieser um Erlaubniß bat, ihm sein Reich wieder erobern zu dürfen.

„Und wie wollen Eminenz denn dieses anfangen?“ fragte Ferdinand halb unwillig und halb in seiner ironischen Laune.

„Ich würde abwechselnd,“ entgegnete der Kardinal mit der ihm eigenen ruhigen Entschiedenheit, „die Schlüssel des heiligen Petrus und das Schwert des heiligen Paulus gebrauchen.“

Während Ferdinand ungläubig den Kopf schüttelte, verstand die klügere Königin sogleich, was er damit meine und fragte, ob das Gerücht wahr sei, daß er Calabrien durchreis't sei?

„Allerdings, Majestät,“ entgegnete der Kardinal, „und zwar in der Verkleidung eines Schleichhändlers, worin ich bei den Räubern in den Abruzzen sowohl, als in den Städten und bei den Edelleuten gelitten war.“

„Und wie haben Sie die Stimmung meiner Kinder von Calabrien gefunden?“ fragte der König, nicht ohne innere Bewegung einer wehmüthigen Rückerinnerung.

„Treu, wie Gold!“ rief der Kardinal, im Tone der Betheuerung, indem er drei Finger seiner rechten Hand auf das goldene Kreuz legte, das er auf der linken Seite der Brust trug. „Treu, in beiden Abruzzen und beiden Calabrien — denn noch hat man es nicht vergessen und Hundertmal hat man es mir erzählt, wie Ew. Majestät nach dem grauenvollen Erdbeben am 5. Februar 1783, das die Stadt Messina und den größesten

Theil von Calabrien verwüstet hatte, so völlig niedergeschlagen gewesen und eiligst Hülfe gesandt haben, wo es nur möglich war...."

„Es ist gut, Fabricio," unterbrach ihn der König, indem er eine Thräne im Auge unterdrückte; „das Unglück ist überwunden, und nun hat es Uns selbst betroffen und wir bedürfen vielleicht der Hülfe dieser Leute, denen wir leider nur so geringe Hülfe gewähren konnten."

„Und darauf können Ew. Majestät rechnen!" rief Fabricio Ruffo mit auflodernden Feuer, „den letzten Blutstropfen wollen wir für unsern guten Vater verspritzen; denn er hat uns seine lieben Kinder genannt."

Der König lächelte wehmüthig, doch war es ihm angenehm, daß man sich dort einer Äußerung von ihm erinnerte, die sein gutes, wohlwollendes Herz verrieth. Es waren nämlich einzelne Details, in den einlaufenden Depeschen über jenes Unglück, in der That herzerschütternd gewesen. Der König war außer sich, und jammernd durchirrte er die Gemächer seines Pallastes, indem er seine Klagen ertönen ließ. Da suchte ihn die Königin, die vielleicht weniger ergriffen war, oder sich mehr zu beherrschen wußte, zu trösten, indem sie ihn fragte, was er denn beginnen würde, wenn er eins seiner Kinder verlöre? — „Madame," entgegnete er damals mit schöner Wärme, „sind die vielen Tausende, die dort so

schrecklich umgekommen sind, nicht alle meine Kinder gewesen?"

Und das war derselbe einst so gefühlvolle König, der jetzt seine Einwilligung gab, Neapel, wenn es sein müsse, durch den Aufstand der Calabresen mit Sturm zu erobern, und der später sich bereden ließ, die schreckliche Proscriptions-Liste zu unterzeichnen, die in ihren Folgen so entsetzliches Unheil über tausend angesehene Familien Neapels brachte; — doch davon später!

Jetzt erzählte der Kardinal noch, daß er durch ganz Calabrien schon Verabredungen getroffen habe, die Fahne des Aufstandes gegen die Rebellen von Neapel zu erheben, und einen Volkskrieg gegen die Franzosen, die man ihnen als Gotteslästerer und Heiden geschildert habe, zu eröffnen. „Das Volk," fuhr er fort, „wird in diesem Augenblick schon bearbeitet von dem kühnen Pfarrer Rinaldo, der, mit dem blutrothen Kreuze in der Hand, den Vertilgungskrieg gegen die Ketzer und Abtrünnigen predigt, und von Dorf zu Dorf, aus einer Stadt in die andere ziehend die Gemüther entflammt zum Schutz der Religion und des Königs, und die Räuber und Banditen der Gebirge werden, unter Anführung ihrer drei berühmten Hauptleute: Fra Diavolo, Scarpa und Pauganera, denen ich Vergebung aller ihrer Sünden zugesagt habe, für das Königthum fechten.

„Aber das würde ein furchtbares Blutbad werden in Neapel!“ rief der König, und die Perlen des Angstschweißes ſtanden ihm vor der Stirn.

„Wir werden uns ihrer nur bedienen,“ entgegnete der Kardinal, mit der imponirenden Ruhe des Bewußtſeins großer Kraft, „um das widerſpenſtige Neapel zu erobern; dann werden wir Halt gebieten und die geſetzlichen Strafgerichte über die Schuldigen walten laſſen, wenn es ſonſt Ew. Majeſtät Wille und Befehl iſt,“ ſetzte er, geſchmeidig ſich verneigend, hinzu.

„Habt Ihr Prieſter die Macht, dem Strom der glühenden Lava zu gebieten: bis hieher und nicht weiter!“ entgegnete der König, indem ihm bei dieſem Gedanken ſchon ein ganz eigener Schauer durchrieſelte.

„Ja, Sire,“ verſetzte der Kardinal zuverſichtlich, „das heißt mit Hülfe des Blutes des heiligen Januarius. Ew. Majeſtät werden ſich erinnern, daß in der Noth des Erdbebens von 1794, als zwei glühende Lavaſtröme das blühende Städtchen Terre del Greco bedrohten, und das glänzende Lavapflaſter auf dem Toledo und Merkato von Neapel ſich ſchon mit dem feinen Aſchenregen bedeckte, in der Kirche des heiligen Gennaro das koſtbare Blut ausgeſtellt wurde, und ſich in Folge der geiſtlichen Gebete und Proceſſionen das Wunder der Flüſſigwerdung begab, worauf ſogleich der Ausbruch des Berges nachließ und die glühenden Lavaſtröme zum Stehen kamen.“

Gegen solche Beweise konnte freilich der im Aberglauben seines Volkes befangene König nichts einwenden, und da ihn noch seine Gemahlin an den entsetzlichen Königsmord der französischen Jakobiner erinnerte und ihn darauf aufmerksam machte, daß ihr und sein Kopf selbst in Gefahr sich befänden, wenn nicht hier der Propaganda der französischen Revolution mit aller Energie entgegengewirkt werde; so gab endlich der gute König achselzuckend seine Einwilligung zu allen Maaßregeln der Strenge, die die Königin Karoline, Acton, Lady Hamilton und der Kardinal Ruffo beschlossen hatten. Freilich hatte man ihm Alles noch viel milder vorgestellt, als es sich im Laufe der Zeit entwickeln sollte.

An die Küste von Calabrien, das Sicilien gegenüber liegt, und zwar unfern der Hauptstadt des Landes, Reggio, landete der Kardinal Fabricio Ruffo mit noch drei anderen entschlossenen Anhängern des Königs.

In der einen Hand hielt er ein goldenes Kruzifix empor, in der andern den gezogenen Degen. Vor sich her ließ er ein weißes Banner tragen, das mit dem bedeutungsvollen blutrothen Kreuz bezeichnet war. So erschien er im kirchlichen Pomp, aber mit aufgeschürztem Chorrock, gleich den kriegerischen Bischöfen des Alterthums, auf einem weißen Zelter reitend, den zwei rothgekleidete Chorknaben am goldenen Zügel führten, in der

Mitte einer ungeheuern bewegten Volksmenge, die von Stunde zu Stunde größer anschwoll. An geeigneten Orten hielt er still und predigte von der Pflicht der guten Christen, die Heiden und Abtrünnigen zu bekämpfen, die in Neapel Gott und alle Heiligen abgeschafft hätten, um einem Götzen zu opfern; er sagte ihnen, diese Spitzbuben hätten dem guten Könige, der die Calabresen seine lieben Kinder genannt habe, das schöne Land Neapel gestohlen, und die Christen von Calabrien sollten ihm nur helfen, es wieder zu erobern, dann sollten alle die Rebellen zur gebührenden Strafe gezogen werden, und der König erlaube ihnen dann, das reiche Neapel zu plündern, was doch jedenfalls eine bessere Beute abgäbe, als wenn sie irgend einem vorwitzigen Inglese, der es wage, in Calabrien zu reisen, in die Gebirge entführten, um ein Lösegeld zu erpressen.

„Zum voraus," schloß er seine Rede, „ertheile ich im Namen der Kirche Jedem, der diesen Kreuzzug wohlbewaffnet mitmachen wird, völlige Absolution für alle kleinen und großen Sünden, die er in seinem Leben schon begangen hat oder noch jemals begehen wird. Mag er am Freitage Fleisch gegessen haben, und wäre es Menschenfleisch gewesen, und hätte er die schwerste Todsünde begangen, selbst die heiligste Madonna Maria gelästert, so soll ihm aus dem unerschöpflichen Gnadenschatz der

Kirche völlige Absolution und Sündenvergebung zu Theil werden."

Diese und ähnliche Reden wirkten wie ein elektrischer Schlag auf die feurige und wilde, zugleich aber auch religiöse Bevölkerung Calabriens. Und gedruckte Proclamationen, die der Kardinal unter die Menge vertheilen ließ, verbreiteten gleiche Gesinnungen schnell wie ein Lauffeuer bis in den äußersten Schlupfwinkel der Gebirge, wo die braunen finstern Banditen, die, vom Gesetze verfolgt, die Heroen der Volkspoesie in Neapel und Calabrien sind, sich diese Gelegenheit, Gnade für Recht und Sündenvergebung zu erlangen, zugleich aber, größere Beute zu machen, als sie jemals gehofft hatten, nicht entgehen lassen wollten. Ihre Häuptlinge, so wie Priester, Edelleute und Obrigkeiten stellten sich voll Begeisterung an die Spitze der Bewegung, und Ruffo, mit seinem bedeutenden Organisationstalent, zauberte Ordnung und militairische Eintheilung in diese bewaffnete Volksmenge, die, während er durch die ganze Länge Calabriens, das den Fuß von Italien bildet, gegen Neapel vorrückte, anschwoll wie eine Lawine, bis zu einer Menge von sechzig Tausend bewaffneter Männer. Und welche entmenschte Menschen befanden sich darunter! Noch nicht genug, die Hefe des Pöbels, die Räuber und wilden Hirten aus den Abruzzen, für diesen entsetzlichen Kreuzzug gewonnen zu haben, so hatte auch

der Kardinal die Bagnos und unterirdischen Kerker von Reggio geöffnet, hatte die scheußlichsten Verbrecher und die grausamsten Mörder begnadigt und oft an die Spitze einer Rotte gleichgesinnter Banditen gestellt.

Was hatte Neapel von solcher Rächerschaar zu erwarten? —

In Neapel hatte sich Alles — jung und alt, arm und reich, und von jedem Stande, jedem Geschlecht, Priester und Laien, Fürsten und Lazzaroni — mit jenem naiven Leichtsinn, der der lebhaften Bevölkerung Neapels eigen ist, in den Strudel der Revolution gestürzt; aufgeblasen und eitel, voll Halbkultur und Großsprecherei, machte man dort alle Verbrechen und Thorheiten der französischen Revolution nach; nur die Guillotine hatte in Neapel nichts zu thun, weil Alles ein Herz und eine Seele war, was die Volkssouverainität proclamirt hatte. Jeder Gauner, wie jeder Priester und Edelmann, nannte sich Bürger, und jeder Bürger dünkte sich ein König zu sein.

In dieser tollen Zeit der Freiheit und Gleichheit drang der Bürger Graf Lavradio darauf, die Tochter des Bürgers Marquis von Toralba zu heirathen; aber Laura setzte entgegen, daß sie bereits das unauflösliche Klostergelübde geleistet habe, und kein Priester, wie sehr sie auch von freisinnigen Ideen durchdrungen waren,

wollte es auf sein Gewissen nehmen, die Ehe einer Braut des Himmels einzusegnen. Vergebens stellte der leidenschaftliche Verlobte entgegen, daß ja Gott der Vater und der Sohn mit allen Heiligen abgeschafft und die Klöster aufgehoben wären, und als nichts mehr helfen wollte, setzte er beim Directorium das Gesetz der Civilehe durch, und wollte mit seiner Braut vor der Municipalität den bürgerlichen Heirathskontrakt vollziehen; schon war der, gegen die Wünsche des erwählten Eidams nur zu nachgiebige, alte Marchese di Toralba für diese Idee gewonnen; schon hatte man sie, nebst den nöthigen Zeugen, halb mit Gewalt vor die Municipalbehörde geschleppt; da erklärte Laura mit einer ihrem Alter vorausgeschrittenen Entschlossenheit, daß auch sie eine freie Bürgerin sei und den Schutz der Republik, für die Freiheit, über ihre Hand selbst zu verfügen, in Anspruch nehme. Und das konnte man ihr nicht versagen. Da versuchte der Graf in halber Trunkenheit, sie zu küssen; aber Laura zog einen verborgen getragenen Dolch, und stellte sich so entschlossen hinter einer kleinen Verschanzung von Tischen und Stühlen auf, daß der feige Mensch sich betroffen zurückzog.

Von nun an wurde sie in ihr Zimmer, das im zweiten Stock nach der Gartenseite hin lag, eingeschlossen, von einer unbestechlichen alten Dienerin bedient und von zwei Bedienten außerhalb bewacht.

Ihr Vater wurde ihr durch dieses Verfahren immer mehr entfremdet. Er grollte mit Gott und der Welt über die Tollheit einer solchen Revolution, in welche er, ohne es zu wissen und zu wollen, vorzüglich durch seinen Unmuth über die eigenmächtige Einmischung des Königs in sein Familienregiment, sich hatte hineinziehen lassen, und dieser Groll war in eine gewisse Härte und Erbitterung selbst gegen seine Tochter umgeschlagen, weil er es ihr nicht vergeben konnte, daß sie durch ihr Klostergelübde und ihren Eigensinn — wie er ihre Weigerung nannte — seinen Beschlüssen wegen ihrer Vermählung widerstrebte.

So erfuhr Laura nichts von den Bewegungen, Besorgnissen und Rüstungen in Neapel, und sie war vielleicht in jenen unruhigen Tagen das einzige Wesen, das dadurch nicht beunruhigt wurde. Im Gegentheil gab sie sich bei der Stille, die ihren einsamen Aufenthaltsort umgab, jenen süßen Schwärmereien hin, wozu junge Mädchen in der Einsamkeit so geneigt sind, zumal, wenn sie das erste Ideal eines Geliebten im Herzen tragen.

Da — nach einigen Wochen einer solchen Gefangenschaft — hörte sie die ersten Flintenschüsse aus der Ferne. Vom Getön und Gelärm auf der Straße, von dem Volksgeschrei und Trommelschlag vernahm sie nur ein

entferntes dumpfes Gemurmel, dessen Ursache sie nicht enträthseln konnte.

Ihre Aufwärterin trat bleich und erschrocken herein. „Heiligste Madonna Maria!" rief sie, die Hände ringend, „das kommt davon, daß man Gott und alle Heiligen abgeschafft hat; nun will San Gennaro nicht mehr allein sein, weil er lange Weile hat im Himmel, und hat ohne Zweifel Seine Eminenz den Herrn Erzbischof zu Hülfe gerufen, daß Monsignore ihm wieder seine gute Gesellschaft von heiligen Herren und Damen zurückführe. Gott stehe uns bei! es wird kein Stein auf dem andern bleiben, wenn sie nicht San Gennaro versöhnen und ihm wenigstens den Besuch der schwarzen Madonna aus der Kirche Santa Maria del Carmine oder der heiligen Rosalia aus Palermo gestatten, die immer seine besten Freundinnen gewesen sind."

Und damit bekreuzigte sich die Alte, schlug an ihre Brust und eilte laut heulend wieder hinaus, ohne jedoch zu vergessen, die Thür hinter sich zuzuschließen.

Die arme Laura sah ihr betroffen nach, sie wußte den Unsinn ihrer Rede nicht zu deuten, eben so wenig als das Krachen der Schüsse, das Wirbeln der Trommeln und das grause Getön einer wildbewegten Menge.

Das geängstigte Kind wußte eben so wenig, wie im Allgemeinen die ganze Volksmenge Neapels von der

Unternehmung des Kardinals Ruffo. Was man darüber hörte, war so einseitig und verstellt im Sinne der Machthaber in Neapel zur öffentlichen Kenntniß gelangt, daß man nichts weiter glaubte, als daß eine Bande Räuber aus den Abruzzen gegen Neapel aufgebrochen, aber wenigstens zehnmal von der tapfern und unbesieglichen französischen Armee völlig vernichtet sei. Aber davon hatte man keine Ahnung, daß der Kardinal Ruffo, von Palermo mit Waffen und Munition so mächtig unterstützt, mit gewaltigen Heeresmassen Apulien und die Abruzzen durchzogen habe, und überall, Schrecken vor sich her tragend, oft siegreich und stets furchtbar, nicht nur Vortheile über die neapolitanischen Rebellen, sondern auch, namentlich bei Cassano, über eben diese bis dahin für unbesiegbar gehaltenen Franzosen erfochten habe; man wußte auch nicht, daß der angesehene Duca Piscielli aus Calabrien und andere moderne Condottieri bedeutende Freikorps heranführten, und Alles sich, gleich einer unaufhaltsamen Lawine, gegen die bis dahin so sorglos gewesene Hauptstadt heranwälzte. Erst als General Spinelli, der die Calabresen aufhalten wollte, bei Campistrioto geschlagen und getödtet wurde, ließ es sich nicht hindern, daß die Schaaren der zersprengten oder verwundeten Soldaten der Republik, als Flüchtlinge, Schrecken und Angst in der schwindelnden Parthenope verbreiteten.

Aber mit den Flüchtlingen faſt zugleich langten auch die erſten ihrer Verfolger vor den Mauern von Neapel an. Der Kardinal hatte den calabreſiſchen General Scarpa entſendet, um einen Überfall auf Neapel zu verſuchen. Dieſer aber that noch mehr. Er warf den General Andria in die Citadelle von Pescara, Scarpa ſelbſt ſchlug indeß den republikaniſchen General Scipani, und am 11. und 13. Junius 1799 hatte der Kardinal ſelbſt die Hauptſtadt angegriffen, wurde aber von dem Muth der Verzweiflung der aus ihrer leichtſinnigen Sicherheit nun erwachenden Republikaner zurückgeworfen. Aber in der Stadt ſelbſt hatte ſich eine Parthei der Königlichgeſinnten gebildet, zu denen ſich in alter Anhänglichkeit die meiſten Lazzaronis geſellten. Dieſe hielten es offen mit dem angreifenden Gegner der Republik, und wie der zweite Angriff der Calabreſen zurückgeſchlagen war, da gab es in den Straßen Neapels ſelbſt das erſte gräßliche Gemetzel zwiſchen Republikanern und Royaliſten. Und ſo erneuerte denn Ruffo, die furchtbare Verwirrung im Innern der unglücklichen Stadt benutzend, am 21. deſſelben Monats den Angriff, und Neapel wurde mit Sturm genommen.

Die Feder entſinkt faſt der Hand, indem die Phantaſie des Verfaſſers in ein Bild zuſammendrängt, was er aus gleichzeitigen und ſpätern Memoiren und Schilderungen von lebenden Augenzeugen der nun folgenden

furchtbaren Reaction in Neapel gesammelt hat. Alles — das Gräßlichste wenigstens — läßt sich nicht einmal mittheilen, ohne alles menschliche Gefühl zu tief zu verwunden.

Unter allen Revolutionen, die Neapel je erduldet hat, war keine so nahe daran, diese schöne glänzende Stadt für immer von der Erde zu vertilgen, als diese. Nie floß so viel schuldloses Blut in Neapel, nie erschütterten Brand, Mord, Willkühr und blinde, schrankenlose Wuth sie so tief in ihren Grundfesten, als in diesen Tagen des namenlosen Entsetzens.

Neapel war mit Sturm erobert und zwar von einer Nation, deren Raub- und Mordsucht in damaligen Zeiten sprichwörtlich geworden war. Die Entschlossensten der Republikaner hatten sich mit den Franzosen in die Castelle zurückgezogen, indem sie die unglückliche Stadt der Wuth von sechszig Tausend blutdürstigen Calabresen preisgaben, und sobald es an's Rauben und Plündern ging, fanden sie in vierzig Tausend bettelhaften Lazzaronis willige Gehülfen.

Brand und Mord war ihre Losung. Furchtbare sechs Wochen lang wüthete die Rache ohne Gnade und Barmherzigkeit; — dort, an der Brücke des Sebeto, wo der Kardinal Ruffo sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte, war der Schauplatz der gräßlichsten Blutscenen,

die in seinem Namen verübt wurden, die er aber weder geboten hatte, noch hindern konnte. Jetzt war eingetreten, was der sorglose, aber im Herzen doch menschenfreundliche König voraus gefürchtet hatte, daß der kühne Apostel wohl die Geister der Hölle heraufbeschwören, aber sie nicht wieder bannen könne.

Ohne Wahl und Unterschied schleppten die wüthenden Calabresen Jungfrauen und Kinder, Greise und Weiber herbei, und opferten sie hier mit Messerstichen ihrer blinden Wuth. Die Blüthe Neapels war es, deren Blut das Wasser des Sebeto röthete und das glänzende Lavapflaster befeuchtete. Alles, was auf Rang, Bildung und Auszeichnung Anspruch machen konnte, mußte sterben.

Ein schreckliches Gerücht hatte sich verbreitet, woran allerdings etwas Wahres war, daß die Königin in ihrem Groll erklärt habe, alles, was über dem Stande eines gewöhnlichen Advokaten stehe, müsse sterben, und diese Worte galten den blutdürstigen Calabresen und den rasenden Lazzaronis als Vollmachtbrief zum Morden. Das Vermögen der Reichen und Wohlhabenden sahen diese entmenschten Rotten als ihre wohlverdiente Beute an. Man rechnet nicht zu viel, wenn man die Zahl der Opfer, die in jener grausigen Zeit verbluteten, auf vier und zwanzig Tausend anschlägt. Zwei Hundert Paläste waren bis auf die öden Fensterhöhlen und

schwarzgebrannten Steinmauern zerstört. Vierzigtausend Menschen, von denen Ruffo viele mit eigener Lebensgefahr diesen grausamen Mördern entzog, indem er sie einkerkern ließ, um sie zu retten, kamen größtentheils um in diesen unterirdischen Gefängnissen, und die Wenigen, die als bleiche Schatten später wieder herausgezogen wurden, um in die Verbannung zu wandern, schienen nur noch eine kurze Lebensfrist erhalten zu haben, um der Mit- und Nachwelt erzählen zu können, was sie dort erduldet hatten, wie entmenschte Kerkermeister sie ohne Speise und Trank, ohne Licht und Lagerstroh — doch nicht ohne Ketten — gelassen hatten, um die versäumte Todesstrafe nur langsamer und qualvoller nachzuholen.

An den ersten Tagen herrschte nur wilde Anarchie. Endlich setzte es Ruffo bei den Häuptlingen seiner Rotte durch, daß wenigstens Form und System in diese Hinrichtungsscenen kamen. Doch die Zahl der blutigen Tribunale, die ein so gräßliches Richteramt übernahmen, stieg bald auf funfzig. Aber Banditen und Räubern war das Richteramt über redliche Menschen anvertraut, und Gauner, Diebe und Bettler waren die Ankläger. Dort, unter jenem Thorwege, hielt der Räuberhauptmann Damiani sein furchtbares Gericht, und hier, in diesem Portale — so erzählte dem Verfasser vor einer Reihe von Jahren an Ort und Stelle ein greiser Augenzeuge, der durch die Macht der Erinnerung noch

bleich wurde — schlachtete der ältere Pane di Grana täglich mit eigener Hand an zwanzig Schuldlose, und hier auf dieser Brücke sah Ruffo, mit Thränen im Auge, seinen nächsten Blutsverwandten fallen, den er, trotz seiner hohen Stellung und seiner Garde von Calabresen, nicht retten konnte.

Noch ganz andere Scenen, von ächt kanibalischer Wildheit, will ich zur Ehre der Menschheit mit Schweigen übergehen. Alle mußten fallen, die auf der Proscriptions-Liste der Lady Hamilton gestanden hatten; aber sie wären doch gefallen, denn die in Palermo Verurtheilten bildeten nur den kleinsten Theil von denen, die ohne gesetzliche Autorität durch rohe Kanibalenwuth hingeschlachtet wurden. Hier sank Jeder, der unter dem Pöbel und den losgelassenen Galeerensclaven und Verbrechern einen Feind zählte, und hier, bei der Brücke, krachten unaufhörlich die calabresischen Büchsen, deren Kugeln die reihenweis aufgestellten Unglücklichen, die meistens ohne Verhör, nur durch den Wink eines dieser Banditen-Häuptlinge, zum Tode verurtheilt waren, niederstreckten.

Was damals geschah, ist schwer zu glauben, wenn man die heitere Gutmüthigkeit des heutigen Neapolitaners liebgewinnen muß, und selbst im rauhen Calabrien Züge von Edelmuth beobachtet, die wenigstens eine rein menschliche Grundlage dieses so furchtbar entarteten

Charakters verrathen; aber darin eben liegt der entsetzliche Fluch einer Revolution, daß sie den Menschen entartet — den humanen Franzosen in einen Tiger, den edlen Spanier in eine Hyäne und den heitern Neapolitaner in einen heißhungrigen Wolf verwandelt — und daß sich rebellische Völker selbst bestrafen müssen für ihren ungeheuern Frevel an der Gesetzlichkeit und Menschlichkeit, indem sie durch die Wuth der Partheien sich selbst decimiren. Die Erfolge aller Revolutionen haben aber noch nie den Erwartungen entsprochen; sie geben der Menschheit die große Lehre, daß niemals aus blutigen Gräbern und aus den Trümmern gesetzlicher Ordnung das Glück der Völker erblühen kann.

Doch selbst dem Urheber dieser, in solchem Grade nicht beabsichtigten Greuelscenen — dem Kardinal Ruffo — sollte dieser entsetzliche Sieg kein Heil bringen.

Diese glänzende Eroberung von Neapel hatte ihm Neider am Hofe zu Palermo, in den unmittelbaren Umgebungen des königlichen Paares, erweckt; zahllose Intriguen und Insinuationen untergruben seine Stellung, und die Nachrichten von den Greuelscenen in Neapel, die den König außer sich brachten, und selbst die Königin Karoline mit Entsetzen erfüllten, genügten, um seine Niederlage zu vollenden. So traf königliche Ungnade den Wiedereroberer des schönsten Theils dieses Königreichs; aber der Befehl, der ihn abrief von dem Schauplatz

dieser Greuelthaten, kam zu spät und war zu ohnmächtig, um sie zu hindern. Der Kardinal Ruffo hatte nicht einmal die Macht, in dieser wilden Anarchie den nominellen Oberbefehl niederzulegen, und das Bekanntwerden der königlichen Ungnade hatte keinen andern Erfolg, als den, ihm auch noch die letzte Kraft zu nehmen, das Unheil zu bannen, das seine Unbesonnenheit heraufbeschworen hatte.

Es läßt sich nicht bezweifeln, daß diese schreckliche Katastrophe auch für die arme kleine Laura eine neue Wendung ihres beklagenswerthen Geschicks herbeiführen mußte.

Schon zwei Tage hatte das entsetzliche Getön gedauert, das um so furchtbarer auf das eingesperrte schöne Kind wirkte, je hartnäckiger es ihre alte Wärterin vermied, ihr darüber Aufklärung zu geben.

Endlich, am dritten Tage, blieb sogar ihre alte Pflegerin aus. Laura gerieth in die höchste Angst. Es fehlte ihr das gewohnte Frühstück und später jede Leibesnahrung. Das geängstigte Mädchen horchte an der verschlossenen Thür; es vernahm nur dumpfes, unerklärliches Getümmel in den weiten Räumen ihres väterlichen Pallastes. Sie klopfte — keine Antwort — nun klopfte sie lauter und erschrak über den dumpfen Ton, den sie selbst hervorgebracht hatte; dann rief sie den

Namen der alten Ludovika, aber Niemand hörte, und von einem unaussprechlichen Grauen befallen, sank sie zitternd auf ihre Knie und weinte, betete und schrie abwechselnd.

So dauerte dieser furchtbare Zustand bis zu der Zeit der Siesta, in welcher Stunde der Mittagsruhe selbst die Blutarbeit der Calabresen auf dem Merkato und an der Brücke des Sebeto zu ruhen pflegte. Auch im Hause wurde es stiller. Da hörte Laura unten im Garten ein dreimaliges helles Klatschen in die Hände. Mit einer Ahnung, daß es ihrer Rettung gelte, trat sie durch die bis auf den Boden niedergehende Glasthür des Balkons, der am hintern Flügel des Gebäudes nach dem Garten hinaus lag, und bog sich über das Geländer, um hinabzusehen. Anfangs sah sie nichts. Bald aber regte sich etwas Rothes im Orangengebüsch des Gartens und trat aus der Dunkelheit hervor. Nach wenigen Augenblicken erkannte Laura die alte Zigeunerin, die ihre Flucht in's Kloster befördert hatte.

„Mutter Sibilla!" rief Laura mit gedämpfter Stimme herab, „gebt Rath in meiner Noth; man hat mich eingeschlossen und will mich verhungern lassen, wie ich fürchte."

„Signora, mein süßes Goldtöchterchen," flüsterte die Alte hinauf, „weit schlimmere Gefahr steht Dir bevor; ich habe gestern Nacht Dein Geschick in den

Sternen gelesen; eine blutrothe Wolke umflorte den Stern Deines Lebens, aber dahinter strahlte er noch in hellem Glanz; das will sagen, daß Du gerettet werden könnest, wenn Du Dich meiner Leitung anvertrauen wirst."

„Aber, Mutter," sprach Laura bekümmert, „ich habe keine Zechine mehr, Dir zu schenken, keinen Ring und kein Steinchen, man hat mir Alles genommen."

„Du selbst bist eine Perle, mein blankes Töchterchen, eine Perle von großem Werthe," sprach die Alte, „und wenn ich Dich rette, so habe ich einen Schatz für einen gewissen schönen, jungen Mann gerettet, der dem kleinen Herzen meiner Laura sicher nicht gleichgültig ist."

Laura erröthete bis auf die hohe Stirn bei dieser Anspielung, und fragte, was sie thun solle, um sich gerettet zu sehen.

„Steig herab an diesem Weingeländer, schöne Lauretta, und in jener Laube werde ich helfen, Deine Schönheit zu vertilgen, so wie die Spuren Deines Ranges; denn beides würde Dein Leben in Gefahr bringen."

Lauretta blickte am Rebengeländer hinab in die Tiefe, machte einen schwachen Versuch, hinabzusteigen, dann trat sie zurück und sprach, bleichwerdend: „Mutter, mich schwindelt."

„Nun, dann werde ich versuchen, ob ich noch etwas von der Natur einer Katze habe, denn Zeit ist nicht mehr zu verlieren. Nach der Siesta wird die Reihe an den Pallast Deines Vaters kommen, soviel haben sie heute auf dem Merkato beschlossen."

Da Laura nicht wußte, was in der Stadt vorgegangen war, so blieb ihr diese Rede der Alten unverständlich, obwohl sie irgend ein großes Unglück ahnete. Die alte Zigeunerin aber befestigte sich ein Bündel auf dem Rücken, und nachdem sie sich vorsichtig umgesehen hatte, erstieg sie mit einer wunderbaren Behendigkeit, am Rebengeländer herauf, den Altan. Darauf folgte sie Laura in das Innere ihrer Gemächer.

Jetzt setzte ihr die Alte die Nothwendigkeit einer Verkleidung auseinander, indem sie ihr die erste Kenntniß von dem entsetzlichen Unglück gab, das über Neapel hereingebrochen war. Und bald war das engelschöne junge Mädchen, mit Hülfe einer dunkeln Ockerfarbe und einiger buntfarbigen Tücher und Röcke, in eine gelbe Zigeunerin verwandelt.

Kaum war diese Metamorphose vollendet, so durchtönten Flintenschüsse, Kolbenstöße gegen die Thüren und wildes Mordgeschrei den weiten Pallast.

„Bei den Sternen!" rief Mutter Sibilla, „nun wird es Zeit werden, daß unsere kleine Marchesa den ersten Versuch mache im Stehlen, und zwar, daß sie

sich selbst bestehle. Die Kleidungsstücke, deren sie einst bedürfen wird, um in der großen Welt wieder zu erscheinen, werden wir von hier mitnehmen müssen, indem wir uns den Anschein geben, sie entwendet zu haben, wie die ersten Spitzbübinnen im finstern Quartier der Vicaria."

Und damit raffte sie zusammen, was sie für nothwendig hielt, weibliche Kleidungsstücke und selbst seidene Decken nebst einem runden Kopfpolster, um, wie sie sagte, die zarten Glieder ihres Goldtöchterchens, die des Lagers auf hartem Gestein nicht gewohnt sei, weicher betten zu können.

Aus diesen Sachen machte sie zwei Packete, das eine band sie sich selbst über den Rücken, das andere ihrem jungen Schützlinge, den sie ermahnte, seine Rolle gut und nur recht dreist zu spielen, besonders die Gauner und Ribaldi tüchtig auszuschelten, wenn sie Miene machen sollten, sie aufzuhalten.

Laura stand noch immer wie betroffen und vom Donner gerührt, und ließ Alles mit sich machen, was die alte Hexe angab. Diese aber ergriff jetzt einen Stab, und zerschlug wie unsinnig Fenster und Spiegel, zertrümmerte alles prächtige Geräth, die kostbaren Stühle von Rosenholz mit reichvergoldetem Schnitzwerk, zerschnitt die Vorhänge und Betten und richtete eine Verwüstung an, die kein plünderndes Heer toller hätte

machen können. Auf alle Fragen und Vorstellungen Laura's antwortete sie nichts, als: „es muß sein — Du wirst schon sehen!"

Bald sollte es sich auch zeigen, wie klug berechnet dieses Verfahren gewesen war.

Draußen im Vorzimmer hörte man schon ähnlichen Lärm, vom Wuthgeschrei vieler heiserer Männerkehlen unterbrochen.

„Jetzt wird es gelten!" sprach die Alte zusammenschauernd, „nun, Blanca — denn so wird Dein Name unter den Unsrigen sein — bete zu Deiner Schutzheiligen, der heiligen Madonna vom Rosario oder zum heiligen Januarius, daß sie auch mich mit in ihren gnädigen Schutz aufnehmen wollen, den sie Dir angedeihen lassen werden, — denn ich bin keine Christin und habe keine Heiligen; aber wenn sie mich tödten, so tödten sie auch Dich. Nur Muth — Muth!"

Hierauf ergriff sie irgend ein Stück Möbel und schlug damit heftig gegen die Thür, indem sie scheltend schrie: „Macht auf, ihr Schufte von Bedienten, die ihr uns hier eingeschlossen habt; macht auf, macht auf, wir haben hier ehrlich geplündert im Namen der Königin und Seiner Eminenz, des Kardinals, und die schlechten Herren Diener wollen uns hier fangen, wie Diebinnen!"

Auf dieses Geschrei hin, das sie mit einer kreischenden und durchdringenden Stimme vernehmen ließ,

erfolgten von Außen donnernde Flüche und Kolbenstöße gegen die Felder der großen Flügelthür, die bald mitten auseinander sprang. Jetzt aber traf Laura ein Anblick, dessen Entsetzen sie beinahe zu Boden geworfen hätte. Es waren Calabresen, in jener malerischen Kleidung und Wildheit der Kraftgestalten, wie sie uns Salvator Rosa's Meisterpinsel vor die Augen gezaubert hat, und Lazzaroni von Neapel, die ihnen gleichsam als Führer dienten, um auch ihren Antheil an der Beute zu haben.

Wer solche malerische Figuren noch nicht gesehen hat, möge sich sagen lassen, daß der rüstige Hirt aus den Gebirgen von Abruzzo, mit dem rohen Ziegenfell über die Schulter geworfen, die Füße mit starken Bastsandalen geschützt, mit seinem schweren Knotenstock auf der Schulter, eine eben so kühne und abenteuerliche Gestalt war, als der calabresische Landmann aus der Terra di Lavore mit dem leichten Jäckchen, das über und über mit bunten Bändern geziert ist, und dem Hut, dessen breite Krämpen über die Schulter herabhingen, mit den Pistolen und dem Dolch im Gürtel und der langen Flinte im Arm; daß indeß beide übertroffen werden von der phantastischen Erscheinung der durch die Sonne des Südens gebräunten Gestalt des calabresischen Räubers. Man denke sich dessen goldgesticktes Tressenwestchen, vom dunkeln Mantel, der um

den kräftigen Arm geschlungen ist, halb verhüllt; die spitze Filzmütze auf die schwarzen Augenbrauen gedrückt; das enge kurze Beinkleid mit glänzenden Metallschnallen befestigt; die Gamaschen von Büffelleder über die alterthümlichen Sandalen hinaufgezogen; Dolch und Pistolen mit schimmernden Griffen im buntwollenen Leibgürtel; die lange verrostete Flinte mit dünnem Rohr und albanesischer Kolbe in der Hand; und die ganze Haltung, die männliche Kraft und Entschlossenheit verräth; dabei aber das schwarze, brennende Auge mit dem wildrollenden Blick, den lang herabhängenden Knebelbart — und vielleicht frische Blutspuren am aufgestreiften Ärmel des Hemdes — und noch eine Menge anderer Schreckensgestalten dieser Art.

So war die Rotte beschaffen, die jetzt im Pallast des Marquis von Toralba die Herren spielte, vor deren Anblick sich die arme kleine Laura so entsetzt hatte. — Rechnen wir noch einige Fischer von Castellone, in ihren weiten, buntgestreiften Pantalons, mit der eben so bunten, auf den Rücken herabhängenden Matrosenmütze und dem leichten Leinewand-Jäckchen hinzu, oder auch einige jener bettelhaften Lazzaronis, wie man sie in Neapel vor allen Kirchthüren oder am Strande in der Sonne zu Hunderten liegen sieht; diese großen, schönen und edelgeformten Männer, die nichts tragen als eine kurze Leinewand-Hose und ein offenes Hemde, das die breite

Brust frei giebt, eine Jacke mit der spitzen Kappe, oder einen zerlumpten Mantel, leicht über die Schulter geworfen, und den schwarzen krausen Bart dazu, den nie ein Messer berührte; diese kühnen, trotzigen, beweglichen Züge, mit den schwarzen Augen und der nicht zu beschreibenden Lebhaftigkeit der Geberdensprache, — mit einem Wort diese, aus der Hefe des Volkes aufgeregte Menge, deren vielleicht edlere Natur, trotz der tiefsten Versunkenheit und sittlichen Verwahrlosung, doch nie einen Zug von Gemeinheit blicken läßt — und solche wilde Rotten füllten die weiträumigen Hallen des Pallastes Toralba, und würgten lärmend und schreiend zum Entsetzen auf allen Straßen von Neapel.

Bei aller Wildheit sind aber diese, in so aufgeregter Zeit furchtbaren Menschen voll Aberglauben, und hegen eine eigene Scheu vor den alten Zigeunerinnen mit rothen Augenrändern, die sie als Schicksalsprophetinnen und weibliche Zauberer betrachten. Sie fürchten mehr als Alles den bösen Blick einer solchen alten Hexe, womit diese ihnen alles Unheil, Viehsterben, Krankheit oder Tod über den Hals ziehen kann. Sie nennen solche Leute, die im Ruf des bösen Blickes stehen, Gettatori *), und in ihren Augen giebt es nur

*) Werfer — nämlich des bösen Blickes — ein Ausdruck, den sie aus Furcht nicht einmal auszusprechen wagen.

ein Mittel, sich dagegen zu schützen, ein geweihtes Horn, und man erzählt sich, daß König Ferdinand, der in so vielen Stücken den Volksaberglauben theilte, nicht nur seine Gemächer mit Hirsch- und Rehgeweihen geschmückt hatte (vielleicht auch eine Folge seiner Liebhaberei an der Jagd), sondern auch ein solches geweihtes Hörnchen an der Uhrkette trug, das er, wie spielend, in die Hand nahm, wenn er Audienz gab.

Doch dem sei, wie ihm wolle; hier kam dieser Volkswahn der Zigeunermutter und Laura trefflich zu Statten.

Je mehr die alte Sibille zankte und tobte, daß man sie mit ihrer Enkelin eingeschlossen habe, und ihr das Bischen Beute nicht gönne, das sie auf ihr Lager in den Katakomben, unter der Kirche San Gennaro, bringen wolle, um desto furchtsamer wichen ihr und der verkleideten Laura diese Blutmenschen aus, und ungehindert schritten Beide mit ihrer Beute durch die lärmende Menge.

Doch der Gang bis nach den Katakomben von San Gennaro, wo die Zigeunerbande hauf'te, zu der die alte Sibille gehörte, sollte noch durch Entsetzen mancherlei Art gehemmt und erschwert werden.

In ihrem väterlichen Pallast hatte Laura nichts als Scenen der Zerstörung gesehen, Raub, Plünderung, Brand; hier und dort auch wohl Mißhandlungen irgend

eines alten treuen Dieners, der in seinem Versteck aufgefunden worden war. Andere Bediente und deren Weiber — denn in den Souterrains und Vorhallen der italienischen Großen gab es ganze Kolonien eines überflüssigen Dienertrosses — hatten ihre sackweiten, galonirten Livreen von sich geworfen, und waren im Plündern und Zerstören die Ärgsten; die Meisten aber waren entflohen; von ihrem Vater sah Laura, wie ängstlich sie auch umherblickte, keine Spur. Auf den Straßen herrschte überall ein furchtbares Gedränge der empörten Pöbelrotten, hier und dort zuckte eine Feuerzunge, oder es wälzte sich ein dicker Qualm durch die zertrümmerten Fenster eines Pallastes heraus, der noch von alter Feudalzeit her groß und düster, mit vergitterten Fensterhöhlen, wie eine Burg, gebaut war; aber die massive Bauart dieser Palläste, die das Volk zerstörte, widerstand der weitern Ausbreitung des Feuers.

Dann wieder marschirte ein Trupp calabresischer Schützen, in der gelben Uniform mit grünen Federbüschen, die der Kardinal für seine Leibgarde eingeführt hatte, durch die gedrängte Volksmenge; Trommeln und Pfeifen spielten dazu den lustigen Todtenmarsch, denn in ihrer Mitte wankte, von zwei Männern gehalten, ein bleicher Mann oder ein weibliches Wesen, dessen zerrüttete Kleidung immer noch verrieth, daß es den höheren Ständen angehöre, und so eben vor

eins jener schrecklichen Revolutions-Tribunale geschleppt werden solle.

Einmal sogar glaubte Laura, in einer so furchtbaren Lage ihren eigenen Vater erblickt zu haben. Aufschreien und sich in das Volksgedränge stürzen, um ihn zu erreichen, war das Werk eines Augenblickes. Hätte man sie als die Tochter jenes Unglücklichen erkannt, so würde es um ihr Leben geschehen sein; doch eben die Gewalt ihres Mitgefühls sollte sie wenigstens retten. Sie sank in Ohnmacht, aber hier vor dem Thorwege, wo der schreckliche Damiani sein Blutgericht hielt, war die tobende Volksmasse so dicht gedrängt, daß das unglückliche Mädchen nicht einmal Raum hatte, zu Boden zu sinken, so wurde sie, von der ihr nacheilenden Sibille am Arm gegriffen, fortgeschoben im Getümmel, indem sie ihren Vater, den doch keine menschliche Macht mehr hätte retten können, bald aus den Augen verlor. Noch aber hörte sie in halber Bewußtlosigkeit das Schreckenswort: „zur Brücke!" — von dem sie zum Glück nicht wußte, daß es die Formel der Todesurtheile eines solchen Banditen-Tribunals war; — denn dort war der gewöhnliche Hinrichtungsplatz dieser Blutgerichte — den jedoch selten der so frevelhaft Verurtheilte erreichte, weil selten so lange die wilden Calabresen ihre Mordlust zügeln konnten, um ihn nicht früher schon, auf dem Wege dorthin, zu erschießen.

Überall hörte man Flintenschüsse knallen, am ärgsten aber war es bei jener Brücke über den blutrothen Sebeto, wohin der Volksstrom das unglückliche Mädchen fortschob. Dort sollte sie noch einmal, ohne sich von der Stelle bewegen zu können, Zeugin einer entsetzlichen Scene werden, der Hinrichtung von zehn Verurtheilten, und einer derselben war, das hatte sie auf den ersten Blick erkannt, der widerwärtige Graf von Lavradio, diese Quelle alles des Unglücks, das sie und ihr Haus betroffen hatte; ein zweiter, o Himmel! o Schreck! ihr einziger, leiblicher Bruder. So war sie allein noch übrig geblieben, die Letzte und Hülfloseste ihres erlauchten Hauses.

Vierte Abtheilung.

Rückkehr des Hofes nach Neapel. — Die kleine Prinzessin Louise Karoline. — Festlichkeiten in Neapel. — Nutzlose Amnestie und ungerechte Vermögens-Confiscationen. — Lady Hamiltons und Nelsons weiteres Geschick. — Die Dienerschaft des Hingerichteten. — Bettelei und Gabe. — Der Herzog von Berry am Hofe. — Vermählungs-Projekt. — Die beiden Prinzessinnen von Neapel (Töchter des Königs). — Verhältnisse des Herzogs von Berry am Hofe. — Die kranke Kronprinzessin und ihre Umgebungen. — Verwendung für die junge Marquise von Toralba. — Beschluß, sie am Hofe aufzunehmen. — Laura, im Innern ihres verwüsteten Pallastes. — Das Festmahl der Armen. — Cecco, der Haushofmeister. — Die Vicaria. — Der Scrivano. — Laura. — Der Herzog von Berry. — Ohnmacht und Gefahr. — Die Gräfin de la Tour. — Laura am Hofe. — Tod der Kronprinzessin. — Abreise des Herzogs von Berry. — Laura's Verlassenheit.

Zum zweiten Male durchschiffte die Wiege jenes lieblichen Kindes, das einst zu so großen Hoffnungen und Ansprüchen berechtigt sein sollte, das Tyrrhenische Meer, um aus dem schönen Exil zu Palermo auf den blutgedüngten Boden Neapels zurückzukehren. Das geschah im Jahre 1800.

Die kleine Louise Karoline war damals zwei Jahr alt. Die Greuelscenen in der Stadt ihrer Geburt, so

wie die politischen Stürme, die ihre Ältern und Großältern vertrieben und zurückgeführt hatten, waren ungeahnet und unverstanden an ihrer jungen Seele vorübergegangen.

Festlichkeiten aller Art, Illuminationen und wehende Teppiche und Blumengehänge von den mit schönen Frauen besetzten Balkons herab, flaggende Schiffe, Glockengeläute, Prozessionen und Kanonendonner, Theater, Bankette und Bälle überall, und lärmendes heiteres Straßenleben feierten in Neapel die glorreiche Rückkehr des königlichen Hauses, und im fröhlichen Leichtsinn des Südens hatte bald das Volk im Freudentaumel öffentlicher Lustbarkeiten vergessen, wie viel Verbrechen, Blut und Thränen ihm diese trunkene Glückseligkeit gekostet hatte.

Aber der Glanz dieser Tage hatte auch seine Schattenseiten.

Das ungeheure Unglück von Neapel schien die leidenschaftliche Stimmung der Königin Karoline und ihrer Vertrauten noch nicht beruhigt zu haben. Die erste Maaßregel, die der zurückkehrende Hof beschloß, war eine Amnestie, die Niemandem mehr helfen konnte, denn die ihrer bedurft hätten, waren ermordet; die zweite Maaßregel bestand in der Confiscation der Güter aller der vermeintlich Schuldigen, die durch die Banditen-Tribunale des Kardinals Ruffo zum Tode verurtheilt waren. Diese Maaßregel traf am härtesten und darum

ungerecht die unschuldigen Hinterbliebenen der unschuldig Ermordeten, unter diesen auch die arme Laura, die sich genöthigt gesehen hatte, in den Katakomben von San Gennaro unter Gaunern und Zigeunern eine schreckliche Zufluchtsstätte zu suchen. Doch von dieser später.

Nachdem die schöne, verabscheuungswürdige Vertraute der Königin, Lady Hamilton, und ihr Protegé, der Premierminister Ritter Acton, dieses ungerechte Decret der unversöhnlichsten Rache durchgesetzt hatten, traf auch sie — wenn auch mit zögernden festen Schritten — die Macht der Vergeltung. Ihr Gemahl, Lord Hamilton, abberufen von seinem Gesandtschaftsposten in Neapel, sah sich genöthigt, nach London zurückzukehren, und seiner Gattin blieb nichts übrig, als ihm zu folgen. Aber Nelson, der Held von Abukir, war in den Banden dieses schönen, entsetzlichen Weibes so befangen, daß er, Ehre und Ruhm nicht achtend, seinen Abschied nahm, um mit seiner Geliebten und ihrem Gemahl durch Deutschland nach England zu reisen.

So glänzend Nelsons Ruhm als Seeheld war, so viel Ehre ihm der türkische Kaiser, der König von Neapel und die englische Regierung, wie das britische Parlament erwiesen, das ihm den Dank beider Häuser und eine Pension von 2000 Pfund Sterl. bewilligt hatte, während die Regierung ihm die Pairswürde unter dem Titel eines Baron Nelson vom Nil ertheilte, so war

doch sein Privatleben nicht ohne Flecken. Er hatte sich im Jahre 1787 zu Nevis mit einer Westindierin, der Wittwe des Doktor Nesbit, vermählt und nach England zurückgekehrt, in Norfolk ein häusliches und glückliches Familienleben geführt, als ihn der 1793 ausgebrochene Krieg wieder in den Kampf rief, und er in Neapel von jener Circe umgarnt wurde. Auch nicht die Bitten und Thränen seiner verlassenen Gemahlin hatten den Verblendeten aus diesen unheilvollen Banden retten können. Als er mit seiner Geliebten nach England zurückkam, hatte der nagende Kummer über die Untreue ihres noch immer heißgeliebten Gemahls die arme verlassene junge Frau langsam verzehrt und endlich getödtet. Seine vornehme Buhlerin dagegen gebar ihm heimlich eine Tochter, die er auf seinen Namen taufen und erziehen ließ. Er selbst wurde in England mit enthusiastischen Ehrenbezeugungen empfangen. Die Welt verzeiht leicht die schwersten Verirrungen des Privatlebens der glänzenden Stellung eines vom Glück Begünstigten, nie aber der gedrückten Stellung eines Unglücklichen. Lady Hamilton, die man im Innern tief verachtete, wagte man dennoch nicht, aus Rücksicht auf den Helden der Nation und den hochgestellten Gesandten, von der hohen Gesellschaft auszuschließen; aber ihr Gemahl starb, und Nelson, zu neuen, glänzenden Waffenthaten berufen, verlor am 21. Oktbr. 1805, in der Schlacht bei

dem Vorgebirge Trafalgar, durch einen Musketenschuß aus dem Mastkorbe eines nahen feindlichen Schiffes, sein Leben. Damit hatte aber auch Lady Hamilton ihre letzte Stütze in der Gesellschaft verloren. Man behandelte sie fortan nur mit offener Verachtung und ließ sie fühlen, daß man ihr niedriges Herkommen und ihre frühern Lebensverhältnisse kenne. Nie hat die Nemesis schrecklicher gewaltet, als gegen diese einst so mächtige Fee, welche Helden und Königinnen bezaubert und beherrscht hatte durch Gaben der Natur, wie sie einem Engel ihres Geschlechts zur Zierde gereicht haben würden. Selten hat innere Verworfenheit eines Weibes größere Erfolge davon getragen, und noch seltener ist die Himmelsgabe der Schönheit der Welt mehr zur Pandorabüchse geworden.

Lady Hamilton aber hatte ihr Geschick erfüllt. Nun konnte nichts mehr sie halten. Ihr Stolz war gebrochen, ihr Ehrgefühl vernichtet; sie hatte nur noch Eitelkeiten und sinnliche Leidenschaften, wovon sie zehren konnte. So vergeudete sie bald das große Vermögen ihres Gatten, das dieser die Schwachheit gehabt hatte, ihr zu hinterlassen, und versank immer tiefer in Unsittlichkeit und anstößiges Leben. Sie würde vielleicht wieder auf dieselbe Stufe der Prostitution zurückgesunken sein, von der sie Glück, Koketterie und Schönheit so hoch erhoben hatten, wäre ihr nicht noch eine kleine Pension geblieben, womit sie, sammt ihrer Tochter,

England verließ, um in der Gegend von Calais ein zurückgezogenes Leben zu führen. Da konnten keine Reue mehr und keine Thräne ihr schwer verschuldetes Geschick versöhnen; sie starb, immer noch schön, aber in mißlichen Umständen, von Gläubigern hart bedrängt, am 16. Jan. 1815, nachdem sie, durch die unter ihrem Namen erschienenen Memoiren, ein offenes Sündenbekenntniß vor der Welt abgelegt hatte.

Doch zurück — nach Neapel, wo sich schon eine neue Verkettung der Ereignisse um die Wiege des interessanten Kindes geschlungen hatte, deren romanhaftes Leben wir, der Geschichte und der Wahrheit getreu, hiermit zu schildern übernommen haben.

Der Pallast Toralba war entsetzlich zugerichtet. Das Innere war geschwärzt vom Rauch der Flammen, die wohl Tapeten, Vorhänge und Möbeltrümmer, aber nicht die alten Steinmauern und die Fußböden von Mosaikmarmor, oder die zum Theil vergoldeten Stuccaturen der hohen Decken verzehren konnten; Thüren und Fenster waren zerschlagen, und boten gegen Wind und Wetter keinen Schutz mehr. Unmöglich wäre es gewesen, hier zu wohnen, wenn nicht der milde Himmel Neapels weniger ein Obdach gegen Unwetter, als kühle Zugluft und Schatten zum Schirm gegen die glühenden

Sonnenstrahlen, für menschliche Bedürfnisse nothwendig gemacht hätte.

Dort aber hatte sich allerdings, seit der Wiederherstellung der Ruhe in Neapel, eine Kolonie menschlicher Wesen angesiedelt, deren bleiche hagere Gesichtszüge und über alle Beschreibung zerrissene, defekte oder unsaubere Kleidung ein redenderes Zeugniß für ihre Dürftigkeit abgaben, als die wehmüthigen Bitten, womit sie die vorübergehenden, noch wohlhabend scheinenden Personen anfleheten.

Sie lagen zu Dutzenden im Schatten auf den breiten Marmorstufen dieses Pallastes oder unter dem hohen dorischen Säulenportal, das man vor Schmutz und Unrath kaum betreten konnte — oder schlichen sich an den Häuserreihen des lebhaften Toledo da hin, wo man im brausenden Volksstrom kaum ihres Elendes beachtete.

Da ging eines Tages ein, wie es schien, angesehener Fremder vorbei, in einen weißen Reitermantel leicht und malerisch gehüllt, dessen zurückgeschlagener rother Umschlag den großen Stern des Ludwigsordens auf der linken Brust sehen ließ. In der Mitte der Straße bemerkte man, unter den Hunderten über das glatte Lavapflaster dahinrollenden Equipagen und zweirädrigen Calessis eine königliche Hofequipage. Ein schnurrbärtiger Kutscher, mit dem quergesetzten Tressenhut und der

schwefelgelben Hoflivree, nebst seidenen Strümpfen, Schnallenschuhen und Haarbeutel, fuhr mit einer gewissen Grandezza die goldlackirte Fensterkutsche, in welcher Niemand saß, langsam in der Richtung nach dem königlichen Schlosse dahin, während er stets mit halbem Auge jenen vornehmen Fußgänger beobachtete, um ihm weder vorzufahren noch hinter ihm zurückzubleiben; denn es war offenbar, daß jener Offizier mit dem Ordensstern es vorgezogen hatte, bei dem herrlichen Wetter durch die lebhaften Straßen Neapels zu Fuß zu gehen, als sich in den heißen Glaskasten einsperren zu lassen.

Dieser Offizier mit seinen Begleitern wurde nun jetzt von jenen bettelhaften Gestalten umringt und von allen Seiten angesprochen.

„Lovia!“ hieß es hier und da im leise flehenden Ton, mit den kläglichsten Geberden von der Welt, „date qualche cosa *) der Dienerschaft eines armen Hingerichteten, eine Kleinigkeit werdet Ihr uns doch schenken, per l'amor di Dio, **) nur einen Grano, um unserer holden Gebieterin ein Stück Caccio cabello ***) oder eine Scheibe Wassermelone kaufen zu können; ha fame poveretta fanciulla; ****) es ist

*) Gebt Etwas.
**) Um der Liebe Gottes willen.
***) Käse.
****) Das arme Kind, es hat Hunger.

ihr bei der Wiege nicht gesungen, daß sie nicht einmal Eiswasser und Maccaroni mehr haben sollte, ohne welche doch ein neapolitanischer Christ nicht leben kann."

Sie waren dabei dringend geworden und Einige hatten sich, mit dem heftigsten Ausdruck der Verzweiflung, in den Weg des Fremden geworfen, eine Art zu betteln, die in Neapel wohl vorkommt, so daß auf den Wink des Begleiters dieses Offiziers mit dem Stern der Bediente vorsprang, und mit einem Corpo di Bacco, Ribaldi! die unbescheidenen Bittsteller, mit ihrer ungeheuer verzerrten Mimik, aus dem Wege stoßen wollte; aber der Offizier verwies ihm solche Rohheit und fragte mit einer sanften wohlwollenden Stimme: „wer seid Ihr und wer ist Eure nothleidende Gebieterin?"

„Siamo della Famiglia di Marchese di Toralba," klagte Einer, indem er die Überreste einer zerfetzten Staatslivree empor hielt; „Povero Marchese," ergänzte ein Anderer, „e un Giusticiato! *) Poveretta creatura, muore di fame!" **) fügte ein Dritter hinzu.

„Ich werde mit Euch gehen," sprach der Offizier, „und sehen, wie hier zu helfen ist."

„Seigneur, on attend Votre Altesse!" bemerkte sein Begleiter im Ton der Unterwürfigkeit.

*) Er ist ein Hingerichteter.

**) Die arme Creatur, sie stirbt vor Hunger.

„Sie haben recht, Chevalier! Die Stunde der Audienz hat geschlagen, von der, wenn auch nicht das Glück meines Lebens, doch meine Stellung in der Welt abhängen wird. Geben Sie den Unglücklichen einige Ducati, Chevalier Menars!"

„Mais, Monseigneur,...." entgegnete der Begleiter zögernd.

„Ha, ich verstehe," versetzte der Andere wehmüthig lächelnd, ebenfalls in französischer Sprache, „und wenn es auch das letzte Goldstück meiner Schatulle wäre — geben Sie, geben Sie; die Revolution hat meiner Familie einen Thron geraubt, und ich sollte keine Sympathien fühlen für ein unglückliches Wesen, dem die Revolution ohne Zweifel Alles geraubt hat, was zur Nothwendigkeit des Lebens gehört?"

Während der Adjutant des Prinzen — denn so dürfen wir ihn nennen, seitdem wir seinen Titel: Hoheit und diese Bemerkung gehört haben — das dünne Beutelchen gezogen, und den in der That letzten Ducaten einem der Bettler für die arme Marchesa, wie er sagte, hingab, fuhr Jener fort: „zudem lächeln mir ja wieder günstige Aussichten; sobald ich vom Hofe entlassen werde, will ich mich näher nach den Umständen erkundigen. Vielleicht, daß eine Verwendung...."

Diese Reden unterbrach die begeisterte Dankbarkeit der Bettler. „Sian benedetti i Signori Forastieri!

bravi Signori Francesi!" *) ertönte es von allen Seiten, und jetzt hatte der Prinz und sein Begleiter eben so große Mühe, sich der Dankbarkeit dieser Kummergestalten zu entziehen, die ihnen Hände und Kleider küßten, als früher ihren Bitten.

„Glauben Sie mir, lieber Chevalier Menars," sprach der Prinz im Weitergehen zu seinem Begleiter, „daß ich mich sehr gedrückt fühle in meiner Lage. Als Mitglied einer vertriebenen Königsfamilie trifft mich das Unglück, große Ansprüche zu haben und keine Möglichkeit zu sehen, sie geltend zu machen; ferner abhängig zu sein von einem Oheim, der König ist ohne Land und Thron, und im glücklichsten Falle eine Convenienzheirath schließen zu müssen, bei der das Herz nicht in Frage kommt, endlich eine Pension zu erhalten, die mich abhängig machen wird von einem Hofe, an dem Intriguen mehr gelten als Rechte."

Man war unter solchen Reden in der von zwei Reihen pallastartiger Gebäude eingerahmten Toledostraße in die Gegend gekommen, wo diese nach dem halbrunden Platz vor dem königlichen Schlosse ausmündet, und hier bestieg der Prinz mit seinem Adjutanten die königliche Hofequipage, um eine anständige Auffahrt vor dem Hauptportale des königlichen Schlosses halten zu können.

---

*) Seien die Herren Fremden gesegnet! brave Franzosen!

Am Hofe des Königs wurde der liebenswürdige Herzog von Berry, der heute von Rom angekommen war, mit aller Delikateſſe und Freundlichkeit aufgenommen, die ein Mitglied der franzöſiſchen königlichen Linie der Bourbons von ſo nahen Verwandten nur erwarten durfte. Der König ſelbſt führte ihn nach der erſten Bewillkommnung zur Königin, bei der ſich, zum Empfange des franzöſiſchen Prinzen, die damals in Neapel anweſenden königlichen Kinder befanden. Unter dieſen erblickte man den Kronprinzen, Franz Xavier Joſeph, einen jungen Herrn *) von ſchlanker Figur und ernſtem zurückhaltendem Weſen, das ungemein viel Bildung verrieth, und dann ſeinen jüngern Bruder, Prinz Leopold, der durch liebenswürdige Popularität und Aufklärung ein Liebling des Volks geworden war.

In der That hatte die Mutter dieſer Prinzen, die Königin Karoline, dafür geſorgt, daß beide, ganz im Gegenſatz zu der Erziehung ihres königlichen Vaters, die vorzüglichſten Lehrer empfingen, die beſonders dem fleißigen und wißbegierigen Kronprinzen Kenntniſſe in allen Wiſſenſchaften beibrachten. Der Kronprinz redete und ſchrieb mit derſelben Leichtigkeit alt- und neugriechiſch, lateiniſch, franzöſiſch und engliſch, ſpaniſch und deutſch; der Prinz Leopold dagegen war mehr für das praktiſche Leben gebildet.

*) Geboren am 27. Juli 1783, alſo damals 22 Jahr alt.

Die Art, wie der Kronprinz den jungen Herzog von Berry empfing, hatte etwas Zurückhaltendes, im Vergleich zu der frühern Herzlichkeit seines Benehmens, während des ersten Besuches des französischen Prinzen. Das ungemeine Zartgefühl des Herzogs von Berry hatte leicht den Grund dieser Verstimmung herausgefühlt; es war ohne Zweifel kein anderer, als die durch den aus Frankreich vertriebenen König Ludwig XVIII. eingeleitete Verbindung dieses jungen Fürsten mit einer seiner Schwestern, eine Parthie, die dem berechnenden Verstande des Kronprinzen als eben so unsinnig wie unpolitisch erscheinen mußte, die auch der Premierminister Acton nie gebilligt hatte, weil in der That der Herzog von Berry keine andere Aussicht hatte, als von der Gnade seines künftigen Schwiegervaters zu leben; allein die Gewandtheit und Liebenswürdigkeit, die als Erbtheil den französischen Prinzen, auch dem Herzog von Berry in hohem Grade eigen war, hatte die politischen Antipathien des Königs und der Königin gegen eine Allianz mit der verbannten ältern königlichen Linie der Bourbons besiegt. Es waren ihm von Neapel aus nach Rom, wo er bis dahin den Künsten und Wissenschaften gelebt hatte, durchsichtig verschleierte Zusicherungen über diesen Gegenstand zugegangen, die ihn berechtigten, die erhaltene Erlaubniß, persönlich nach Neapel zu kommen, zu benutzen. Das war also die

Veranlassung seines jetzigen Besuches am königlichen Hofe.

Daß er hier besonders bei dem Gegenstande seiner Bewerbungen nicht unangenehm erschienen war, verrieth das tiefe Erröthen der Jüngern von beiden, der damals erst 16-jährigen Prinzessin Antoinette Therese. Die andere, Prinzessin Louise Amalie (nachmalige Herzogin von Orleans, jetzige Königin der Franzosen) war damals schon achtzehn Jahr alt. Die trefflichsten Eigenschaften des Herzens und der Bildung machten sie zur Krone des Hofes von Neapel, während ihre jüngere Schwester Antoinette Therese der strahlende Diamant daran war. Jene, ernst und feierlich zurückhaltend wie ihr Bruder, der Kronprinz, aber desto wärmer und hingebender im engern Familienkreise, war sie dort so gemüthlich und gleichsam Allen als der schöne Genius des Daseins so unentbehrlich, daß weder sie noch ihre Angehörigen den Gedanken einer Trennung durch ihre Vermählung ertragen konnten. Mehr verständig als schwärmerisch Alle die Ihrigen liebend und von ihnen geliebt, hatte sie auch nicht das Bedürfniß, sich von Einem geliebt zu wissen oder Einen zu lieben, und daher dachte auch Niemand daran, sie früher zu vermählen, als ihre jüngere reizende Schwester, Antoinette Therese, die ganz Leben, Geist und Wärme war, voll Witz und Laune, und wie alle Kinder jener Tochter der

großen Maria Thereſia, eine ausgezeichnete Bildung empfangen hatte.

Und ſo war es gekommen, daß, als Ludwig XVIII. unter der Hand Schritte gethan hatte, um eine der Töchter des Königs von Neapel für den jüngſten Sohn ſeines Bruders, des Dauphin, zu werben, man es von allen Seiten als ſich von ſelbſt verſtehend betrachtete, daß damit nur die jüngere Prinzeſſin gemeint ſein könne. Auf dieſe hatte auch der ſchöne und liebenswürdige Herzog von Berry, als er vor einem Jahre am Hofe zu Neapel anweſend war, einen lebhaften Eindruck gemacht, und dieſer Prinz hatte damals mit jenem muthwilligen lieblichen vierzehnjährigen Kinde am meiſten geſcherzt, weil ſie ſich am unbefangenſten einer muntern Unterhaltung hingab. Ihre Erſcheinung war ihm immer eine angenehme Erinnerung an Neapel geweſen; aber mehr noch drängte ſich in den Vordergrund ſeiner Phantaſie das noch unendlich lieblichere Engelskind, das er von den Ruinen des Pallaſtes der Königin Johanna, am Strande des Golph von Neapel, nach dem Kloſter der Calmadulenſerinnen auf dem hohen Epomeo begleitet hatte, ohne nur ihren Namen erfahren zu haben. Der geheimnißvolle Zauber des Mondlichts, verbunden mit dem Duft von Myrthen und Orangenblüthe, und die ganze Poeſie dieſer ſo romantiſch-herrlichen Nacht hatte auf die Phantaſie dieſes Prinzen einen nie erlöſchenden

Eindruck gemacht, der, seitdem er den entzückenden Meerbusen der schönen Parthenope wieder gesehen hatte, auf's Neue lebendig in seiner Seele geworden war.

Es hat das Leben der höhern Menschennatur das Eigene, daß sich ihre Innerlichkeit um so mehr entfaltet, jemehr sich ihre äußeren Verhältnisse gedrückt fühlen. Aber dieses reiche Innere wird dann auch so empfindlich wie eine Sensitive. So erging es auch dem Herzoge von Berry, diesem heimathlosen Sprößling einer vertriebenen Königsfamilie, der überall herauszufühlen glaubte, daß er nur aus Mitleid oder aus Rücksichten in den hohen Kreisen, wohin ihn seine Geburt versetzt hatte, geduldet werde. Er konnte sich des Gefühls nicht erwehren, daß seine königlichen Verwandten, die noch sicher zu sitzen schienen auf dem ererbten Throne, ihn wie einen Bettler betrachten mußten, wie einen armen Vetter, der in einer reichen Familie das Gnadenbrod genieße. So sehr man ihn auch schonte, so blutete doch fort und fort die Wunde eines so drückenden Bewußtseins. Er beobachtete mit der gespanntesten Aufmerksamkeit, und gleichsam durch eine schwarze Brille, das Benehmen eines Jeden seiner königlichen Verwandten und sogar der Dienerschaft des Hofes von Neapel, die sich nicht selten Nachlässigkeiten gegen den fremden Bettelprinzen (wie ihn spöttelnde Lakaien unter einander wohl nannten) zu Schulden kommen ließen, und so

war es wohl natürlich, daß sein so verwundbares Zartgefühl dem Gedanken widerstrebte, sich diesem glänzenden Königshause als Schwiegersohn aufdrängen zu lassen. Dieses Mißtrauen ging so weit, daß er des Königs und der Königin unverkennbares Wohlwollen kaum für etwas Anderes, als für gutmüthiges Mitleid nehmen konnte, und es ihn fast verletzte, als der König mit seiner wohlwollenden geraden Derbheit zu ihm sagte: „Lieber Vetter, da Sie doch nichts haben, wovon Sie leben könnten, so erlauben Sie mir, Ihnen eine Dotation zu verleihen, die sich noch verdoppeln wird, wenn gewisse Projekte in Erfüllung gehen sollten, wie ich für meine Person sehr gern sehen würde; indeß, lieber Cousin, Sie wissen wohl, die Politik giebt uns selten das Recht, unseren Neigungen zu folgen."

Er verneigte sich schweigend und tief erröthend.

Die Dotation, die ihm der König verliehen hatte, war in der That für die nicht glänzenden Finanzverhältnisse Neapels mit königlicher Freigebigkeit abgemessen. Sie bestand in einer Pension von 24,000 Ducati jährlich, wozu später noch 5000 Ducati kamen, zum Unterhalt der Offiziere seiner Suite.

Unter diesen Umständen war es ihm fast unmöglich, die ihm als Lebensgefährtin zugedachte junge Prinzessin zu lieben, oder ihr sich nur wieder eben so unbefangen, wie bei seiner ersten Anwesenheit in Neapel, zu nähern.

Seiner tiefen melancholischen Seelenstimmung war die witzige geistreiche Heiterkeit, womit die Prinzessin Therese den schönen Träumer zu beleben suchte, oder wenn nichts verfangen wollte, in lebenslustiger Laune ihn oft muthwillig neckte, fast verletzend. So verschloß sich sein Herz ihren Reizen, und immermehr belebte sich darin das ätherische Ideal, die träumerische Erinnerung an Laura, die er wie den köstlichsten Schatz seines innersten Lebens hegte.

Daher war ihm nirgends wohl an diesem glänzenden Hofe, als bei einer andern Unglücklichen, die sich dort befand — das war die Kronprinzessin — die Mutter der künftigen Heldin unserer Erzählung, deren Wiege schon so viel anziehende Ereignisse umgaben, daß wir Mühe haben werden, zu dem Hauptgegenstande ihres Lebensromans zurückzukehren.

Die arme Marie Clementine litt an einer unheilbaren Schwindsucht. Mit feiner Rosenfarbe auf den bleichen Lilienwangen gezeichnet, lag sie, schön wie ein Wachsbild, in halbsitzender Stellung, auf einem weichgepolsterten elastischen Sopha. Die feinste weiße Hülle von Batist und Spitzen umgab ihren zartgebauten schlanken Körper, über den, um ihre fliegende Hitze zu mildern, eine leichte Decke von gesticktem Piqué sich im reichen Faltenwurf ihren schönen Formen anschmiegte.

Aus der weißen Spitzenhaube quollen die dunkelsten Locken, glänzend wie polirtes Ebenholz, herab, und wogten auf ihrem fiebernden Busen, während die dunkelbraunen Augen, von langen Wimpern beschattet und mit den feinsten schwarzen Augenbrauen überwölbt, noch immer unnachahmlich liebenswürdig lächelten, wenn sie einen der ihr auf Erden noch theuern Angehörigen erblickte. Sie selbst ahnete ihre nahe, unvermeidliche Auflösung noch nicht, und mit der erhöhten Lebhaftigkeit der Phantasie malte sie gern zauberische Bilder eines reizenden Aufenthalts für den nächsten Sommer auf Procida, dieser seligen Insel der Ruhe und Einsamkeit, nicht ahnend, daß sie alsdann vielleicht in ganz andere Regionen einer seligen Ruhe weilen werde. Und dabei war ihre, mit schwacher Stimme geführte Unterhaltung so anziehend, ihre ganze Nähe so weh- und wohlthuend, und ein Engel der Milde und Freundlichkeit wehete aus durch das von Blumen durchduftete, mit den weichsten Teppichen belegte Gemach, dessen offene, bis zum Boden niedergehende Balkonfenster ihr ein von dunkelrothen Vorhängen eingerahmtes Bild zeigten, so duftig, rein und zart getuscht es auf der Welt nicht wieder zu finden ist. Da lag im hellsten Sonnenschein, überwölbt vom kristallreinen azurblauen Himmel, in welchem der mächtige Vesuv mit seiner feinen Rauchwolke hineinragte, der blaue Golph von Neapel vor ihren schon halb in

höheren Regionen schwebenden Blicken, und dort im Hintergrunde dämmerten, zart wie ein Hauch, die glücklichen Inseln, von denen die Sterbende so gern träumte.

Wer konnte sich ihrem Lager nahen, ohne Thränen im Auge und Wehmuth im Herzen, und doch durfte Keiner es wagen, ihr ein Mitgefühl zu zeigen, das sie vielleicht über ihren Zustand aufgeklärt und geängstigt haben würde. Der Kronprinz, der seine Gemahlin so unendlich liebte, hatte noch die wenigste Selbstbeherrschung; denn sein Schmerz war der heftigste von Allen, und wenn er deshalb seltener es wagte, vor dem Lager seiner geliebten Clementine zu erscheinen, als sein Gefühl ihn hingezogen hätte zu ihr, so war das vielleicht die einzige Wolke des Kummers, die das Gemüth dieser edlen Kranken beschattete.

Hier, wo es so viel tiefe Sympathie gab für die schwermüthige Seelenstimmung, worin der junge Herzog von Berry lebte, fühlte dieser sich am wohlsten, und die kranke Kronprinzessin hatte leicht mit der ahnenden Feinfühligkeit ihres erhöhten Seelenlebens Sympathien erkannt, die ihr den jungen Mann lieb und werth machten.

So saß er gern stundenlang vor ihrem Lager, und nur dort war ihm so wohl und weh, daß er sich über Gegenstände des höhern Daseins, über die erhabensten Fragen des Lebens mit Wärme und Innigkeit aussprechen konnte, und noch nie hatte er sich so verstanden

gefühlt, als von dieser schönen Kranken, die ihm wieder eine duftige Blume nach der andern aus ihrem edeln reinmenschlichen Herzen aufschloß.

Da wagte er es einst, so sehr gemildert als möglich, ihr von dem hülflosen Zustande der einzigen hinterlassenen Tochter des Marchese di Toralba zu erzählen, ohne zu wissen, wie nahe dieser Schützling seinem Herzen stand, und das Mitgefühl der edlen Kronprinzessin für diese Unglückliche in Anspruch zu nehmen. Leise Versuche, die er schon gemacht hatte, andere Sympathien für sie in Anspruch zu nehmen, waren gescheitert. In den Umgebungen des Königs und der Königin befand sich Niemand, der nicht fest überzeugt war, der Herzog von Toralba und sein Sohn seien als Hochverräther mit Fug und Recht hingerichtet, und dessen Güter wären eben so mit Fug und Recht zum Besten des Fiscus eingezogen. Wer etwa noch menschliches Gefühl genug gehabt hatte, sich für die arme Waise zu verwenden, würde nicht den Muth gehabt haben, die Gnade der Königin für die Tochter eines Hochverräthers in Anspruch zu nehmen.

Da übernahm es die kranke Kronprinzessin, die Königin um Erlaubniß zu bitten, die verlassene junge Marchesa als Lectrice oder Hofdame in ihrem Hausstande aufzunehmen. Die Königin Karoline hatte Anfangs viel dagegen einzuwenden. Sie meinte, das gäbe

ein böses Beispiel, wenn man der Tochter eines Rebellen solche Ehre und Begünstigung zu Theil werden lasse; man könne sie ja in irgend eins der wiederhergestellten Nonnenklöster schicken, und damit sei Alles geschehen, was man verlangen könne. Der Kronprinz, ihr Gemahl, der in's Interesse gezogen war, hatte veranlaßt, daß diese Bitte zu einer Zeit vorgetragen wurde, wo der König seine kranke Schwiegertochter zu besuchen pflegte, und kaum war dieser eingetreten und hatte sich von dem Gegenstande der Bitte derselben und der Weigerung der Königin unterrichtet, so rief er lachend aus: „Per Dio, das ist ja die Kleine vom Strande der Chiaja, der wir die zwei fetten welschen Hähne zu verdanken haben. Eh Diamine, wir sind immer noch ihr großer Schuldner, wenn man sie, wie es scheint, im Kloster nicht aufgenommen hat, sonst würde sie jetzt wohl nicht in Verlegenheit sein!"

Ein tiefes Erröthen des jungen Herzogs von Berry verrieth, daß ihm jetzt zum ersten Mal eine Ahnung davon aufgegangen sei, daß die hülflose Waise, für die er sich verwendet hatte, und das junge Mädchen, das er heimlich liebte, eine und dieselbe Person sei. Es kämpfte in diesem Augenblick in ihm etwas von Reue über seine Verwendung, mit der gesteigerten Begierde, ihr zu helfen, eine innere Bewegung, die ihn in einer Minute zehnmal die Farbe wechseln ließ. Der König, der seine

Verlegenheit bemerkte, ohne den Grund derselben zu ahnen, neckte ihn in seiner unverwüstlichen guten Laune mit dem Ritterdienst, den er der schönen Waise erzeigt habe, indem er der Erbprinzessin eine Schilderung von ihrer Hülflosigkeit gemacht hätte, die so beweglich sei, daß sie einigen Antheil des Herzens verrathe. Zuletzt beauftragte er diesen Ritter der Unschuld, die kleine Marchesa der Prinzessin zuzuführen.

Obwohl die Königin dieses für unpassend hielt, und für zu viel Ehre für die Tochter eines Rebellen erklärte, daß ein Prinz von Geblüt mit einer solchen Mission beauftragt werde, so pflegte doch König Ferdinand bei seinen augenblicklichen Einfällen auf seinem Kopf zu bestehen, und man ließ ihn gewähren, um in wichtigern Dingen freie Hand zu behalten. So willigte denn endlich auch die Königin ein und bedung sich nur aus, daß dabei Aufsehn möglichst vermieden werde, und überhaupt die Sache ein Familien-Geheimniß bleibe; man könne ja, fügte sie hinzu, die Kleine unter fremdem Namen am Hofe einführen, theils um kein öffentliches Ärgerniß zu geben durch die Begnadigung der Tochter eines Hingerichteten, theils um ihrer selbst willen, damit man sie gegen die Anfeindung der eifrigen Freunde der Legitimität sicher stelle.

So beschloß man denn, daß die Zuführung am Abend desselben Tages geschehen solle, und zwar durch

den französischen Prinzen, in Begleitung einer vertrauten Dame vom Hofe der Kronprinzessin, und nicht in einer königlichen Karrosse, sondern in einem Miethwagen.

Dieser Zusatz war durch das Schicklichkeitsgefühl der Prinzessin Clementine veranlaßt, und die Dame, die sie mit diesem Auftrage beehrt hatte, war die Gräfin de la Tour, Gouvernante der Prinzessin von Neapel, eine würdige Frau von ausgezeichneten Verdiensten, seltener Herzensgüte, scharfem Verstande und hoher Bildung bei vielseitigen Kenntnissen, eine Dame, die bei allen Ansprüchen, die sie hätte wohl machen können, so bescheiden, gemüthlich und liebenswürdig war, daß die königlichen Kinder an ihr mit wahrer Liebe hingen, und sie als ihre zweite Mutter betrachteten. Dabei war sie der kranken Kronprinzessin die liebste Gesellschafterin, Rathgeberin und Pflegerin, und der Kronprinz behandelte sie mit der zartesten Aufmerksamkeit und Verehrung. Selbst die kleine Marie Karoline war nicht heiterer und glücklicher, als wenn die freundliche la Tour sie auf den Arm nahm, und mit diesem überaus lieblichen Kinde scherzte.

Die Gräfin übernahm diesen Auftrag mit Vergnügen; denn Wohlthun war ihres Herzens Freude; doch, indem sie mit dem Herzog von Berry darüber sprach, vertheilte sie die Rollen so, daß ihr selbst die Ausführung blieb, und ihm nur das Amt des ritterlichen

Beschützers, eine Wendung, die freilich auch das eigene Schicklichkeitsgefühl des jungen Fürsten nicht anders als billigen konnte.

Wir können jetzt schon mit einiger Beruhigung uns zu der armen Waise wenden, und ihr in die Höhle ihres Elends folgen.

Im Innern des verwüsteten Pallastes Toralba war eine Art von Luxus eingekehrt, und bei der zerlumpten Dienerschaft ungewöhnliche Heiterkeit. Das war Alles die angenehme Folge des letzten Ducaten, den die Freigebigkeit des jungen Herzogs von Berry diesen Armen gespendet hatte. Sie hatten dafür ehrlich und gewissenhaft reiche Einkäufe gemacht, die sie mit großer Bemühung ihres Eifers und der Trefflichkeit der Delicatessen, ohne das Geringste davon berührt zu haben, vor ihre junge Gebieterin niederlegten. Da war eine dampfende Schüssel mit ellenlangen Maccaronis, dieser Delikatesse jedes ächten Neapolitaners, die man dem Lazzarone am Strande, wenn er für einige Grani ein üppiges Mahl halten will, mit hochgeschwungenen Armen in den aufgerissenen Mund hineinlaufen lassen sieht. Und dazu einige köstliche Fusaro-Austern, die auch einem deutschen Feinschmecker behagt haben würden; ferner ein Hauptstück des neapolitanischen Appetits — den

mächtig großen Abschnitt einer saftreichen Angurie oder Wassermelone. Dazu durfte freilich auch nicht fehlen ein beträchtliches Stück von Caccio Cavallo, einer Art Käse, der den allerdings nicht appetitlichen Namen Pferdekäse führt, wonach aber dem Lazzarone der Mund wässert, wenn er nur den Namen nennen hört, oder gar so glücklich ist, ein Stück Rinde desselben benagen zu können. Dies Mahl wäre aber durchaus nicht im Volksgeschmack vollständig gewesen, wenn es dem Einkäufer nicht gelungen wäre, auf einem großen Feigenblatt für einige Grani ein Gericht frisch in Öl gebratener Gnochi *) präsentiren zu können, die, wie Carlo, der vormalige Stallbube, der keine Strümpfe an den braunen Beinen hatte, bei der Seele seiner rothen wollenen Zipfelmütze schwur, ihres Gleichen in der ganzen Welt nicht hätten. Freilich, was man sonst bei dem leckersten Déjeûné, wie bei dem ärmlichsten Frühstück, für unentbehrlich hält, das Brod, hatten die guten Burschen in ihrem Eifer, ihrer jungen Gebieterin das Leckerste auf der Welt zu kaufen, vergessen, und betroffen sahen sie sich einander an, als Laura, trotz ihrer mancherlei Bekümmerniß, mit jugendlichem Appetit sich diese Delikatessen ganz gut schmecken ließ, nun einen Brocken Brod dazu verlangte.

---

*) Kleine Fische.

„Lovia!“ hieß es da, „Pane?*) wer kauft Brod, das uns jede Küchenmagd schenkt? Siamo Galantuomi,**) wir haben für Ihro Excellenz die feinsten Delikatessen gekauft, wie sie sich für die Tochter eines Marchese di Toralba eignen. „Diamine!***) aber alles Geld ist ausgegeben, nicht einmal ein Grano ist übrig geblieben, daß sich Ih. Hoheit den Genuß verschaffen könnte, das große und wunderbare Spektakel in einer Policinell-Bude mit anzusehen; aber eine Handvoll Confetti haben wir für Ih. Hoheit gekauft, und damit hielt der gelbhäutige hagere Kerl in der That die offene Hand hin, in welcher eine Menge buntgefärbter Streukügelchen von Zucker fast angeklebt waren. Laura machte ihm gern ein Geschenk damit, während sie ein Glas mit Eis gekühlter Limonade, das ihre zerlumpten treuen Diener von einer Sorbettière an der nächsten Straßenecke gekauft hatten, mit einer gewissen Behaglichkeit trank.

Dieser ächt neapolitanische Charakterzug, nur für den nächsten Augenblick, aber weder für das Nothwendige, noch für den folgenden Tag zu sorgen, würde der zarten Laura die köstlichste Mahlzeit, die sie seit langer Zeit hätte halten können, verdorben haben, wenn nicht

*) Brod.
**) Wir sind feine Leute.
***) Teufel!

eine alte dunkelgelbe Zigeunerin, die seit dem Sturz ihres Hauses ihre treue mütterliche Pflegerin gewesen war, fortgeeilt wäre, und, obgleich sie an den Christengott nicht glaubte: per amor di dio, um das Geschenk eines Brödchens gebettelt hätte.

Als sie das Brödchen, so locker und weiß wie Baumwolle, ihrem weißen Goldtöchterchen, wie sie Laura nannte, überbrachte, begann ein Schmaus, wie ihn vielleicht noch nie eine Fürstentochter gehalten haben mag.

Man denke sich ein großes abgelegenes Gemach, im Hintergrunde eines ungeheuern verwüsteten Pallastes, dessen kostbare Damasttapeten und Vorhänge theils herabgerissen, theils halb verbrannt von den schwarz geräucherten Mauern in Fetzen herabhingen. In einem Winkel dieses Gemachs, der noch einigen Schutz gegen die Sonnenhitze im Sommer oder Gewitterstürme der bösen Jahreszeit gewährte, hatte der Eifer und die Anstelligkeit einer zahlreichen Dienerschaft, die auch weiter keinen Zufluchtsort auf Erden, als diesen verödeten Pallast ihres ermordeten Herrn hatte, aus den zusammengesuchten und nach Möglichkeit wieder hergestellten Trümmern der zerschlagenen oder halb verbrannten Effekten, eine Art Einrichtung hergestellt, die nach ihrer Meinung alle Comforts des vornehmen Lebens in sich vereinigte, worauf sich diese gutmüthigen Natursöhne nicht wenig einbildeten.

Da sah man in der That ein Bett, einen Tisch, einen Stuhl und ein großes Stück Spiegel und andere Möbeltrümmer, selbst Luxusgegenstände, so seltsam construirt, defekt oder mit Stricken zusammen gebunden, daß das Ganze eher einer pariser Barricade, als einer menschlichen Wohnung geglichen haben würde, wären nicht zwei engelschöne Frauengestalten dort zu sehen gewesen, die ein Gegenstand der Anbetung dieser bettelhaften Dienerschaft waren.

Zwei? — ja zwei; — die eine war Laura, dieses Engelkind mit dem Madonnengesichtchen, und die Andere, eine ächte Madonna von Raphael, eins jener Wunderwerke aus der Periode der Kunsthöhe des sechszehnten Jahrhunderts, der letzte Rest der schönen Gemäldegallerie des Pallastes Toralba, ein kostbares Bild, das durch irgend einen glücklichen Zufall der Zerstörungswuth jener calabresischen Vandalen entgangen, jetzt den einzigen Schatz und die einzige Freude des armen verwais'ten Fürstenkindes bildete. Wenn Abends die sinkende Sonne einen ihrer letzten gerötheten Strahlen durch die Öffnung der trüben, zerbrochenen Fensterscheiben auf das Bild warf, während alle übrigen Theile des schauerlich öden und hohen Gemaches in Dunkelheit versanken, und wenn dann von der nahen Klosterkirche her das Angelus-Geläut, und später die Orgeltöne der Vesper herüberhallten, dann sank das arme verlassene Wesen vor diesem

Madonnenbilde auf ihre Knie, und aufgelöst in Wehmuth und Andacht rannen unaufhaltsam ihre Zähren über ihr täglich bleicher werdendes Antlitz. Laura kannte den Werth dieses Bildes. Sie wußte, daß ihr jeder Antiquar so viel gegeben haben würde, um davon anständig leben zu können; aber mit kindlicher Pietät hing sie an diesem Familienkleinod, das ihr zugleich das Sinnbild des Schutzes der heiligsten Madonna war, unter deren Obhut sie sich vertrauungsvoll gestellt hatte.

In der schönen Jugend dieser Kinder des Südens liegt ein unverwüstlicher Keim des Frohsinns. Bald hatte sich Laura, mit der eigenthümlichen Schmiegsamkeit des weiblichen Lebens, an diese seltsame Lage voll Entbehrungen gewöhnt, und als ihr plötzlich ein so unerwarteter Reichthum des Genusses zugegangen war, so glänzte ein Anflug von Heiterkeit auf ihren schönen feinen Gesichtszügen, indem sie sich freute, von den Delikatessen, die man ihr so reichlich aufgetischt hatte, den guten Leuten mittheilen zu können, die sie ihr gebracht hatten, ohne jedoch es gänzlich zu versäumen, ihren eigenen Appetit zu stillen.

So war es ein seltsamer Anblick, wie Laura, allein am Tische sitzend, von den Lakaien ihres Hauses, in zerfetzten Livreen oder Lumpen gekleidet, bedient wurde, während zehn Andere dieser ausgehungerten Figuren im Hintergrunde standen, und durch ihre ausdrucksvolle

Theilnahme oder einige halblaut hingeworfene Bemerkungen ihre Freude darüber zu erkennen gaben, daß es ihrer hohen Gebieterin so gut schmecke, während sie selbst an ihren Lippen schlürften, um doch wenigstens in der Phantasie einen Geschmack von diesen Leckereien zu haben.

Laura aber überzählte die Häupter dieser Diener, zerschnitt Alles in eben so viel kleine Theile, und, nur das Wenigste für sich behaltend, gab sie mit ihrer lieblichen Freundlichkeit Jedem ein Kostehäppchen, das eben so viel Glückliche machte, als gegenwärtig waren. Auch die alte Zigeunermutter war nicht vergessen, die bescheiden im dunkelsten Winkelchen auf ihrem Strohlager hockte. Eben war dieses Festmahl so eigener Art vollendet, als ein blasser und abgehärmter alter Mann eintrat, dessen kleine zierliche Figur mit einem abgetragenen schwarzen Frack von altfranzösischem Schnitt, nebst grauen durchlöcherten seidenen Strümpfen, bekleidet war.

„Ha, unser guter Haushofmeister Signor Cecco!" rief ihm Laura, einige Schritte entgegengehend, zu. „Bringen wir gute Nachrichten, Vater Cecco? o, wie bedaure ich, daß Alles schon aufgezehrt ist, was wir der Güte eines Signore tramontano *) zu verdanken haben; aber wartet nur, Vater Cecco, ein Stückchen

*) Eines Fremden (von jenseit der Berge).

Angurie ist noch da, wovon ich eben gegessen habe, und ein Tröpfchen Eislimonade; sie wird Euch wohl thun, Alter, diese Erfrischung."

Damit überreichte sie ihm die gerühmten Delikatessen; doch der alte Mann, so erschöpft er auch war, lehnte Alles dankbar ab. Der Schweiß rann ihm, mit den aufgelöst'ten Resten von Puder, von der kahlen Stirn, und diese mit dem Überrest eines Schnupftuches abtrocknend, stöhnte er: „ah che caldo, gran dio che caldo!*) aber ich bin auch gelaufen von Pontius zu Pilatus. Dort habe ich Zinsen für die Tochter des Herrn erheben wollen, und dort die längst fällige Pacht; aber da hieß es: wir sind nichts schuldig und wollen's vor Gericht beschwören, und da: der Fiskal des Königs hat Alles mit Arrest belegt. Ich wendete mich an die hohen Verwandten des erlauchten Hauses; aber wo ich nur Ansprache hielt als Haushofmeister ihrer Exzellenz der jungen Marchesa di Toralba, da ließ man mich nicht vor; gelang es mir einmal, eine dieser hohen Herrschaften zu überraschen und anzureden, so mußte ich Vorwürfe hören, die ich aus Respekt vor Jh. Gnaden nicht zu wiederholen wage; mit einem Wort: auf Erden ist kein Erbarmen; ich rathe daher, daß Jh. Excellenz sich an eins der restaurirten Nonnenklöster

*) Ach, wie heiß; großer Gott, wie heiß!

wende, um dort als Braut des Heilands Aufnahme zu finden; denn so, wie jetzt, so despectirlich die Sachen stehen, das ist zum Gott Erbarmen, so können es meine alten Augen nicht länger mehr mit ansehen."

„Lieber Cecco," entgegnete Laura, indem sie mit himmlischer Freundlichkeit den bekümmerten alten Mann die eingefallenen Wangen streichelte, „ich war ja in einem Kloster und weiß, welcher geistliche Eigennutz dort herrscht. Hätte ich nicht damals für eine halbe Million Diamanten besessen, die dem Kloster als Erbschaft zugefallen wären, wenn ich den Schleier nahm, man würde mich, trotz des Befehls des Königs, dort nicht aufgenommen haben."

„Goldtöchterchen!" rief die alte Sibille, indem sie mit wunderbarer Beweglichkeit von ihrem Lager in die Höhe schnellte, und sich unheimlich schmeichelnd an ihre junge Gebieterin schmiegte, „es giebt noch ein Mittel, zu helfen, hat mir der Geist eben zugeflüstert; wir lassen uns noch eine Supplik machen an den König und bitten ihn, die Ausstattung im Kloster für unsre kleine Marchesa zu bezahlen, da er doch Erbe unserer großen Güter geworden ist. Das ist eine Kleinigkeit für einen reichen König und uns ein Großes, und wenn er uns sieht, wird er sich schon an die fetten welschen Hähne erinnern, die wir ihm einst verehrt haben."

„Ja, zum Scrivano! gran dio, zum Scrivano!“ *) rief der alte Haushofmeister, mit der plötzlich in ihm erwachenden neapolitanischen Lebhaftigkeit, in die Hände klatschend, und schwor bei dem heiligen Januarius und bei dem heiligen Lorenzo, seinen gnädigsten Schutzpatronen, daß eine solche Supplik an den König ihre guten Dienste nicht verfehlen werde.

Und nach beendigter Siesta, die sich sämmtliche Bewohner dieses verödeten Pallastes nicht nehmen ließen, begleiteten der alte Haushofmeister und die Zigeunermutter das liebliche Kind zu dem berühmtesten Scrivano der Vicaria.

Die Vicaria ist der Pallast der Gerechtigkeit; in ältern Zeiten war er die Residenz der Könige von Neapel, von Wilhelm I. bis auf Ferdinand von Arragon. Dann wurde dieser Pallast befestigt und erhielt den Namen des Castells Capuano; erst in neuern Zeiten waren dort die höchsten Tribunale Neapels vereinigt: das Sacro Consiglio, die Camera della Samaria und der Gerichtshof Gran Corte della Vicaria. Auch enthält dieses Schloß, in seinen unterirdischen Räumen wie unter seinen Bleidächern, die schrecklichsten Gefängnisse Neapels. Breite, imposante Treppen und ungeheure

*) Scrivano ist ein öffentlicher Schreiber von Suppliken ꝛc.

Vorhallen führen in die Sitzungssäle der Richter ein. Es läßt sich denken, welch ein betäubender Lärm, welch ein Treiben, Drängen, Stoßen und Streben bei der unglaublichen Lebhaftigkeit der Neapolitaner und der wenigen Ordnung, womit die Justiz dort gehandhabt wird, in diesen ungeheuern Räumen herrschen muß. Hier malt sich der Triumph des errungenen Sieges, dort der Groll des Unterliegens bei der Überzeugung, gerechte Sache gehabt zu haben, auf den markirten Gesichtszügen. Hier ist der Abgrund der Chikane und der Verworfenheit, des Lasters und der Rache. Schreiende Advokaten durchdringen mit ihren gellenden Stimmen das unermeßliche Getümmel. Jeder Morgen versammelt hier an zwei bis drei Tausend dieser Blutsauger des Wohlstandes von Neapel. Die geringern Advokaten machen den etwa vierhundert angesehenern förmlich den Hof, umringen sie mit tiefen Verneigungen, küssen ihnen die Hände und schmeicheln ihnen mit den übertriebensten Exclamationen der Bewunderung; diese empfangen die Huldigungen ihrer geringern Collegen gravitätisch wie Fürsten, indem sie Lob und Tadel in kurzen schneidenden Worten auswerfen, offen von den Bestechungen der Richter reden, und sich fast eben so offen von den Clienten ihres Gegners bestechen lassen.

Hierher, in diese Hölle der Justiz, hatte sich ein schöner junger Mann im einfachen militairischen Oberrock,

mit einem leicht übergeworfenen weißen Mantel gewendet, um Erkundigungen über die Vermögensverhältnisse des Marchese von Toralba einzuziehen, und besonders die Meinung erfahrener Rechtslehrer darüber zu hören, ob keine Hoffnung sei, einen Theil dieses Vermögens für die verwaist'te Tochter des ermordeten Herzogs zu retten. Dieser junge Mann war der Herzog von Berry, der den Abend nicht hatte abwarten können, um seinem im Stillen geliebten Schützling nützlich zu werden.

Die Nachrichten, die er hier mit Mühe erfuhr, waren nicht tröstlich. Die meisten Güter des Herzogs waren Mannlehn gewesen, und beim Erlöschen des Mannstamms dieser Familie an den Fiskus zurückgefallen. Das Allodialvermögen war verschuldet und unter Sequester gelegt, und der zerstörte Pallast auf der schönen Toledostraße war so eben gerichtlich meistbietend verkauft und von einem Banquier erstanden, der den Ruf großen Reichthums, aber auch großer Hartherzigkeit hatte.

So war denn für die arme Waise aus einem so hohen Hause nichts mehr zu hoffen, und trauernd über ein Geschick, das dem seinigen so nahe verwandt war, damit aber eine um so innigere Sympathie für sie gewinnend, verließ er den Pallast der Gerechtigkeit, um die so ungerecht Verfolgte persönlich aufzusuchen, und

auf die ihr bevorstehende Milderung ihres Unglücks vorzubereiten.

Als er nun, um in die Toledostraße zu gelangen, den kleinen Platz vor dem alten festungsartigen Pallast der Vicaria betreten hatte, traf ihn ein Anblick, der ihn so überraschte, daß er wie versteinert stehen blieb, und nach der Erscheinung hinstarrte, die ihn auf das seltsamste aufregte und fesselte.

Hier trieb ein alter Scrivano sein wunderliches Wesen. Im großen dreieckten Hut, einen altväterischen, ehemals mit Gold bordirt gewesenen Rock anhabend, saß er mit feierlicher ernster Miene vor seinem kleinen Tisch, der über und über mit Papieren bedeckt war, und kramte eifrig und nachsinnend darin umher, indem er, Alles durcheinander werfend, die Unruhe noch vermehrte. Seinen Tisch umgab ein Schwarm halb nackter Bittsteller, die ungeduldig den Augenblick erwarteten, wo es ihm möglich sein würde, Jeden zu befriedigen. Dieser Scrivano, Signore Cola genannt, stand im Ruf, für drei Grani die schönsten Liebesbriefe, und für doppelt so viel die trefflichsten Suppliken an den Hof, den König, ja an die Heiligen selber anzufertigen, auf welche man denn fast immer erwünschte Antwort erhielte. Daher drängte sich das Volk in jeder Noth, worin man sich durch eine solche Schrift helfen zu

können glaubte, um den Signore Cola, dessen wandelbares Bureau nie leer wurde von Bittstellern.

„Signore Scrivano.... Signore Don Cola....!“ ertönte es von allen Seiten; indeß, der Alte wies Alle zur Geduld, indem er von Zeit zu Zeit den Harrenden zurief: „ora, ora! adesso sono da voi.“ *)

Ihm aber gegenüber saß ein junges Mädchen, für das er eben beschäftigt war, und das seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Es war auch der Gegenstand der Aufmerksamkeit und Theilnahme des jungen Prinzen, dessen dunkle Augen mit einem Ausdruck, als traue er seiner eigenen Wahrnehmung nicht, auf sie gerichtet waren.

Ihr schöner Nacken war halb enthüllt, das Tuch hatte sich verschoben, und verrieth noch mehr Reize, als sie vielleicht bei größerer Beachtung ihres Äußern enthüllt haben würde; Thränen glänzten in ihren Augen, diese waren groß, von dunkler Farbe und seelentief; auf ihrer hohen, edlen Stirn schien ein tiefer Schmerz seinen Sitz aufgeschlagen zu haben; ihre Haltung, wie ihr Anzug, verriethen die Nachlässigkeit der innigsten Betrübniß. Ihre Kleidung zeugte allerdings dafür, daß sie den höhern Ständen angehöre; aber offenbar hatte keine Zofe ihre Toilette geordnet, und Noth und Zeit hatten der

*) Gleich, gleich, jetzt kommt Ihr daran.

Sauberkeit des Anzuges bedeutend geschadet. In reizender Schüchternheit saß sie neben dem alten Scrivano; indem sie die beiden vollen Arme gekreuzt auf den Tisch gestützt hatte, trug sie dem alten Supplikenschreiber flüsternd ihr Anliegen vor. Dieser hörte sie bald mit zufriedenem Kopfnicken, bald mit Achselzucken an, und schrieb indeß wie mit geflügelter Feder.

Hinter ihr standen zwei Figuren, die den gespanntesten Antheil an dieser Scene nahmen; die eine war die alte Zigeunerin, Mutter Sibilla; die andere der treue Haushofmeister des hochadeligen Hauses Toralba, Signore Cecco.

Der alte Scrivano, der gewohnt war, die kleinen Liebesgeheimnisse der Töchter aus den höchsten wie aus den niedrigsten Ständen zu theilen, und in dem Punkte, wo wir Alle Menschen sind, mit einer Vertraulichkeit anzureden, die übrigens in Neapel nicht selten herrscht, faltete endlich das beschriebene Blatt zusammen, und sagte, indem er es ihr überreichte, mit gutmüthiger Freundlichkeit: „Non dubitate fanciulla mia; lasciate far ame, che sarete contenta.“ *)

Jetzt aber entstand eine reizende Verlegenheit.

„Ma, Signore mio,“ stammelte sie erröthend, indem sie sich erhob, „ich habe keinen Grano mehr,

*) Habt keine Furcht, mein Kind; laßt mich nur machen, Ihr sollt mit mir zufrieden sein.

um Euch den großen Liebesdienst, den Ihr mir erwiesen, zu belohnen."

„Das ist schlimm," entgegnete der freundliche Alte, indem er fast schalkhaft zu ihr aufblickte, „und ich sage Euch, daß es Euren Feinden mehr Schande macht, als Euch, wenn sie Euch nicht so viel Grani gelassen haben, um einem armen Scrivano eine Supplik an den König bezahlen zu können; indeß geht mit Gott, und schließt das Heil meiner armen Seele mit ein, wenn es beliebt, in das Gebet an die Santissima Madonna Maria, die, wie alle Heiligen, das Gebet eines schönen Engels am liebsten erhören soll."

Laura aber dankte ihm freundlich und ging, sichtbar erheitert, mehr hüpfend als schreitend, die Straße herab.

Der junge Herzog von Berry hatte sie erkannt. Mit lebhaftem Herzklopfen folgte er ihr in das große düstere Innere des Pallastes Toralba.

Als Laura in ihrem Gemach angekommen war, sank sie vor dem Madonnenbilde auf die Knie, das so eben der goldene Strahl der Abendsonne beleuchtete. Nach Beendigung ihrer Gebete blickte sie auf, und sah aufschreiend einen Mann im weißen Mantel in der offenen Thür des Gemaches stehen, dessen Erscheinen ihr die tiefste Bewegung der Seele erweckte.

Doch dieser rief sie schmeichelnd bei Namen; ein Lichtstrahl erhellte sein schönes männliches Antlitz, und Laura — das Auge der Liebe blickt scharf — erkannte ihren Freund von den Ruinen des Pallastes der Königin Johanna.

Die Gefühle dieses Moments der Überraschung zu schildern, vermöchte keine Sprache, keine Feder. Die Seele des jungen Prinzen durchzuckte ein Gefühl, als müsse er sie mit beiden Armen umschlingen, und sie, als müsse sie an sein Herz sinken, und doch war er zurückgehalten durch das Bewußtsein, daß er dieser Unglücklichen nichts bieten dürfe, als Freundschaft, da er im Begriff stand, am Hofe von Neapel über seine Hand zu verfügen, während sie durch die natürliche jungfräuliche Schüchternheit zurückgehalten wurde, sich ihren Bewegungen so offen hinzugeben, wie sie es fühlte.

Es war ein schöner Moment — dieses Erkennen des längst liebgewonnenen Freundes von ihrer Seite, und des phantastisch geliebten Idols seiner süßesten Träume von der seinigen. Ihr Herz bebte, das seinige klopfte lebhafter, als je. Sie verlor den Athem, er die Stimme. Die Hand hatte er ihr gereicht, und ihre Hände blieben lange aneinander gekettet. Sein Blick vertiefte sich in dem ihrigen, und in beider Augen schwammen Thränen.

„Amico mio!“ *) rief sie endlich mit unbeschreiblichem Wohllaut der Stimme, „was habe ich leiden müssen, seit wir uns nicht gesehen haben.“

„Poveretta!“ **) entgegnete er mit der vollen Innigkeit der wehmüthigsten Theilnahme, „ich war fern von Neapel, als das gräßliche Unheil sich ereignete; aber jetzt bin ich hier, um zu retten, was noch zu retten ist, und Ihnen wenigstens eine glücklichere Zukunft anzubieten.“

In Laura's jugendlicher Seele flammte augenblicklich eine Hoffnung auf, jene Hoffnung, die dem jungfräulichen Leben so nahe liegt. Das Bewußtsein, daß dieser herrliche Mann sie liebe, hatte sie lange schon in sich aufgenommen, und seine Wiederkehr, seine Theilnahme war ihr eine heilige Bürgschaft dafür; jetzt ahnete sie das Herannahen des größesten und feierlichsten Moments, den das weibliche Leben nur kennt — die Erklärung seiner Liebe, die sich die sittliche Jungfrau von einem geachteten Manne kaum denken kann ohne Werbung um die Hand, und sie bebte durch und durch, ihre Wangen glühten, ihre Pulse fieberten; in ihren Fingern, die in seiner Hand lagen, zuckte es, und ihr Auge war glänzend auf das seinige gerichtet, vielleicht, ohne etwas zu sehen, denn dieser ganze, alle Fibern

*) Mein Freund!
**) Arme!

anspannende Lebensmoment war innerlich, so wallend im Glutstrom italienischer Leidenschaft, daß der Prinz, ein mehr besonnener Charakter, erschrak vor dem Sturm der Gefühle, den sein Erscheinen schon in diesem unglücklichen Wesen angefacht hatte.

Als Mann von wahrer Ehre suchte er diese Wallungen der Gefühle zu beruhigen, indem er ihr mit anscheinend ruhiger Freundlichkeit sagte, wer er sei und in welcher Absicht er hierher gekommen; daß er ihr am Hofe der edlen Kronprinzessin eine ihrer würdige Stellung ausgemittelt habe, und daß die Gouvernante der königlichen Kinder heute Abend sie in Empfang nehmen würde, um sie ihrer neuen Bestimmung zuzuführen.

Laura hörte ihn an wie ein Kind, das sich ein Mährchen aus der Feenwelt erzählen läßt, eben so gespannt wie es schien, doch nicht eben so unbefangen. Es war ihr in der That, als sei von ihr gar nicht die Rede. Nach ihrem Gefühl konnte ein Mann, den sie liebte, ihr keine andere Stellung anweisen wollen, als an seinem Herzen. Erst als ihr klar wurde, daß sie sich in ihren schönsten Lebenshoffnungen getäuscht gesehen habe, wurde sie mit jeder Sekunde bläßer, und sank nach wenigen Augenblicken in sich selbst zusammen, wie eine gebrochene Lilie, und hätte der junge Prinz sie nicht aufgefangen, so würde sie zu Boden niedergefallen sein.

Der Herzog von Berry legte die Ohnmächtige auf ihr Lager nieder, und winkte die alte Zigeunerin herbei, die er während seines kurzen Gesprächs mit Laura in der offenen Thür gesehen hatte, und die jetzt auf seinen Hülferuf herbeisprang.

„Helft ihr, sie ist ohnmächtig!" rief er ihr zu, aber sein eigenes Wesen verrieth einen Schreck, ein Entsetzen, eine Verwirrung, die mehr als hinreichte, ihn irgend einer bösen That in den Augen solcher Neapolitaner aus der Hefe des Volks verdächtig zu machen. Es waren ihrer Mehrere von dieser bettelhaften Dienerschaft der jungen Marchesa auf den ersten Hülferuf des jungen Mannes herbeigestürzt; jetzt aber sahen sie die scheinbar Leblose daliegen, ihn selbst blaß und zitternd, und der erste Gedanke dieser Lazzaroni war, daß die geliebte Herrin von diesem Fremden ermordet sei.

„Mord! Mord!" tönte es durch die Hallen, von allen Seiten liefen diese Gaunerfiguren zusammen. Unentschlossen, ob er bleiben oder gehen solle, stand der Herzog von Berry einen Augenblick, und sah dann auf die ihn ringsum wüthend anstarrenden Gaunergesichter; schon blitzten die Messer, schon hörte er jene tiefen, grollenden Flüche, welche, mehr zwischen den weißen Zähnen dieser braunen schwarzbärtigen Gesichter gemurmelt, als herausgestoßen, die Mordgier jener unersättlichen Rachsucht verräth, welche den heißblütigen Bewohnern des

Südens so eigenthümlich ist. Jetzt erst erkannte er die Größe der Gefahr. Zudem war er unbewaffnet, sonst würde er mit dem Degen sich den Ausgang gebahnt haben. Mit jedem Moment war die Gefahr für ihn dringender. Ein Schritt mehr nach der Thür zu hätte die Wuth dieser Menschen zum Ausbruch gebracht. Aber er kannte die Neapolitaner und hatte Geistesgegenwart genug, sie zu nehmen, wie sie genommen werden mußten.

„Sagt, Ihr Galantuomini," redete er sie in dem ironischen spöttelnden Ton an, der, indem er solche Leute am tiefsten trifft, ihnen die Überlegenheit des vornehmen Mannes fühlbar macht, „was wollt Ihr von mir? Habt Ihr noch nie ein ohnmächtiges Mädchen gesehen, so wartet noch einige Paternoster lang, und Eure kleine Ducheſſa wird Euch sagen, daß sie die Überraschung der Freude bewußtlos gemacht habe."

Und da er bemerkte, daß seine Rede Eindruck zu machen begann, und einer den andern verlegen ansah, fuhr er fort:

„Rabbia! ich hätte nicht geglaubt, daß Männer von Ehre so dumm sind, wie Esel, die auch vielleicht nicht wissen, daß man ohne Blutvergießen keinen Menschen todtstechen kann. Für jeden Blutstropfen, den Ihr mir zeigt, zahle ich zehn Carlini."

Da schlichen sich mehrere fort, um bei der schönen Ohnmächtigen eine solche Geldquelle zu suchen. Aber schon fing das junge Mädchen an sich zu erholen, und der Frieden war geschlossen.

Der Herzog von Berry schenkte den treuen zerlumpten Burschen noch eine Handvoll Carlini, um sich gütlich zu thun und die Polichinelli-Bude besuchen zu können, und diese küßten ihm dafür unter tausend Exclamationen der übertriebensten Dankbarkeit Hände, Füße und Mantel, und nachdem der junge Prinz noch zu Laura einige beruhigende Worte gesagt und sie vor Allen gebeten hatte, in Gegenwart Anderer, namentlich der Gräfin de la Tour, nicht zu verrathen, daß sie ihn kenne und daß er sie auf den Besuch dieser Dame vorbereitet habe, zog er sich zurück, um nach einer Stunde diese würdige Dame in den zerstörten Pallast Toralba bei der jungen Unglücklichen einzuführen.

Die Gräfin de la Tour war eine Französin, aber von einer solchen Grazie des Benehmens und Feinheit der Bildung bei unendlicher Herzensgüte, daß Laura sich bald mit dem Vertrauen und der Hingebung des Kindes zu ihrer Mutter hingezogen fühlen mußte. Auch die kranke Prinzessin nahm die schöne liebenswürdige Waise, die unter dem Namen Donna Laura delle Pieta am

Hofe eingeführt war, mit ihrer Herzen gewinnenden Freundlichkeit auf.

Laura war ein so gemüthliches, sich anschmiegendes Wesen, daß sie sich in diesen stillen Kreisen der höhern Gesellschaft gar wohl hätte fühlen können, wenn man ihr nicht mitgetheilt hätte, daß der junge Herzog von Berry in der Absicht am Hofe sei, um die Hand der Prinzessin Antoinette Therese zu werben. Diese Mittheilung erweckte ihr ein so schmollendes Schmerzgefühl, daß sie ihr abermals eine Ohnmacht zuzog, wovon man jedoch die Ursache nicht ahnete. Das arme Mädchen fühlte wohl, daß es weder auf die Liebe noch auf die Hand dieses liebenswürdigen Prinzen den geringsten Anspruch habe; allein wer vermag einer so edeln Leidenschaft Stillstand zu gebieten, wenn sie sich einmal unbewußt der Seele einer unschuldigen Jungfrau bemächtigt hat? — Man bedenke, daß Laura eine Italienerin war, in deren Herzen Liebe nicht erwachen kann, ohne eins zu werden mit dem Leben; man denke sich, welche glühende Eifersucht in einer solchen Seele aufflammen mußte, die um so beängstigender und peinigender wurde, je mehr sie den äußern Ausdruck derselben zu bewachen und zu beherrschen suchen mußte. Laura's inneres Leben reifte in diesen wenigen Wochen einer großen Prüfung mehr, als in zehn Jahren des Glückes möglich gewesen wäre. Indem es in ihrem Innern glühte,

wurde ihre Außenseite kälter und schroffer. Es gab Augenblicke, wo ihr irres Auge dem einer Wahnsinnigen glich. Gegen ihre hohe Rivalin, die Prinzessin Thereſe, die sich anfangs zu ihr hingezogen gefühlt hatte, hegte sie einen innern Widerwillen, den sie sich selbst nicht erklären konnte. Die einzigen Stunden eines glücklichen Selbstvergessens an diesem Hofe waren wohl die, wenn der Herzog am Bette der hohen Kranken saß und Laura, die ihre treueste Pflegerin geworden war, sich in demselben Gemach, ihm gegenüber, mit einer weiblichen Handarbeit beschäftigte.

Es wurde alsdann französisch geredet, eine Sprache, die sie auch verstand, da sie eine französische Bonne gehabt hatte, ohne aber es sich merken zu lassen, und so konnte sie denn unbeachtete Zeugin einer Unterhaltung sein, die sie auf das Lebhafteste interessiren mußte; denn oft war sie selbst Gegenstand derselben, und alsdann zeigte der Prinz eine so unverkennbare warme Theilnahme für die kleine Unglückliche, daß ihr ganz wohl und weh dabei wurde. Auch verrieth der Herzog auf keine Weise eine besondere Vorliebe für die ihm bestimmte Braut, und nie bemerkte sie, selbst im engsten Familienkreise, etwas der Art, das sie berechtigte, anzunehmen, daß er die Prinzessin ihr selbst im Herzen vorziehe.

Diesem engern Kreise in den nächsten Umgebungen des hohen Krankenbettes wurde aber noch ein besonderer

Reiz verliehen, wenn die Gräfin de la Tour das geliebte Kind der Erbprinzessin, die kleine Marie Caroline, brachte.

An diesem reizenden Kinde war Alles Leben und Heiterkeit.

Welch ein Kontrast; dieses blühende Rosenknöspchen, dieses gesunde, frische, muntere Kind, und dort ihre sanfte, stille, hinwelkende Mutter!

Die kleine Prinzessin bildete dann den Mittelpunkt eines liebenswürdigen Vereins trefflicher Menschen, die alle mehr oder weniger ihr Päckchen Leiden vom Geschick empfangen hatten, denn auch die Gräfin — ein Opfer der französischen Revolution — hatte ihre Ältern und Geschwister unter der Guillotine verloren; ihre Güter in der Provence waren confiscirt und sie selbst war nur mit Lebensgefahr emigrirt. Das fröhliche Kind aber erheiterte Alle. Besonders der junge Herzog machte sich viel mit dem kleinen Engel zu schaffen; er ließ es tanzen, herzte und küßte es, ohne daß Laura, die ihm das vor Freude aufjauchzende Kind immer wieder hinreichte, nur die leiseste Ahnung davon hatte, wie gefährlich ihrer Herzensneigung einst dieses kleine Wesen werden sollte.

Was übrigens die Heirath des Herzogs mit der Prinzessin Therese betraf, so wurde sie als Haupt- und Staatsaction auf diplomatischem Wege betrieben. Der

König und die Königin hatten schon längst dem Herzoge von Berry ihre Zustimmung unzweideutig zu erkennen gegeben; die junge Prinzessin Antoinette Therese betrachtete ihn, fast ohne Zurückhaltung, als den ihr einst bestimmten Gemahl, und die kranke Kronprinzessin sprach von dieser Verbindung, wie von einer Sache, die sich gar nicht mehr bezweifeln lasse. Kouriere gingen ab und zu in dieser Angelegenheit; man wollte sich erst der Zustimmung der verwandten und befreundeten kaiserlichen und königlichen Höfe versichern; man unterhandelte wegen der Mitgift diplomatisch — oder fast jüdisch — mit dem Bevollmächtigten des vertriebenen Königs Ludwig XVIII. und der verbannten Bourbons. Es war allein der Premierminister Ritter Acton, der mit dieser Allianz, die er für unpolitisch hielt, unzufrieden, tausend Schwierigkeiten häufte, wo keine waren; dagegen unter einem strömenden Wortschwall dem Herzoge wie dem Könige sein lebhaftes Empressement bezeugte, die Sache auf das schleunigste und angenehmste zu applaniren, und so kam unter immer erneuertem Hinhalten der Frühling des Jahres 1802 heran, und mit dem neuen Aufsprießen der Blumen — das Verblühen der lieblichsten Blume am neapolitanischen Hofe.

Es verkündete die Hofzeitung: „Der Hof legt Trauer an auf drei Monate wegen des Ablebens ihrer königlichen Hoheit der hochseligen Frau Kronprinzessin

Marie Clementine, Erzherzogin von Östreich; — sanft ruhe ihre Asche!"

Aber den namenlosen Schmerz, den das Hinscheiden dieses Engels in der königlichen Hofburg erweckt hatte, verkündeten weder das Trauergeläut, noch die Pracht der Exequien, noch die schwarze Trauerkleidung, noch die schwarze Marmorurne in der Königsgruft, die das edelste Herz empfing. Aber wer sich auf die Deutung von Thränen und bleichen Gesichtern verstand, wer das Wehen der Grabesnacht herauszufühlen weiß aus der Stille, die die heilige Stätte ihres letzten freundlichen Waltens auf Erden umgab, der mochte erkennen, daß ein Engel der Liebe aus seinem trautesten Kreise geschieden war.

Und das liebliche Kind, dessen Geschick noch in dunkler Hülle der Zukunft schlummerte, hatte den unersetzlichsten Verlust für die so zarte Lebensperiode erfahren, es hatte seine Mutter verloren, noch ehe es die Größe dieses Verlustes nur zu ahnen vermochte.

Dem Herzog von Berry wurde es weh und unheimlich in diesen kalten Räumen einer officiellen Trauer. Zudem mußte er begreifen, daß seine Werbung durch diesen Trauerfall auf mindestens sechs Monat unterbrochen sei. Er hielt es daher für schicklich, nach beendigten Trauerfeierlichkeiten sich nach Rom zurückzuziehen.

Für Laura war das ein neuer Schlag. Hatte sie auch alle Hoffnungen aufgegeben, ihm jemals mehr zu sein, als Freundin, so mußte sich doch ein so zartes Verhältniß zwischen beiden, am Krankenbett einer so feinfühlenden geistreichen Dame, wie die Erbprinzessin war, fast von selbst hergestellt haben. Je weniger selbst das so schwer wiegende Wort: „Freundschaft" zwischen Beiden ausgesprochen wurde, um so duftiger war ein Verhältniß, das auf reiner Sympathie der Gefühle beruhte. Auch diesen einzigen Freund ihres Lebens, diesen Beschützer in der Noth, hatte Laura nun verloren, nachdem ihr auch die hohe Beschützerin entrissen war.

Bald sollte ihr dieser doppelte Verlust noch fühlbarer werden. Die Königin, deren tiefer Widerwille gegen Alle, die bei der Republik Parthenope compromittirt waren, sich durch nichts besiegen ließ, konnte die Gegenwart der Tochter des Marquis von Toralba, selbst wenn sie noch so zurückgezogen lebte, nicht ertragen. Ihr kaltes Benehmen gegen die treue Pflegerin ihrer Schwiegertochter diente dem übrigen Personal des Hofes zur Richtschnur. Es hatte sich zudem das Gerücht verbreitet, daß sie die Tochter eines hingerichteten Hochverräthers sei; ja noch mehr, — der Gedrückte findet immer den Stachel der Verläumdung wider sich gekehrt — man wollte wissen, sie sei die heimliche Geliebte des Duc de Berry, und die Gräfin de la Tour, die Einzige,

die Laura's Reinheit kannte, war zu schwach im Einfluß, um sie, bei allem Wohlwollen, genügend zu schützen. Laura lebte als lästige Pensionairin des Hofes in einem Mansardenstübchen des königlichen Pallastes, das sie nicht zu verlassen wagte; denn wo sie sich sehen ließ, mußte sie sich verletzt fühlen, wie die Tochter eines Paria.

Der Herzog von Berry ging, im Auftrage des Königs, nach Rom, wo er, ohne ein Commando zu erhalten, bei einem dort stehenden neapolitanischen Regimente à la Suite agregirt wurde.

Fünfte Abtheilung.

Lebensweise des Herzogs von Berry in Rom. — Sein Verhältniß zum Hof von Neapel. — Projekt einer Doppelheirath. — Mittheilungen über Laura. — Die Familie des Lord Argyle in Rom. — Laura's Reise nach Rom. — Getäuschte Hoffnungen. — Ihre Aufnahme bei der britischen Familie. — Der Herzog von Berry ist zur Armee an den Rhein abgegangen. — Seine Rückkehr. — Brief an Acton. — Sein Eintritt in die Familie Argyle. — Der schöne Abend auf der Villa. — Erklärung. — Abreise nach England.

In Rom fühlte sich der Herzog von Berry sehr unglücklich. Er lebte sehr einfach und zurückgezogen mit den Offizieren seines Hauses. Seine liebste und einzige Beschäftigung war, die herrlichen Kunstsammlungen in den Pallästen der Großen zu besuchen und die Geschichte der schönen Künste zu studiren. Ein gebildeter Geist, wie der seinige, konnte nicht leben, ohne bestimmte Beschäftigung und ohne an der Vollendung seiner Ausbildung fortzuarbeiten.

Aber seine Gedanken und Gefühle waren indeß nach Neapel gerichtet. Laura's Bild schwebte ihm zwar noch immer vor im Wachen und Träumen; aber er war besonnen und charakterfest genug, um einzusehen, daß

an eine Verbindung mit diesem geliebten Mädchen, bei seiner Abhängigkeit vom Hofe zu Neapel, nicht zu denken war. Er suchte sich daher zu überreden, daß er sie nicht liebe, und bekämpfte mit männlicher Charakterfestigkeit jeden Gedanken an diese Liebe. Seine Vernunft zeigte ihm kein anderes Mittel, seinem Stande und den Ansprüchen seiner Geburt gemäß zu leben, als die Verbindung mit der Tochter des Königs von Neapel, der allerdings sehr reizenden Prinzessin Therese. Er suchte sich zu überreden, daß er sie liebe, und saß stundenlang auf dem umgestürzten Säulenstumpf eines alten Tempels, und überblickte die im farbigen Duft der Abendlandschaft dämmernden antiken Ruinen des Campo morto; dann zählte er an den Fingern her alle die trefflichen Eigenschaften dieser interessanten, liebenswürdigen Königstochter, und bemühte sich, auf dem Wege der Reflexion eine Liebe für die ihm bestimmte Gemahlin zu erzeugen, die seinem Herzen fremd war. In dieser Hinsicht beunruhigte es ihn, daß er weder von dem Könige, noch von der Königin auf seine ergebenen Briefe von Rom aus Antwort erhalten hatte. Deutlicher als früher erkannte er jetzt Actons Intriguen, und da auch die Pension, welche die letzte Resource seiner Subsistenz war, unregelmäßig ausgezahlt wurde, so hielt er es für nothwendig, den letzten entscheidenden Schritt zu thun, und zu versuchen, die Prinzessin selbst, die ihm, wie er

wußte, gewogen war, in's Interesse zu ziehen. Deshalb schrieb er ihr einen Brief, worin er ihr seine Liebe erklärte, und bei den Hoffnungen, die ihre königlichen Ältern ihm gemacht hätten, anfragte, ob sie großmüthig genug sein wolle, sein Unglück und seine Verbannung mit ihm zu theilen, und ihm der letzte Trost, die letzte Freude in einem so verkümmerten Erdenleben zu werden.

Diesen in einer düstern, trüben Stimmung geschriebenen Brief legte er offen in ein anderes ehrfurchtsvolles Schreiben an die Königin ein, worin er ihr zu Gemüth führte, daß er der Hoffnung lebe, sie und der König würden nicht durch Intriguen ihm abgünstiger und übelwollender Personen sich abwenden lassen von einem so schönen Plan, dessen Erfüllung das Glück seines Lebens bilden werde.

Indem er dieses schrieb, ahnete er nicht, daß schon ganz andere politische Pläne im Kabinet von Neapel Wurzel geschlagen hatten.

Es hatte der König von Spanien, Carl IV., Ferdinands ältester Bruder, mit dem ersten Consul Bonaparte einen Vertrag geschlossen, in welchem das Kabinet von Neapel mit eingeschlossen war. Diesem mußte sich dadurch die Überzeugung aufdringen, daß eine engere Verbindung der beiden bourbonschen Linien von Neapel

und Spanien der Politik des Hofes vortheilhafter sein würde, als mit der ältern Linie der vertriebenen Bourbons von Frankreich, die damals so wenig Hoffnung zur Restauration hatten. Es war daher jetzt dem Minister Acton leicht, die Königin für das Projekt einer Doppelheirath zu stimmen, zwischen dem kaum verwittweten Kronprinzen von Neapel und einer Tochter des Königs von Spanien, der Infantin Maria Isabella, und zwischen dem Prinzen von Asturien, ältestem Sohne des Königs von Spanien, und derselben Prinzessin von Neapel, Antoinette Therese, die dem Herzoge von Berry zur Gemahlin bestimmt war.

Auf den Schmerz des Kronprinzen von Neapel, der noch tief trauerte im Herzen um den Verlust einer geliebten Gemahlin, konnte begreiflich bei dieser neuen politischen Kombination keine Rücksicht genommen werden; aber man scheute doch, mit der ältern königlichen Linie der Bourbons so offen zu brechen; man hatte sich wegen der Parthie mit dem Herzoge von Berry schon zu tief eingelassen, um noch ohne allen plausibeln Vorwand davon zurückgehen zu können, und suchte daher nur durch berechnete Kälte zu temporisiren, in der Hoffnung, daß er dann selbst zurücktreten werde, und so läßt es sich denken, wie sehr unter diesen Umständen die Schreiben des Herzogs von Berry an die Königin und die Prinzessin Therese ungelegen kommen mußten.

Indeß bald sollte der unglückliche Prinz selbst seinen Feinden den Vorwand geben, dieses lästige Verhältniß ohne Eclat abzubrechen.

Der Herzog von Berry erhielt statt der erwarteten Antwort auf seine beiden vorerwähnten Schreiben fast zu gleicher Zeit zwei Briefe, die ihn auf das tiefste bewegten.

Das eine Schreiben war von der Gräfin de la Tour, mit der er fortwährend in freundschaftlichem, wenn auch möglichst geheim gehaltenem Briefwechsel stand. Sie gab ihm im engsten Vertrauen das erste Licht über das erwähnte Projekt einer Doppelheirath zwischen den königlichen Familien von Neapel und Spanien, und sagte ihm unverhohlen, wie wenig Hoffnung er habe, die gewünschte Vermählung mit der Prinzessin Therese zu Stande gebracht zu sehen. Darauf aber machte sie ihm eine Mittheilung, die ihm noch mehr zu Herzen ging. Die arme Laura hatte keine Hoffnung mehr, in den Genuß ihres Vermögens eingesetzt zu werden. Das war aber noch das Wenigste, was sie drückte. Das Empfindlichste für ihr Zartgefühl war die schonungslose Zurücksetzung, womit man das arme Kind dort behandelte. Ihr Zustand war dadurch so unerträglich geworden, daß bereits nachtheilige Folgen für ihre Gesundheit eingetreten waren. Begreiflich wirkten auch Gemüthsleiden einer hoffnungslosen Liebe mit, um sie in den

Zustand einer fieberhaften nervösen Aufregung zu versetzen, der an ihrem Leben zehrte. Von diesem Geheimniß war freilich die gute Gräfin nicht unterrichtet, wohl aber Laura's Beichtvater, der würdige Abbate, der einst ihr Erzieher gewesen war, dem sie kein Hehl aus einer Liebe gemacht hatte, die, wenn auch ohne Hoffnung, doch unablöslich eins geworden war mit ihrem innersten Leben. Dieser treffliche Geistliche bestärkte sie denn auch in ihrer aus derselben Quelle hervorgehenden Abneigung gegen eine Rückkehr in ein Kloster, indem er es ihr zur Gewissenssache machte, mit einem Herzen, das noch so weltliche Gefühle hegte, sich nicht den Pflichten des klösterlichen Lebens zu weihen, die sie ja doch ohne Heuchelei nicht würde erfüllen können. Die Gräfin, die diese Beweggründe nicht kannte, schrieb nur von einer unerklärlichen Abneigung der armen Waise gegen das Asyl eines Klosters, das ihr die Königin habe anbieten lassen, und bat zugleich den Herzog von Berry, sich in Rom bei den entfernten Verwandten des Hauses Toralba dafür zu interessiren, daß der verwaiſ'ten Tochter des Herzogs irgendwo in einer achtbaren Familie eine freundliche Aufnahme gewährt würde.

Der Herzog von Berry war in keinem dieser Häuser eingeführt; ein Kardinal Toralba lebte in Rom, allein von seiner bigotten Persönlichkeit ließ sich erwarten, daß er darauf dringen würde, die arme Waise von

Neapel in's Kloster zu schicken. Dagegen war der Herzog, durch seine Neigung zur Kunst, mit einer reichen und liebenswürdigen schottischen Adelsfamilie, einem der wenigen katholischen Pairs von Großbritannien, bekannt geworden und sehr befreundet, und diese treffliche Familie war mit menschenfreundlicher Bereitwilligkeit geneigt, die unglückliche junge Marchesa wie eine Tochter bei sich aufzunehmen. Die jungen Lady's schrieben sogleich mit aller jugendlichen Lebhaftigkeit und der Zartheit, die man von ihrer guten Erziehung nicht anders erwarten durfte, an Laura, um sie nach Rom einzuladen, während ihr Vater, Lord Argyle, durch den englischen Gesandten der Königin seinen Wunsch und seine Absicht, die Tochter des ermordeten Marquis von Toralba in sein Haus aufzunehmen, zu erkennen gab.

Der Königin war es allerdings angenehm, daß dieses gehaßte kleine Wesen einen so mächtigen Schutz gefunden habe; indeß Acton ließ sich merken, daß ohne Zweifel diese Einladung Folge einer besondern Vorliebe des Herzogs von Berry für die schöne Waise gewesen sei, und daß man wenigstens unter der Hand Äußerungen fallen lassen könne, welche die nachtheiligen Gerüchte, die darüber im Schwange gingen, zu einer gewissen Consistenz bringen müßten, um vor der öffentlichen Meinung den Rücktritt in der bewußten Heirathsangelegenheit rechtfertigen zu können. Der klugen Königin mußte

diese Wendung einleuchten, und so willigte sie denn gern in die Übergabe der jungen Herzogin von Toralba an den englischen Gesandten, der es übernommen hatte, sie unter anständiger Begleitung nach Rom zu spediren. Ja, noch mehr, die Königin hatte die Politik, die früher so hart gedrückte junge Ducheſſa mit Beweisen der Gnade zu überhäufen, indem sie ihre Garderobe auf einen glänzenden Fuß setzen ließ, ihr mehreres Geschmeide — freilich ohne großen Werth — und eine Bonbonnière voll Dukaten schenkte. Das Alles geschah begreiflich, damit Laura in ihren neuen Verhältnissen die Wohlthätigkeit der Königin preisen und die früher erfahrene Unbill vergessen sollte. Der Werth aller dieser Geschenke belief sich noch lange nicht auf den tausendsten Theil dessen, was man der einzigen Erbin des Hauses Toralba geraubt hatte; allein der Hof pries doch ihre Großmuth und Freigebigkeit gegen die Tochter eines Rebellen, und Alles war froh, die Unglückliche vom Hofe entfernt zu sehen, obwohl man ihr das neue Glück, dem sie entgegen ging, nicht gönnte, und deshalb mit Eifer die Winke aufgriff, wodurch ihre und die Ehre des jungen Herzogs auf das schmählichste verläumdet wurden.

Allein die gute Gräfin de la Tour befand sich im Geheimniß des wahren Herganges der Sache. Der Herzog von Berry hatte ihr Alles geschrieben, und sie

hatte in ihrer unendlichen Herzensgüte es nicht unterlassen können, an Laura darüber, unter Zusicherung des Schweigens, Mittheilungen zu machen.

Es läßt sich nicht beschreiben, welchen Eindruck diese Nachricht auf das so tief verkümmerte Gemüth des unglücklichen Mädchens machte. Zum dritten Male war dieser herrliche Mann ihr Retter aus den schwersten Bedrängnissen des Lebens; sie betrachtete ihn wie den Schutzengel ihres Daseins, und wenn sie ihn in ihr heißes Gebet mit einschloß, so wußte sie am Ende kaum, ob sie an ihren Schutzheiligen das Gebet richtete oder an ihren Geliebten, der ihr mehr geworden war, als Freund, den sie zugleich liebte mit aller Kraft des weiblichen Herzens und vergötterte, der ihr Idol und ihr Schutzheiliger war.

Die wenigen Tage bis zu ihrer Abreise reichten schon hin, sie zu verjüngen und zu verschönern. Freude und Hoffnung hatten ihr ganzes Wesen durchdrungen, so daß alle Spur von Niedergeschlagenheit und Krankheit vergangen war. Es kam dazu, daß sie von dem Fehlschlagen des Heirathprojekts mit der Prinzessin Therese gehört hatte, was ihr noch den letzten Kummer von der Seele nahm, und nun schien die Kraft der schönen Jugend Wunder gethan zu haben, so blühte und prangte Laura in vollendeter Schönheit, als sie nach Rom abging.

Laura war jetzt in der That zu froh gestimmt, ihre Phantasie war mit so schönen Hoffnungen und reizenden Bildern der Zukunft angefüllt, daß der einzige Schmerz, den sie bei ihrem Scheiden von Neapel hatte, der Abschied von der braven de la Tour, wohl einen tiefen, aber keinen dauernden Eindruck auf sie machen konnte. Diese würdige Frau, die mit ihrer feinen Beobachtungsgabe die gegenseitigen Herzensneigungen ihres kleinen Schützlings und des Herzogs von Berry längst durchschaut hatte, wenn sie auch discret genug war, sich darüber gegen Beide nicht auszusprechen, entließ das junge Mädchen mit trefflichen Ermahnungen und Lebensregeln der gereiftesten Erfahrung. Besonders warnte sie, sich der Freundschaft für jenen edlen jungen Prinzen, den sie in Rom treffen würde, zu sehr hinzugeben. „Unter verschiedenen Geschlechtern," bemerkte sie, „kann in den Jahren der Leidenschaften nie das Band der Freundschaft ungefährdet bestehen; eine mächtige Stimme der Natur verwandelt sie unbewußt in Liebe, und die Gefahr wird um so größer, je mehr wir uns dagegen gesichert glauben durch Tugend und Reinheit der Gesinnung."

Allein diese trefflichen Lehren der Lebensweisheit konnten nicht haften in einer Seele, die keine anderen Gedanken, kein anderes Gefühl mehr kannte, als Liebe; alle diese trefflichen Warnungen kamen zu spät für ein

heißblütiges Geschöpf des Südens, das schon der Leidenschaft einer durch alle ihre Pulse glühenden Liebe verfallen war.

So gab sich denn Laura, die in Gesellschaft einer anständigen ältlichen Dame und eines Bedienten, mit einem Vetturino nach Rom gesandt wurde, gern den träumerischen Hoffnungen hin, daß ihr das Idol ihrer Seele wenigstens bis auf die Hälfte des Weges entgegen kommen werde.

In dieser Hoffnung erreichte sie mit ihrer Reisebegleitung Terracina, jenes pittoreske Städtchen, das, an der Grenze der pontinischen Sümpfe belegen, einst so gefürchtet war wegen des Raubgesindels, das dort hauste. Der Himmel heiterte sich auf, in reiner Klarheit stieg die Sonne aus dem Meere empor; malerisch glänzten die Ruinen auf den hohen Klippen im schimmernden Rosenlicht. Aber vergebens pochte ihr Herz, umsonst bohrten ihre Blicke in die dunkeln Fensterhöhlen der Osteria hinein, vor welcher der Vetturino anhielt, um seine Pferde zu füttern. — Der Erwartete war nicht dort.

Nun ging es im Fluge weiter auf der herrlichen altrömischen Via durch die pontinischen Sümpfe. Die Landschaft, eben so reizend als trefflich angebaut, der reizende Wechsel von Hügel und Ebene, die üppige Vegetation, die den Feigenbaum mit der Rebe, die Olive

mit dem Mandelbaum vermählt, dazu die herrlichen Überreste des Alterthums, das Alles vermochte das Herz wohl zu erfreuen; aber während die alte Dame ihrer Begleitung von der Aria cattiva, dieser tödtenden Fieberluft, die jährlich Hunderte der fleißigen Schnitter aus den Gebirgen von Albano hinweg raffte, und von den schrecklichen Räubergeschichten, die mehr in der Volkssage, als in der Wirklichkeit diese herrliche Natur belebten, erzählte, beschlich unwillkührlich das arme Mädchen eine namenlose Angst, nicht für die Fieber der Malaria oder der Banditen von Sonnino, sondern vor dem Gedanken, daß ihr geliebter Freund doch vielleicht nicht die kleine Aufmerksamkeit für sie gehabt haben könne, die sie so glücklich gemacht haben würde, ihr wenigstens einige Miglien entgegen zu fahren, und sie in der ihm befreundeten Familie, die sie aufnehmen wollte, einzuführen.

Als sie aber auch in der Dämmerung Terre de Mezza-Via erreicht hatte, wo übernachtet wurde, und als sodann am folgenden Tage die traurige Ebene ohne Strauch und Baum, die von dort aus nach Rom führt, durchfahren wurde, und kein anderer Anblick sich ihren forschenden Augen darbot, als eine Menge zerstörter antiker Grabdenkmäler und Ruinen einer Wasserleitung, mit ihren traurigen Erinnerungen an längst untergegangene Generationen; so fühlte sie sich von einer unwider-

stehlichen Traurigkeit und düstern Ahnung in Hinsicht ihres Lieblingsgedankens beschlichen, die nur zu bald in Erfüllung gehen sollten.

Laura wurde bei der brittischen Familie in Rom mit aller Freundlichkeit und Delikatesse aufgenommen, die nur ein verwaist'tes Kind von so hoher Geburt, von einer so trefflichen, liebenswürdigen und gebildeten Familie erwarten darf. Die beiden Töchter des Hauses, Miß Marry und Miß Jenny — fein geformte Schönheiten mit dem zartesten Weiß und Roth des Teints, mit blauem Auge und blondem Haar, übrigens ziemlich ausdruckslosen Gesichtern — waren ihr weit an Kenntnissen und Bildung überlegen; aber das eigenthümliche warme Kolorit des neapolitanischen Lebens in Laura's ganzem Wesen und Sein durchwärmte bald ihre kälteren Naturen, und so hatte sich schon nach wenigen Tagen eine freundliche Innigkeit zwischen diesen drei jungen Mädchen eingestellt, die Laura's Aufenthalt in dieser Familie sehr angenehm hätte machen können, wenn nicht ein ängstlich gespanntes Hinhorchen auf Nachricht von dem Idol ihrer Seele, und die Hoffnung, daß er in jedem Augenblick erscheinen werde, sie in eine beständige fiebernde Unruhe versetzt gehabt hätte.

Zu fragen wagte sie nicht. Das Bewußtsein der Liebe in der weiblichen Brust ist wie der Vorhang vor dem Allerheiligsten im Innern eines Tempels, den man

nicht zu lüften wagt. So kam denn eines Abends beim Thee ungefragt die Rede auf einen lieben Freund der Familie — den Herzog von Berry, — der am Tage vor Laura's Ankunft unerwartet und eilig nach Deutschlands abgereist sei.

Das innerste Mark des armen Mädchens erstarrte bei dieser Mittheilung. Sie hatte Mühe, sich aufrecht zu erhalten, um sich nicht zu verrathen. Was lag ihr auch näher, als der Gedanke, daß er um ihretwillen abgereist sei, um jede Annäherung zu vermeiden, wodurch eine, seinen Verhältnissen nach allerdings hoffnungslose Liebe genährt werden würde. Erst, als sie später die wahre heldenmüthige Veranlassung seiner Abreise vernahm, wurde ihr das Herz erleichtert, und sie ergab sich einer Resignation, die mit Ruhe und Fügung die Schickungen einer noch ungewissen Zukunft erwartet.

In diesem Zustande hofft man nicht und fürchtet man nicht; man vegetirt nur noch so im Leben, dem aller höhere Reiz des Daseins entschwunden ist. Dieser Zustand hindert nicht, an den kleinen Erlebnissen eines freundlichen Familienkreises Theil zu nehmen; aber es fehlt jene Empfänglichkeit für Leiden und Freuden, die doch im Grunde die Seele des menschlichen Daseins bildet.

Der Duc de Berry hatte durch einen Courier einen Brief von seinem Bruder erhalten, der damals bei der Condéschen Armee am Rhein stand und ein Regiment adeliger Emigranten commandirte. Dieser schrieb ihm: „Am 15. September greifen wir an," und mehre vom emigrirten Adel beschworen ihn, sich an die Spitze dieser Bewegung zu stellen. Der Herzog von Berry war keinen Augenblick unentschieden, was er zu thun habe. Wollte er erst die Erlaubniß des Königs von Neapel nachsuchen und erwarten, so kam er zu spät, um bei dem entscheidenden Schlage am Rhein mitzuwirken. Er erließ daher ein Entschuldigungsschreiben nach Neapel, und reis'te mit Courierpferden ab. Am funfzehnten kam er am Rhein bei der Armee an; am sechzehnten stand sie im Bivouac, um am folgenden Morgen anzugreifen.

Man weiß, wie unglücklich alle Versuche der Coalition gegen Napoleons wachsende Macht abliefen. Der Frieden von Lüneville machte den letzten Bestrebungen der Emigranten, ihr schönes Frankreich wieder zu erobern und den entsetzlichen Königsmord zu rächen, ein Ende, und getäuscht an allen Hoffnungen auf Restauration der Bourbons, kehrte der Herzog von Berry auf kurze Zeit nach Rom zurück.

Die erste Unannehmlichkeit, die ihn dort erwartete, war die, daß er auf drei an den Minister Acton nach

Neapel geschriebene Briefe keine Antwort vorfand, wogegen ihm ein Brief der Gräfin de la Tour meldete, daß der König sehr ungehalten darüber sei, daß er seinen Posten in Rom ohne Erlaubniß verlassen habe, und daß man die Doppelheirath mit dem spanischen Hofe für gewiß ansehe.

Der Prinz fühlte die Nothwendigkeit, sich nochmals wegen seiner Abreise von Rom zu rechtfertigen, und da auch die ihm und den Offizieren seines Hauses verwilligte Pension nicht gezahlt war, so mußten daraus die drückendsten Verlegenheiten für ihn entstehen. Sein Vater, der Graf von Artois, der seit 1796 von einer brittischen Pension in England lebte, war ein Verschwender, in dem Grade, daß ihm von den 24,000 Pfund Sterl., die er jährlich bezog, und die von seinen Gläubigern größtentheils in Beschlag genommen waren, nichts übrig blieb, um seine Söhne zu unterstützen. Diese aber hatten bereits ihre letzten Mittel und ihren Kredit erschöpft, um sie großmüthig zur Unterstützung der adeligen Emigranten bei der machtlosen Condéschen Armee zu verwenden. So nicht nur von Nahrungssorgen, sondern auch von Schulden bedrängt, blieb ihm nichts übrig, als mit einiger Selbstüberwindung den letzten Versuch zu machen, das Kabinet von Neapel auf mildere Gesinnungen für sich zu bringen, indem er an den Premierminister Acton schrieb.

Dieser Brief ist voll Würde und schöner Züge eines edlen Herzens.

„Ich schreibe an Sie, mein Herr," hieß es darin, „mit der Offenherzigkeit eines Bourbons, der zu dem Ministers eines bourbonschen Königs spricht, eines Königs, der nie aufgehört hat, großmüthige Zuneigung für den vom Schicksale so grausam gemißhandelten Zweig seiner Familie zu hegen."

„Mit großem Schmerz habe ich vernehmen müssen, wie der König sich mißfällig darüber geäußert hat, daß Rom von mir verlassen wurde, um mich der Condéschen Armee anzuschließen. Der treue Adel, mit dem ich acht Feldzüge gemacht, hat niemals einen Gewehrschuß abfeuern sehen, ohne daß ich an seiner Spitze gewesen sei. Als mein Bruder zu ihm stieß, meldete er mir: am 15. September greifen wir an. Erwartete ich die Befehle des Königs, so verlor ich Zeit; ich mußte sogleich abreisen .... Nie würde ich das neapolitanische Heer verlassen haben, hätte es vor dem Feinde gestanden...."

„Seitdem der Friede abgeschlossen ist, habe ich dreimal an Sie geschrieben, ohne die mindeste Antwort von Ihnen zu erhalten. Solche Ungewißheit ist sehr grausam. Warum theilen Sie mir nicht die Willensmeinung des Königs, im Betreff meiner, offen mit? Ich

würde mich so glücklich gefühlt haben, als man nur immer außerhalb seines Vaterlandes sein kann, wäre es mir vergönnt worden, mich mit der Familie von Neapel zu verbinden, und so gütige Verwandte zu den Meinigen zählen zu dürfen. Wird aber eine solche Verbindung von den Umständen verhindert? — Sollte meine Gegenwart unangenehm sein?" —

„Ist die mir bewilligte Pension vielleicht in einem Augenblicke lästig, wo die Finanzen des Königs so arg zerrüttet sind? Gleich dankbar lege ich Alles zu Füßen, nur die dringende Bitte füge ich hinzu, daß man fortfahren möge, jene fünf Tausend Ducati auszuzahlen, die der König in seiner großen Gnade den Offizieren meines Hauses bewilligt hat."

„Alle diese Edelleute haben ihr Vermögen im Stich gelassen, um mir zu folgen. Ich bitte folglich nichts weiter für mich, als das schon Verfallene. Die Freigebigkeit des Königs ist bis jetzt meine einzige Hülfsquelle gewesen; gewiß sind Ihnen aber die Verzögerungen bekannt, die ich erfahren mußte. Ich werde dadurch in die tiefste Verlegenheit gestürzt. Weil ich Nichts mehr mein eigen nennen kann, so würde ich es für eine Niederträchtigkeit ansehen, wollte ich Schulden machen."

Nachdem der Herzog von Berry diese unangenehme Geschäftsangelegenheit abgemacht hatte, fuhr er sogleich

zu der englischen Familie, wo, wie man ihm nach Wesel geschrieben hatte, Laura sich bereits eingewohnt befand.

Wie sein Herz pochte, als er den kleinen Salon in der reizend belegenen Villa, die Lord Argyle mit seiner Familie bewohnte, betrat!

Dort waren alle Mitglieder derselben beim Thee versammelt, der mit allen Comforts der englischen Sitte eingenommen wurde.

Der eigenthümliche stoische Gleichmuth des vornehmen brittischen Lebens trat seinen lebhaft angeregten Gefühlen auch hier störend entgegen. Der Freund des Hauses, der von einer langen Reise und aus Kriegsgefahren zurückkehrte, wurde nicht anders empfangen, als sei er erst gestern dagewesen. Von dem Bedienten angemeldet, begrüßte ihn der Herr des Hauses mit einem Handschlag, und stellte ihn seiner Familie vor mit den Worten, die eben so viel gemessene Freundlichkeit als nationales Selbstbewußtsein verriethen: „The Duc of Berry! — unser Freund!"

Einen eben so ruhigen Gruß, als liege keine Reise von hundert Meilen zwischen dem letzten und dem heutigen Besuch, empfing er auch von der Lady Argyle, die ihn mit einem: „wie geht es, Sir?" bewillkommte, und ihn zugleich durch einen Wink mit der Hand einlud

zum Niederlassen auf einen der elastisch gepolsterten Sessel, den der Bediente zum Theetisch herangerückt hatte. Die beiden Miß Jenny und Miß Marry erhoben sich und verneigten sich graziös, worauf sie ihre feine Batiststickerei wieder vornahmen, ohne ihn wieder anzublicken, was sie nach den Grundsätzen ihrer Erziehung nicht für wohlanständig gehalten haben würden.

Außer diesen Beiden war aber auch noch ein drittes junges Mädchen anwesend, das zwischen den schottischen jungen Schönen saß. Ihre großen feurigen Augen und der dunklere Teint, überhaupt das viel wärmere Kolorit und innere Leben der ganzen lieblichen Erscheinung verrieth augenblicklich die Italienerin von Geburt, und der Herzog von Berry hatte mit klopfendem Herzen die junge Marchesa di Toralba erkannt.

Er hätte ihr zu Füßen oder noch lieber in die Arme stürzen mögen, so schön und vollendet in den Formen fand er die reizend entfaltete Jungfrau jetzt nach so langer Trennung, und seitdem sich auch ihr ganzes Wesen durch Bildung und elegante Toilette und Tournüre so vortheilhaft verändert hatte. Die Rücksichten der Zurückhaltung, die er hier zu nehmen hatte, hätten ihm bald das Herz abgepreßt; allein als gewandter Weltmann, der besonders eine große Geschmeidigkeit besaß, sich überall in den herrschenden Ton zu fügen, konnte er es über sich gewinnen, eine äußere Ruhe bei

einer innern Gemüthsbewegung zu beobachten, die der armen Laura viel schwerer, ja unmöglich wurde; denn nachdem sie lange den furchtbarsten Kampf zwischen der innern Macht der Gefühle und der ihr aufgedrungenen Kälte des Benehmens gekämpft hatte, brach sie in Thränen aus und entfernte sich schnell durch eine Seitenthür, zu nicht geringem Befremden der beiden Miß, die nicht wußten, was ihrer jungen Freundin auf einmal zugestoßen sei, wobei sie einander fragend und verwundert ansahen.

Dem jungen Prinzen aber hätte das Herz springen mögen im Überwallen des Mitgefühls. Es war vielleicht die schwerste Prüfung seines conventionellen Lebens, daß er ihr nicht nacheilen durfte, vielmehr dem Lord Argyle seine Aufmerksamkeit schenken mußte, der ihn sogleich in ein politisches Gespräch verwickelt hatte.

So hatte das zarte Verhältniß der innigsten Herzensneigung zwischen beiden jungen Personen auf einmal alle die schöne Romantik abgestreift, unter welchem es entstanden war, und erst allmählig wohnten sie sich ein in die Formen des freundlichen geselligen Verkehrs ohne Wärme und ohne Leidenschaft, während der Herzog, als täglicher Besucher der englischen Familie, durch sein liebenswürdiges Wesen immer mehr die Rechte des gern gesehenen Hausfreundes gewann.

Eines Tages kam der Herzog nach der Villa heraus, als die englische Familie von einem Ausfluge nach den Cascaden von Tivoli noch nicht zurückgekehrt war. Laura hatte sich diesesmal wegen eines leichten Unwohlseins davon dispensiren lassen. Sie erwartete indeß den Freund ihrer Seele, doch ohne deshalb eine Verabredung getroffen zu haben. Sie saß unter der Veranda von Weinlaub vor dem Eingangsportale der Villa, die eine köstliche Aussicht über die Campagna di Roma darbot. Unter ihren Füßen aufgerollt lag das duftige Bild mit seinen wellenförmigen Höhen und Thälern, die mit Ruinen geschmückt, von der gelben Tiber durchschlängelt und vom kristallreinen Himmel überwölbt, in magischen Farbentönen einer abendlichen Beleuchtung spielte.

Der Prinz kam, und nach der ersten herzlichen Begrüßung setzte er sich an ihre Seite.

Lange saßen Beide schweigend Hand in Hand, und freundlich sinnend hing sein Auge auf ihren feinen anmuthigen Zügen. Von Zeit zu Zeit schlug sie die langen seidenen Wimpern ihrer schwarzen glänzenden Augen auf und strahlte ihn an mit einem unbewußten Liebesblick, der durch Mark und Seele drang.

Ferdinand — wie wir den Herzog von Berry bei einem seiner Taufnamen lieber nennen wollen, wo er nicht als französischer Prinz, sondern als warmfühlender Mensch sich zeigt — hatte offenbar etwas schwer auf

dem Herzen, wozu es ihm unmöglich war, den Eingang zu finden. Alle Gewandtheit des Weltmanns hilft nichts, wenn das Gefühl zu mächtig woget in der Brust, um das rechte Wort für den Ausdruck desselben finden zu können. Ferdinand seufzte einigemal, drückte ihr die Hand und blickte sie zärtlich, doch sehr unglücklich an. Laura fühlte sich dadurch so wohl und weh bewegt, so angeregt und geängstigt zugleich, so durchdrungen von dem Bewußtsein seiner Liebe und gepeinigt von der sichtbaren Unruhe seines ganzen Wesens, daß sie endlich das Schweigen brach und ihn in den weichsten Tönen der Liebe fragte, was ihm fehle.

„O, Gott!" rief er aus, „ich bin sehr glücklich und sehr unglücklich zugleich! Meine Hand ist wieder frei; das mir aufgedrungene Projekt meiner Vermählung mit der Prinzessin Therese von Neapel hat sich zerschlagen. Heute erhielt ich auf diplomatischem Wege die Anzeige von der nahe bevorstehenden Doppelvermählung der Prinzessin Therese mit Don Fernando, dem Prinzen von Asturien, und des kaum verwittweten Kronprinzen von Neapel mit der Schwester des Erstern, einer Infantin von Spanien...."

„Und darüber sind Sie so betrübt?" fragte Laura, mit dem Ausdruck einer Eifersucht, die selbst, nachdem der Gegenstand derselben beseitigt ist, sich des mißmüthigen

Gedankens nicht entschlagen kann, daß er sie doch vielleicht geliebt habe.

„Betrübt?“ rief er erheitert, „nein, im Gegentheil; ich betrachte diese Auflösung als den einzigen Glücksfall, der mir seit der Verbannung meiner Familie aus unserm schönen Frankreich begegnet ist; nein,“ unterbrach er sich, und zog schmeichelnd ihre Hand an seine Lippen, „als den zweiten Glücksfall, ohne den der Erstere nur ein Unglück mehr für mich geworden wäre; und wer weiß....“

„Der erste Glücksfall? und welcher?“ fragte Laura gespannt.

„Der erste,“ erklärte er mit dem Blick und Ausdruck der zärtlichsten Liebe, „war das Glück, Sie kennen gelernt zu haben, geliebte Freundin; oder soll es das schwerste Unglück meines Lebens werden, das mich nie Ruhe finden lassen würde?“

Fragend, aber mit schwimmenden Augen und klopfendem Herzen, blickte sie ihn an; denn sie ahnete schon, was er sagen wollte; aber sie hatte nicht den Muth, es zu hoffen, kaum es zu denken.

„Es wird nur auf Sie ankommen, liebe Laura,“ fuhr er fort, „ob ich als der glücklichste oder unglücklichste Mensch auf Erden nach England abreisen soll?“

„Abreisen?“ fragte sie erbleichend; den Gedanken an solche Trennung von dem ihr so werthen Freunde

hatte sie noch nicht gehegt. Er war ihr so neu und so schrecklich, daß sie ganz die schöne Deutung vergaß, die so offen in dieser Frage lag.

„Hören Sie mich an, Laura," nahm er das Wort, „ich werde mir Mühe geben, ruhig zu bleiben. Es naht der wichtigste Moment meines Lebens, vielleicht auch des Ihrigen, der mehr mit dem Verstande als mit dem Herzen entschieden werden muß. Nein, ich will Sie nicht überraschen, nicht bestürmen; aber es handelt sich hier um eine Frage, von deren Entscheidung das ganze Lebensglück zweier gewiß guter Menschen abhängt. Ich befinde mich in einer Situation, die vielleicht einzig in der Welt genannt werden darf. Als Mitglied einer Familie, die durch das Ungeheuer der Revolution von dem Throne ihrer Väter vertrieben ist, kann ich sagen, wie einst unser großer Vorfahr, Franz I., nach der Schlacht von Pavia: wir haben Alles verloren, nur die Ehre nicht. Aber die Ehre, die ich dabei vor Augen habe, ist eine andere, als die Ehre, welche die andern Bourbons darin suchen, sich mit glücklicheren regierenden Häusern zu verbinden. Ich habe einmal mich dazu brauchen lassen, als Bettler um die Hand einer Königstochter zu werben; aber es wird nie wieder geschehen. Die Wunde, die man meinem Selbstgefühl schlug, indem man mich fühlen ließ, daß das Unglück der französischen Bourbons ihr Verbrechen sei, wird mich

warnen, jemals wieder mich herzugeben zu dem Versuch, mich einer glücklichern Königsfamilie aufzudrängen. Wer weiß, ob nicht diesen stolzen Bourbons von Neapel und Spanien dasselbe Schicksal aufbewahrt ist, das die französischen Bourbons betroffen hat? — ich will es ihnen nicht wünschen; aber die Strafgerichte Gottes werden es nicht ungeahnet lassen an den Hochmüthigen, die unglückliche Verwandte verachten."

Nach diesem Ausbruch seines Unwillens schwieg er einige Augenblicke, indem er zu Boden blickte und mit dem Rohrstöckchen, das er in der Hand hielt, gedankenlos den Buchstaben L. in den Sand zeichnete.

Dann fuhr er fort:

„Was mich betrifft, so bin ich zu fest überzeugt, daß die tausendjährige Ordnung der Welt im Begriff ist, sich umzukehren, um noch die geringste Hoffnung auf die Möglichkeit einer Restauration der Bourbons auf den Thron von Frankreich hegen zu können. Ich halte mich daher auch für entbunden von der Pflicht, die ich sonst gegen Frankreich gehabt hätte, mein in allen Zweigen so sichtbar hinwelkendes Königshaus, als der einzige noch kräftige Sprößling desselben, durch eine standesmäßige Vermählung fortzupflanzen. Mögen die Capets erlöschen, es ist ein tragisches Geschick; aber an der Fortdauer von Unglücklichen ist der Welt nichts gelegen."

Eine große Thräne, die Laura's Augen ebenfalls mit Zähren füllte, perlte in seinem Auge, als er diesen Gedanken verfolgte; doch nach einer Pause fuhr er fort:

„Ich wollte damit sagen, daß der Mensch auch Pflichten gegen sich selbst zu erfüllen hat, und der Unglückliche, wenn er nicht durch Nachhängen seines Kummers ein langsamer Selbstmörder werden will, hat diese Pflicht doppelt, sich durch irgend etwas, das sein Herz erfrischt und belebt, wieder aufzurichten. Daher bin ich, unter jetzigen Umständen, fest entschlossen, bei der Wahl einer Gattin trotz aller Hindernisse nur der Stimme meines eigenen Herzens Gehör zu geben. Doch, ehe ich die letzte entscheidende Frage wage, muß ich es aussprechen, daß ich nicht unabhängig bin. In den Familien der Könige ist die Macht des Oberhaupts derselben viel bedeutender, als in den Familien der Privatpersonen. Je höher der Rang, desto geringer die persönliche Freiheit der Familienglieder. Und wenn auch mein Oheim, König Ludwig XVIII., der als Graf von Provence bis jetzt in Mitau lebte, unter dem Schutz und von der Gastfreiheit des Kaisers Paul von Rußland, die Herrschaft über Land und Leute verloren hat, und jetzt seit dem Frieden sogar genöthigt ist, dieses Asyl zu verlassen und nach Warschau zu gehen, so ist er doch auch mächtig und unbeschränkter Herr in allen Familienangelegenheiten unsers Hauses. Dieser König aber würde nie darin

willigen, daß ich mich, als Privatmann lebend, mit der Tochter eines Edelmannes vermählte; deshalb wäre es die erste Bedingung einer Vermählung nach den Bedürfnissen meines Herzens, daß sie geheim bliebe. Glauben Sie, Laura, daß sich ein weibliches Wesen finden würde, das mir aus Liebe das Opfer bringen könnte, meine Gattin zu werden, ohne vor der Welt meinen Namen zu tragen?"

Sein Blick und ein Druck der Hand redete dabei deutlicher als Worte, die er so vorsichtig wählte, weil er nichts der Überraschung des Gefühls verdanken wollte.

„Ich wüßte Eine," sprach sie leise vor sich niederblickend, und zupfte an dem Bande einer Schleife, „für die es kein Opfer wäre, sondern eine Glückseligkeit."

„Und will diese Eine, diese Einzige, die ich liebe," rief er mit durchbrechender Wärme der Leidenschaft, „um diesen Preis die Meinige werden?"

Laura antwortete nur mit einem langen Blick voll Glückseligkeit und Thränen, indem sie an seine Brust und in seine Arme sank. Lange nachher, nachdem der erste Kuß der Weihe diesen schönen Bund der Herzen besiegelt hatte, gab sie die mündliche Antwort auf jene Frage: „Um jeden Preis, Idolo mio, und sollte ich Deine Sklavin werden müssen, will ich die Deinige sein."

Nach den ersten Ergüssen der Zärtlichkeit sagte ihr Ferdinand, daß er auf Befehl seines Vaters, des Grafen Artois, nach England, wo dieser sich aufhalte, abreisen müsse. Er hoffe aber, die Trennung werde von kurzer Dauer sein; denn unmöglich kann die britische Familie des Lord Argyle bei der täglich mehr um sich greifenden Macht der Franzosen noch lange auf dem Continente verweilen wollen; dann hoffe er, sie in England wieder zu sehen, um dort das Band ihrer Liebe durch Priesterweihe heiligen lassen zu können. „Und diese Verbindung," rief er, indem er sie feurig umarmte, „würde mich zum einzigen Glücklichen in der unglücklichsten Königsfamilie auf Erden machen. — Bis dahin," fuhr er später fort, „werden auch hoffentlich meine finanziellen Verhältnisse sich geordnet haben, so daß wir unbemerkt ein glückseliges Privatleben werden führen können."

So hatten sich die Wünsche und Hoffnungen dieses liebenden Paares geordnet. Es war ein schöner Abend, den beide im Vollgenuß ihrer Liebe und in der Besprechung der schönen Pläne für die Zukunft verlebten. Sie waren übereingekommen, die befreundete Familie von ihrer Verlobung in Kenntniß zu setzen, und als spät Abends, wie der Mond schon lange aufgegangen war über die duftige und schimmernde Landschaft, Lord Argyle und seine Angehörigen zurückgekehrt

waren, stellte ihnen Ferdinand Laura als seine Verlobte vor.

Trotz aller Förmlichkeit der Beglückwünschung verriethen doch alle Mitglieder der befreundeten Familie die wärmste und aufrichtigste Theilnahme. Gern gingen sie in die romantische Idee des Prinzen ein, diese Verbindung geheim zu halten, und der Lord erklärte sich sogar bereit, binnen wenigen Tagen mit den Seinigen nach England zurückzukehren, und wie sich von selbst verstehe, Laura, die sie alle wie ein theures Mitglied ihrer Familie betrachteten, mitzunehmen. „Es würde uns noch zur besondern Ehre und zum großen Vergnügen gereichen," fuhr er, gegen den Herzog gewendet, fort, „wenn Ew. Hoheit die Gnade haben wollte, einen Platz in dem Wagen anzunehmen, in welchem die junge Marquise von Toralba mit einer meiner Töchter oder mit meiner Gemahlin fahren wird, und in England rechne ich darauf, daß Sie, mein Prinz, meinem Hause die Ehre gönnen werden, in einem meiner Schlösser nach Ihrer Wahl Ihre Residenz zu nehmen."

„Die geheime kirchliche Einsegnung würde hier vielleicht mit einigen Hindernissen verbunden sein, in Irland aber durch einen katholischen Geistlichen unter meiner Vermittelung ohne Schwierigkeit geschehen können. Es versteht sich übrigens von selbst," fuhr er fort, indem er den Herzog in eine entfernte Fenstervertiefung

führte, daß ich bis zu völliger Regulirung Ihrer Angelegenheiten das Amt Ihres Finanzministers übernehme. Vorläufig bitte ich, mich so glücklich zu machen, diese Brieftasche von mir anzunehmen und zu glauben, daß Sie mir dadurch einen größern Dienst erweisen werden, als ich Ihnen."

Die Brieftasche war voll Banknoten, und dem Prinzen mit einer Zartheit aufgedrungen, die es ihm unmöglich machte, „diese Heimzahlung einer alten Schuld an Frankreich," wie sich der Lord darüber weiter ausdrückte, abzulehnen.

Die Dankbarkeit der jungen Liebenden war grenzenlos, und die Abreise derselben nach Großbritannien, mitten durch Deutschland, erfolgte schon nach wenigen Tagen.

Sechste Abtheilung.

Napoleons Glück und Größe. — Forderungen an Neapel. — Ermordung des Herzogs von Enghien. — Weltbewegungen. — Napoleon decretirt: der König von Neapel hat aufgehört zu regieren. — Zweite Flucht der königlichen Familie von Neapel nach Sicilien. — Scenen in Palermo. — Ankunft der königlichen Familie daselbst. — Erziehung und Bildung der Prinzessin Marie Karoline. — Anmeldung des Herzogs von Orleans. — Eindruck der Geschichte seines Vaters auf Marie Karoline. — Etikette am Hofe der Königin Antoinette von Frankreich. — Annahme des Besuches. — Ankunft und Werbung des Herzogs von Orleans. — Dessen Reise nach Spanien mit dem Prinzen Leopold. — Sie dürfen nicht landen. — Der Herzog von Orleans geht nach England. — Rückkehr nach Sicilien. — Vermählung mit der Prinzessin Amalie. — Zweite Reise des Herzogs von Orleans nach Spanien. — Vereitelte Pläne. — Geburt eines Sohnes des Herzogs von Orleans. — Intrigue des Lord Bentink. — Die Königin Karoline muß Sicilien verlassen. — Weltereignisse von 1812 — 1814. — Der Wiener Congreß. — Tod der Königin Karoline. — Erste Restitution der Bourbons. — Marie Karoline als Jungfrau.

Jahre vergingen unter den mächtigen Bewegungen der Zeit, und die Nemesis rückte mit langsamen, aber unaufhaltsamen Schritten heran gegen das Regentenhaus von Neapel.

Es hatten sich die großartigsten Begebenheiten ereignet, die je die Weltgeschichte erlebt hat.

Der korsische Edelmann, dieser kleine Lieutenant der Artillerie, hatte mit den ersten Kanonenschüssen vor Toulon eine Welt voll Vorurtheile und tausendjährige Reiche zertrümmert.

Als glücklicher Eroberer hatte er die Revolution bezwungen, um für sich selbst eine größere zu begründen. Er hatte die Republik umgestürzt, sich zum ersten und dann lebenslänglichen ersten Consul Frankreichs emporgeschwungen; er war von der Würde einer Magistratsperson zu der Macht eines Diktators emporgestiegen; er hatte diese Würde in seiner Familie erblich gemacht, von da bis zum Kaiserthron war es nur ein Schritt, und dieser Schritt gelang. Bald schrieb er Europa Gesetze vor, und besetzte die Throne vertriebener Regentenfamilien mit seinen Nepoten.

Es konnte nicht ausbleiben, daß ein solches Phänomen am politischen Horizont seine Rückwirkung auch auf Neapel äußern mußte.

Während der sechs ersten Jahre des neunzehnten Jahrhunderts brachte jeder Tag neue Schrecken und Verluste über die neapolitanische Königsfamilie.

Die Doppelheirath mit den spanischen Bourbons war geschlossen und der Friede mit Napoleon hergestellt; aber die Ansprüche und Forderungen dieses nimmersatten Eroberers an den König von Neapel steigerten sich, mitten im Frieden, mit der Nachgiebigkeit und

Schwäche Ferdinands, der keine Macht mehr hatte, zu widerstreben. So mußte er die schönsten Provinzen und Zubehörungen seines Reiches an Frankreich abtreten, so unter andern seinen Ansprüchen und Rechten auf die Insel Elba, dann den Fürstenthümern Piombino, Benevent und Ponto Corvo u. m. A. entsagen.

Endlich verlangte Napoleon noch, die Seeplätze Neapels zu besetzen, unter dem Vorwande, den Engländern den Schleichhandel zu wehren; zunächst forderte er die Festung Gaeta; das war aber mehr als zu viel, um den König Ferdinand und die Königin auf's Äußerste zu treiben. Entschlossen verweigerten sie, diesem Anspruch zu genügen. Ja, noch mehr: bereit, gegen Östreich und Rußland im Jahre 1805 den Krieg zu beginnen, erzwang Napoleons Übermacht vom Kabinet zu Neapel einen Vertrag, wonach die Regierung sich verpflichten mußte, nur französischen Truppen das Land zu öffnen. Gewalt war es, die forderte, und Schwäche mußte gewähren.

Noch schmerzlicher aber fühlte sich die königliche Familie von Neapel verletzt durch die entsetzliche Ermordung des Herzogs von Enghien, der mit Verachtung des Völkerrechtes, durch französische Truppen mitten im Frieden aus dem befreundeten Großherzogthum Baden geholt, vor ein Kriegsgericht gestellt, in den Festungsgräben von Vincennes erschossen wurde. Der Herzog

von Enghien aber war ein Bourbon Condé. Vor Napoleons Eisenfaust war das Blut in den Adern von Keinem dieses Stammes mehr sicher. Und als nun der Tag von Austerlitz heranrückte, und die Verbündeten in seinen Staaten ein Korps von 12,000 Mann landen ließen, wagte es König Ferdinand, sich ihnen anzuschließen.

Das eben hatte Napoleon gewünscht und nicht ohne Absicht herbeigeführt. Junge Dynastien lieben nicht die Nachbarschaft der ältern, die, wenn sie auch noch so schwach sind, ihnen gefährlich werden können durch das moralische Gewicht ihrer Existenz.

Der Sieg bei Austerlitz hatte Napoleon zum Herrn von Europa gemacht. Er bedurfte eines Königreiches, um seinen Bruder Joseph zu dotiren, und am 27. Dezember 1805 decretirte er in dem kaiserlich-östreichischen Residenzschloß Schönbrunn: „Der König von Neapel hat aufgehört zu regieren!"

Das waren wenige Worte, die aber schwer wogen im Geschick dieser unglücklichen Königsfamilie.

Am 15. Januar 1806 verließen Russen und Engländer Neapel, und am 25. desselben Monats schiffte sich König Ferdinand mit seiner ganzen Familie zum zweiten Male nach Sicilien ein; diesmal mit geringer Hoffnung, jemals wieder in sein schönes Neapel zurückkehren zu dürfen.

So hatten die Bourbons von Neapel den herrlichsten Theil ihrer Staaten verloren, ohne nur den geringsten Widerstand in offener Feldschlacht zu versuchen. Und wenn auch der Prinz von Hessen-Philippsthal, als General in Diensten des Königs, sich berühmt machte durch die glänzende Vertheidigung von Gaeta, und darauf, indem er den Aufstand in Calabrien gegen die Franzosen organisirte, so konnte doch dadurch Neapel für das königliche Haus nicht gerettet werden.

Zum dritten Male in ihrem jungen Leben durchschiffte Marie Karoline, jetzt ein reizendes Kind von sieben Jahren, das Tyrrhenische Meer. Zum zweiten Male verließ sie als Flüchtling das Land ihrer Geburt.

Man weiß, daß Palermo, die Haupt- und Residenzstadt von Sicilien, ein regelmäßiges Viereck bildet, das durch zwei einander im rechten Winkel durchschneidende Straßen in vier ziemlich gleiche Quartiere getheilt ist. Jene Straßen heißen der Casserano (auch Toledo genannt) und die Macqueda. Die erstere besonders ist der Mittelpunkt des ganzen geräuschvollen Lebens von Palermo; dort aber herrschte jetzt eine ungewöhnliche freudige Aufregung. Alles strömte dem Meere zu.

„Der König wird kommen!“ hieß es, „wir werden einen König haben! Das schöne Sicilien wird nicht

mehr ein Stiefkind vom stolzen, unbeständigen Neapel sein! — o glückliche Insel, glückliches Volk!"

Es war vier Uhr Nachmittags vorüber. Die tiefste Ruhe der Stunden der Siesta war dem regsten Volksleben gewichen. Alle die zahllosen Kaufläden öffneten sich wieder, und die vielen Handwerke, die bei uns in der dumpfen Stubenluft betrieben werden, sah man dort auf allen Straßen, vor allen Häusern, oder in offenen Buden oder Hallen ihre ameisenartige Thätigkeit auf's Neue beginnen.

Bald war der Cafferano mit allen den originellen Straßenfiguren und dem betäubenden Geschrei der die Waaren aller Welttheile ausrufenden Verkäufer belebt; Bänkelsänger und Taschenspieler, Hunde- und Affentanzmeister, sowie Polichinellos und Marionetten — oft wahre Virtuosen in ihren Künsten — belustigten gegen einige Grani die auf und nieder wogende Menge. Aber heute wurde ihnen weniger Aufmerksamkeit zu Theil, als sonst; das Volk drängte sich nach dem Strande zu, von wo aus man auf der Höhe des Meeres schon einige weiße Segel heraufstauchen sah, deren Zahl sich von Minute zu Minute noch zu vermehren schien.

Der prächtigste azurblaue Himmel wölbte sich über die südlich üppige Vegetation der schönen, wilden, unwegsamen Insel, mit ihren malerischen Gebirgen und dem mächtig grau sich erhebenden Ätna, dem Feuerberge,

der höher als der Vesuv, diesem auch an steiler Wildheit und ergreifender Größe der Erscheinung überragt.

Aber das lebenslustige Volk von Palermo läßt sich nicht so leicht stören in gewohnter Lebensordnung.

Die Sonne fing an zu sinken; die Segel auf der Höhe des Meeres tauchten größer und zahlreicher herauf. Eine lange Reihe offener Kaleschen, mit schön geputzten Damen besetzt, bewegte sich langsam durch die dichten Volksgruppen nach dem Seethore hin. Dieses aber führt auf die sogenannte Passegiata, jene herrliche Promenade, die sich längs dem Meere hinzieht, und die des Abends der Sammelplatz der eleganten Welt von Neapel ist. Jetzt aber war sie so gedrängt voll Menschen, daß, wie man sagt, kein Apfel zur Erde fallen konnte, und Aller Blicke waren mit gespannter Neugier nach dem prächtigen Schauspiel hin gerichtet, das auf dem Meere sich entfaltete.

Einen Goldgrund mit Purpurstreifen wob die untergehende Sonne über Himmel und Meer, und auf diesem prachtvollen Hintergrunde schwebte still, wie weiße Schwäne, die Königsflotte heran.

Die Pasticiotti — sicilianische Stutzer — umschwärmten indeß, zu Fuß oder zu Pferde, die mit den Schönheiten von Palermo besetzten Wagen, indem sie auf jede Weise sich bemerklich zu machen suchten. Das geschah vorzüglich in der Gegend des Pavillons, wo die

sämmtlichen Wagen zu halten pflegen, während das Hautboistenchor eines sicilianischen Regiments musicirt. Dieser Augenblick ist im vornehmen Leben von Palermo der günstigste, um Liebesverhältnisse anzuspinnen und Verabredungen aller Art zu treffen, und heute mehr wie jemals, da die allgemeine Aufmerksamkeit auf das Meer und auf die in majestätischer Ruhe nahende Flotte gerichtet war.

Doch plötzlich ertönte von funfzig Thürmen der schönen Stadt das feierliche Abendgeläut. Im Augenblick schwieg die Musik. Die Damen erhoben sich von ihren Sitzen im Wagen, die Herren nahmen die Hüte ab. Alles erscheint ernst und andächtig, Alles ist bewegungslos. So vergehen einige Minuten, während Jeder im Stillen seine drei Ave Maria hersagt. Doch mit dem letzten Amen verwandelt sich das Gemurmel in ein rauschendes Freudengeschrei. Alle die vielen Tausende begrüßten den am Himmel erschienenen Abendstern, und wünschten einander lebhaft durcheinander redend die „buona notte!“ *)

In diesem Augenblicke ertönten Kanonenschüsse von allen Kastellen des Hafens, und harmonisches Glockengeläut, statt des frühern Gebimmels der kleinen Vesperglocken, hallte von den Thürmen hinaus über

*) Gute Nacht.

die blaue Fluth, und mit lauten Evivas begrüßte Palermo die einlaufende Königsflotte.

Anfangs war Alles gut gegangen in Palermo. Das Füllhorn von Glück und Wohlstand schien mit der eingewanderten Königsfamilie über Sicilien ausgegossen zu sein, und diese tröstete sich im neuen Paradiese dieser schönen Insel über das verlorene Paradies von Neapel.

Die Königin Karoline, da es jetzt keine politische Intriguen für ihren lebendigen Geist mehr zu spielen gab, beschäftigte sich gern und viel mit ihrer liebenswürdigen kleinen Enkelin, deren Erziehung sie selbst zu leiten übernahm. So erhielt Marie Karoline in der That eine treffliche Erziehung. In dem Lande der Künste erzogen, lernte sie diese schon von ihrer Kindheit an lieben. Auch die erhabene Schönheit der Natur konnte früh schon nicht verfehlen, die tiefsten Eindrücke auf ihre junge Seele zu machen. Diese glühenden Farbentinten der Luftperspektive, diese majestätischen Gebirge und tief eingeschnittenen Thäler Siciliens, die ewig grünen Gestade, die einem Teppich gleichen, auf welchem Blumen und Fruchtkörbe prangen; diese krystallreine Tiefe des Meeres, wo der Schiffende unter seinen Füßen den Tunfisch und Schwertfisch spielen sieht, und unter einem Himmelsdom, dessen rein-blauer Glanz das Auge kaum zu ertragen vermag — auf welches unverdorbene

Jugendgemüth hätten solche magische Naturscenen nicht einen, das ganze Leben durchdauernden Eindruck gemacht?

Doch auch an tiefen Erschütterungen sollte es, wie wir gesehen haben, dem Jugendleben dieses interessanten Kindes nicht fehlen, das mit früh sich entwickelnder Klugheit das geringste wie das bedeutendste beobachtete, was in ihren Umgebungen vorging. Die Schrecken, die die Wiege des noch bewußtlosen Kindes umgeben hatten, wurden ihr in spätern Jahren durch Erzählungen der Ereignisse von Neapel gleichsam reproducirt. So wurde gleichsam ihr Ohr frühzeitig schon gewöhnt an Kriegslärm, wie an das Wimmern der Sturmglocken, an Kanonendonner, wie an das wüthende Volksgeschrei und an das Geheul sturmbewegter Wogen des Meeres. So erfüllte sich ihre Seele früh schon mit jener Poesie der Romantik, die im Abenteuerlichsten Genuß findet, mit jener Geistesgegenwart, Entschlossenheit und Ausdauer, die vor keiner Gefahr zurückbebt.

Das Kind ist der Keim des Menschen, dessen Neigungen und Charakterzüge es schon in den leisesten Anfängen enthält.

Das höchste Verdienst aber um die Ausbildung ihres Geistes hatte die treffliche Gräfin de la Tour d'Envoivre, die, selbst sehr geistreich und hochgebildet, es sich angelegen sein ließ, die junge Prinzessin mit ausgezeichneten Kenntnissen zu bereichern. So, von einer

Französin erzogen und gebildet, lernte Marie Karoline bald die Sprache Frankreichs — als die Muttersprache der Bourbons — reden, und das schöne Frankreich als das eigentliche Stammhaus ihrer Familie lieben.

Wir werden später sehen, wie die erzählten Jugendeindrücke das Gepräge ihres ganzen übrigen Lebens gebildet hatten.

Noch zwei Ereignisse, die in die Zeit ihrer Kindheit fielen, machten Eindruck auf ihre Seele. Das erste war das Erscheinen eines Mitgliedes der Familie Orleans am Hofe von Palermo.

Es war etwa in der Mitte des Jahres 1808, als eines Tages König Ferdinand in das Kabinet der Königin trat, indem er einen offenen Brief in der Hand hielt.

Die Prinzessin Marie Karoline, damals im zehnten Jahre, saß unbeachtet bei ihrer Großmutter auf einer gestickten Fußbank in der Fenstervertiefung, von den carmoisinrothen Sammtvorhängen halb verdeckt, mit dem Winden eines Blumenkranzes beschäftigt, um nach Art eines orientalischen Selams, wovon ihr ihre Gouvernante, die Gräfin de la Tour, erzählt hatte, für diese einen sinnreichen Glückwunsch zu ihrem Geburtstage auszudrücken.

Sobald der König eintrat, ließ die kleine Prinzessin ihre Hände mit den Blumen in den Schooß sinken, und beobachtete mit kindischer Neugier den König, der die Königin mit allen Spuren einer unangenehmen Verlegenheit anredete.

„Denken Sie sich, meine theuere Lehrmeisterin, welche Verlegenheit! Ein Emigrirter von hohem Hause, vom Unglück verfolgt, und jetzt der letzte seines Geschlechts, nachdem er vor kurzem den letzten seiner Brüder auf Malta verloren hat,*) ist in Messina gelandet. Würde es Ihnen unangenehm sein, wenn ich ihm Zutritt an meinem Hofe gestattete?"

„Wer ist es?" fragte die Königin in nicht geringer Spannung, doch mit dem Tone der Gleichgültigkeit, womit sie sich bei den wichtigsten Ereignissen des Lebens das Äußere einer stoischen Ruhe zu geben wußte.

„Beim heiligen Januarius," antwortete der König zögernd, „es ist ein Name, der keinen guten Klang hat in dem Ohr eines Bourbons: der Herzog von Orleans."

„Von Orleans!" rief die Königin, ihrer Bewegung nicht mehr mächtig. „Dieser Orleans wagt es .... der

*) Von den beiden Brüdern des Herzogs von Orleans war der eine, Herzog von Montpensier, in London, und der andere, Herzog von Beaujolais, in den ersten Tagen des Julius 1808, auf Malta verstorben (beide an der Lungenschwindsucht).

Sohn jenes Egalité, der an der Spitze der Jakobiner für den Königsmord stimmte; dieser ausschweifende...."

„Schweigen Sie, Liebe," unterbrach sie der König, dessen natürlicher Verstand und Herzensgüte ihn human in jedem Urtheile machte; „der Vater ist der Verurtheilung der Geschichte verfallen, und hat sein Leben auf der Guillotine beendigt; desto mehr Ehre bringt es diesem jungen Prinzen, wenn er, als der Sohn eines so entsetzlichen Vaters, ein Muster von Tugend und Redlichkeit geworden ist. Wenn Sie sonst nichts dagegen haben, werde ich ihm schreiben, daß er komme."

Die Königin Karoline gab schweigend ihre Zustimmung; aber sie konnte ihren Groll nicht überwinden. Kaum war der König hinausgegangen, so erzählte sie der fragend aufblickenden Kleinen von diesem entsetzlichen Orleans Egalité so viel Böses, oder eigentlich fast noch mehr, als eine unschuldige Kinderseele nur ertragen kann.

„Und diesen Sohn des Mörders meiner Schwester und ihres Gemahls," rief sie zuletzt, „soll ich an meinem Hofe und an meiner Tafel aufnehmen? Es ist hart," fügte sie leiser, wie im Selbstgespräch, hinzu, „aber ich muß mich in den kleinen häuslichen Dingen dem Eigensinn des Königs, meines Gemahls, fügen, um ihn," murmelte sie noch leiser, mit starr vor sich

hin blickenden Augen, „in wichtigen Dingen beherrschen zu können."

Der kleinen Marie Karoline war keins ihrer Worte entgangen. Sie hatten den tiefsten Eindruck auf dieses Kind gemacht. Und nichts vermochte, die dadurch in ihrer jungen Seele gegen den Herzog von Orleans erweckte Abneigung wieder auszulöschen. Die Königin fühlte bald, daß sie in der Aufwallung ihres Grolls zu weit gegangen war in ihren Mittheilungen gegen das kluge Kind, und suchte es auf andere Gedanken zu bringen, indem sie von seiner edeln und unglücklichen Großtante, Marie Antoinette, Ludwigs XVI. Gemahlin, erzählte.

Es ist zwar eine Episode, wenn wir ihre Erzählung hier mittheilen; aber es bleibt doch immer ein hübsches Genrebild aus alter Zeit, welches das damalige Hofleben charakterisirt.

Man höre, wie die unglückliche Königin gewohnt war, zu leben.

„Am alt-französischen Hofe," begann die Großmutter der kleinen Prinzessin, während das aufhorchende Kind zu ihren Füßen niederkauerte, „herrschte noch die strengste Etikette. Meine Schwester, die Königin Antoinette, wurde gewöhnlich um acht Uhr geweckt. Alsdann trat ihre erste Kammerdame ins Zimmer, und

innerhalb des Geländers, das das Bett der Königin umgab. In der einen Hand hatte sie ein Nadelkissen, in der andern das Buch, welches die Muster von allen Kleidern der Königin enthielt. Davon besaß ihre Garderobe in der Regel sechs und sechzig in jeder Saison. Nun bezeichnete meine Schwester Antoinette mit Nadeln in dem ihr dargereichten Musterbuche drei Kleider, welche sie im Laufe des Tages anziehen wollte, und zwar: eins für die Morgentoilette, eins für die Mittagstafel, und eins für den Abend beim Kartenspiel, Ball oder Thee. Das Buch wurde alsdann einem Lakai übergeben, der es der Aufseherin der Garderobe überbrachte, und diese nahm nun die bezeichneten Kleider mit ihren Spitzenbesätzen aus den Schränken und Schubladen, während die Weißzeugfrau einen Korb mit Leinenzeug füllte, das die Königin für diesen Tag brauchte. Über diese Gegenstände wurden dann große Decken von grüner Seide geworfen, und Bediente brachten sie in's Ankleidezimmer. Bisweilen nahm die Königin ihr Frühstück im Bette ein, zu anderer Zeit während des Bades. Ihr Leinenzeug war mit den reichsten Spitzen garnirt; das Nachtkleid von weißer Seide, und die Pantoffeln, wenn sie ins Bad ging, vom weichsten Barchent, waren ebenfalls mit Spitzen besetzt."

„Drei Damen lag allein das Geschäft ob, ihr beim Bade aufzuwarten; die Wanne ward dann gewöhnlich

auf Rollen in's Zimmer geschoben. Das Frühstück, bestehend in Kaffee und Chokolade, ward auf einem silbernen Präsentirteller servirt, der ihr auf die Decke der Badewanne vorgeschoben wurde. Der Badeanzug bestand aus dem weichsten Flanell mit feinem Leinen gefüttert. Während des Badens hatten die Damen das Geschäft, das Bett der Königin mit silbernen Wärmflaschen zu erwärmen. Nach dem Bade kehrte die Königin in dasselbe zurück, wo sie sich denn in ihrem weißen Seidenkleide aufrecht hinsetzte und las, oder, wenn etwa Jemand wünschte, ihr in dieser Stunde seine Aufwartung zu machen, ihr Strickzeug zur Hand nahm. Diese Aufwartungen beim Lever sind so lange am französischen Hofe Sitte gewesen, daß gewisse Personen das Recht und die Verpflichtung zu haben glaubten, sich dabei einzufinden, als: die Leibärzte und Wundärzte bei Hofe, die vom Könige etwa gesendeten Boten, um sich nach dem Befinden seiner Gemahlin erkundigen zu lassen, der Sekretair der Königin und Andere, so daß nicht selten zehn bis zwölf Personen, außer den Hofdamen vom Dienst, das Bett der Königin umgaben."

„Große Cour wurde jedoch nur Nachmittags angenommen, wenn die Königin in ein anderes Zimmer ging, um sich frisiren zu lassen. Das Haar wurde damals über Drathgestelle und mit Hülfe einer gesteppten Haube und seidener Kissen so hoch aufgethürmt, daß es

räthselhaft erscheint, wie der Kopf eines Menschen stark genug war, ein solches Gerüst tragen zu können. Bei dieser Gelegenheit saß die Königin, während sie frisirt wurde, vor einer prachtvollen Toilette von Silber in der Mitte des Zimmers. Die Hofdamen, welche vier und zwanzig Stunden im Dienst gewesen waren, machten dann anderen Platz, die im vollen Hofkostüm waren, in rosenfarbenen brokatenen Reifröcken, mit herabhängenden Bändern und hochfrisirtem Haarputz. Der Ceremonienmeister nahm alsdann seinen Stand vor den Flügelthüren; große Armsessel und Tabourets ohne Lehnen waren im Kreise umhergestellt für diejenigen, die das Recht hatten, sich in Gegenwart der Königin, nach genau berechneter Abstufung, auf einem der Erstern oder der Letztern zu setzen. Dann traten die Hofdamen ein, die Lehrerinnen der königlichen Kinder, die Prinzen von Geblüt, die Staatssecretaire und Gardecapitaine, und Dienstags und Freitags die Gesandten der fremden Mächte. Nach dem Range der Eintretenden nickte die Königin entweder zum Gruß, neigte das Haupt oder stützte die Arme auf die Toilette, als wollte sie sich erheben. Diese letzte Art der Begrüßung wurde jedoch nur den königlichen Prinzen zu Theil. Die Etikette verlangte alsdann, daß eine Dame vom höchsten Range, im Dienst der Königin, ihr das Oberkleid in Gegenwart der zur Cour versammelten Personen über den

Kopf warf. Als aber diese Operation wegen der immer höher aufgebaut werdenden Frisur nicht mehr möglich wurde, begab sich die Königin in ein Nebenzimmer, um sich das Oberkleid durch die Modehändlerin, die sich am meisten ihrer Gunst erfreute, von unten herauf anziehen zu lassen. Diese Neuerung aber galt damals am Hofe Ludwigs XVI. für eine ungeheuere Revolution der Sitten, und man ahnete noch nicht, daß bald eine weit schrecklichere Revolution dem guten Könige und meiner armen Antoinette die Köpfe kosten würde."

„Nachdem endlich die Toilette und die Cour beendigt war, verließ die Königin ihre Gemächer, um sich zur Messe in die Hofkapelle zu begeben. Alsdann erwarteten sie schon die Prinzessinnen mit ihrem Gefolge, um sie dorthin zu begleiten. Aber sonderbar genug war dieses die Zeit, in welcher sie Schenkungsurkunden zu unterzeichnen pflegte; und diese Schenkungen betrafen meistens Monopole oder Dotationen auf Kosten des Staates, wodurch sie zugleich die Liebe und Anhänglichkeit ihres Volkes verschenkte. In solchen Augenblicken, wenn sie dastand, umgeben von allem Schimmer königlicher Pracht, und vom Glanz der ihr eigenen jugendlichen Schönheit, ahnete sie nicht, daß einst ihr Erstgeborener unter den Leiden einer schrecklichen Gefangenschaft im Tempel, und unter der rohen Behandlung seiner entsetzlichen Kerkermeister in das frühe Grab sinken

würde; ja, noch weniger, daß sie selbst, wie ihr Gemahl, der königlichen Krone beraubt, ein Opfer der Raserei entmenschter Unterthanen werden sollte! und," fügte sie leise und zusammenschaudernd hinzu: „eines entarteten Verwandten."

So mußte selbst diese Erzählung, die berechnet war, das Kind auf andere Gedanken zu bringen, dazu beitragen, das Vorurtheil der jungen Prinzessin gegen die Familie Orleans noch mehr zu befestigen.

Ehe der König den letzten Entschluß in Hinsicht dieses Gastes faßte, kam noch einige Mal in Gegenwart der kleinen Prinzessin die Rede darauf.

Was auf des Kindes feines Gefühl immer unheimlich einwirken mußte, war die geflissentliche Vorsicht, womit man es vermied, jenes Vaters des Herzogs von Orleans wieder zu erwähnen. War es nicht ganz zu umgehen, so geschah es mit dem Tone der Stimme und mit jenen Umschreibungen, womit abergläubische Menschen den Fürsten der Finsterniß zu bezeichnen pflegen, indem sie sich scheuen, seinen Namen zu nennen.

So wiederholte der König einige Male in ihrer Gegenwart, daß ein großer Unterschied zwischen Sohn und Vater Statt finde. Man sprach von Scenen der Reue und Versöhnung, die Statt gefunden hatten, damals, als der junge Herzog von Orleans, den Irrwahn abschwörend, das Knie, vor dem ehrwürdigen Haupte

seines Hauses gebeugt, und von ihm Verzeihung erhalten habe. Man entschuldigte selbst seine früheren politischen Irrthümer mit jugendlicher Unerfahrenheit, und betrachtete es als einen Beweis seiner Reue und Besserung, daß Louis Philipp von Orleans die Declaration der Prinzen von Geblüt mit unterzeichnet hatte, worin die merkwürdige Stelle vorkam, mit welcher im Jahre 1830 die Gewalt der Umstände, die oft mächtiger ist als der Wille der Menschen, in so bedeutendem Widerspruch trat: *)

„Sollte es sich zutragen, was Gott gnädigst „verhüten wolle, daß durch ungerechte Anwendung „großer Gewalt, niemals aber mit Recht, auf „Frankreichs Throne irgend ein Anderer als unser „rechtmäßiger König säße, so wollen wir mit eben „so viel Vertrauen als Treue der Stimme der Ehre „Folge leisten, die uns vorschreibt, gegen ein sol„ches Verfahren bis auf den letzten Augenblick an „Gott, an die Franzosen und an unsern Degen „zu appelliren."

Wer hätte damals geahnet, daß es eine Protestation gegen sich selbst sei, die der Herzog von Orleans damals unterzeichnet hatte. Jetzt, im Jahre 1808, hatte sie noch versöhnende Macht. Es wollte der König

*) Beitritt zu der Note Ludwigs XVIII., vom 22. Februar 1803.

Ferdinand nicht strenger sein, als das Haupt seines Hauses, und schrieb daher an den Herzog von Orleans, daß er ihn mit Vergnügen in Palermo sehen würde.

Es läßt sich nicht beschreiben, wie freudig die Überraschung dieses damals noch so unglücklichen Prinzen war. Es war ihm noch schmerzlich im frischen Gedächtniß, daß König Karl IV. von Spanien, der damals schon von Napoleons Intriguen und Godoys Kabalen umgarnt war, die ihm später die Krone kosten sollten, ihm nicht hatte erlauben wollen, in Barcellona ans Land zu steigen, nur um seine unglückliche Mutter, die sich dort aufhielt, zu besuchen und zu trösten. Karl IV. war sein naher Verwandter, wie Ferdinand von Neapel, und so fürchtete er, hier gleiche Zurückweisung erfahren zu müssen. Dieser edle Orleans war noch viel unglücklicher, als jeder der verbannten Bourbons, als Sohn eines Vaters, dessen er sich zu schämen hatte, von allen Bourbons im Stillen gehaßt, noch der letzte und einzige seines Geschlechts, hatte er die Prüfungen des Lebens erfahren, wie wohl nicht leicht ein anderer Prinz; in Frankreich eingekerkert, als Flüchtling in den Urwäldern Nordamerika's umherirrend, dann in der Dunkelheit eines ärmlichen Privatlebens in der Schweiz, als Lehrer der Mathematik, sein Leben fristend, überall verfolgt und verjagt, ein Heimathloser auf Erden,

ruhe- und rastlos umherirrend, hatte er zum ersten Male wieder, seit vielen Leidensjahren, hier im Schooße einer befreundeten Königsfamilie eine Zufluchtsstätte gefunden.

Seine ersten denkwürdigen Worte, als ihn der König und die Königin empfingen, waren:

„Je größer meines Vaters Fehler gewesen sind,
„und je schwerer sie auf mir lasten, um so mehr
„muß es mein Bestreben sein, der Welt den Be-
„weis zu liefern, daß ich seine Verirrungen keines-
„wegs theile."

Diese Worte machten den tiefsten Eindruck auf den König, der ihn wie einen Sohn umarmte. Der Herzog war ein Mann von schöner Figur und edler Haltung. Aus seinem ganzen Wesen sprach Verstand und noble Gesinnung. Vielleicht war seine Höflichkeit gegen die Königin — die er bald als die Quelle aller Macht in Palermo erkannte — etwas zu übertrieben und submiß; aber ein solches Benehmen eben erwarb ihm die Gunst dieser stolzen Herrscherin. Auch Acton wußte er für sich zu gewinnen, indem er geschmeidig seinen Eitelkeiten schmeichelte; selbst der kindische Widerwille der kleinen Marie Karoline vermochte nicht lange seinen Artigkeiten zu widerstehen.

Die schönste Eroberung aber, die er durch seine Liebenswürdigkeit an diesem Hofe machte, war die der geist- und gemüthreichen ältern Tochter des Königs,

der Prinzessin Louise Amalie, die damals nicht mehr in den Jahren der ersten Jugendlichkeit war.

Die gegenseitige Neigung entspann sich so zart und innig, daß sie nicht lange ein Geheimniß bleiben konnte, und da man von allen Seiten diesem liebenswürdigen Gast sehr gewogen war, so fand die Idee einer Vermählung zwischen Beiden unerwarteten Anklang.

Die königlichen Ältern gaben dazu gerührt dem liebenden Paare ihren Segen. Mit Eifer wurden die in solchen Fällen üblichen diplomatischen Unterhandlungen eingeleitet, und Alles schien glücklich gehen zu wollen, — da brach ein Ereigniß herein, welches den Abschluß dieser Familienheirath mindestens verzögerte, und den Herzog veranlaßte, Sicilien auf einige Zeit zu verlassen.

In den politischen Wirren von Europa war es schon dahin gekommen, daß die königliche Familie von Neapel zitterte, sobald ein neuer Courier oder neue Zeitungen von Auswärts ankamen.

Napoleon schien die politische Vernichtung aller Bourbons beschlossen zu haben. Jedes Mittel, diesen Zweck zu erreichen, schien ihm recht. Noch waren die Ermordung des Herzogs von Enghien und die Vertreibung der Königsfamilie von Neapel frisch blutende Wunden, da kamen verstümmelte und einseitige Nachrichten aus Spanien an. Die geliebte Tochter des königlichen

Paares, die liebenswürdige Thereſe — Gemahlin des Prinzen von Aſturien, — die ihre Mutter im geheimen Briefwechſel von den Leiden ihres Familienlebens und den Intriguen Godoys unterhalten hatte, war plötzlich in der Blüte der Jahre geſtorben, und wie das Gerücht ſagte, vergiftet; der Volksaufſtand von Aranjouez hatte Ferdinand, ihren Schwiegerſohn, aus dem Druck einer unerträglichen Etikette und der ſchmählichſten Intriguen auf den Thron gehoben, und war von ſeinem Vater der Rebellion gegen deſſen königliche und väterliche Autorität, mit Unrecht, angeklagt; Napoleon aber hatte in heuchleriſcher Politik dieſe Zerwürfniſſe in der königlichen Familie von Spanien ſchlau benutzt, um ſie zu bewegen, die Krone Spaniens an ihn abzutreten. *)

Während die königliche Familie von Spanien mit dem entſetzlichen Günſtlinge des Königspaares in Frankreich in Staatsgefangenſchaft lebte, verfügte Napoleon, der damals Europa adminiſtrirte, über die Königreiche Spanien und Neapel, wie über erledigte Präfecturen. Erſteres gab er ſeinem Bruder Joſeph, den er früher zum König von Neapel gemacht hatte, und letzteres ſeinem Schwager, dem eben ſo tapfern als phantaſtiſch

*) Alle dieſe intereſſanten Intriguen finden ſich in dem früher ſchon erwähnten hiſtor. Roman des Verfaſſers: „Don Fernando," ausführlicher, nach hiſtoriſchen Quellen, erzählt.

ritterlichen Mürat, diesem Sohn eines Gastwirths aus Cahors, der seine Laufbahn begann, indem er der Schule entlief und sich als Chasseur anwerben ließ, der als König des schönen Neapels den Glanzpunkt seines Glücks erreichte, und, in Napoleons Sturz verwickelt, als Kronprätendent in Calabrien erschossen wurde.

Welche Zeiten haben wir erlebt — und welche Glückswechsel!

In Spanien aber hatte das stolze, tapfere Volk einen Widerstand gegen Napoleons Macht organisirt. Eine Insurrections-Junta hatte sich in den treu gebliebenen Südprovinzen Spaniens gebildet, deren Präsident der Infant und Kardinal Erzbischof von Toledo geworden war. Dieser aber war ein naher Verwandter des königlichen Hauses von Neapel, und die Königin Karoline glaubte, diesen Umstand benutzen zu können, um dem Prinzen Leopold, ihrem zweiten Sohne, der treffliche Eigenschaften besaß und bei dem Volke sehr beliebt war, vielleicht die Regentschaft der pyrenäischen Halbinsel verschaffen zu können. Der König und Acton traten diesem Plane bei, der eben so kühn als unüberlegt und abenteuerlich war, und Prinz Leopold erhielt Auftrag, nach Spanien abzugehen.

Der Herzog von Orleans, im Besitz einer geliebten Braut, mit allen Eigenschaften für häusliches Glück ausgestattet, hatte doch immer noch den Blick auf die

Politik seines Hauses gerichtet, und erbat und erhielt die Erlaubniß, den Prinzen Leopold auf dieser Mission nach Spanien begleiten zu dürfen.

Der Abschied von seiner theuern Amalie wurde beiden Theilen ungemein schwer; aber große Hoffnungen und ehrgeizige Ideen und Pläne knüpften sich ohne Zweifel lockend an diese mehr als abenteuerliche Reise, und bald erschienen beide Prinzen auf der Höhe von Gibraltar.

Nach der Abreise der Prinzen von Palermo war die königliche Familie voll der schönsten Hoffnungen. Sie machte kein Geheimniß mehr daraus, daß es der Zweck dieser Mission des Prinzen sei, für sich die Regentschaft von Spanien zu fordern. Castannos *) schien gesonnen, diesen Plan zu unterstützen; aber die Interessen der britischen selbstsüchtigen Handelspolitik widerstrebten. Der englische Gouverneur von Gibraltar, Sir Hew Dalrymple, verweigerte den fürstlichen Reisenden und ihrem ganzen Gefolge, ans Land zu steigen. Auf der andern Seite erhöhte sich aber auch die Verlegenheit der Prinzen noch dadurch, daß der Kapitain des englischen Schiffes, worauf sie sich befanden, keine andere Ordre hatte, als sie nach Gibraltar zu bringen, und

*) Don Francesco de Castannos, der berühmte Ober-General über die Heere der Insurgenten gegen die französische Herrschaft in Spanien.

daher sich weigerte, sie wieder nach Sicilien zurückzuführen.

Was sollte daraus werden? Zwischen Himmel und Erde konnten sie nicht schweben bleiben, und welche grandiose ehrgeizige Pläne gingen damit zu Grunde! In dieser gränzenlosen Verlegenheit entschloß sich der Herzog von Orleans kurz, auf einem englischen Handelsschiffe nach London zu gehen, und sich Erklärungen auszubitten über dieses widersprechende, anmaßende Benehmen zweier britischen Offiziere.

Allein in London sollte er darüber weder Aufschluß noch Genugthuung erhalten; alles, was er auswirkte, war der Befehl an den britischen Schiffskapitain, der noch auf der Rhede vor Gibraltar lag, mit beiden Prinzen nach Sicilien zurückzukehren. Es war ihm dabei aber auf das strengste untersagt, an irgend einem Punkt der portugiesischen oder spanischen Küste zu landen, selbst nicht einmal die Erlaubniß hatte der Herzog auswirken können, in Figueras an's Land zu steigen, wo seine Mutter, die verwittwete Herzogin von Orleans, ihren Aufenthalt genommen hatte.

Während der Zeit seiner Abwesenheit war begreiflich die Intrigue, besonders englischer Seits, nicht müßig gewesen, den Herzog bei der königlichen Familie auf jede Weise zu verläumden, um die Vermählung desselben mit einer Prinzessin von Neapel zu hintertreiben; allein

der persönlichen Liebenswürdigkeit und geschmeidigen Gewandtheit des Herzogs, besonders seinen klugen Schmeichelreden, gelang es bald, alle Bedenken zu beseitigen, die sich dieser Parthie am Hofe von Palermo entgegengestellt hatten. Bald wurden die Präliminarien dieser wichtigen Angelegenheit festgesetzt. Auch bei dem delikatesten Punkte der Verhandlungen, der Frage über die Ausstattung der Prinzessin, bewies der Herzog von Orleans eine viel größere Gewandtheit und Ausdauer, als früher sein Vetter, der Herzog von Berry, bewiesen hatte. Alle seine Schritte und Combinationen in dieser Beziehung zeugten für eben so viel Klugheit als Thätigkeit. Er überschüttete, wie man behauptet, die eiteln Mitglieder des sicilianischen Parlaments mit einer wahren Fluth von Schmeicheleien aller Art. Die Gabe der Rede und sich zu insinuiren, besaß er im seltensten Grade, und so gelang es ihm, das Parlament zu bewegen, die Prinzessin — ganz außer Verhältniß zu den zerrütteten Finanzkräften des Staats — mit einem jährlichen Einkommen von dreimal hunderttausend Livres auszustatten.

So wurde denn die Vermählung zwischen dem Herzoge von Orleans und der Prinzessin Amalie am 25. November 1809 zu Palermo vollzogen, und zwar mit einem Glanze, wie ihn die damals so bedrängte Lage des königlichen Hauses kaum hätte erwarten lassen.

Zuvor jedoch hatte der Herzog von Orleans seine geliebte Mutter, eine edle und unglückliche Frau, von Port Mahon, wohin sie sich begeben, abgeholt, und am Hofe von Palermo eingeführt.

Diese würdige Dame sollte am Abend ihres so tief verkümmerten Lebens noch glückliche Stunden haben, indem sie sich des Glückes ihres Sohnes freute, der das schöne Ziel der heißesten Wünsche seines Herzens erreicht hatte.

Aber das häusliche Glück, das der Herzog von Orleans jetzt genoß an der Seite einer geliebten Gemahlin und einer verehrten Mutter, dieses Glück, das sich noch erhöhte, als ihm seine Gattin das süße Geheimniß einer schönen Hoffnung entdeckt hatte, sollte bald wieder mindestens eine Unterbrechung erleiden, durch eine politische Bewegung, wie sie in das Privatleben der Großen dieser Erde oft so mächtig eingreifen, daß die Stimme des Herzens verstummen muß vor den Posaunentönen des Ehrgeizes.

Am Hofe von Palermo hatte man längst die Idee einer Einmischung in die Angelegenheiten Spaniens als unausführbar aufgegeben. Da erschien unerwartet im Monat Mai des Jahres 1810 am königlichen Hofe ein Abgeordneter, der Depeschen von der Regentschaft in Cadix überbrachte. Es wurde darin um die Anwesenheit

des Herzogs von Orleans auf der Halbinsel nachgesucht. Die Regierungs-Junta versprach ihm in diesem Falle den Rang eines Infanten von Spanien und ein seiner hohen Geburt angemessenes Commando.

War dieser Schritt von dem Herzoge von Orleans veranlaßt, oder geschah er aus eigenem Antriebe? — Wer hat jemals die geheimen Intentionen und Arrière-pensées dieses klugen Fürsten durchdrungen?

In einem Antwortschreiben *) voll Begeisterung an den obersten Regentschaftsrath in Catalonien, den er mit dem Titel: „Königliche Majestät," seltsam genug! beehrte, sagte er unter Anderm: „der allgemeine Schrei des Unwillens, den das spanische Volk gegen den verhaßten Angriff von Bayonne erhob, hat unausgesetzt einen Widerhall in meinem Herzen gefunden, und seit jener Zeit ging mein innigster Wunsch nur dahin, der Ehre gewürdigt zu werden, die Ew. Majestät (der Regentschaftsrath) mir heute dadurch erweiset, daß mir erlaubt wird, mit Ihren Heeren in den Kampf zu ziehen u. s. w."

Und so war der ganze Brief voll schöner Phrasen, die nicht geschickter hätten berechnet sein können, um das spanische Volk und die Regentschaft für sich zu gewinnen. Er legte mit Erlaubniß des Königs, seines

*) Das Schreiben des Herzogs datirt Palermo den 7. Mai 1810.

Schwiegervaters, die bedeutende Stellung eines Oberbefehlshabers der sicilianischen Truppen, die dieser ihm anvertraut hatte, nieder, und verließ eine geliebte Gemahlin, mit der er seit sechs Monaten in glücklicher Ehe lebte, um einen Oberbefehl zu übernehmen, der ihn in den Kampf gegen Napoleon, den Feind seines Hauses, führen mußte, und zwar in Spanien, wo dieser große Eroberer damals noch seine verwundbarste Stelle hatte.

So schiffte er sich ein, von den Thränen und Segenswünschen seiner Gemahlin begleitet, und ging zunächst nach Malta, von da weiter nach Tarragona in Spanien. Dort erließ er eine Proclamation, worin er alle ächten Franzosen und Spanier aufrief, sich um das von einem Bourbon entfaltete Banner zu sammeln, um die tyrannische Usurpation nieder zu werfen, die beide Völker unterdrücke!

Große Worte — aber kleine Thaten! Riesenmäßige Pläne und zwerghafte Ausführung — das war der Erfolg dieser so pomphaft angekündigten Expedition!

Mit glänzenden Hoffnungen reis'te der Herzog von Orleans nach Cadix ab. Dort wurde er mit gebührenden Ehrenbezeugungen empfangen; aber die auf der Insel Leon versammelten Cortes verweigerten ihm die Bestätigung in dem ihm von der Regentschaft übertragenen Commando. Für diesmal verschwendete er vergebens alle Mittel der Beredsamkeit und Schmeichelei,

selbst der Bestechung durch schöne Worte und Geschenke, die ihm schon so oft gute Dienste geleistet hatten; die Repräsentanten der Nation beharrten mit der eisernen Festigkeit des spanischen Charakters auf ihrer Weigerung, und gestatteten ihm nicht einmal, ihren Sitzungen, wenn auch nur als Zuschauer, beizuwohnen. Ja noch mehr: eine Deputation der Cortes wurde an ihn abgeordnet, um ihn zum Besten der großen Nationalangelegenheit zu beschwören, Spanien so bald als möglich wieder zu verlassen.

So war denn zum zweiten Male ein großes politisches Projekt des Ehrgeizes vernichtet, und zum zweiten Male mußte der Herzog von Orleans unverrichteter Sache nach Palermo zurückkehren. Eine Fregatte führte ihn zurück nach Sicilien.

Dort aber — so wechseln die Geschicke, so nahe stehen Freude und Leid dem menschlichen Herzen — dort sollte ihn eine Erhöhung seines häuslichen Glückes erwarten. Seine Gemahlin hatte ihm während seiner Abwesenheit den ersten Sohn geboren, den jetzigen Herzog von Orleans, Kronprinzen der Franzosen.

Alle diese Ereignisse entgingen nicht der alles beobachtenden und früh sich entfaltenden Klugheit der jungen Prinzessin Marie Karoline.

Gegen den Herzog von Orleans setzte sich in der Seele dieses lieblichen Kindes immer mehr jene unbesiegliche

Abneigung fest, die sich später durch keine Schmeichelreden wieder besiegen ließ. Es war, als hätte das geistige Wesen dieses herrlichen Kindes einen vorahnenden Blick in die fernste Zukunft geworfen, als hätte es ein Vorgefühl davon gehabt, daß derselbe Prinz, der jetzt sich erschöpfte in den Bemühungen, das Wohlwollen eines unbedeutenden Kindes zu gewinnen, diesem Kinde einst seine theuersten Interessen und selbst seine Freiheit entziehen werde.

Wer hat je schon jene geistige Macht des vorahnenden Gefühls, deren Dasein bei zartorganisirten Wesen sich nicht läugnen läßt, durchschaut? — Wer hat dieses psychologische Phänomen jemals ergründet?

In jene Zeit fiel indeß noch ein anderer, tiefer, unvergeßlicher Schmerz auf die Seele der jungen Prinzessin.

Marie Karoline war der Liebling ihrer Großmutter, der Königin, geworden, die sie mit mütterlicher Liebe erzog, und das Kind, das schon lange keine Mutter mehr hatte, deren Vater ihr durch eine zweite Vermählung und mehrere nachfolgende Kinder entfremdet war, liebte seine Großmutter mit den Gefühlen einer Tochter.

Die Königin Karoline übte nach wie vor, vermöge ihres überwiegenden Verstandes, auch das entschiedene Übergewicht in allen Regierungshandlungen des Kabinets

von Palermo aus. Die britische Regierung sah diesen Einfluß der Königin nicht anders als mit mißgünstigen Augen an. Sie hielt eine Seestation in den Häfen von Sicilien, um die Franzosen in Neapel in Schach erhalten zu können. Den Oberbefehl über die in Sicilien liegenden britischen Truppen hatte Lord Bentink, der aber unter dem Vorwande, die Regierung von Sicilien zu beschützen, diese sich selbst anmaßte. Hatte man ihm anfänglich Manches nachgegeben, so forderte er später unbedingte Nachgiebigkeit. Die Königin Karoline trat seinem Einfluß entschieden entgegen; aber der geschmeidige Premierminister Acton fand seinen Vortheil dabei, der englischen Parthei gefällig zu sein. Man hörte ihn damals nicht selten spöttelnd sagen: „es wird endlich Zeit sein, daß die Königin dem Könige erlaube, selbst den Herrn zu machen."

Aber die Tochter Maria Theresia's war zu sehr ans Selbstregieren gewöhnt, um solche Einflüsse dulden zu können. Sie appellirte an das Volk, um Schutz und Hülfe gegen Englands Tyrannei zu erhalten, und wurde vom Adel des Landes dabei unterstützt. Auch die Geistlichkeit verlieh ihr ihren mächtigen Beistand. Die Engländer wurden im Beichtstuhl wie von der Kanzel als gottlose Ketzer verschrieen. Gingen einzelne oder unbewaffnete englische Soldaten oder Offiziere aus, so war ihre Ermordung gewiß, und allnächtlich geschahen Mord-

thaten an dieſen verhaßten Rothröcken. Es war nahe daran, daß die ſicilianiſche Vesper ſich wiederholte.

Die Engländer aber, denen dieſe Bewegung nicht entgangen war, verſtärkten im Stillen ihre Garniſon in Palermo, und nun forderte das britiſche Kabinet vom Könige Ferdinand, daß er die Laſt der Regierung, die für ihn zu drückend geworden ſei, ſeinem Sohne, dem Kronprinzen, abtreten ſolle. Das geſchah, indem ihn der König zum Generalvicarius des Reiches ernannte. Aber die engliſche Regierung hatte ſich verrechnet in den Erfolgen. Der Kronprinz und Generalvicar des Reiches that nichts, ohne ſeine Mutter, die Königin Karoline, in Rath zu nehmen, und dadurch gewann dieſe faſt noch mehr Macht und Anſehn, als ſie jemals unter der Regierung ihres Gemahls beſeſſen hatte.

War daher das Mittel, ſie von der Regierung zu entfernen, ganz gegen die Abſicht ſeiner Urheber ausgefallen, ſo trugen dieſe jetzt kein Bedenken mehr, die Maske abzulegen und mit Gewalt zu ertrotzen, was ihrer Liſt nicht gelungen war.

Lord Bentink ließ eine mächtige Flotte im Angeſicht der Stadt hart an der Küſte vor Anker legen. Mehrere Regimenter wurden ausgeſchifft, und die britiſchen Truppen bemächtigten ſich ohne Widerſtand aller befeſtigten Punkte. Nun aber verlangte Lord Bentink laut und offen die Entfernung der Königin aus ihrem eigenen

Reiche, und erklärte, daß, wegen ihrer Intriguen, womit sie das Volk zum Aufstande reize, ihr das längere Verweilen in Sicilien unmöglich gestattet werden könne.

Das war ein völliger Verbannungsbefehl, ein Act der Gewalt, dem man keinen Widerstand entgegensetzen konnte. Napoleon hatte decretirt: „Die Bourbons von Neapel haben aufgehört zu regieren!“ und die Engländer setzten dieses Decret in Vollziehung. Die königliche Familie von Neapel hätte damals sagen können: „Gott bewahre uns vor unsern Freunden, unserer Feinde wollen wir uns schon erwehren!“

Groß war der Schmerz der königlichen Familie, gewaltig der Unwille von ganz Sicilien, aber entsetzlich die Verzweiflung der Königin Karoline, die von allen ihren Lieben scheiden mußte, denen ihre überlegene Geisteskraft in jeder Noth und Gefahr mit Rath und That beigestanden hatte.

Aber den tiefsten Eindruck hinterließ ihr Abschied auf ihre junge Enkelin Marie Karoline, deren Gefühle schon so weit sich entwickelt hatten, daß sie den großen Verlust mit allen Übrigen, und vielleicht mehr noch als Alle, empfinden konnte.

Ohnmächtig werdend — zum ersten Male in ihrem jungen Leben — sank sie aus den Armen ihrer scheidenden Großmutter in die ihrer Erzieherin, der Gräfin

de la Tour, und viele Tage und Monate lang war das sonst so heitere Kind trostlos und fast tiefsinnig.

War es die allwaltende Nemesis, welche, die Mordscenen von Neapel rächend, diese des Herrschens gewohnte Frau im höhern Alter nöthigte, unter unzähligen Gefahren und Beschwerden nach Konstantinopel zu schiffen, und von dort über Ungarn nach Wien zurückzukehren, nicht als eine mächtige Monarchin, sondern als eine vertriebene Königin?

Nun aber schritten die Ereignisse der Jahre 1812, 1813 und 1814 so rasch vorüber, daß ihre Erfolge die Arbeit eines Jahrhunderts zu sein schienen. Die Macht Napoleons war vernichtet. Der Übermuth des Riesen hatte sich selbst den Untergang bereitet. Die von seiner Tyrannei getretenen Völker hatten sich zum Widerstand erhoben gehabt, nachdem die Macht der Elemente ihm gezeigt hatte, daß er mit seiner Million Streiter nicht unbesiegbar sei. Das größte Drama der Geschichte, das jemals auf dem Welttheater gespielt war, hatte vor unsern Augen sich aufgerollt. Napoleon hatte allerdings eine Welt von neuen Ideen geschaffen, die nie wieder untergehen wird, hatte veraltete und vermoderte Institutionen erdrückt, die keine Reaction wieder heraufbeschwören wird; aber der Koloß selbst war unter dem Gewicht seiner eigenen Größe zusammen gesunken, und während er auf Elba neue Weltbewegungen brütete,

jubelten die befreieten Völker, und die verbannten Bourbons kehrten auf den Thron von Frankreich zurück.

Zu Wien aber saßen die Monarchen und Diplomaten Europa's, und beriethen die neue Ordnung der Dinge, die jetzt kommen sollte; sie beriethen so lange und amüsirten sich so lange, daß der geistvolle Prince de Ligne mit eben so viel Witz als Wahrheit sagen konnte: „le congrès danse, mais il ne marche pas.“

So waren denn auch unter den Angelegenheiten, die auf dem Wiener Congreß nicht vorwärts kamen, die von Neapel. Man war ungewiß und zögerte, ob man die Bourbons von Neapel dort wieder einsetzen oder den Napoleoniden Mürat dort auf dem Throne lassen solle. Alle Bemühungen der damals noch in Wien anwesenden Königin Karoline, in dieser Hinsicht eine entscheidende Maaßregel zu erlangen, waren vergebens, und der Ärger und Kummer darüber traten ihr so sehr zu Gemüth, daß sie krank wurde und starb. So hatte auch sie ihr Schicksal erfüllt!

Und das war auch wohl noch ein Schlag der Nemesis, daß sie nicht noch zwei Jahr leben sollte, um mit der Restauration ihres königlichen Hauses auf den Thron von Neapel allen Leiden entgangen zu sein? —

Man weiß, daß Napoleon von der Insel Elba aus noch einmal wieder — ein sich aufbäumender Riese — die Bourbons aus Frankreich vertrieb, und sich selbst auf's

Neue die Kaiserkrone auf das Haupt setzte; man weiß, wie ganz Europa gegen ihn aufstand und Frankreich mit einem Gürtel von Feinden umgab; wie die Schlacht von Waterloo seiner Größe zum zweiten Male ein Ende machte, und er auf dem einsamen Felsen im Weltmeer, unter der Strenge eines englischen Zuchtmeisters, aus dieser Welt scheiden mußte, die er aus ihrem tausendjährigen Schlaf gerüttelt, und um ein halbes Jahrtausend auf der Bahn der Civilisation fortgeschoben hatte; man weiß auch, daß das moderne Franzosenthum, die Größe der Poesie eines einsamen Grabes mitten im Wellenraum des Oceans nicht fassend, ihn einer Ruhestätte so groß und ergreifend, wie sie nie ein König gehabt hat, beraubte, um seine Asche in dem, gegen jenes Hünengrab gehalten, so winzigen Dom der Invaliden zu Paris niederzulegen.

Doch zurück zu unserer kleinen Prinzessin Marie Karoline. Wir sehen, von welchen mächtigen Weltbewegungen und gewaltigen Erschütterungen ihres Familienlebens sie, von der zartesten Kindheit an bis in das Alter der Jungfrau, begleitet war.

Fast immer gegenwärtig im Kabinet ihrer Großmutter, hatte sie allen den wichtigen Verhandlungen beigewohnt, die eben so geeignet waren, die Schärfe ihres Verstandes zu bilden, als das Gemüth früh zu reifen und zu erschüttern, und so war sie zu einer herrlich

aufgeblühten Jungfrau herangediehen, deren höchster Reiz weniger in einer nicht sehr bedeutenden Schönheit, als in einer Lebendigkeit und Wärme des Gefühls, in einem Adel der Gesinnung und einer geistigen Feinheit und seltenen Bildung bestand, die sie zum Gegenstand der Liebe und Bewunderung aller derer machte, die das Glück hatten, sie näher zu kennen.

Aber Fürstentöchter können die Blüthe ihres Lebens nicht entfalten, ohne daß man nicht sogleich daran denkt, der Blüthe die Frucht abzugewinnen.

Als im Jahre 1815 der König Ferdinand mit seiner ganzen Familie zum zweiten Male zurückkehrte nach seinem schönen Neapel, da bildeten sich auch schon Pläne zur Vermählung seiner so herrlich aufgeblühten Enkelin.

Ende des ersten Theils.

Gedruckt bei Fritsche und Sohn in Deßau.

Bei C. L. Fritzsche in Leipzig ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Passifloren.

Novellen und Erzählungen

von

Julius Krebs.

Inhalt: Der gefährliche Kamerad. — Deutsch und Polnisch. — Das Kroatenmädchen. — Ehemann und Hagestolz. — Die Kunstfahrt. — Herz und Verstand.

8. geh. Preis 1 Thlr. 15 Ngr.

Skizzen und Erinnerungen

aus

Algier und Algerien

von

August Jäger,

Verf. des Deutschen in Paris, des Deutschen in London, der Briefe des Ben-Mussa, u. s. w.

Inhalt: Die Fremdenlegion. — Algier und Algerien. — Abdl-Kadr und der heilige Krieg in Algerien. — Jussuf und die Spahis. — Die Generäle Trezel und Duvivier und der Chef der Zuaven Lamoriciere. — Die Kabylen und Hadschuten. — Algierische Frauen und Mädchen. — Das 67. Regiment. — Der französische Soldat und Fidele der Invalide. — Hinrichtung zweier Beduinenhäuptlinge. — Jagden in der Metidschah und in den Gebirgen des Atlas. — Beduinische Reiterei und Pferdezucht.

8. geh. Preis 1 Thlr. 15 Ngr.

Die

Mutter des Legitimen.

Lebensroman

von

H. E. R. Velani.

Zweiter Theil.

Leipzig.
Verlag von C. L. Fritzsche.
1842.

Die Bourbons.

Siebente Abtheilung.

Der wahnsinnige Georg III. — Schloß Hartwell. — Der kleine Hof Ludwigs XVIII. daselbst. — Die emigrirte Königsfamilie in der Schneewüste Rußlands. — Intriguen am kleinen Hofe von Hartwell. — Vergiftungsversuch Ludwigs XVIII. — Graf Artois. — Der Abbé von Latil. — Der Herzog von Angoulème. — Besuch der schönen Fremden auf Hartwell. — Pater Elisäus. — Ludwig XVIII. mit seinen Umgebungen. — Der Herzog von la Chartres und der Erzbischof von Rheims. — Die Herzogin von Angoulème. — Der Herzog von Berry. — Dessen Verhältniß zu Miß Laura in London. — Der Graf von Blacas. — Audienz bei Ludwig XVIII. — Virginie Letellier. — Intriguen für die Bourbons in Paris. — Ludwigs XVIII. Gesinnungen. —

Napoleons Politik hatte die heimathlose französische Königsfamilie vom Continent vertrieben. Nur in England fand Ludwig XVIII. mit den Seinigen noch ein Asyl. Das geschah im Jahre 1811. Dort gab es damals noch einen unglücklichen König — einen König, der wohl noch unglücklicher war, als dieser König ohne Land — es war Georg III.

Schon seit einiger Zeit hatte man einige Geistesabwesenheit an ihm bemerkt. Die Krankheit machte

aber bald unaufhaltsame Fortschritte. Sein Gesicht wurde immer schwächer; doch machte er noch jeden Abend einen Spaziergang auf der Terrasse von Windsor; zwei Personen führten ihn, während in einiger Entfernung ein Musikchor Symphonien aufführte, die der gute König allezeit sehr geliebt hatte. — Man sah ihn damals in einem veilchenblauen Kleide, mit goldenen Knöpfen, mit dem Stern des Hosenbandordens auf der Brust geschmückt, einen runden Hut mit breiter Krämpe, gleich dem eines Quäkers, auf dem Kopfe, der aber mit einer Kokarde und einer goldenen Tresse verziert war, und dazu weiße Beinkleider. Dieser Anzug gab seiner Erscheinung immer noch jene Sauberkeit, die er in seinem ganzen Leben so sehr geliebt hatte.

Noch entfernter standen in der Regel viele Leute aus dem Volke, die oft mit Thränen im Auge den „theuern König," denn so nannten sie ihn, wandeln sahen, während die sinkende Sonne den Himmel röthete und das Hereinbrechen der Nacht verkündete — ein Bild der Krankheit, die seinen Geist umdämmerte. — Das Volk bemitleidete ihn, denn es wußte von seinem beginnenden Wahnsinn.

In der Regel hielten sich die Bewohner von Windsor in bescheidener Entfernung, so daß der kurzsichtige König nur selten die Menschenmenge bemerken konnte; geschah es aber einmal, daß ihm Einige nahe kamen, so redete

er sie mit rührender Freundlichkeit an. Er kannte noch aus frühern glücklicheren Zeiten jedes Kind in Windsor und hatte manche Hütte besucht, um Wohlthaten zu spenden.

Begreiflich kam das jetzt selten oder nie mehr vor. Die Umgebungen des Königs sorgten auch dafür, daß ihm das Volk nicht mehr so nahe kam; man wollte die öftere Geistesabwesenheit des guten Monarchen profanen Blicken nicht preisgeben; das war eine sehr zu achtende zarte Rücksicht; aber bisweilen äußerte sich der König im halben Bewußtsein seines unglücklichen Zustandes bekümmert darüber; er glaubte die Liebe seines Volkes verloren zu haben und bei diesem Gedanken trat wohl eine Thräne der Wehmuth in seine fast erblindeten Augen.

Noch immer hegten die Ärzte einige Hoffnung, den hohen Gemüthskranken herzustellen, so lange er noch an seinen alten Gewohnheiten hing. Nach dem Frühstück stieg er täglich zu Pferde. Er war immer ein trefflicher Reiter gewesen; aber jetzt führte man sein Pferd am Zügel, ohne daß er es wußte.

Da traf ein schrecklicher Schlag des Geschicks sein gefühlvolles Herz und machte seine Gemüthskrankheit unheilbar.

Die geliebteste Tochter dieses unglücklichen Königs, die schöne, liebenswürdige Prinzessin Amalie, litt schon

lange an einer schmerzlichen Krankheit, und als die Ärzte sie schon aufgegeben hatten, beschäftigte sie sich noch mit dem letzten Wunsche, ihrem theuern Vater ein Andenken an ihre kindliche Liebe zu hinterlassen. Sie hatte nämlich nach ihrer Anweisung heimlich einen schönen Brillantring mit einer Locke von ihrem blonden, seidenweichen Haar machen lassen und diesen steckte sie ihm an den Finger in der schweren Stunde, als sie Abschied nahm von der Welt und von ihren Lieben. Eine Stunde darauf war sie todt.

Dieses unvorhergesehene Ereigniß hatte einen entsetzlichen Eindruck auf das ohnehin schon kranke Gemüth des armen Königs gemacht. Seit dieser Stunde bemächtigte sich seiner Seele eine heftige Verzweiflung, die durch nichts zu lindern war, als durch die Illusionen des Wahnsinns, in welchen er mit rührender Zärtlichkeit noch immer mit seiner geliebten Tochter zu reden glaubte oder doch von ihr sprach. Nur das Bewußtsein ihrer Krankheit war ihm geblieben, das ihres Todes von ihm gewichen. An die Stelle der Verzweiflung war die ängstlichste Sorgfalt getreten und zwei bis drei Stunden konnte er damit zubringen, daß er an seine Ärzte unaufhörlich Fragen nach ihrem Befinden richtete.

So lange als möglich wurde noch gehofft und entscheidende Maßregeln wurden hingehalten, bis es endlich nichts mehr zu hoffen gab. Da ergriff der älteste Sohn

des Königs, Prinz von Wales, die Zügel der Regierung, im Namen seines königlichen Vaters, unter dem Titel eines Prinz-Regenten von Großbritannien.

Die Gemächer des armen Königs aber ließ man mit weichen Teppichen belegen und alle Wände auspolstern, damit er sich nicht schaden könne.

Welche Sympathien des Geschicks? — ein König ohne Land findet ein Asyl bei einem König ohne Verstand!

Doch zurück von dieser großen Tragödie im kleinen Rahmen, zu jenem interessanten Schauspiele, das auf dem großen Welttheater nicht ohne tragi-komische Momente an uns vorüberzieht.

Das kleine Schloß Hartwell, sechszehn englische Meilen von London belegen, bildete damals die Residenz eines Hofes, der nicht mehr war als eine Parodie der Hofhaltung eines Königs. Dieselbe Etikette, dieselben Höflinge, die Intriguen und Kabalen, die man seit Jahrhunderten gewohnt war an den glanzvollen Hofhaltungen der französischen Ludwige zu sehen — aber Alles so sehr in's Kleine gezogen, daß eben dieser Contrast der großen Ansprüche mit einer ärmlichen Wirklichkeit ein unwillkürliches Lächeln erwecken mußte, während die Betrachtung, daß es die Gewohnheiten aus bessern Tagen waren — das Einzige, was die unglückliche

Königsfamilie von den Trümmern eines Thrones gerettet hatte — ihr einige Theilnahme nicht versagen konnte.

Ludwig XVIII. besaß nichts, als dieses kleine Schloß, das er hatte ankaufen lassen, um dort wohlfeiler leben zu können, als an seinem ersten Aufenthalte zu Goldfieldhall, und eine altmodige Equipage, mit zwei Pferden bespannt, die für einen englischen Farmer zu schlecht gewesen wäre. Wenige, aber treue Bedienten und einige Höflinge, die durch die Revolution Alles verloren hatten, bildeten die Umgebungen des legitimen Thronerben eines enthaupteten Königs.

Er liebte es, in seiner humoristischen Stimmung zu sagen: Dieses Hartwell ist mein Königreich. Ich führe die Regierung darüber mit eben so viel Würde, Sorgfalt und Liebe, als wäre es mein liebes Frankreich, das ich zu regieren hätte. Ich habe ein halbes Dutzend Bauern, denen ich nicht so viel zu befehlen habe, als der Friedensrichter der Grafschaft, aber ich beschäftige mich mit ihrem Glücke; der Park ist meine Domaine von einigen Hundert Quadratellen, aber es macht mich glücklich, darüber verfügen zu können. Es ist das erste Eigenthum seit meiner Emigration aus Frankreich, und ich fühle es recht lebhaft, was der Dichter sagen wollte:

Ein eigner Heerd
Ist Goldes werth.

Doch glaube man nicht, daß ich mich hier glücklich fühle. Mein Herz blieb in Frankreich und das ist die edlere Hälfte meiner selbst. Oft seufze ich mit Horaz:

Patria quis exul
Se quoque fugit?

Und doch war diese Hofhaltung von Hartwell noch immer glänzend gegen frühere Verhältnisse auf dem Continent, von welchen oft der König im engern Familienkreise mit einiger Laune rührende Erinnerungen auffrischte — so von der furchtbaren Reise von Mitau nach Warschau. Es war am 20. Januar 1801, als Kaiser Paul I. seinen Schützlingen sagen ließ, daß er aus politischen Gründen sie nicht mehr in seinen Staaten dulden könne; sie möchten daher binnen vier und zwanzig Stunden abreisen; der König von Preußen würde ihnen in Warschau einen Zufluchtsort gestatten.

Napoleons Heere haben es später erfahren, was ein Winter in Rußland bedeutet. Am 21. Januar schon mußte die Abreise von Mitau erfolgen. Die Wagen blieben im Schnee stecken und so mußte der unglückliche Ludwig XVIII., der schon kränklich war und an Gichtschmerzen litt, den weitern Weg bis zur nächsten elenden Nachtherberge zu Fuß fortsetzen. Unter seinem schwerfälligen, unbehülflichen Körper brach die gefrorene Schneefläche oft ein und an seinem Arm schwebte ein zartes, ätherisches Wesen, das oft vergebens seine schwache Kraft abmühte, ihn

wieder aufzurichten, wenn er gefallen war, bis Diener herbeieilten und die kleine Caravane wieder in Gang brachten.

Dieses anmuthige Wesen aber hatte auch schon schwere Geschicke zu tragen gehabt in seinem jungen Leben. Es war die Tochter Ludwigs XVI., seit zwei Jahren die Gemahlin des Herzogs von Angoulême, also zugleich Nichte und Schwiegertochter Ludwigs XVIII.

Die Seelengröße, die das Kind schon fast unter der Guillotine und im Kerker des Tempels so theuer erkauft hatte, sollte auch später der heimathlosen Königsfamilie zur Stütze und Aufrichtung dienen. Damals, als die noch sehr junge Prinzessin, gegen sechs gefangene republikanische Deputirte ausgewechselt, aus dem Kerker erlöset wurde, war sie auf ihre Knie gesunken und hatte gebetet: „O mein Gott, verzeihe denen, die meine Eltern ermordet haben!" — jetzt wußte sie durch Scherze und Heiterkeit dem guten König Ludwig die schlimme Lage zu erleichtern, worin er sich mit seinem kleinen Gefolge befand. Ohne Klage ertrug sie die Beschwerden einer furchtbaren Nacht. Man hatte sich in der Schneewüste verirrt und erreichte erst spät nach Mitternacht eine elende Bauernhütte, worin die unglückliche Königsfamile mit ihrem lastenden Geschick sich kaum bergen konnte gegen die Schneestürme eines russischen Winters.

Welch ein Bild versunkener Erdengröße! — Welche gewaltige, fürchterliche Lehre für Könige! —

Auch zu Hartwell war die Herzogin von Angoulême die Seele des kleinen Hofes und die Freude und der Stolz des verbannten Königs.

Es war die Zeit, als der Untergang der Heere Napoleons auf den Eisfeldern von Rußland und die Siege der verbündeten Monarchen das Ende der Usurpation des französischen Thrones und die erste Restauration der Bourbons in Frage stellte.

Hoffnungen und Befürchtungen und Hundert kleine Intriguen bewegten den französischen Hof. Die Prinzen dieses Hofes kamen in Bewegung und erhielten ihre Aufgaben. Agenten in allen Verkleidungen, selbst einflußreiche Frauen und mancherlei Abenteurer und Spione kamen von Paris und umschlichen das kleine Schloß oder suchten in das Vertrauen der Umgebungen dieses Königs einzudringen. Es war eben so oft die äußerste Vorsicht, als unbedingtes Vertrauen nothwendig, und während mancher Wohlmeinende zurückgewiesen wurde, erhielten Übelwollende Zutritt am kleinen Hofe und verriethen die Pläne und Hoffnungen des Kabinets von Hartwell und dieser nie ruhenden Emigranten voll Dünkel und Armuth an Napoleons Satrapen.

Selbst ein Vergiftungsversuch wurde damals gegen Ludwig XVIII. gemacht. Diese Geschichte würde als Episode nicht ohne romantisches Interesse sein; es ist ein entsetzlicher Mensch darin verwickelt, der Wohlthaten von den Bourbons empfangen hatte, und dessen liebenswürdige, tugendhafte Tochter war die Retterin des Königs. Die Liebe und eine glückliche Verheirathung wurde der Lohn ihrer Tugend. Vielleicht erzählen wir diese kleine Geschichte einmal an einem andern Ort; hier fehlt der Raum dazu, da die Reichhaltigkeit des Stoffes drohet, uns zu überwältigen.

Noch müssen wir einen Blick auf die Prinzen dieses königlichen Hauses werfen, die damals, mit Ausnahme des Herzogs von Berry, in den beschränktesten Verhältnissen am Hofe zu Hartwell lebten.

Der Graf von Artois, ein Bruder Ludwigs XVIII., der nach ihm jener König Karl X. wurde, welcher, indem er die Freiheit des französischen Volkes umstürzen wollte, seinen eigenen Thron umstürzte, war ein Herr, der nur noch schwache Funken des ritterlichen Geistes seiner Jugend zeigte. Nachdem der Graf Artois eine etwas galante und verschwenderische Jugend durchlebt hatte, rangirte er sich, wie die Taugenichtse jener Zeit sagten, und lebte nach dem Tode von Madame, Gräfin d'Artois, in einer Art innigen Verbindung mit Madame Po....n. Zu gleicher Zeit hatte er vertraute

Beziehungen mit der Herzogin von Go....d, die nach der Restauration der Bourbons die Zieraffe spielte, früher aber weder Herzogin noch Zieraffe, sondern eine sehr liebenswürdige Courtisanne gewesen sein soll. Den Ausdruck des verlebten Libertins sah man auf den erschlafften Zügen eines faltigen Gesichts, dessen stehende Freundlichkeit zur Grimasse wurde. Er hatte die wiegende Bewegung der Bourbons und die üble Gewohnheit, im Sitzen sich mit den Händen die Knie zu reiben, worüber später die Franzosen öfters gespottet haben, und so veraltet und zurückgeblieben in allen Lebensformen und Ideen, war er nicht der Prinz, der dem aufgeklärten und mit dem Zeitgeiste rasch fortgeschrittenen Frankreich Vertrauen einflößen konnte. Frühere Verschwendung hatte ihn jetzt in ewige Geldverlegenheit gestürzt, und es fehlte nicht viel, daß der künftige König von Frankreich die Vorschule für die Finanzverwaltung seines Reichs im Schuldthurm von Newgate gemacht hätte. Nachdem der Wüstling cassirt war, wurde der angehende König ein Frömmler; wobei er jedoch, gegen die Natur dieser Stillen im Weinberge des Herrn, die Jagd liebte. Man kennt die Geschichte des Abbé von Latil, der, früher ein so liebenswürdiger und angenehmer französischer Cavalier, ein Mönch von la Trappe in Hinsicht der Lebensregel und ein Jesuit an List, Verschlagenheit und sophistischen Grundsätzen wurde. Man weiß, daß dieser Mönch, von

andern Brüdern der Congregation unterstützt, zu den vertrautesten Umgebungen dieses Prinzen gehörte, und später, als Großalmosenier der Krone, so viel beitrug, Karl X. zu Rückschritten aller Art und zu jenen Staatsstreichen zu bewegen, die ihm 1830 die Krone kosteten.

Dieser, wie man sieht, so sehr hoffnungsvolle Prinz hatte zwei sehr ungleiche Söhne — der eine war der Herzog von Angoulême, Monsieur de France, der Gemahl jener edlen Tochter Ludwigs XVI. Gleichzeitige Memoiren sagen von ihm: „Gott begabte ihn mit einem gewöhnlichen und sogar weniger als gewöhnlichen Geiste und als Mensch war er kaum der Schatten vom Schatten eines Mannes." — Fern vom Hofe erzogen, hatte er sich nie um das Wesen des Königthums bekümmert. Obgleich für den Thron geboren, hat er doch nie Hoffnungen für die Krone gehegt oder gewährt. Man hatte sich früh schon daran gewöhnt, ihn gewissermaßen als nicht existirend zu betrachten, und alle Hoffnungen der Thronfolge beruhten auf dem zweiten Sohne des Herzogs von Angoulême, dem Herzog von Berry, auf den wir später zurückkommen werden.

Erzählen wir jetzt den Besuch einer französischen Dame auf Hartwell, der besser als alle Schilderungen ein getreues Bild vom Leben und Treiben an diesem seltsamen Hofe geben wird.

Eine Postchaise nahte sich dem Schlosse Hartwell. In derselben saß eine Dame, die von Niemandem begleitet war. Sie war nicht mehr sehr jung, vielleicht den Dreißigen schon nahe, aber trefflich conservirt und von einer an's Wunderbare grenzenden Schönheit. Ihr decidirtes Wesen, die fertige, abgeschlossene Bildung und ein gewisses: je ne sais quoi verrieth die Frau von Welterfahrung, so wie eine elegante Reisetoilette die Frau von Stande, ja man kann wohl sagen die Pariserin. — Nur der Umstand, daß sie allein reisete und durch Schleier und seidene Enveloppe mehr als es die Jahreszeit erforderte, verhüllt war, hätte auf die Vermuthung führen können, daß sie eine jener Abenteuerinnen war, die unter mancherlei Vorwänden und Absichten damals am Hofe Ludwigs XVIII. Zutritt zu erlangen suchten. Gleichwohl ließ sich leicht erkennen, daß sie nicht ohne lebhafte Sympathien für diese Bourbons war.

Ihr Herz pochte. Ihre Einbildungskraft war erfüllt mit dem Bilde einer verbannten Königsfamilie, die sie in wenigen Stunden sehen sollte. Die alten unregelmäßigen Gebäude des Schlosses erschienen ihr wie ein phantastisches Gewirr, das bald einem Palast, bald dem Gefängniß für Verbannte glich. Es waren Traditionen von den Tugenden und den Mißgeschicken der Bourbons, welche die Seele dieser liebenswürdigen Französin bewegten. Solche Überlieferungen waren aus

einer ihr heiligen Quelle geflossen — aus den Erzählungen ihres Vaters, der dem unglücklichen Ludwig XVI. nahe gestanden hatte und ein Opfer der Revolution geworden war. Das Geschick ihrer Familie hatte sie zur eifrigsten Legitimistin gemacht. Man sah es der reizenden Frau an, daß der Glanz ihrer dunkeln Augen von jener romantischen Überspannung belebt wurde, die gefühlvolle Menschen so leicht verleitet, schneller zu handeln, als zu überlegen. Dabei hatte sie aber doch Welt und Gewandtheit in einem Grade, wie man sie nicht im stillen Familienkreise erwerben kann.

Ihr Wagen hielt vor einem Seitenportale des Schlosses. Ein Diener öffnete den Schlag. Er schien überrascht zu sein, als er eine junge Dame ohne Begleitung erblickte, die mit gepreßter Stimme — denn sie hatte mächtige Gefühle, die in ihr wogten, zu gewältigen — nach dem Pater Elisäus fragte und den Wunsch äußerte, zu ihm geführt zu werden.

Der Vater Elisäus war eine Art von Klosterbruder, zugleich Chirurg von St. Como, der das Zutrauen Ludwigs XVIII. besaß. Er gehörte aber keineswegs zu den Frommen, die sich damals an den Grafen Artois drängten, sondern war ein heiterer Tischgenosse und Liebhaber des schönen Geschlechts, der seine Unterhaltung bisweilen mit jenen zweideutigen Pointen würzte, die

der König, obwohl er selbst sittlich lebte, doch mitunter wohl leiden mochte.

Diesem seltsamen Mönche wurde die junge Dame vorgestellt. Sie bat ihn nun um die Gefälligkeit, ihr eine Audienz bei dem Könige zu verschaffen, indem sie mit einer wichtigen Sendung beauftragt sei, die sie nur ihm persönlich und ihm allein anvertrauen könne.

Pater Elisäus sah sie mit einem zweifelhaften Lächeln von oben bis unten an. — „Das ist eine Sache," entgegnete er dann, „die nicht mich, sondern Herrn von Blacas angeht. Der Himmel bewahre mich vor einem Eingriff in seine Rechte. So hübsch Sie auch sind, so mag ich doch nicht, um Ihnen gefällig zu sein, es mit ihm verderben."

„Das würde mir leid thun," entgegnete die junge Dame, die als ächte Französin viel graziöses Wesen entfaltete; „aber ich hoffe, daß Herr von Blacas es mir nicht abschlagen wird, mich anzuhören und mir eine Audienz bei dem Könige zu verschaffen."

„Das weiß ich nicht," versetzte der Pater mit einem sonderbaren ironischen Lächeln; „aber soviel weiß ich, wenn Sie irgend eine seltene Muschel, einen merkwürdigen Stein oder eine kostbare Antike zu ihrer Empfehlung mitbringen sollten, der Graf Sie mit Vergnügen aufnehmen würde; sonst aber möchte es wohl schwer halten, sich seiner Größe zu nähern."

Die schöne Frau erkannte leicht aus dieser Äußerung das Reich der Zwietracht, das an diesem kleinen Hofe herrschte und namentlich, daß beide Günstlinge des verbannten Königs nicht besonders gut auf einander zu sprechen waren.

Bei diesen Reden waren beide an's Fenster getreten.

„Sehen Sie," rief plötzlich der Pater Elisäus, „dort geht er eben zwischen dem Herzoge von La Chartres und dem Erzbischofe von Rheims spazieren."

„Zwei Großwürdenträger ohne Amt und Würde," bemerkte der Mönch achselzuckend und mit dem ihm eigenthümlichen Zuge von Spötterei lächelnd; „indeß," fügte er hinzu, „muß man gestehen, der Herzog von La Chartres besitzt Verstand und Anmuth; er ist ein treuer Diener seines Königs, ein wahrer französischer Ritter, eben so loyal als brav und eben so empfehlungswerth als bescheiden. Der Andere dagegen, der Onkel jenes diplomatischen Porteus, der Erzbischof von Talleyrand-Périgord, besitzt eben so viel Herzensgüte, als sein Neffe Verstand. Er ist ein heiliger Mann, der fast nichts anderes lieset, als sein lateinisches Brevier; aber während dieser Beschäftigung lästert er wenigstens nicht über Andere, und diese negative Tugend macht, daß wir ihn Alle lieben. Wollte Gott, daß der Graf von Blacas ihm nur etwas gliche."

Während dieser Rede hatte eine Dame mit Gefolge sich dem Könige genähert. Sogleich zogen jene beiden Herren sich etwas zurück und der König lehnte sich jetzt auf den Arm dieser Dame, indem er mit der andern Hand auf einen Stock von Ebenholz sich stützte, und so kamen Beide langsam näher, während jene beiden Großwürdenträger und einige Bedienten ihnen folgten.

„Das ist unser unglücklicher König und sein guter Engel, die Herzogin von Angoulême," sprach der Pater mit einer Rührung, die man nach der sarkastischen Art seiner frühern Äußerungen nicht von ihm erwartet hätte.

Auf die junge Fremde schien diese Bemerkung einen tiefen Eindruck zu machen. Sie betrachtete diese mit einer Pietät, die an Adoration grenzte.

Ludwig XVIII. trug einen blauen Überrock, einen runden Hut und weite Kamaschen; auffallend war aber seine dicke, unförmliche, nicht große Figur und der gepuderte Zopf, der später nach der Restauration in Frankreich so viel Anstoß finden sollte, weil man den Zopf als das Symbol des ancien régime zu betrachten gewohnt ist, obgleich Ludwig XVIII. der Einzige unter den Bourbons und den zurückkehrenden Emigranten war, der die neue Zeit begriffen hatte und aufrichtig seinem Volke so viel Freiheit zu erhalten wünschte, als sich mit dem Königthum nur irgend vereinigen ließ. — Die

Charte oder Verfassungsurkunde von 1815 war Zeuge dieses aufgeklärten Geistes.

Die Frau Herzogin von Angoulême zeichnete sich durch große Einfachheit des Anzuges aus. Sie bedurfte keines äußern Schmuckes, um als Tochter Ludwigs XVI. verehrt zu werden. Auf ihren schönen Zügen war ein Gepräge von Hoheit und Schmerz zu finden, das die innigste Theilnahme für ihr Geschick erwecken mußte.

Die tiefste Bewegung äußerte sich auf den schönen Zügen der Fremden, während Pater Elisäus begann, eine Lobrede auf Ludwig XVIII. und die Herzogin von Angoulême zu halten.

Die Fremde hörte ihm mit der lebhaftesten Theilnahme zu und nachdem er geendigt hatte, legte sie ihm Fragen vor über die andern Mitglieder der königlichen Familie.

„Monsieur, der Herzog von Angoulême," entgegnete der Mönch, indem sein Gesicht wieder den frühern sarkastischen Ausdruck annahm, „befindet sich in diesem Augenblicke nicht in Hartwell; er ist nach dem festen Lande gereiset, um die siegreichen Herrscher Europa's zu bewegen, daß sie sich für die Restauration der Bourbons erklären möchten. — In der That," fuhr er ironisch fort, „man hätte keinen vollkommenern Prinzen mit dieser Mission beauftragen können; er ist ganz geeignet, die Bourbons auf eine Weise zu empfehlen,

welche den Franzosen allen Appetit für diese Restauration verderben möchte."

„Und der Herzog von Berry?" fragte die Fremde, indem ein leichtes Erröthen ein lebhafteres Interesse an diesen Namen verrieth, als der tonlose Ausdruck der Frage zu erkennen geben sollte.

Der kluge Mönch hatte ihr Inneres mit einem schnellen forschenden Blick durchschauet. „Kennen Sie ihn?" fragte er gespannt.

„Ich habe ihn nie gesehen," versetzte die Fremde; indeß rühmt man seine Liebenswürdigkeit.

„Der Herr Herzog von Berry," entgegnete der Mönch mit eben so viel Respekt als Wärme, „ist der einzige dieser französischen Prinzen, auf welchen das Land noch Hoffnung setzen kann; ja, mit Ausnahme des Königs selbst, der Einzige, der der Krone Frankreichs würdig wäre. Man hat ihn nicht mit Unrecht Heinrich dem Vierten verglichen, weil er wie dieser die Frauen und das Vergnügen liebt, freigebig bis zur Verschwendung, genügsam für seine Person, großherzig und ritterlich ist und kriegerischen Muth besitzt. Er ist viel zu laut und lebhaft nach dem Geschmack unsers Königs, der mehr die Stille seiner Umgebungen und eine geistreich animirte Unterhaltung liebt. Deshalb lebt er mit Erlaubniß Ludwigs XVIII. in London, wo ihn ohnehin ein zärtliches Verhältniß fesselt."

„Mit einer Engländerin, wie man sagt?"

„Ja, so sagt man; indeß ist sie eigentlich eine Italienerin, die jedoch von einer englischen Familie adoptirt ist. Auf ihren frühern Verhältnissen ruht ein tiefes Geheimniß."

„Miß Laura" — entgegnete die Fremde auf eine Weise, die verrieth, daß sie von diesem Verhältnisse wenigstens so viel wußte, wie das ganze Publikum — soll mit ihm heimlich vermählt sein; indeß Andere zweifeln daran."

„Man erzeigt ihr wenigstens die Ehre," versetzte der Mönch, „sie seine Gemahlin zu nennen; selbst hier am Hofe von Hartwell kennt man dieses Verhältniß und ist damit nicht unzufrieden, da man überzeugt ist, daß das unauflösliche Sakrament der Ehe Beide nicht verbindet. Der König und die Prinzen würden untröstlich sein, wüßten sie, was Eingeweihte wissen wollen, daß die kirchliche Einsegnung dieser Verbindung in der That heimlich geschehen ist. Man hat sich daran gewöhnt, den Herzog von Berry als den einzigen der französischen Prinzen zu betrachten, von dem sich hoffen läßt, daß er den königlichen Stamm dieser ältern Linie der Bourbons fortpflanze. Ludwig XVIII. und der Graf Artois ignoriren absichtlich diese Liaison, um bei dem ersten Glückswechsel des königlichen Hauses fordern zu können, daß der Herzog von Berry sich standesmäßig vermähle."

„Er soll glücklich mit ihr leben.“

„So glücklich, wie der Gatte einer schönen, geliebten Frau und Vater von zwei engelschönen kleinen Töchterchen nur sein kann. Indeß wer weiß, wie lange es währt. Es giebt Menschen, die, tugendhaft im Unglück, im Glück straucheln. Für diesen Prinzen wenigstens möchte ich nicht einstehen. Er ist lebhaft und hat Temperament. Übrigens — sein Glück würde ihr Unglück werden.“

Diese leicht hingeworfene Andeutung hörte die Fremde mit Aufmerksamkeit und Nachdenken an; darauf wiegte sie einige Male den schönen Kopf und sprach die räthselhaften Worte: „Einen Prinzen lieben, ist gefährlich; aber von ihm geliebt zu werden, macht Vergnügen. Indeß“ — unterbrach sie sich leicht hingeworfen, als sie einen lauernden Blick des Paters zu bemerken glaubte — „achten Sie nicht auf mein kindisches Geschwätz; es war nur eine Phrase ohne Bedeutung. Darf ich hoffen, daß Sie zu Herrn von Blacas gehen werden, um seine Güte in Hinsicht der von mir gewünschten Audienz beim Könige in Anspruch zu nehmen?“

„Darf ich fragen, wen ich die Ehre haben soll, anzumelden?“

„Nennen Sie mich Virginie; so nennt mich die Welt,“ entgegnete sie lächelnd, „und sagen Sie dem Herrn von Blacas, daß ich höchst wichtige Mittheilungen

vom Herzoge von Otranto *) zu machen habe, die ich jedoch Niemandem anvertrauen kann, als dem Könige selbst."

Vor sich hin murmelnd, ging der Mönch fort und aus dem Hause heraus. Die Fremde folgte ihm mit den Augen und als er im Garten sich der Gruppe Höflinge näherte, die in diesem Augenblicke den König umringten, gab er dem einen Herrn, der etwas auffallend gekleidet war und an einer großen Schleife den Ludwigsorden trug, den Arm.

Das war der Graf von Blacas, der jetzt die Stelle eines Hofmarschalls und Ministers des königlichen Hauses bekleidete und der später als der erste, aber ungeschickteste Minister dieses Königs die erste Grundlage zu den verkehrten Maßregeln und zu der Volksunzufriedenheit legte, deren entfernte Folgen die Juli-Revolution herbeigezogen haben.

Herr von Blacas näherte sich dem Könige und eröffnete ihm mit geheimnißvoller Miene und gedämpfter Stimme den Wunsch der Dame. Kaum hatte der König ihn vernommen, so gab er dem Grafen den Auftrag, die Dame zu empfangen und ihm darüber zu berichten.

„Herr von Blacas," fügte er lächelnd hinzu, „Sie werden mir sagen, ob diese Dame hübsch ist. Die

*) Fouché, früher Napoleons Polizeiminister, der, wie man sagte, den Baum auf beiden Achseln trug.

Prinzen meines Hauses haben nie einer hübschen Frau eine Audienz verweigert."

Diese Ironie, im Tone der Galanterie vorgebracht, enthielt eine starke Wahrheit, die den Bourbons nicht besonders zur Empfehlung gereichen möchte.

Die Fremde hatte indeß Stoff genug gehabt zum Nachdenken über ihre Mission und die seltsamen Verhältnisse, die sie hier angetroffen hatte, als der Graf von Blacas bei ihr eintrat.

Der erste Eindruck, den er auf die junge Dame machte, war kein günstiger. Er hatte ein schönes Gesicht und feine Manieren und dabei ganz und gar das Wesen eines großen Herrn aus der alten Zeit. Aber an der Sicherheit seines Ganges, an der Erhebung seiner Stimme und an dem verächtlichen Ausdruck seines Blicks war es ganz unmöglich, den Hofmann vom zweiten Range zu verkennen, der auf die Gunst seines Herrn ein wenig eitel ist. Man hat es nie begreifen können, wie ein König von so gebildetem Geiste, wie Ludwig XVIII., einem so unbedeutenden Menschen, als dieser Blacas war, sein ganzes Vertrauen schenken konnte. Indeß Chateaubriand hat es gewagt, irgendwo drucken zu lassen, daß die Könige zu ihren Ministern am liebsten weniger fähige Männer wählen, gleichsam um der Welt zu beweisen, daß sie die lebendigen Repräsentanten Gottes

sind, der aus Nichts etwas Großes machen kann. — Jener berühmte Vertheidiger der Legitimität scheint aber hinsichts dieser Paradoxe Unrecht zu haben, wie in so vielen Sachen, wo er die Wahrheit einem glänzenden Scheine opfert. Wenn sich die Thatsache selbst nicht läugnen läßt, so geschieht es wohl eher im dunkeln Gefühle, daß es besser ist, der König übersehe seine Minister, als er werde von ihnen übersehen.

Der Graf war übrigens so gnädig, Mitleid mit der jungen Supplikantin zu haben, die er durch seine hohe Gegenwart in Verlegenheit gesetzt zu haben glaubte, was übrigens, beiläufig bemerkt, keineswegs der Fall war. Er erniedrigte daher seine Größe bis zur Galanterie.

Die gewandte Virginie stellte sich, in diese Idee einzugehen, und im Tone der Befangenheit dankte sie dem Grafen für so viele Herablassung, indem sie ihm zu erkennen gab, wie sehr sie gerührt von der Güte sei, deren er sie würdige.

Zum Unglück für den edlen Grafen besaß die junge Dame einen eigenthümlichen Scharfblick, um die Menschen augenblicklich richtig zu beurtheilen, mit denen sie in Berührung kam, und noch waren die Präliminarien seiner Unterhaltung nicht beendigt, als sie auch schon wußte, mit wem sie zu thun hatte.

Virginie glaubte seinem Gefühle von Wichtigkeit einige Genugthuung geben zu müssen, indem sie ihm

die Organisation eines royalistischen Ausschusses in Paris anzeigte, welcher bezwecke, die Restauration der Bourbons zu bewirken. Sie nannte ihm einige Namen von altfranzösischem Adel, die an der Spitze des Unternehmens ständen, und sprach die Hoffnung und die Entwürfe der Royalisten in Paris aus.

Herr von Blacas gab sich bei diesen Mittheilungen ein ernstes und weises Ansehen. Mit einem Fuße in der dritten Tanzmeister-Position vorgestreckt stehend, die Hand in seine Weste gesteckt haltend, den Kopf zurückgelehnt und den andern Arm in den eingebogenen Rücken gelegt, hörte er die sehr gut gesprochene Rede der schönen Dame mit imposanter Wichtigkeit an.

Als sie fertig war, nahm er erst eine Prise aus seiner goldenen Tabatière, sicher um Zeit zu gewinnen, eine bedeutende Antwort zu finden, und dann sprach er sich aus über die Bestrebungen der Königlichgesinnten zu Paris, indem er Einiges lobte, Anderes tadelte, im Ganzen aber mit einer gewissen herablassenden Wichtigkeit die loyalen Bemühungen dieser guten Edelleute anerkannte.

Seine Worte waren gesucht und, wie es schien, vorsichtig abgewogen. Als er geendet hatte, schien er die Antwort der schönen Dame zu erwarten; diese aber schwieg und senkte den Blick, indem sie erwartete, von ihm das Anerbieten zu erhalten, zum Könige geführt

zu werden, was das Hauptziel ihrer Reise gewesen war. Da kein Anerbieten dieser Art erfolgte, sondern der Graf ihr Stillschweigen für ein Zeichen der Bewunderung zu halten geneigt schien, bezeigte sie ihm ihr Verlangen, ihre ehrfurchtsvollen Huldigungen dem Könige zu Füßen zu legen.

„Madame," erwiderte der Graf, „ich habe die Ehre, Sie zu unterrichten, daß man das Vertrauen Sr. Majestät zu oft gemißbraucht hat, um es nicht gerechtfertigt zu finden, wenn Dieselben schwer darin willigen, unbekannte Personen zu empfangen."

„Sie zweifeln also, Herr Graf, an dem, was ich Ihnen gesagt habe?" fragte die Dame verletzt.

„Keineswegs, Madame," entgegnete der Graf galant, „ich werde mich nie erkühnen, an den Worten einer schönen Frau zu zweifeln; indeß werden Sie mich entschuldigen, wenn ich mir die Bemerkung erlaube, daß Nichts in Ihren Reden beweiset, wer Sie eigentlich sind."

„Wer ich bin," entgegnete sie, „werde ich nur dem Könige unter vier Augen sagen dürfen; indeß mögen diese Papiere mich vorläufig legitimiren, wenigstens in so weit, daß man es erklärlich findet, wenn man unter Verhältnissen, wo es bedenklich war, einen Mann mit wichtigen Geheimnissen an den legitimen König von Frankreich abzusenden, während Bonaparte noch auf dem, wenn auch

schon wankenden, französischen Throne sitzt, eine Frau wählte, die doch eher unbemerkt, als der verschlagenste Mann, dem Mißtrauen der Polizei-Agenten entgehen konnte, welche in Paris die Royalisten bewachen und hier die Residenz des legitimen Königs von Frankreich umschleichen. Ich hoffe, daß Se. Majestät, wenn sie die Augen auf diese Papiere zu werfen geruhen würde, mir gnädigst vergönnen wird, vor ihr zu erscheinen."

Sie näherte sich sodann einem Tische, worauf verschiedenes Schreibgeräth lag und schrieb, der Etikette gemäß, ein Gesuch an den König, um Gewährung einer Privataudienz. Sie fügte ihre Unterschrift: Virginie, jedoch ohne allen Familiennamen, hinzu, und die Züge ihrer Hand stimmten mit denen ihrer Legitimations-Papiere überein. Herr von Blacas konnte jetzt nicht mehr umhin, die Anmeldung zu übernehmen.

Fast eine Stunde brachte Virginie in peinlichster Bewegung zu. Endlich hörte sie die langsamen und gemessenen Schritte des Herrn von Blacas, und kaum hatte dieser die Thür geöffnet, als sie ihm schon mit französischer Lebhaftigkeit zurief: „Nun, Herr Graf, was haben Sie mir von Seiten Sr. Majestät zu verkündigen?"

„Daß Se. Majestät Sie zu sehen verlangen und Ihre Ergebenheit zu schätzen wissen."

So war endlich der ersehnte Augenblick gekommen — das Ziel einer langen und beschwerlichen Reise. In diesem Moment aber fühlte sie sich von dem Gedanken an die Größe des Unglückes einer Königsfamilie, deren treuester Diener ihr Vater gewesen war, so ergriffen, daß ihr ganzer Muth dahin war. Ihr Herz pochte heftig. Sie konnte kaum athmen und bedurfte Zeit, sich so weit zu erholen, um dem Grafen sagen zu können, daß sie bereit sei, ihm zu folgen.

Nun bot ihr der Graf seinen Arm und führte sie durch mehrere fast ärmlich möblirte Zimmer. Endlich blieben sie stehen; der Graf öffnete eine Thür und gab ihr ein Zeichen, daß sie eintreten solle. Er selbst blieb im Vorzimmer.

Im nächsten Augenblicke befand sie sich in Gegenwart Ludwigs XVIII. Er saß vor jenem Tisch von weißem Holze, den er nachmals zur Erinnerung an seine Verbannung in sein Kabinet in den Tuilerien bringen ließ.

Von einer unwillkürlichen Bewegung hingerissen, hatte sie sich auf das Knie zu den Füßen des Königs hingeworfen und weinte, ehe sie reden konnte.

„Das ist eine ächte Französin," rief der König aus. „Aber," fuhr er gegen Virginie fort, „stehen Sie auf, Madame, eine junge, schöne Frau ist nicht geschaffen, um sich auf das Knie zu werfen." Zu gleicher Zeit

reichte er ihr die Hand zum Aufstehen, welche sie küßte, und dann befahl der König, daß sie sich an seine Seite setzen sollte.

Er begann jetzt, um ihr Zeit zu lassen, sich von ihren Bewegungen zu erholen, von dem Herzoge von B... zu sprechen, in der Meinung, daß dieser ihr Vater sei; denn ohne Zweifel hatte Pater Elisäus diese Vermuthung gegen Blacas ausgesprochen, und dieser Höfling es für unmöglich gehalten, daß eine niedrig Geborene es würde wagen können, eine Audienz bei dem Könige von Frankreich nachzusuchen. Diese Vermuthung hatte er Ludwig XVIII. als Gewißheit gegeben.

Virginie war indeß noch stehen geblieben.

„Sire," nahm sie das Wort, als der König einen Augenblick schweigend, mit der Hand den Befehl sich zu setzen wiederholte, „man hat Ew. Majestät über mich irrig berichtet. Ich habe nicht die Ehre, Tochter eines Herzogs zu sein, wie Herr von Blacas zu glauben scheint; sondern muß Ew. Majestät Gnade anflehen, wenn eine niedrig Geborene sich erkühnt ..."

„Wie — man hätte mich getäuscht? Wer sind Sie — was wollen Sie?"

Diese Worte sprach er mit einem Ausdruck, der verrieth, daß er einen Augenblick eine andere Charlotte Corday vor sich zu sehen wähnte.

„Sire, beunruhigen sich Ew. Majestät nicht," sprach sie mit feinem Lächeln, welches erkennen ließ, daß sie seine Idee durchschauet hatte, „Sie sind kein Robespierre, sondern der angebetetste der Könige und ich bin keine Republikanerin — im Gegentheil, ein Opfer der Republik und die getreueste Legitimistin. Mein Vater wurde ein Opfer seiner Treue für seinen König; er war der letzte Kammerdiener Ludwigs XVI., der ihm den letzten traurigen Dienst erwiesen hatte, ihn auf dem Schaffotte zu entkleiden."

Das schöne Weib war bei dieser schmerzlichen Erinnerung so angegriffen, daß es auf die hohe Stuhllehne sich stützen mußte, um nicht niederzusinken.

„Des treuen Colas?" rief der König eben so erschüttert.

„Ja, Colas war der Name meines Vaters; Ew. Majestät wissen ....."

„Daß sein Haupt fallen mußte, weil sein Herz zu treu schlug;" unterbrach sie Ludwig XVIII.

„Da übrigens dieser Name der Treue," fuhr Virginie fort, „durch die Revolution geächtet ist, so führe ich den Namen eines unwürdigen Gatten, mit dem mich die Ironie meines Geschicks durch einen Civilakt verbunden hatte und von dem ich eben so leicht wieder geschieden wurde.

„Madame!“ rief der König dann mit Wärme, indem er ihr die Hand zum Kusse darreichte und sie nochmals zum Niedersitzen nöthigte: „Sie hat die Treue Ihres Vaters geadelt, und ich werde es eine meiner ersten Sorgen bei meiner Rückkehr auf den französischen Thron sein lassen, Sie zu dem Range zu erheben, der einem so treuen Herzen das Recht gäbe, an meinem Hofe zu verweilen.“

„Sire,“ versetzte Virginie, „es ist ein tragisches Geschick, das mich zwingt, Ew. Majestät eine Illusion nach der andern — die mich glücklich machen könnte, wäre sie Wahrheit — zu zerstören, auf die Gefahr hin, selbst den letzten Funken von Achtung für die unglückliche Tochter des getreuesten Dieners Ihres erhabenen Hauses zu vernichten. Es hat das Geschick furchtbar mit mir gespielt. Als hülflose Waise — ein kränkliches Kind — nahm mich derselbe republikanische Schuhflicker Simon auf, der den erhabenen Sohn Ludwigs XVIII. zur Erziehung und Verpflegung erhalten hatte. Ich theilte mit dem armen kranken Dauphin dasselbe ärmliche Lager und habe vielleicht Einiges, so klein und schwach ich auch noch war, zu seiner Erleichterung und Erheiterung beitragen können. Als der unglückliche Königssohn immer kränker und schwächer wurde unter der rauhen Behandlung, womit die Jacobiner diesem kleinen Capet den Gedanken an eine verlorene Krone austreiben

wollten und als er endlich im Sterben lag, da weinte ich so heftig, daß man mich gewaltsam trennte von diesem heiligen Kinde des Märtyrers — o dieser Eindruck blieb unauslöschlich in meinem Herzen — meine Seele blieb treu den Bourbons, aber mein Leib gehörte der Welt. Ich komme jetzt auf den Punkt, Sire, wo ich fühle, den letzten Funken von Achtung in ihren Augen verlieren zu müssen. Man hatte mich einer Tänzerin übergeben, die mich an Kindes Statt annahm, diese erzog mich für ihr Gewerbe — mein Gatte war Ballettänzer und ich bin die in ganz Paris bekannte, und ich kann wohl sagen berühmte, erste Solotänzerin im Theater Feydeau — Virginie Letellier."

„Madame," nahm der König das Wort, der eine wunderbare Kraft hatte, jede Äußerung von Gemüthsbewegung zu unterdrücken, „einer schönen Frau verzeiht man Alles. Fahren Sie fort in Ihren Bekenntnissen."

„Sire," entgegnete Virginie fast verletzt, „ich würde sehr bekümmert sein und jede Selbstachtung verloren haben, glaubte ich nicht in der fortreißenden Macht eines tragischen Geschicks mehr als in einer vergänglichen Schönheit, die Ew. Majestät die Gnade haben mir beizulegen, einige Milderung meiner Schuld zu finden. Ich bin in Verzweiflung, daß Ew. Majestät mich so verkennen."

„Beruhigen Sie sich," entgegnete lächelnd der König, „Ihre Antwort hat mir die Überzeugung gegeben, daß Ihre Seele edler ist, als das Gewerbe, das Sie treiben."

„Dann, Sire, habe ich auch den Muth zu gestehen, daß mein ganzes Leben den Plänen für Restauration der Bourbons geweiht war und ich nicht immer die ehrenwerthesten Mittel wählte, dieses hohe Ziel zu verbergen. Öffentlich war ich die Freundin Fouché's, des Polizeiministers, und anderer Notabilitäten am Hofe und im Kabinet Bonaparte's; aber ich benutzte meine Anbeter nur, um die geheimsten Gedanken einer Usurpation zu erfahren, die ich alsdann meinen wahren Freunden und Vertrauten, den altadligen Familien auf der Chaussée d'Antoine und in der Rue St. Germain, im Geheimen hinterbrachte. Nachdem ich den Champagner der Usurpation getrunken hatte, trank ich den Thee der Leute des ancien-regime — und so erscheine ich vor Ew. Majestät zugleich mit indirekten Aufträgen von Fouché beehrt und mit den Glückwünschen der alten Adelsfamilien beauftragt, die aus den Trümmern der Revolution nichts gerettet haben, als ein elendes Leben und eine fleckenlose Ehre."

„Nun, man denkt also doch in Frankreich noch an mich?" entgegnete der König mit einer eigenen Mischung von Rührung und Unglauben.

„Sie wissen, Sire, daß es in diesem Lande Personen giebt, die Ew. Majestät nie vergessen haben."

„Seit zwei und zwanzig Jahren habe ich das schöne Frankreich verlassen, aber nie es aus den Augen verloren. Werde ich es jemals wiedersehen?"

„Sire! Sie werden es wiedersehen!" versetzte sie mit Lebhaftigkeit. „Ihre Unterthanen hoffen es; sie schmeicheln sich, daß die verbündeten Mächte in diesem Augenblick daran arbeiten, in Ihrer Person dem geheiligten Rechte der Legitimität einen Triumph zu bereiten."

„Siehe, ob sie kommen!" erwiderte er mit den Worten der heiligen Schrift und im Ausdruck einer schwermüthigen Ironie. „Sie haben zuerst sich beschäftigt, ihre eigenen Kronen zu retten, nun werden sie sich beschäftigen, Frankreich zu zerstückeln und von seinen Provinzen unter sich theilen, was ihnen ansteht. Den übrigen kleinen Rest werden sie dem kleinen guten Manne lassen oder es mir zurückgeben, je nachdem sie das Eine oder das Andere ihrem Interesse angemessen finden werden. O ich kenne meine werthen Vettern!"

Es war die ungerechte Bitterkeit des Unglücks und der Verfolgung, die aus ihm sprach.

„Sire," entgegnete Virginie bekümmert, „Sie sehen Frankreichs Zukunft in sehr traurigen Farben."

„Madame," versetzte Ludwig XVIII., „Frankreichs Zukunft ist schrecklich, wenn es die Begebenheiten ruhig

abwartet; wenn es im Gegentheil eine energiſche Stellung annimmt, ſo wird man ſeinen Zorn fürchten und ihm gewähren, was es mit drohender Stimme fordert. Geſchieht dieſes für mich, ſo wird Alles gut gehen mit mir ſowohl, als mit denen, die mir gedient haben. — Kennen Sie Royer Collard?"

„Ja, Sire."

„Das iſt ein Mann von Kopf und Herz; ich kenne ihn ſeit langer Zeit und zähle auf ihn und Herrn von Chateaubriand."

„Sire, dieſer ergebene Legitimiſt hat mir beſonders aufgetragen, Ew. Majeſtät ſeine Treue zu verſichern."

„Sagen Sie ihm, daß ich ſeine Werke bewundere und daß ſie mich die Leiden meiner Verbannung vergeſſen machen. Herr von Chateaubriand iſt nach meiner Anſicht der größeſte Schriftſteller des Jahrhunderts. Nun aber ſagen Sie mir mit Ruhe und ohne Exaltation, die ich nicht liebe, wie ſtehen meine Angelegenheiten in Paris?"

Doch es gehört zu den Eigenheiten der Großen dieſer Erde, daß ſie lieber reden als reden hören. Ludwig XVIII. beſaß dieſe Eigenthümlichkeit in nicht geringem Grade. Ehe er geduldig anhörte, was ihm Virginie mitzutheilen hatte, kam er auf Talleyrand zu reden.

„Sie können glauben, Madame, ſeit der Kataſtrophe von Moskau war es leicht zu erkennen, daß die

feinen Köpfe der Diplomaten in der Meinung ſtanden, meine Lage werde eine andere Wendung erhalten; denn von allen Seiten näherten ſich mir Perſonen, auf die ich am wenigſten gerechnet hatte. Am lächerlichſten war mir die Annäherung des Fürſten Talleyrand, dieſes Porteus in der Politik, der mit jedem Regierungswechſel gleich dem Chamäleon eine andere Farbe anzunehmen weiß und ſich endlich erinnerte, daß ich auch auf der Welt ſei, wozu es ihm früher bei ſeinen vielen Geſchäften an Zeit gefehlt haben mochte. Alles war überraſcht, als ſein trefflicher Oheim, der Erzbiſchof von Rheims, der mein treuer Begleiter auf Spaziergängen iſt, plötzlich ein zärtliches Schreiben von ſeinem geiſtreichen Neffen erhielt, der bisher nie daran gedacht hatte, ihm zu ſchreiben; allein in den Flammen von Moskau war die Flamme der Blutsverwandtſchaft zu einer nie gekannten Stärke wieder erwacht."

Endlich kam Virginie dazu, dem Könige die Mittheilungen zu machen, die ſie beſtimmt hatten, die Reiſe nach Hartwell zu unternehmen, zu einer Zeit, wo ſehr viel Gewandtheit und Geſchick dazu gehörte, um von Paris nur nach Dover zu gelangen. Indeß der Herzog von Otranto, bekannter unter dem Namen Fouché, hatte ihr Päſſe gegeben, und indem er ſich ſtellte, als ſei er unbekannt mit ihren Abſichten, ſagte er zu ihr: Madame, ich weiß es, ſie reiſen nur in Familienange-

legenheiten nach Calais; aber Damen sind neugierig; sollten sie vielleicht das Gelüste bekommen, in dieser Zeit der Bewegung eine königliche Familie zu sehen, die möglicher Weise auf den französischen Thron zurückkehren könnte, so werden Sie dort sagen, daß die Bourbons in dem Eifer, womit ich dem Kaiser gedient habe, eine Bürgschaft finden möchten für den Eifer, womit ich Ludwig XVIII. dienen würde.

Indem Virginie dieses erzählte, schüttelte der König lächelnd den Kopf und sagte: „Eine Treue, die nur auf Selbstsucht beruhet, ist keine Treue; indeß werde ich mich ihres Egoismus bedienen müssen, um dem meinigen zu nützen."

Ähnliche Aufträge hatte Virginie von mehreren Bonapartisten erhalten, die unter der Hand den Bourbons ihre Dienste anboten; besonders aber rühmte sie den Eifer und die Anhänglichkeit der altadligen Familien.

„Die," unterbrach sie der König, „mit mir ihre verlornen Güter und Privilegien zurückerwarten werden. Ich werde mehr Mühe haben, mich meiner Freunde zu erwehren, als meiner Feinde. Frankreich hat jetzt andere Bedürfnisse und Verhältnisse, als vor zwei und zwanzig Jahren. Ich habe schon viel darüber nachgedacht und werde ihm eine Constitution geben, die es vor der Rückkehr der alten Mißbräuche bewahren wird, ohne den monarchischen Prinzipien zu nahe zu treten; indeß,

wie gesagt, es ist noch sehr die Frage, ob man mich zurückrufen wird."

Doch es gestattet der Raum dieses Werkes nicht, um die ganze Reihe und Kette der Intriguen und Bewegungen, die endlich Ludwig XVIII. auf den französischen Thron zurückführten, zu schildern, so viele interessante Scenen sich auch noch dem Berichterstatter von dieser Seite darbieten würden.

Es war genug, um anzudeuten, daß Ludwig XVIII. ein feiner, geistreicher Kopf war, der aufrichtig Frankreichs Wohlfahrt wünschte, der aber zu sehr von den Intriguen seiner Umgebungen geleitet wurde, zu ruheliebend und nachgiebig war, um seinen eignen, oft klügern Eingebungen zu folgen. Der bedeutendste Fehler seiner Restauration war wohl der, daß er den Herrn von Blacas — diesen hohlen, aufgeblasenen Mann — zum Minister machte und den Ansprüchen der zurückgekehrten altadligen Familien zu viel nachgab, um das Volk zu befriedigen, und zu wenig, um sie selbst zu ergebenen Freunden zu erhalten.

Man kennt die Macht der Ereignisse, welche die Bourbons auf den französischen Thron zurückführten.

Wir dürfen uns nun zum Herzog von Berry wenden.

Achte Abtheilung.

Der Herzog von Berry und Virginie. — Früherer Versuch, ihn in die Falle zu locken. — Ludwigs XVIII. Bedenklichkeiten. — Annäherung von Talleyrand und Fouché. — Anerkennung von Seiten des Prinz-Regenten und der verbündeten Mächte. — Einwirkung des Glücks auf den König und auf die Herzogin von Angoulême. — Besuche in Hartwell. — Besuch des Prinz-Regenten bei Ludwig XVIII. — Scenen in Paris. — Die Courtisanne. — Talleyrands Intriguen. — Virginiens Bemühungen für die Legitimität. — Der 31. März 1814. — Die erste Fahne der Bourbons. — Stimmung des Volks in Paris. — Graf Artois Einzug in Paris. — Amtliche Phrasen und Enthusiasmus. — Des Herzogs von Berry Rückkehr nach Frankreich. — Dessen Abenteuer in der königlichen Loge. — Gesinnungen der Bourbons, in Beziehung auf Frankreich. — Privatleben des Herzogs von Berry. — Feste im Lustschlosse Bagatelle. — Die arme Laura. — Die Unbekannte in den Salons von Bagatelle. — Zärtliches Verhältniß. — Ludwig XVIII. in St. Queen. — Die vier Kommandanten.

Der Herzog von Berry hatte Virginie in Hartwell gesehen. Ihr Geist und ihre Schönheit hatten einen lebhaften Eindruck auf ihn gemacht und selbst Virginie fühlte sich durch sein liebenswürdiges Wesen von ihm angezogen und gefesselt. In ihrem Herzen zündete die Aufmerksamkeit, womit sie der Herzog von Berry beehrte,

um so lichtere Flammen, als ja ohnehin schon ihre ganze Seele sich den Bourbons zugewendet hatte. Für den Herzog von Berry lag noch eine neue Fessel im Reiz des Geheimnisses. Ludwig XVIII. hatte aus kluger Rücksicht auf die aristokratischen Vorurtheile seiner Umgebungen ihr empfohlen, das Geheimniß ihres Namens und ihrer Stellung sorgfältig zu bewahren. Indem er sich merken ließ, daß er wisse, wer die schöne, geistreiche Fremde sei, zweifelte Niemand am Hofe zu Hartwell, daß sie wenigstens eine Herzogin vom ancien-regime sein müsse. Der Herzog von Berry hatte Gelegenheit gehabt, sie eine Viertelstunde allein zu sehen. Er war entzückt von ihrer Schönheit, wie von ihrem Geiste; besonders aber reizte ihn die geistige Feinheit, womit sie ihr Inkognito zu bewahren wußte, indem sie es ihm unmöglich machte, nur eine einzige indiskrete Frage deshalb an sie zu richten. Endlich mußte er sich begnügen, die Hoffnung auszusprechen, daß er sie in Paris wiedersehen werde.

„Monseigneur," antwortete sie sinnig, „man ist nicht immer erfreuet, im Glücke die Freunde des Unglücks wieder zu sehen; die Kluft, die mich jetzt schon von Ew. Hoheit entfernt, wird sodann nur desto größer werden."

„Das Herz," entgegnete der Herzog, „überfliegt jede Kluft."

„In dieſem Fall," verſetzte die feine Franzöſin, „müßte es ſehr leicht wiegen, und das darf man von einem Herzen nicht vorausſetzen, in dem ganz Frankreich wohnt und das doch Eigenthum einer Frau iſt, die Frankreich nie geſehen hat."

„O Madame, erinnern Sie mich nicht daran," rief er ſchmerzlich aus und entfernte ſich verſtimmt.

Eben ſo verſtimmt kam er in London bei ſeiner Familie an. Und in der That, es war ein bürgerliches Familienleben, das er dort führte. Eine ſchöne, milde, hingebende Gattin und zwei liebenswürdige kleine Töchter! Jetzt aber ſchien er ſich unglücklich zu fühlen.

Weder die Schmeichelei ſeiner Kinder, noch die Zärtlichkeit der armen Laura, die noch nicht ahnete, was ſie auf dieſem kurzen Beſuch ihres Gemahls in Hartwell verloren hatte, konnten ſeine Stirn entrunzeln. Vergebens forſchte das ſchöne, liebreizende Weib lange nach der Quelle ſeines Unmuthes. Wochen vergingen und er wiederholte ſeinen Beſuch in Hartwell.

Endlich hatte er einen Grund, den er ſeiner Gattin als Urſach ſeiner Verſtimmung angeben zu dürfen glaubte. Sein königlicher Oheim hatte wichtige Mittheilungen empfangen und darüber ſprach er ſich aus.

„Die verbündeten Mächte," erzählte er, „ſind in Frankreich eingerückt. Napoleons Herrſchaft naht ſich ihrem Ende. Alexander hat unſerm Könige geſchrieben:

Die Prinzen ihres Geblüts werden eingeladen werden, sich den Heeren der Verbündeten anzuschließen. Schon ist mein Bruder, Herzog von Angoulême, nach dem Süden von Frankreich abgegangen, um dort die Bewegungen zu Gunsten unseres Hauses zu leiten, und mein Vater, Graf Artois, befindet sich in diesem Augenblicke bereits in der Schweiz, an der Grenze Frankreichs; nur ich allein, der ich Frankreich liebe und die Gefahr nicht fürchte, soll am Kriege nicht Antheil nehmen, weil, wie mein allergnädigster Herr Oheim sich auszudrücken beliebt, auf meiner Person Frankreichs Zukunft beruhet."

„Mein hoher Freund," entgegnete Laura mit wehmüthiger Ahnung, „ich sehe voraus, das Glück Ihrer Familie wird das Unglück Ihrer Gattin sein; die Wiederherstellung des Thrones Ludwigs XVIII. wird Sie in die Nothwendigkeit einer standesmäßigen Vermählung setzen — ich werde sterben müssen, um einer Königstochter Platz zu machen."

Es lag ein unendlicher Schmerz im Ausdruck ihrer schönen Züge. Der Herzog fühlte das ganze Gewicht dieser Bemerkung. Er schlug die Augen nieder und schwieg.

„So lassen Sie uns denn," fuhr Laura fort, „die kurze Zeit, wo es mir vielleicht noch vergönnt ist, für Sie leben zu dürfen, als ein Geschenk des Himmels und der heiligen Jungfrau empfangen. Schon zu oft

hat uns Ihr ruheloser Eifer, Frankreichs Thron für Ihre Familie wieder zu gewinnen, das häusliche Glück gestört. Nun werden Sie doch bei mir und Ihren Kindern bleiben, bis ein mächtigeres Geschick Sie abruft?"

„Ich werde," entgegnete der Herzog von Berry, „nach Jersey zurückkehren, um den Küsten Frankreichs so nahe zu sein, daß ich nur einen Schritt über's Meer bedarf, um es zu erreichen, wenn der König mir erlaubt, den heiligen Boden zu betreten, dessen Krone — wenn Gott will — einst mein Erbtheil sein wird."

„Wenn nur nicht neue Täuschungen, wie im vorigen Jahre, diese Hoffnungen vereiteln."

„O damals," rief der Herzog, „war es Napoleon, der mir Fallen legte, um sich meiner, wie meines unglücklichen Vetters, des Herzogs von Enghien, zu bemächtigen. Es war ein gewandter Abenteurer, dieser Roman, der ohne Zweifel auf Bonaparte's Anstiften sich am Hofe zu Hartwell als Agent einer mächtigen Partei in Frankreich zudrängte und die Nachricht brachte, daß vierzigtausend Mann Franzosen, die, unzufrieden mit Napoleons Despotie, in der Normandie schlachtfertig bereit ständen, um auf Paris zu marschiren und den Thron des Usurpators umzustürzen, sobald nur ein französischer Prinz sich an die Spitze der Bewegung stellen würde. Was man hofft, das glaubt man nur zu leicht;

der Abenteurer fand mindestens bei den Umgebungen des Königs Glauben. Man gab ihm 24,000 Franken, um die Bewegung zu unterstützen und auf dringendes Bitten erlaubte mir der König, nach der Normandie abzugehen. Eben wollte ich das Schiff besteigen, das mich dort hinbringen sollte, als ich durch einen Courier vom Könige den Befehl erhielt, auf Jersey erst bestimmtere Nachrichten aus Frankreich abzuwarten. Diese erfolgten und es ergab sich, daß das Ganze ein Gewebe von Lügen und Intriguen war, um mich einem französischen Kriegsgerichte zu überliefern und damit" — fügte er leiser vor sich hin redend hinzu — „den letzten gesunden Stamm der französischen Bourbons zu vernichten."

Ein zuckender Schmerz und eine schnelle Röthe überflog die schönen melancholischen Züge der armen Laura und sie hatte Seelenstärke genug, die Thränen zu unterdrücken, die erst nach der Abreise ihres Gemahls an die Seeküste ungehindert und reichlich flossen.

Indeß herrschte am kleinen Hofe von Hartwell eine unglaubliche Aufregung. Jeder Tag brachte Neues. Eine Nachricht widersprach der andern. Man schwebte zwischen Furcht und Hoffnungen. So viel wußte die königliche Familie, daß die hohen Alliirten, besonders der hochherzige Kaiser Alexander, für ihre Person

die Wiedereinsetzung der Bourbons wünschten; aber man wagte nicht, dem französischen Volke gegenüber, eine entscheidende Stimme zu führen. Ludwig XVIII. konnte sich immer noch nicht überzeugen, daß diese Nation, die so eitel auf ihre Siege war, den Sohn Napoleons aufgeben würde. Eben so wenig ließ sich annehmen, daß Kaiser Franz von Östreich die Rechte seines Enkels und die Ansprüche seiner Tochter, mit Verläugnung aller persönlichen Gefühle, dem Frieden von Europa zum Opfer bringen werde. Man wußte endlich, daß in Paris eine mächtige Parthei für die Rückkehr der Bourbons thätig war. Der alte Adel und der Clerus, die dadurch nur zu gewinnen hoffen durften; die Großen, die Napoleons Thron umgeben hatten, die nur die Erhaltung ihrer Reichthümer und hohen Ehrenstellen erwarten durften, wenn sie sich schnell der aufgehenden Sonne zuwendeten; der wohlhabende Mittelstand, dem der Frieden um jeden Preis Bedürfniß war und die so leicht bewegliche Menge — Alles erklärte sich mehr oder weniger für die Bourbons.

In der Mitte März ging in Hartwell die Meldung ein — gleichzeitig vom Fürsten von Talleyrand und dem Herzoge von Otranto (Fouché), von diesen beiden gewandten Judasnaturen, — daß in Paris die geeigneten Maßregeln getroffen seien, um Ludwig XVIII. zum König von Frankreich auszurufen, sobald die Alliirten

Paris in Besitz nehmen würden. Talleyrand meldete zugleich, daß er sich thätig damit beschäftige, diesen großen Akt herbeizuführen. Fouché hatte durch geschickte Intriguen Mürat gegen Napoleon in Spannung gebracht und damit die Macht des Widerstandes verringert.

In Paris herrschten damals Kabalen aller Art, deren Schilderung viele Bände füllen würde. Die schöne, geistreiche Legitimistin, die wir oben kennen gelernt haben, spielte dabei nach ihrer Rückkehr von England keine geringe Rolle. Da sie mit den einflußreichsten Männern aller Parteien in der engsten Verbindung stand und als exaltirte Königsfreundin mehr als einmal ihr Leben auf's Spiel setzte, um wilde Volkshaufen für die Bourbons zu begeistern, so läßt sich denken, daß ihr Einfluß in jener bewegten Zeit bedeutender sein mußte, als der irgend einer andern Frau.

Während die Höflinge von Hartwell sich immer mehr ihren sanguinischen Hoffnungen hingaben, saß Ludwig XVIII. in seinem Lehnsessel, von der Gicht geplagt, die geschwollenen Füße mit Fellen umwickelt, und übte seinen Scharfsinn damit, daß er seinen Umgebungen die Gründe herzählte, welche eine Restauration der Bourbons unwahrscheinlich machten. Er rechnete dahin sogar die freundschaftliche Korrespondenz, die Kaiser Alexander mit der geschiedenen Kaiserin Josephine führte, mit diesem

edlen Opfer des politischen Ehrgeizes ihres Gemahls, das es nicht hatte erleben sollen, wie die Nemesis das Unrecht vergalt, welches er an ihr begangen hatte und das Unheil, womit er die Welt überzogen.

Um desto größer sollte seine Überraschung sein, als ein Brief vom Prinz-Regenten von Großbritannien ankam, der die Aufschrift enthielt: „An Se. Allerchristlichste Majestät, den König von Frankreich und Navarra."

Damit war Alles gesagt, was die Bourbons nur hoffen und wünschen konnten. Aus dieser Adresse ließ sich auf die Anerkennung von Seiten des Königs von Großbritannien schließen und dieser mußte die Anerkennung der verbündeten Mächte vorausgegangen sein, welche wieder die Zustimmung der französischen Nation voraussetzen ließ.

Die Souveraine hatten bei ihrem Einzuge in Paris die Lilien und weißen Fahnen vor zahllosen Fenstern entfaltet gesehen. Sie sahen viele Männer mit weißen Kokarden geschmückt. Die Thronentsagung Napoleons war eingegangen und der Senat hatte sich unter Bedingungen, die ihm den Genuß seiner Stellung und Renten sichern sollten, im Namen Frankreichs für die Rückkehr der Bourbons erklärt. Die Kabinette Europa's hatten diesem Volkswillen ihre Zustimmung gegeben und im Augenblicke, als Ludwig XVIII. in seinem Sorgen-

stuhle zu Hartwell noch zweifelte an seinem Glücke, hatte es ihn schon getroffen.

Eine so überraschende Wendung seines Geschicks mußte erschütternd auf ihn einwirken. Fast hätte Ludwig XVIII. die Krone des heiligen Ludwig und Heinrichs des Vierten nicht auf seine Stirn drücken können. Er hatte Seelenstärke genug gehabt, sein Unglück zu tragen; aber das Glück hätte ihn fast niedergeschmettert. Fast ohnmächtig werdend, sank er bei dem Anblick jener Adresse auf seinen Sessel zurück. Ein Schlagfluß drohte dem kostbaren Leben ein Ende zu machen in dem Augenblick, als es eine höhere Bedeutung gewonnen hatte. Man lief und schrie nach dem Pater Elisäus, der als Wundarzt dem Könige eine Ader öffnen sollte; aber ehe er herbeigeschafft werden konnte, hatte ein Thränenstrom den Erstickungsanfall seiner Brust gehoben und die Herzogin von Angoulême war die Erste, die, vor seinen Füßen niederknieend, dem anerkannten Könige von Frankreich ihre Huldigung darbrachte.

Diese edle Frau war überhaupt gefaßter, als alle Andere. Sie war so wenig an Glück gewöhnt und hatte schon so viele Thränen in ihrem Leben vergossen; auch dieses Glück, das sie noch erleben sollte — diese Genugthuung für so viel Schmerz — sollte ihr nicht ohne Wehmuth zu Theil werden. Sie gedachte des Blutes ihres Vaters und ihrer Mutter, das jenes Frankreich

vergossen hatte, auf dessen Thron sie nun zurückkehren sollte. Sie suchte die Einsamkeit, um Gott zu danken und die Bitte ihrer Kindheit zu erneuen, daß er den Mördern ihrer Eltern vergeben möge.

Hartwell war damals nicht groß genug, um die Menge der Glückwünschenden zu fassen, die sich von allen Seiten herandrängten.

Ludwig XVIII. empfing sie als König mit der gehörigen Etikette und Grandezza. Hunderte von Briefen aus Paris liefen ein, mit Ergebenheits-Adressen von ehemaligen Anhängern Napoleons. Man schrieb und versicherte ihm, daß man ihm stets zugethan gewesen sei und daß, indem man für Bonaparte thätig sich bewiesen, er es gewesen sei, dem man dadurch habe Dienste leisten wollen. Unter diesen, die ihre Ergebenheit versicherten, befanden sich fast alle Marschälle Napoleons und viele Großwürdenträger seines Hofes.

Egoismus, Falschheit und Niederträchtigkeit des Charakters stritten um die Ehre, den gefallenen Begründer ihres Glückes im Unglück zu verlassen und dem zu schmeicheln, den sie bis dahin verachtet oder verfolgt hatten.

Ludwig XVIII. war zu klug, um sich täuschen zu lassen über die wahren Gesinnungen dieser neuen Freunde. „Im Glück," sprach er lächelnd zu der Herzogin von

Angoulême, „fehlt es niemals an Freunden. Man kann übrigens nicht ärger übertölpelt werden, als wenn man bereit ist, sich hintergehen zu lassen."

Bald darauf traf der Prinz-Regent mit Cortège persönlich in Hartwell ein, um Ludwig XVIII. seinen Glückwunsch abzustatten.

Wie war nun Alles verändert! Den armen verbannten König hatte man nicht sehen wollen, man hatte ihm Almosen zugeworfen und sich seiner Nähe geschämt. Jetzt — wie anders?!

Der Prinz-Regent, nachmals König Georg IV., wurde nicht mit Unrecht der erste Gentleman seines Reiches genannt. Von keinem Andern wurde er an Anstand und feinem Takt erreicht. Er war bekanntlich wohlbeleibt, doch ohne so unförmlich zu sein, wie Ludwig XVIII., den die spottenden Franzosen einen Elephanten nannten. Zwar hatte er damals schon jene vollen, herabhängenden Wangen und das doppelte Unterkinn; aber seine Züge waren noch immer eben so schön zu nennen als anmuthig. Mit der elegantesten Manier und einem Ausdruck von Herzlichkeit umarmte er Ludwig XVIII.

„Sire, mein Herr Bruder," sprach er, „was könnte Ew. Majestät am angenehmsten sein?"

„Nach Paris zu gehen," entgegnete der König von Frankreich, indem er nach dem bekannten französischen Couplet hinzusetzte: „Où peut on être mieux

qu'au sein de sa famille? — wo fühlt man sich glücklicher als in seinem Hause?

Die Scenen in Paris zur Zeit jener großen Katastrophe waren zu merkwürdig gewesen, um nicht unsere Leser bitten zu dürfen, noch einen Blick darauf zu werfen. Zudem dürfen wir auch nicht ganz die schöne und geistreiche Courtisanne aus den Augen verlieren, die bald auf das Geschick des Herzogs von Berry keinen geringen Einfluß gewinnen sollte.

Die Russen und Preußen, von ihren Monarchen angeführt, befanden sich vor den Thoren von Paris. Napoleon hatte dort nur eine schwache Besatzung zurückgelassen und die Häupter der Regentschaft, die er ernannt hatte, erwarteten nur den ersten Kanonenschuß. Sie waren voll Angst und Sorgen um ihre Zukunft. Der listige Fürst Talleyrand, der sie wie Alte in der Komödie behandelte, suchte sie nicht zu beruhigen, sondern mit der ihm eigenen Gewandtheit, die sich nach jedem Verhältnisse zu richten weiß, durch lügenhafte Vertraulichkeiten und verlockende malitiöse Rathschläge in immer neue Verlegenheiten zu stürzen, nur um sich ihrer völlig bemächtigen zu können. Indem er sich bei dem Kaiser Alexander und dem Fürsten Metternich einzuschmeicheln wußte, gab er sich bei jenen Leuten den Schein, daß er Alles vermöge.

Es handelte sich jetzt darum, die Brüder des Kaisers, Joseph und Jerome, über ihr Geschick zu täuschen, und sie wurden getäuscht. Es galt darauf, den jungen König von Rom um die hohe Bestimmung zu betrügen, die ihm in seiner Wiege prophezeihet war — und er wurde um den Anspruch auf eine Kaiserkrone betrogen. Es galt endlich zum ersten Male, dem Kaiser nicht zu gehorchen und Marie Louise, die als Tochter des Kaisers von Östreich den Bourbons noch gefährlich werden konnte, wenn sie in Paris blieb, zu entfernen — und sie wurde bewogen, zu entfliehen.

Welche Hoffnungen, Pläne und Intriguen durchkreuzten sich damals in Paris! — Kein Ziel war zu hoch, kein Mittel zu niedrig.

Die Abreise der Kaiserin war beschlossen. Der Fürst von Benevent, der mit Madame Virginie in Verhältnissen stand, die ihn mehr zu dem Sklaven ihres Willens als umgekehrt machte, ließ ihr sagen, jetzt sei es Zeit, für die Bourbons zu wirken. Sie möge den Mitgliedern des Erhaltungs-Senats, die zu ihren Verehrern gehörten, einen Besuch machen und suchen, sie für das Projekt, Ludwig XVIII. auf den Thron zu heben, zu gewinnen.

Zuerst besuchte sie den Baron von Lanjuinais, der sonst ein guter Bürger war, aber jetzt den Kopf verloren hatte und nicht wußte, was er in dieser seltsamen Lage

thun oder lassen sollte. Virginie gab ihm erst die Idee, welche später der ganze Erhaltungs-Senat adoptirte — nämlich die Bourbons wieder auf den Thron von Frankreich zurück zu berufen.

Sie besuchte noch eine Menge anderer Personen, die wir hier nicht nennen könnten, ohne sie eben so schnell wieder verschwinden zu lassen, als wir ihre Namen heraufbeschwören würden. Überall fand sie einen außerordentlichen Überdruß am gegenwärtigen Zustande der Dinge und eine lebhafte Begierde, ihn zu ändern; überall dieselbe Ängstlichkeit und Unentschlossenheit — und den begeisterten Reden dieser Frau gelang es, nicht wenige dieser schwankenden Gemüther für die Bourbons zu gewinnen.

Am 30. März stürzte ein Herr von Vauvieux in ihr Zimmer. „Nun wohlan," rief er, indem er einen royalistischen Bruderkuß auf ihre Wange drückte, „sie sind fort! Es ist Niemand hiergeblieben, als Meister Joseph *), der nicht säumen wird, den Andern nachzufolgen. Dann gehört uns der Platz. Auf, meine schöne Virginie! Es lebe der König! nieder mit dem Kaiser!"

Dann kam ein Anderer dazu, der Herr Sasthène de la Rochefoucauld, damals noch ein sehr liebenswür-

*) Bruder Napoleons, König von Spanien.

diger, feiner und prunkloser junger Edelmann, der, arm wie er war, sich mehr darum bemühte, Gönner zu finden, als selbst den Beschützer zu spielen. Damals hatte ihn das Glück, das er unter der Restauration erreichte, noch nicht eitel gemacht. Man sah noch keinen Türken hinten auf seinem Kabriolet stehen und er trug noch keine kanariengelbe Beinkleider. Dieser junge Kavalier erzählte nun mit großer Lebendigkeit, daß der Herzog von Ragusa kapitulirt habe, daß Paris geräumt werden solle, daß er eben zu der Flucht Josephs beförderlich gewesen sei, und unmittelbar hinterher traten noch mehrere andere junge und alte Brauseköpfe ein und sie gaben sich alle die Hand darauf, daß am folgenden Tage, als dem 31. März, beim Einzuge der Monarchen zu Gunsten des Königs Ludwig XVIII. losgebrochen werden solle.

Die eifrige Royalistin durchlief darauf, in einen ungeheuren Pelz gehüllt, am Arme eines Freundes, die verschiedenen Stadtviertel, um den Geist des Volks kennen zu lernen. Nur eine Französin besitzt solchen Unternehmungsgeist und nur in Paris konnte eine Frau von ihrem Rufe solchen Einfluß gewinnen.

Überall fand sie eine finstere Bestürzung, das Ergebniß der Ungewißheit. Aber nichts von allen Äußerungen, die sie hörte, war der Krisis, die sie wünschte, ungünstig.

Sie begegnete Herrn von Lavibois, der, durch ein falsches Gerücht verleitet, für die Rückkehr des Kaisers zitterte.

„Ich habe," rief er, „mich schon zu sehr kompromittirt, um nicht das Äußerste fürchten zu müssen." Virginie beruhigte ihn darüber, so wie auch viele Andere, die in einer Zeit von vierundzwanzig Stunden drei oder vier Mal die weiße Kokarde aufgesteckt und eben so oft wieder abgenommen hatten.

Abends 11 Uhr erhielt sie noch zwei Billets; das eine von Cambacérès, das andere von Talleyrand. Beiden politischen Wetterfahnen war sie durch ihren Besuch beim Könige in Hartwell und durch die Aufnahme, die sie dort gefunden hatte, eine wichtige Person geworden.

Der ehemalige Konsul Cambacérès schrieb ihr, er wolle glauben, daß sie ihm nöthigenfalls Gerechtigkeit widerfahren lassen und vergessen würde, wie er ihr gedient habe. (Er hatte sie nämlich früher unter Napoleons Regierung als verdächtige Royalistin verfolgt.) Der Andere dagegen, Talleyrand, zeigte ihr an, daß die Senatoren, die sie besucht habe, geneigt seien, für die Bourbons zu handeln. Er forderte sie auf, nur noch zu Zweien zu gehen, die sich noch immer vor der Möglichkeit einer Rückkehr Napoleons fürchteten.

In dieser Nacht ging Virginie nicht zu Bett. Sie wäre am Liebsten überall gewesen, um allen Herzen

jene Gluth für die Bourbons einzuflößen, die sie selbst beseelte. Sie war jedoch nicht ohne Unruhe und zitterte, daß das Volk, plötzlich erwachend aus seiner Lethargie, die Freunde des Königthums opfern könne.

Mit Tagesanbruch begab sie sich zum Grafen Cornet, der einer der einflußreichsten Senatoren war. Er fragte sie zitternd: „O Virginie, welchem Zufall habe ich das Glück Ihres Besuchs zu danken?"

„Nun ich komme, Herr Graf," entgegnete sie, „mich über das große Ereigniß zu freuen, welches sich vorbereitet. Der Thron des heiligen Ludwig wird wieder in seinem alten Glanze erscheinen!"

„Das wolle Gott! — aber ich fürchte, der Teufel mischt sich drein!"

„Man erwartet von Ihnen, Herr Graf, eine große Kraftäußerung. Man schmeichelt sich, daß Sie einer der Ersten sein werden, die Ludwig XVIII. proklamiren."

„O ja, gewiß, Madame, sobald die Verbündeten ihn uns zuführen werden."

„Gewiß werden sie das!" rief Virginie mit Wärme. „Der Herr Graf von Artois ist in Nancy, der Herr Herzog von Angoulême in Bordeaux, der Herzog von Berry wird im nächsten Augenblick landen. Der König wird dann als Vierter kommen, wenn er Ihrer Unterstützung gewiß ist."

„Er erzeigt mir viel Ehre, Madame," sprach der Graf in peinlichster Verlegenheit und rieb sich die vor lauter Angst kalt gewordenen Hände. „Wenn aber der Kaiser den Verbündeten den Rückzug abschneidet, so wird sich unsere Lage auf eine seltsame Weise verwickeln und alsdann, bei meiner Treue, laufen wir Gefahr, noch mehr zu verlieren, als unser Geld!"

Darauf versprach der Graf, so zu handeln, wie seine Kollegen handeln würden und sich auf die Seite der Majorität zu halten, da er sicher sei, mit dieser immer den Rücken frei zu haben.

Von dort begab sich Virginie zu einem andern Senator, wurde aber von dem Ängstlichen, der ihre Absicht kannte, nicht vorgelassen.

So waren damals die meisten der einflußreichen und hochgestellten Männer, voll Furchtsamkeit und niedrigem Egoismus und das war der Enthusiasmus, womit die Bourbons zurückverlangt wurden, daß Jeder zunächst an sich selbst dachte.

Virginie aber, in ihrem royalistischen Eifer, durchfuhr die Straßen von Paris in einer offenen Kalesche und rief: „Es lebe der König!" — indem sie weiße Kokarden vertheilte.

Der denkwürdige Tag, der 31. März 1814, war angebrochen. Man war in Frankreich des Militär-

despotismus, war des militärischen Rufs gleich überdrüssig. Das Volk war dahin gekommen, wie der Esel in Lafontaine's Fabel zu denken: „Will man denn Last und Sattel mir verdoppeln?" Es verhielt sich neutral bei diesem Kriege zwischen dem Herrn und den Verbündeten.

Gegen 9 Uhr erschien Herr von Vauvieux auf dem Platz Ludwigs XV., um dort die Proklamation des Fürsten Schwarzenberg vorzulesen und begleitete diese Vorlesung mit dem Rufe: „Es lebe Ludwig XVIII.!"

Mehrere Edelleute vereinigten ihren Ruf mit dem seinigen, doch noch verhielt sich die Menge schweigend. Man wagte weder einzustimmen noch zu widersprechen. Die Pariser hatten zu wenig Sympathie für die verbannten Bourbons und fürchteten noch immer die Polizei Napoleons. Es herrschte in der That eine dumpfe, schauerliche Stille, wie die auf dem Meere vor dem Ausbruch eines Orkans.

Noch wußte man nicht, wohin dieses führen würde; da sprach eine schöne Frau mit dringender Lebhaftigkeit zu ihrem Begleiter, dem Grafen Thibaut de Montmorency: „Um des Himmels willen, nicht durch Worte, nicht durch Geschrei kann man das Volk enthusiasmiren. Ein in die Augen fallendes Zeichen würde weit bessere Wirkung machen. Wenn wir nur eine weiße Fahne hätten!"

„Ein göttlicher Einfall, schöne Virginie!" — rief Herr von Montmorency und band ein weißes Schnupftuch an das eine Ende seines Stocks. Und so hatte der glückliche Einfall einer legitimistischen Courtisanne und die gemachte Exaltation eines Edelmanns, an dem nichts Bedeutendes war, als ein historisch berühmter Name, das erste königliche Banner zu Paris entfaltet, dem sich der Pariser Pöbel anschloß, um in stets anwachsender Menge nach den Boulevards zu ziehen.

Doch hörte man noch keinen weitern Ruf zu Gunsten Ludwigs XVIII.

Wenige Stunden später berauschte der großartige Anblick der einziehenden Sieger das Volk. Die Stimme der Beschämung schwieg und Neugier war das einzige rege Gefühl der Pariser. Besonders die Damen von Paris schwärmten einige Tage für die Sieger und trugen ihre Begeisterung für das große Ganze auf jeden Einzelnen, fast auf jeden Soldaten über. Die Legitimisten und Abtrünnigen von Napoleon drängten sich huldigend und sich einschmeichelnd um die Kabinette der Verbündeten und am Ende war das große Problem gelungen, Ludwig XVIII. auf den Thron von Frankreich zurückgerufen zu sehen.

Der Graf von Artois, der schon seit einiger Zeit den verbündeten Heeren gefolgt war, hielt am 12. April

1814 — noch vor seinem königlichen Bruder — seinen Einzug in Paris.

Ludwig XVIII. hatte ihn mit der Würde seines General-Lieutenants bekleidet und in dieser Eigenschaft, als Stellvertreter des Königs, hatte er die Konvention mit den Alliirten abgeschlossen, welche den Bourbons den Weg zur Rückkehr in ihre Staaten bahnen sollte, indem sie zugleich Frankreich verkleinerte und die Festungen den Alliirten öffnete. Durch diese Konvention aber war den Bourbons mehr Liebe der Franzosen entzogen, als gegeben. Indeß der Graf von Artois hatte bei dieser Gelegenheit sein früheres ritterliches Wesen so weit als möglich wieder angenommen und wußte damit die leichtsinnigen Franzosen zu gewinnen.

Fünfhundert Grenadiere der Pariser Nationalgarde waren ihm bis Livry entgegengezogen.

„Meine Kinder," redete er sie an, „Ihre Leiden haben nun ein Ende. Unsere einzige Sorge geht nun dahin, daß Sie sie ganz vergessen. Ihre Uniform ist die einer großen Anzahl guter Franzosen. Ich selbst habe keine andere bei meinem Einzuge in Paris."

Die Grenadiere umgaben ihn mit Begeisterung und er schloß einige derselben in seine Arme. Dann ließ Monsieur ein weißes Band bringen, schnitt ein Ende davon ab und knöpfte es sich ins Knopfloch. Darauf ließ er solche Bänder an die Nationalgarde

vertheilen, als ein Erkennungszeichen royalistischer Gesinnungen.

„Meine Kinder," sprach er dabei, „wir haben alle die nämlichen Gesinnungen; so wollen wir denn auch die nämliche Farbe tragen, welche die des Königreichs ist."

So entstand die Dekoration der Lilien, dieses alten Wappens von Frankreichs, unter der Dynastie der Bourbons.

Ein langer Zug von Deputirten, Marschällen, Generalen und Mitgliedern der provisorischen Regierung bewegte sich vom Palast der Tuilerien aus, ihm entgegen und empfing ihn an der Barriere von Bondy. Offizielle Reden und Gegenreden, von denen bald alle Zeitungen widerhallten, bildeten bei dieser Gelegenheit jenen offiziellen Enthusiasmus, hinter dem sich so oft der Egoismus versteckt.

Ein wenig vor Ein Uhr erschien Monsieur an der Barriere, umgeben von einer Gruppe von französischen Marschällen und mehreren Großbeamten seines Hauses. Gegen die reichgestickten Uniformen der napoleonischen Großwürdenträger, die wenigstens eine weltgeschichtliche Bedeutung hatten, spielte der oft ärmliche, meistens sehr veraltete Aufzug der zurückkehrenden Emigranten mit ihrem Stolz, ihren Anmaßungen und ihrer Armuth eine seltsame Rolle.

Auf die Anrede des provisorischen Gouvernements antwortete Monsieur mit vieler Bewegung. Er sprach am Schlusse die schöne Phrase: „Jetzt weiter keinen Zwiespalt. Der Friede und Frankreich. Ich sehe es endlich wieder und finde nichts darin verändert, als daß nun ein Franzose mehr darin ist."

Das aber eben war das Unglück für Frankreich, so wie für die Bourbons, daß diese verblendet genug waren, die ungeheuren Umwälzungen in allen Verhältnissen und Ideen, die seit dreißig Jahren in Frankreich vorgegangen waren, nicht sehen oder wenigstens nicht anerkennen zu wollen.

Wer seine Zeit nicht begreift, muß nothwendig in ihren Bewegungen untergehen.

Der Ruf: es lebe der König! es leben die Bourbons! war die Antwort auf diese Rede.

Man muß gestehen, die Franzosen sind vielseitige Lebemänner. Mit derselben Leichtigkeit ließen sie, nachdem sie den König vom Leben zum Tode gebracht hatten, die Republik, den ersten Konsul, den Kaiser und jetzt wieder die Bourbons leben, um später einen Orleans als König leben zu lassen. — Derselbe Mund eines Präfekten, der kurz zuvor Napoleon die niedrigsten Schmeicheleien gesagt hatte, erschöpfte sich jetzt an der Spitze des Municipalcorps von Paris in schönen Redensarten zu Gunsten der Bourbons. Man hörte dabei

offizielle Phrasen, wie: „Nach zwanzig unglücksvollen Jahren erblickt ganz Frankreich mit Entzücken die erhabene Familie wieder, welche acht Jahrhunderte hindurch dessen Ruhm und dessen Glück sicherte.“ Ferner: „Ganz Frankreich seufzt nach der Rückkehr seines Königs, u. s. w. —“

„Monsieur hörte diese Rede mit rührender Güte an, welche einen Sohn des großen Heinrichs charakterisirt,“ so meldeten damals dieselben Zeitungen, die sechszehn Jahre später triumphirten, daß die Nation denselben Fürsten zu allen Teufeln gejagt habe.

Wie schnell verraucht oft der wahre Enthusiasmus — wie weit schneller aber verhallte die gemachte hohle Begeisterung, womit damals Frankreich sein Königthum zurückempfing!

Nichts aber ist so ansteckend, als der Enthusiasmus. Da einmal der Anstoß dazu gegeben war, so ließen Tausende sich hinreißen durch die Aufregung des Augenblicks. Bald schwindelte der ganzen Bevölkerung von Paris. Thränen der Freude begleiteten den Ruf: es lebe der König! — es lebe Monsieur! — es leben die Bourbons!

Der Prinz hielt vor der Kirche von St. Leu, in der Straße St. Denis, an, wo die Geistlichkeit des Kirchspiels ihn an der Pforte des Gotteshauses erwartete und sofort den Psalm: „Exaudiat“ anstimmte. Mon-

sieur nahm den Hut ab, faltete die Hände über dem Hals seines prächtigen weißen Pferdes und betete andächtig mit.

Die magere Gestalt des Grafen Artois war fast schlotternd bekleidet von der Uniform der Nationalgarde, und dekorirt mit der Platte des Kreuzes des heiligen Ludwig, so wie mit der großen Ordenskette des heiligen Vließes geschmückt.

Es war beinahe drei Uhr, als der Zug des Prinzen, begleitet von einer ungeheuren Menschenmenge, bei der Kirche Notredame eintraf.

Die Kirche, die man aus Mangel an Zeit nicht hatte kostbar ausschmücken können, bot indeß durch die Versammlung der ersten Notabilitäten Frankreichs eine Pracht dar, die über allen Schmuck erhaben war. In den Plätzen auf dem hohen Chore waren alle in Paris anwesende Kardinäle, Erzbischöfe und Bischöfe versammelt und im obern Theile des Schiffes der Kirche befanden sich die Haupt-Staatskörper und eine große Anzahl von Generalen und Offizieren, sowohl Franzosen als Ausländer. Alle Räume der schönen Kirche waren mit Zuschauern überfüllt, die endlich den Prinzen mit einem lärmenden Zujauchzen empfingen.

Die Domherren im großen Mantel hatten Monsieur am Haupteingange erwartet. Man nahm ihn unter einem Thronhimmel auf. Der Abt von Lancyre

hielt eine Anrede voll schöner Floskeln an ihn, worin natürlich die Versicherung nicht fehlen durfte, daß man sich glücklich schätze, die Huldigung der Gesinnungen zu den Füßen eines so würdigen Abkömmlings Heinrichs IV. niederzulegen.

Dieser arme Heinrich IV. mußte überhaupt damals viel herhalten, um die Restauration der Bourbons mit dem Nymbus der Geschichte zu bekleiden.

Der Prinz hielt wieder eine prächtige Rede, von der man jedoch wenig mehr verstehen konnte, als am Schlusse derselben die schöne Phrase: „Der König kann nur dann glücklich sein, wenn es sein Volk sein wird."

Der Baron Cramayels, der die Stelle eines Cermonienmeisters vertrat, führte den Prinzen zu einem Lehnstuhl, der nebst Betpult unter einem Thronhimmel mitten im Chore angebracht war. Dort nahm der Prinz Platz, umgeben von seinen Beamten und Almosenieren. Hinter dem Lehnstuhl von Monsieur stellten sich die Mitglieder der provisorischen Regierung auf, zur Seite die Marschälle von Frankreich und die Kommissarien für die Ministerial-Departements. Vor dem Lehnstuhl von Monsieur standen die Cermonienmeister, und über diese Scene berichtete der offizielle Moniteur: „Der Enthusiasmus, wovon alle Franzosen begeistert waren, theilte sich schnell den russischen, östreichischen,

preußischen, englischen, spanischen und portugiesischen Offizieren und Diplomaten mit (man denke sich einen diplomatischen Enthusiasmus!)." „Mehrere vergossen Thränen der Freude," hieß es weiter. „Es schien, als wenn ganz Europa, welches hier durch die Elite der französischen und fremden Krieger und Staatsmänner vertreten war, in diesem Augenblick den Frieden beschwor, dessen Wohlthat die tiefen Wunden Frankreichs heilen sollte. Alle Diener des Prinzen näherten sich ihm, in Thränen schwimmend, küßten ihm die Hände und ein Blick von Monsieur machte alle die von ihnen erduldeten Leiden wieder gut.

Die Domherren hatten sich indeß an den Hochaltar begeben. Ein stark besetztes Orchester und Sängerchor führte ein Te Deum auf und darauf folgte das: „Domine salvum fac Regem!" von allen Chören und allen Stimmen wiederholt.

Der Prinz blieb länger als eine Viertelstunde auf seinen Knieen liegen und folgte, mit seinem Gesangbuche in der Hand, dem Kirchengesange in der tiefsten religiösen Bewegung.

Dieser Moment war ohne Zweifel der schönste in der ganzen dramatischen Scene, die im übrigen so viel Lüge und Heuchelei oder hohle Exaltation enthielt; denn es läßt sich wohl denken, wie tief ein Prinz bewegt sein mußte, der so viele Jahre in der Armuth und

Verbannung gelebt hatte und nun, zurückgekehrt in die Heimath seiner Jugend, an die Stufen des Thrones seiner Väter, mit königlichen Ehren überschüttet und mit einem Enthusiasmus begrüßt wurde, den er für den Ausdruck der Gesinnungen der ganzen Nation halten mußte. Solche große Momente müssen am Ende auch das schon halb erstorbene Herz des kältesten Weltmanns durchdringen. Vielleicht war in diesem Augenblicke der Prinz selbst mehr gerührt, als ganz Frankreich! —

Als die Cermonie beendigt war, wurde der Prinz unter einem seidenen Thronhimmel, der über seinem Haupte getragen wurde, aus der Kirche geführt und die Akklamationen waren womöglich noch lebhafter, als bei seinem Eintritt. Darauf stieg Monsieur wieder zu Pferde und derselbe Zug, der ihn an der Barriere der Stadt empfangen hatte, führte ihn bis in das Palais der Tuilerien, unter dem lebhaftesten Zujauchzen des Volkes.

Im Augenblick der Ankunft des Prinzen im Palast, wurde die weiße Fahne auf der Kuppel des mittlern Pavillons aufgezogen und das geschah unter dem Freudengeschrei einer unermeßlichen Volksmenge, welche den Garten der Tuilerien füllte.

Überhaupt hatte Paris an diesem Tage so viel Enthusiasmus konsumirt, daß sich bezweifeln ließ, ob

davon für die andern Prinzen des Hauses und den König selbst noch viel übrig bleiben würde.

Man erzählte sich eine Menge Anekdoten und Charakterzüge von Äußerungen des Prinzen bei dieser Gelegenheit, die für den ritterlichen Sinn desselben zeugen sollten. So z. B. als eine alte Frau, immer neben seinem Pferde hergehend, in ihrem Enthusiasmus die vergangene und die jetzige Zeit durcheinander werfend, rief: „es lebe der König! — es lebe der Kaiser! — es lebe Monsieur! — es lebe der König von Rom! — da antwortete er ihr lächelnd: „Ja, meine Gute, Jedermann muß leben!"

Und in dem Augenblick, als der Prinz das Schloß der Tuilerien betrat, sprach er: „Es gewährt mir Vergnügen, mich in dem Schlosse meiner Vorfahren ausruhen zu können, und" — fügte er darauf mit Anmuth gegen seine Umgebungen, die meistens Marschälle und Generale Napoleons gewesen waren, hinzu — „und auf Ihren Lorbeeren, meine Herren!"

„Auf fremden Lorbeeren zu ruhen," sagten Spötter, „macht allerdings mehr Vergnügen, als es Ehre bringt."

Als endlich der Prinz seine Gemächer betrat, äußerte man ihm, daß er ermüdet sein würde. „Wie," antwortete Monsieur, „sollte ich an einem Tage wie der heutige ermüdet sein, dem ersten glücklichen, den ich seit fünfundzwanzig Jahren gehabt habe?"

Endlich hatte der Herzog von Berry vom Könige Erlaubniß erhalten, den französischen Boden zu betreten. Nichts glich der Lebhaftigkeit der Ungeduld dieses feurigen Prinzen. Nachdem er sechs Wochen lang auf dem Kriegsschiffe Eurotas, das bei Jersey vor Anker lag, diesen glücklichen Augenblick erwartet hatte, durfte er endlich am 13. April — am Tage nach dem Einzuge seines Oheims, des Monsieur de France, in Paris — das Land seiner Väter betreten.

Es war in Cherbourg, wo dieser Prinz zum erstenmale wieder, seit vielen Jahren der Verbannung, französischen Boden unter seinen Füßen fühlte.

Durchdrungen von einer mächtigen Rührung und edlen Bewegung des Gemüths, rief er aus: „Franzosen, wir bringen Euch nur Vergessenheit des Vergangenen!"

Aber dieser Ausruf, der aus so schöner Bewegung hervorgegangen war, machte unter der zahlreich versammelten Menschenmenge den ungünstigsten Eindruck. — „Wie," rief Einer dem Andern zu, „diese Bourbons, die froh sein müssen, daß wir Franzosen ihnen die Verschwendung und das Sittenverderbniß der Ludwige verziehen haben, wollen uns, die wir in unserm Rechte waren, indem wir uns gegen den Despotismus auflehnten, wie Verbrecher begnadigen?"

Indeß bald machte seine Persönlichkeit einen günstigen Eindruck auf das Volk. Er hatte etwas soldatisch Derbes und Freimüthiges in seinem Wesen, das den Franzosen gefiel. Seine Gestalt, nicht groß, aber kräftig, verrieth eine Gesundheit, die Frankreich die Erhaltung der zurückkehrenden Dynastie versprach.

Abermals hielt er eine Rede in Rouen; jedoch er hatte kein Rednertalent und jeder Sturm dieser Art, den er auf die Herzen der Franzosen machte, schadete ihm wieder an seiner Popularität.

Eine lange Proklamation, die der Prinz erließ, machte einen noch ungünstigern Eindruck. Man wußte, daß Ludwig XVIII. es liebte, viel zu reden, und da immer wieder in jener Proklamation das fatale Wort: „Vergessenheit des Vergangenen" vorkam, kühlte sich der Enthusiasmus, womit man Monsieur empfangen hatte, so merklich ab, daß er sich unangenehm dadurch berührt fühlen mußte.

In der That sind es oft kleine Taktlosigkeiten, die dem Menschen in der Meinung der großen Welt mehr schaden, als große Versündigungen gegen die Moral, wenn diese nur mit gewissen Rücksichten auf die Dehors begangen werden.

Am 21. April 1814, bei seinem Einzuge in Paris, hielt dieser Prinz abermals eine Rede an die Behörden, die ihn an der Barrière von Glichy empfingen.

Bei seinem Eintritt in die Tuilerien veranlaßte er eine andere Scene. Nachdem er seinen Vater, den Grafen von Artois, umarmt hatte, wendete er sich zu den Marschällen, die ihn begleiteten, und warf sich in ihre Arme.

„Mich drängt es," rief er ihnen zu, indem er sie an sein Herz drückte, „Ihnen die Gefühle mitzutheilen, die ich für Sie empfinde."

Und am Abend sagten mehrere Generale, die er am Morgen umarmt hatte, gegen Andere: „Was will er von uns? er kann und darf uns nicht lieben, denn er hat gegen uns gekämpft."

Und sie hatten recht. Der Prinz liebte sie nicht und konnte sie nicht lieben.

An demselben Abend hatte der Herzog von Berry noch ein seltsames kleines Abenteuer. Er erschien mit seinem Vater, dem Grafen Artois, in der königlichen Loge des glänzend erleuchteten Hauses. In demselben Augenblicke rollte der Vorhang empor. Ein donnerndes „Vive le Roi! — vive Monsieur de France und vive le Duc de Berry!" begleitet von einer Fanfare von Trompeten und Pauken, empfing die Prinzen. Alles hatte sich erhoben und die Prinzen verneigten

sich, wie das in der Ordnung war; aber der Herzog von Berry hatte einen Blick auf die Bühne geworfen, dort war ein Chor Bajaderen erschienen, das sich in anmuthigen Stellungen um ihre Oberpriesterin gruppirte. Diese verneigte sich tief gegen die königliche Loge und dem Prinzen lief eine wunderliche, fast sinnverwirrende Erinnerung durch den Kopf. So sylphidenleicht und phantastisch auch die ätherische Gazekleidung dieser reizenden Tänzerin war, so glaubte er doch einige Ähnlichkeit derselben mit einer Fremden bemerkt zu haben, die er sich erinnerte, in Hartwell kurze Zeit, nicht ohne Interesse, gesehen zu haben.

Das Ballet begann mit all dem Zauber der Grazie und der den Sinnenreiz aufregenden Üppigkeit, wie man es nur in Paris, dieser Weltstadt aller Sinne, zu sehen bekommt. Die Augen des Prinzen waren fortwährend auf die reizende Erscheinung der ersten Solotänzerin gerichtet. Diese Bajadere entfaltete einen Liebreiz, dessen Eindruck sich nicht beschreiben läßt, und das lebhafte dunkle Auge der Tänzerin schien nur diesen Prinzen zu suchen, um sich mit ihm zu verständigen. Er fühlte in der That sich von der Macht dieser Blicke getroffen und jemehr er sie betrachtete und bewunderte, desto auffallender wurde ihm die Ähnlichkeit mit jener Fremden, die schon damals Eindruck auf sein Herz gemacht hatte.

Endlich fragte er einen seiner Kavaliere nach dem Namen jener Solotänzerin und erfuhr, daß es Madame Virginie Letellier sei.

Der Name Letellier war ihm fremd; doch ihr Vorname mußte ihn noch lebhafter an jene Virginie erinnern, die ihm der Graf von Blacas in Hartwell als eine Marquise oder Herzogin vorgestellt hatte.

Es ist dieselbe, sprach sein Herz; indeß sein Verstand mußte ihm den Bescheid geben: wie kann eine hochadlige Dame vom ancien régime sich erniedrigen, eine Tänzerin zu werden, zumal in einer Zeit, wo mit der Rückkehr der Bourbons ihr Glücksstern aufgehen mußte. Es giebt täuschende Ähnlichkeiten, sprach sein Verstand; indeß man kann sich irren, entgegnete sein Herz.

Nachdem die Vorstellung des Ballets beendet war, sandte er der Solotänzerin einen Brillantring und ließ ihr ein Kompliment über ihre reizende Kunstfertigkeit sagen. Zugleich ließ er sie fragen, ob sie schon einmal in ihrem Leben England besucht habe.

Die Antwort, die der Adjutant zurückbrachte, mußte die Sache noch mehr verwirren. Die Tänzerin hatte die Kühnheit gehabt, den Ring ehrfurchtsvoll an ihre Lippen zu drücken, indem sie entgegnete: „Dieses Geschenk hat für mich eine tiefe Bedeutung. Ich bitte den Prinzen, mir zu erlauben, es nach meinen Wünschen

zu erklären. Übrigens war ich in England und die schönste Erinnerung, die ich von dort zurückgebracht habe, besteht in einer Bonbonnière!"

„Eine Bonbonnière?" rief der Prinz halblaut; „bei Gott, sie ist es. Ich muß sie sprechen, um jeden Preis."

Der Herzog erinnerte sich, daß er beim Scheiden von jener jungen, geistreichen Fremden, die ihn zu Hartwell so interessirt hatte, eine Bonbonnière, welche er, eben damit spielend, zwischen den Fingern hielt, zum Andenken geschenkt habe.

Der Graf v. Natouillet, der sein Vertrauter in allen kleinen Herzensangelegenheiten war, entgegnete wispernd: „Monseigneur, dazu kann Rath werden. Jetzt indeß, von allen Banden der Etikette umgeben und der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit, würde es Ihnen schwer werden, einer Tänzerin, ohne die Dehors zu verletzen, Audienz zu geben; indeß möchte ich mir erlauben, unterthänigst vorzuschlagen, ob es Ew. Hoheit nicht genehm sei, Madame Virginie in dem Lustschlosse Bagatelle zu empfangen."

Es war dieses eine reizend belegene Villa, in altfranzösischem Styl erbaut, die ihm Ludwig XVIII., der sehr genau mit allen Verhältnissen bekannt war, schon zu Hartwell zum Geschenk gemacht hatte.

Der Prinz besann sich einige Augenblicke und entgegnete dann: „Ich werde sie nicht empfangen. In dem Augenblick, daß die Bourbons ihren Thron wieder aufbauen, dürfen sie sich nur mit dem ächten Blute des altfranzösischen Adels umgeben."

„Indeß," sprach der Höfling, „vergleicht man Ew. Hoheit nicht mit unrecht Heinrich IV." Dieser Fürst aber war populär, indem er wünschte, daß jeder Bauer Sonntags ein Huhn im Topfe haben möge; zugleich aber war er ritterlich galant, die schönen Frauen und Töchter seiner Unterthanen liebenswürdig zu finden, und hatte das Glück, von ihnen geliebt zu werden.

„Ich denke keineswegs hier den Misanthropen zu machen," versetzte der Herzog, „man muß vielmehr die Franzosen gewinnen, indem man ihre Frauen gewinnt. — Sie werden mir einige Feten auf Bagatelle arrangiren, lieber Graf, bei denen die Etikette offiziell verbannt sein wird, während man suchen wird, den Geist der feinen Gesellschaft am Hofe Ludwigs XIII. wieder herzustellen. — Die Franzosen lieben das galante Wesen ihrer Prinzen."

So war es denn klar geworden, daß diese französischen Prinzen mit ihren altadligen Umgebungen es waren, an denen die große Revolution in den Sitten und die Fortschritte der Civilisation seit dreißig Jahren unbemerkt vorüber gegangen waren. Und besonders war

es der kräftigste dieser Prinzen, welcher glaubte, bei den Soldaten sich nur durch Fluchen, bei den Damen aber nur durch kleine galante Frivolitäten in Gunst setzen zu können. Es war dieser Prinz, der von der geistigen Freiheit einer Tallien und anderer geistreichen und hochgebildeten Damen, die aus dem Tiers-état (Bürgerstande) hervorgegangen waren, keine Idee hatte, und der sich — wir müssen es mit Bekümmerniß bekennen — selbst kleine Zweideutigkeiten erlaubte, die nicht nur Erröthen, sondern auch oft Indignation hervorbrachten; die aber Frauen von leichten Sitten für einen Wink nahmen, sich um die Gunst dieses Prinzen bewerben zu dürfen.

So bestätigte sich an ihm wieder die oft schon gemachte Erfahrung, daß nicht selten die mit trefflichen Eigenschaften des Herzens ausgestatteten Charaktere das Unglück mit Seelengröße zu tragen wissen, während sie das Glück mit fortreißt und untergehen läßt. Im allgemeinen waren die Bourbons seit ihrer Rückkehr zu dem Volke und der Gesellschaft in eine schiefe Stellung gekommen, weil sie diesen Kreisen fremd geworden waren und nicht in ihnen gelebt hatten. Es war mehr eine Verirrung des Verstandes, als des Herzens, die sie ergriffen hatte; denn sie liebten Frankreich und die Franzosen mit einer leidenschaftlichen Wärme des Herzens und wünschten nichts sehnlicher, als sie so glücklich zu

machen, wie es in menschlicher Macht steht. Aber sie kannten das Frankreich von Heute nicht und glaubten immer noch das Frankreich von damals vor sich zu haben; und diesen Irrthum theilten mit ihnen alle die Schwärme von zurückkehrenden Emigranten, die sich mit ihrer Armuth und ihrem Hochmuth, mit ihrer Nichtigkeit und ihren Ansprüchen an den Hof der Restitution anzusaugen suchten, indem sie den Hof vom ancien régime wieder herzustellen glaubten.

König Ludwig XVIII. war der Einzige von den Bourbons, der klar die Verhältnisse durchschaute und Geist genug hatte, die Fortschritte der Zeit und was dem heutigen Frankreich Noth that, zu erkennen; aber er war zu wohlwollend und gutherzig, um im Glücke undankbar erscheinen zu können gegen die Freunde im Unglücke, und liebte die Ruhe zu sehr, um sich mit seinen Umgebungen in einen Kampf einzulassen, der jedenfalls die Behaglichkeit seines Daseins gestört haben würde. So entstanden aus dem Kampfe zwischen Kopf und Herz jene halben Fortschritte und unglücklichen Mißgriffe, die weder seinen alten Freunden noch dem Volke genügen konnten. Auf Scenen dieser Art werden wir noch Gelegenheit haben, einen Blick zu werfen. Kehren wir jetzt zurück zu dem Debüt des Herzogs von Berry, auf diesem ihm neuen Welttheater.

Den politischen Bewegungen hielt sich der Herzog fern. Es war die Zeit noch nicht gekommen, wo ihn das Geschick berufen sollte, die Bürde einer Krone zu tragen; deshalb glaubte er ein Recht zu haben, das schöne Leben noch zu genießen. Er stürzte sich in den Strudel der Vergnügungen und Feste, die man ihm zu Ehren gab; aber das Herz blieb ihm leer und das war denn doch auch auf die Dauer ein bedrückendes Gefühl für einen Prinzen, der das Bedürfniß hatte, sich über den Kreis von rapiden Ereignissen, die ihn täglich umschwirrten, gegen ein vertrautes Wesen auszusprechen. In dieser Stimmung erhielt er eines Tages einen Brief voll der zärtlichsten Liebe von seiner heimlichen Gattin, der armen Laura, aus London. Er warf sich vor, sie vernachlässigt zu haben und in einer Aufwallung von Gutmüthigkeit und Sehnsucht schrieb er ihr, daß sie nach Paris kommen und sein Glück, wie früher sein Unglück, unter dem Schleier des Geheimnisses theilen möge. Sein getreuer Kammerdiener Valette war mit diesem Briefe nach London abgegangen, als eine Hof-Equipage aus dem einstigen Marstalle Napoleons vorfuhr, um ihn und seinen Adjutanten nach seinem Lustschlosse Bagatelle, im bois de Boulogne, abzuholen. Es war dort die schöne Welt zu einem sogenannten bal champètre masqué versammelt, der vom Landleben Nichts

hatte, als den Namen, und der Prinz versprach sich dort einen vergnügten Abend.

Das Lustschloß Bagatelle war ein reizender Aufenthalt. Lange vernachlässigt, war jetzt das alte Gebäude, so gut es sich thun ließ, in der Eile restaurirt und mit Geschmack glänzend neu dekorirt. Dort war jetzt der Schauplatz von Dejeuners, Diners und Soupers und selbst von Bällen, die der Herzog mit fürstlicher Freigebigkeit und heiterer Lebenslust anordnen ließ. Es fanden Abstufungen Statt in den Geheimnissen, wie in den Zerstreuungen. Alle Frauen, die jung, hübsch und eitel genug waren, um an diesen Vergnügungen Theil zu nehmen, waren dort die Gebieterinnen, und im Anfange, ehe der Hofstaat des Prinzen und die Etikette geregelt waren, entstand dort eine schöne Verwirrung. Der arme Prinz, von seinem Glücke berauscht, hatte nicht Kraft genug, ohne Gefahr so viel Reize zu betrachten, die sich am hellen Tage in frischer eleganter Toilette dort bewegten und die noch gewinnen mußten, wenn sie beim Lichtschimmer von tausend Wachskerzen nach dem Takt einer rauschenden Musik von Musard — diesem Strauß von Paris, der damals erst auftauchte — sich bewegten. Wenn ihn am Tage eine Menge kleiner Füße, die mit spitzenfeinen Strümpfen und Atlasschuhen über den sammetweichen Rasenteppich dahinglitten, amüsirten, so entzückte ihn Abends der Zauber der Anmuth

und das Lächeln der Grazie, die Leichtigkeit der Sylphide und die Schönheit der Fee.

Arme Laura, mit Thränen der Freude empfingest du in London den zärtlichen Brief deines Gatten, der die Einladung, nach Paris zu kommen, enthielt, und hier erwarten dich Thränen des Kummers. Zu jedem Opfer bereit, hofftest du sein neues Glück im Stillen mit ihm theilen zu können und ahnetest nicht in deiner unschuldigen Treue, daß schon eine Andere im Begriff war, es mit ihm zu theilen, ehe du selbst mit den lieben kleinen Pfändern seiner Liebe dort anlangen würdest, in diesem neuen Babylon der Sittenverderbniß.

An jenem Abend im Lustschlosse Bagatelle war Alles maskirt und zwar, auf Anordnung, mit Halbmasken; auf ein gegebenes Zeichen des Prinzen sollte sich Alles demaskiren. Man wollte dadurch der Schönheit Gelegenheit geben, ihren Reizen noch den der Überraschung hinzuzufügen und der Unschönheit, sich durch Täuschung vielleicht früher en masque einige kleine Triumphe erobern zu können, die man der unmaskirten nie erwiesen hätte.

Unter den Damen dieses Abends zeichnete sich Eine aus, deren Benehmen allerliebst, deren Tanz reizend, deren Anzug einfach, aber sehr elegant war. Ihr Kleid, vom feinsten weißen Batist, hatte einen neuen Schnitt,

aus der Werkstatt der Madame Victorien hervorgegangen. Hundert Augen von Kennerinnen musterten es mit neidischen Blicken. Ihr Kopfputz, einfach und geschmackvoll, nur mit einer einzigen Blume geschmückt, war unverkennbar, wie man einander zuflüsterte, aus dem Atelier Herbauts hervorgegangen, denn Niemand verstand es so klassisch zugleich und so wohlkleidend zu coiffüren. Doch die Person selbst war ohne Zweifel ein verkörpertes Ideal menschlicher Schönheit, wie man es nur selten sieht.

Diese junge Dame war von einer ältern begleitet, die ihre Mutter oder Tante zu sein schien. Beide suchten so oft als möglich dem Prinzen zu begegnen und verfolgten ihn mit einem Eifer, der auch bei einer minder schönen Frau aufgefallen sein würde, als diese reizende Fremde es war.

Der Herzog von Berry war nicht der Letzte, dem diese Beflissenheit auffiel; aber er war keineswegs dadurch verletzt. Man müßte schon sehr abgestorben sein für die Welt, oder wenig eitel, um sich durch die Huldigungen einer schönen Frau verletzt zu fühlen. Der Herzog von Berry war keins von beiden. Er ging an der schönen Fremden vorüber, um ihr Gelegenheit zu geben, sich ihm noch mehr zu nähern. Seine Augen durchbohrten die neidische Halbmaske und brennende Blicke begegneten den seinigen, während ein weichgerun-

detes Kinn, ein kleiner frischrother Blüthenmund und der zarteste Teint, der Hals und Nacken wie das Gefieder eines Schwans bedeckte, dabei die feine, graziöse Figur, die kleinsten, mit weißen Glacé-Handschuhen bedeckten Hände und die zierlichsten Füße auf den obern Theil dieses Angesichtes begierig machten, welchen die Halbmaske neidisch verhüllte.

Der Prinz wurde bei jedem Begegnen dieser interessanten Erscheinung begieriger, sie näher kennen zu lernen. Doch ehe er sich entschließen konnte, sie anzureden, mußte er wissen, wer sie sei, besonders, ob sie von so guter Familie wäre, daß ein französischer Prinz, ohne Andere zu verletzen, ihr öffentlich einige Aufmerksamkeit erweisen dürfe. Er fragte deshalb Einige aus seinen Umgebungen, wer die schöne Fremde sein könne; aber man wußte es nicht und mußte weiter fragen und jeder Gefragte erkundigte sich wieder bei Anderen, die es wieder nicht wußten, und so geschah es denn, daß diese Fremde mehr noch, als schon zuvor, Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit wurde, und daß ein allgemeines Treibjagen um sie her nach ihrem Namen entstand, den Niemand kannte.

Einige Emigranten vom ancien régime erinnerten sich bei dieser Scene an eine Antwort, die ein Herr d'Ayen Ludwig XV. gegeben hatte, der ihn nach dem Namen einiger anwesenden Verwandten der Gräfin Du-

barry (seiner Favorite), die er bei sich zum Souper sah und nicht kannte, fragte. „Wahrhaftig, Sire," erwiederte Herr von Ayen, „ich weiß nicht, wer sie sind, ich sehe diese Leute nur bei Ihnen."

Damit hatte der alte Edelmann den ganzen aristokratischen Hochmuth dieser zurückgekehrten Verbannten ausgesprochen; die junge Dame aber trennte sich von ihrer Begleiterin und näherte sich dem Prinzen. Er konnte nun allerdings bemerken, daß sie in der Nähe noch entzückender war, als aus der Ferne betrachtet. Sie schlug ihre Augen auf gegen den Herzog und sogleich trat sie ihm näher. Nun lächelte sie ihm zu und noch ehe dieses Lächeln beendet war, stand er an ihrer Seite und fragte, was sie von ihm wünsche.

„Eine kurze Audienz, Monseigneur!" war ihre leise gesprochene Antwort, indem sie die Augen niederschlug.

Das ist sehr schnell, dachte der Herzog, vor sich hinlächelnd; aber was thut das? sie ist in der That sehr hübsch! „Mit Vergnügen," antwortete er, „an dem Tage und zu der Stunde, wo es Ihnen angenehm ist. — Mit wem habe ich das Vergnügen zu sprechen?"

Unruhig sah sich die Fremde um und als sie bemerkte, daß sich die Gesellschaft in ehrerbietiger Entfernung einige Schritte zurückgezogen hatte, entgegnete

sie, aber so leise, daß es keiner der Umstehenden vernehmen konnte: „Monseigneur, es ist die Glückliche, die Ew. Hoheit mit der huldvollen Schenkung dieses Ringes beehrte.“ Dabei hatte sie den feinen Handschuh abgestreift und der Herzog erkannte den kostbaren Diamantring, der an ihrem zarten Rosenfinger blitzte.

„Aber um Gott, Madame!“ rief er mit einem leichten Erröthen aus, „man pflegt nicht auf Hofbällen zu tanzen, wenn man gewohnt ist, auf einer Hofbühne zu tanzen. Wir leben nicht mehr in den Zeiten der Republik, wo Freiheit und Gleichheit galt; ich bitte Sie, was haben Sie gewagt....?

„Monseigneur!“ stammelte sie und schlug die Augen nieder.

„Madame! Sie exponiren sich und mich,“ entgegnete er leise, während er Thränen in ihren Augen glänzen sah.

Das ging ihm an's Herz.

„Beruhigen Sie sich, Madame,“ sprach er noch leiser; Ihren Zweck werden Sie erreichen. Nur in diesem Augenblick nicht. Entfernen Sie sich womöglich unbemerkt, ehe man sich demaskirt und erwarten Sie meine Befehle in der Garderobe. Damit machte er eine gnädig entlassende Handbewegung. Die Dame machte ihm eine tiefe graziöse Verneigung und zog sich zurück, während der Prinz sich lächelnd zu seiner Umge-

bung wendete und sagte: „Es war nichts von Bedeutung; eine arme Supplikantin aus gutem Hause."

Dergleichen gab es damals nicht wenige am französischen Hofe. Man zweifelte daher nicht, daß sie die Tochter irgend eines aus dem Exil zurückgekehrten Marquis sei, die am Hofe der Restauration Anstellung für ihren Vater suche und war um so begieriger auf ihren Namen; doch bald war sie allen Nachforschungen entschwunden.

Nach einigen Tänzen zog auch der Herzog sich zurück und wenige Minuten später befand er sich in seinem Kabinet, einer schönen Dame gegenüber, die, indem sie ihre Maske abnahm, fast in Thränen zerfließend, vor seinen Füßen niedersank.

„Aber, Madame Virginie," rief er, „was haben Sie riskirt?"

„Monseigneur, ich bitte um Gnade für meine Kühnheit."

Der Prinz fühlte, daß dieser Augenblick seinem Herzen gefährlich werden konnte, deshalb suchte er sich stärker zu machen, als er vielleicht war und dieses Bestreben gab dem Ton seiner Stimme eine Strenge, die fast geeignet war, die schöne Bittende zu verwirren.

„Stehen Sie auf, Madame," sprach er, „und erklären Sie mir vor allen Dingen, was Sie bewegen konnte, sich damals am Hofe zu Hartwell, so wie hier

in den höchsten Kreisen einzudrängen, wozu Sie doch, das werden Sie fühlen, Ihrer bürgerlichen Stellung nach nicht gehören?"

„Monseigneur," stammelte die Fremde, ohne Worte zu finden, die Gefühle auszusprechen, welche ihre Brust so mächtig bewegten, daß man das Wogen ihres Busens sah.

„Werden Sie enden? Doch erst stehen Sie auf und setzen Sie sich!" — Er reichte ihr damit die Hand zum Aufstehen und führte sie auf das Sopha, wo er sich an ihrer Seite niederließ.

Nun erst versuchte sie es, Antwort zu geben.

„Monseigneur, — ich — ich ....."

„Nun?" —

„Monseigneur, ich glaubte die Bourbons zu lieben; aber ich fühle, daß ich Einen derselben liebe."

Er fühlte, wen sie meine; aber er war grausam genug, es von ihren schönen Lippen hören zu wollen; sein Herz pochte heftig. Seine Augen brannten in den ihrigen und mit einem schon weichern Ausdruck der Stimme fragte er sie: „Darf man fragen, wer der Glückliche ist, der von einer so schönen Frau geliebt wird?"

„Monseigneur," antwortete sie, „es ist der Enkel des heiligen Ludwig, den ich um die Gnade bitten

muß, mir zu verzeihen, daß ich so kühn war, mich bei ihm einzudrängen; allein es gab kein anderes Mittel, mich ihm vorstellen zu lassen."

„Sie lieben keinen Undankbaren," rief der Prinz mit leidenschaftlicher Wärme, und reichte ihr die Hand, die sie küßte; bald aber war der Frieden noch inniger geschlossen und ganz Paris wußte, daß dieser ächte Nachkomme Heinrichs IV. ein Herz habe, das groß genug sei — wie das seines Ahnherrn — noch eine zweite neben seiner einzigen Liebe zu lieben.

Schon ehe Laura in Paris eintraf und ehe Ludwig XVIII. seinen Einzug hielt, war der feurige Prinz von den süßen Banden dieser neuen Circe gefesselt und diese gaben in der Nacht vor dem Einzuge des Königs Veranlassung zu einer komischen Scene, die wir erzählen wollen, weil sie einen charakteristischen Beitrag zu dem Bilde der Personen und Verhältnisse jener seltsam bewegten Zeit gewährt. —

Wie gesagt, wir müssen hier eine Anekdote erzählen, mit der man sich damals in Paris sehr belustigte. Wir bedauern, damit einige Illusionen zerstören zu müssen, die man sich vielleicht aus der frühern Romantik der ersten Liebe des Herzogs von Berry gebildet haben möchte; aber es ist historische Wahrheit, daß

dieser lebhafte Prinz sein Unglück würdiger hatte ertragen können, als sein Glück. Es bildet diese Geschichte nur einen Beleg mehr zu der Erfahrung, daß sanguinische Temperamente, die im Unglück der Tugend treu bleiben, sich im Glück zum leichtsinnigen Lebensgenuß hinreißen lassen. Auf der andern Seite diene sie zum Beweise, wie heftig die Leidenschaft schon nach wenigen Tagen entflammt war, die jene Courtisanne diesem feurigen Prinzen eingeflößt hatte.

Ludwig XVIII., der wegen seiner Gichtanfälle in kurzen Tagereisen Frankreich durchzogen hatte, war am 3. Mai im Schlosse St. Queen eingetroffen, um von dort aus am folgenden Tage seinen Einzug in Paris zu halten.

Der Herzog von Berry und sein Vater, Monsieur, empfingen dort den König. Eine große Abtheilung der Nationalgarde von Paris war daselbst eingetroffen, um Ludwig XVIII. als Ehrenwache und Eskorte zu dienen. In solchen Fällen aber ist es üblich, daß der König den Oberbefehl über die Truppen seines Hoflagers dem Vornehmsten oder dem Begünstigsten aus seinen Umgebungen übergiebt. Nun wollte Ludwig XVIII. gern seinem Neffen, dem Herzoge von Berry, einen Beweis seiner Gnade ertheilen, zudem wünschte er auch ruhig zu schlafen; denn der gute König liebte über Alles die Ruhe.

„Mein Neveu," sprach er daher zu ihm, als es schon spät Abends war, „Wir vertrauen Ihnen für

dieſe Nacht Unſre Obhut an. Kommandiren Sie in St. Queen."

Nach dieſen Worten zog ſich Ludwig XVIII. in ſeine inneren Gemächer zurück, nicht zweifelnd, daß er durch dieſes Zeichen von Huld und Vertrauen ſeinen Neffen ſehr glücklich gemacht habe.

Aber der gute Herr täuſchte ſich in dieſer Vorausſetzung; denn der Herzog von Berry hatte in Paris auch ſeine kleinen Angelegenheiten zu beſorgen, bei denen die Ruhe nicht ſonderlich in Betracht kam. Für dieſen Abend war ein Rendez-vous mit Madame Virginie verabredet und der lebhafte Prinz war nicht ſehr geneigt, das Vergnügen, das ihn dort erwartete, aufzugeben, um die Nacht im Schloſſe St. Queen zuzubringen.

Er überlegte die Sache, indem er im Zimmer auf und nieder ging und von Zeit zu Zeit den Marſchall Oudinot, der in ſeinen Eigenſchaften, als Kommandant der Nationalgarde und als Ehrenmann, zugegen war.

„Herr Marſchall," nahm endlich der Herzog von Berry das Wort, „ich geſtehe, daß es mich ſehr langweilt, hier zu bleiben."

Der Marſchall verneigte ſich, ohne zu antworten.

„Es iſt mir in der That zuwider!" fuhr der Prinz fort, indem er das Wort betonte.

Der Marſchall verneigte ſich zum zweiten Male;

aber, indem er sich aufrichtete, traf sein Blick den Prinzen und Beide lächelten.

„Aber, gnädiger Herr," erwiderte endlich der Marschall, „weshalb langweilt es Sie und ist Ihnen zuwider?"

„Ach — weshalb — weshalb?" entgegnete der Herzog. „Ich kann meinen Posten nicht verlassen; aber in der That — weshalb nicht?"

Dabei lächelte der Prinz den Marschall an, trat auf ihn zu und ergriff dessen beide Hände.

„Mein lieber Marschall," sprach er darauf zu ihm, „ich lasse Ihnen das Kommando, welches der König mir anvertraut hat. Ich übertrage es Ihnen mit der Gewißheit, daß es dann in besseren Händen sein wird, als in den meinigen. Kein Wort! — leben Sie wohl, Marschall! — ich eile nach Paris!" und ohne die Antwort abzuwarten, entfernte er sich eiligst.

So sah sich der Marschall einer Verantwortlichkeit ausgesetzt, die er weit entfernt gewesen war, zu suchen.

Bei diesem ganzen Gespräche war ein höherer Offizier der Nationalgarde zugegen gewesen. Als der Prinz fort war, blieb der Marschall einige Minuten schweigend stehen. Er lauschte auf den Galopp des Pferdes des Herzogs, der nur einen Begleiter mitnahm. Doch als Alles wieder ruhig war, ging der Marschall eben so mürrisch im Zimmer auf und nieder, als früher der Herzog von Berry.

„Wissen Sie, mein lieber Herr Kommandant, sprach er endlich nach einer langen Pause zu jenem höhern Offizier, „daß das sehr langweilig ist, was mir der Herzog von Berry da aufgetragen hat. Zum Teufel, ich wollte diese Nacht nach Paris — ich wollte meine — meine liebe Frau sprechen — und nun bin ich bis morgen früh hier an diese Stelle genagelt. Morgen ist der Einzug in Paris und da findet sich vollends keine Gelegenheit, meine Frau zu umarmen. Hören Sie, mein lieber Kommandant, Sie müssen mir als alter Freund und Kamerad einen Dienst erweisen. Sie müssen an meiner Stelle das Kommando übernehmen; ich steige zu Pferde und in zwei Galoppsprüngen bin ich in Paris."

„Ei, Herr Marschall, woran denken Sie," rief der Kommandant. „Glauben Sie, daß Ihre Kaninchen der alten Garde, wie Sie sie nennen, von einem Offizier der Nationalgarde Befehl annehmen werden? Und dann, hören Sie, das ist eine schwere Verantwortlichkeit, die Sie mir da aufbürden. Nicht, daß ich eine Gefahr fürchtete, wenn ich eine ahnete; aber ich möchte doch, die Sache wäre mehr in der Ordnung."

„Pah, Du scherzest," erwiderte der Marschall; „Du bist ein braver Junge, ein guter Patriot, ein guter Royalist und was kann man mehr von einem Manne verlangen, den ich bei dem Könige lasse. — Es ist beschlossen, ich eile nach Paris, meine Frau zu umarmen,

und bin zum Lever des Königs, bei guter Zeit wieder hier."

Mit diesen Worten drückte der Marschall Oudinot seinem guten Freunde und Kameraden die Hand, schwang sich in den Sattel und jagte nach Paris.

Es war schönes Wetter und die Nacht war ruhig. Der Kommandant der Nationalgarde legte sich in's Fenster und betrachtete die Sterne, indem er im Stillen lachte über diese Ritte nach Paris.

Dadurch heiter gestimmt, dachte er daran, daß er nun auch Pflichten zu erfüllen habe und das Vertrauen des Marschalls verdienen müsse. Er nahm daher einen Offizier mit, besichtigte die Posten, ordnete Patrouillen an und ermahnte die Schildwachen, das: „Wer da!" nicht zu laut zu rufen, um den König nicht zu wecken. „Denn," sprach er zu den Offizieren, die er um sich versammelte, „Sie sind hier nicht im Bivouak, meine Herren!"

Kurz er that Alles, um zu zeigen, daß ihm das Waffenhandwerk nicht neu sei. Als aber dieses Geschäft vorbei war, fühlte er sich von einer unwiderstehlichen Schläfrigkeit ergriffen. „Was will das bedeuten?" sagte er zu sich selbst; „aber übrigens wäre ich sehr einfältig, wollte ich mir Marter auflegen, während Andere es sich für den Sohn von Frankreich sehr leicht machen. Ich war den ganzen Tag zu Pferde, morgen

muß ich es wieder sein, das ist etwas stark, und überdem hat man mir ja das Amt wider Willen aufgetragen. Meiner Treue, ich werde keine große Sünde thun, wenn ich etwas schlafe."

So berief der dritte Kommandant den vierten, einen Obersten der Linie, auf den er mit Grund volles Vertrauen setzen konnte.

„Mein Lieber," sagte er zu diesem, „ich will schlafen gehen und Ihnen überlasse ich die Sorge für die Sicherheit des Schlosses St. Queen. Übrigens bin ich nicht weit — dort im Zimmer — ich lege mich völlig angekleidet nieder und bin da, sobald Sie mich rufen."

Eine Viertelstunde darauf schlief der dritte Kommandant den Schlaf des Gerechten. Eine halbe Stunde später hätte man den vierten ebenfalls schnarchen hören können. Und sein Stellvertreter, der fünfte, der Adjutant eines Obersten, hätte gewiß auch Lust gehabt, sich niederzulegen, wenn nicht der Tag angebrochen wäre.

Man sieht, der gute König war in treuen Händen. So aber wurde öfter und bei jeder Gelegenheit, wo er selbst in Staatsangelegenheiten seinen Willen durchsetzen wollte, mit ihm gespielt. — Kein Wunder, daß ihm alle seine Klugheit, seine Aufklärung und sein Wohlwollen nichts halfen, um Frankreich glücklich zu machen.

Neunte Abtheilung.

Ludwigs XVIII. Einzug in Paris. — Volksstimmung. — Gefühle der Herzogin von Angoulême. — Der König in den Tuilerien. — Dessen geistreiche Bemerkungen. — Verblendung der Restauration. — Verschwendung. — Ludwigs XVIII. Privat-Amüsements. — Seine Persönlichkeit. — Offene Tafel in der Dianengalerie. — Einrichtung der Tafel. — Das Schiff von Silber. — Etikette des Anrichtens. — Des Königs Zug zur Tafel. — Supplikanten im Saal der Marschälle. — Die Damen des Tabourets. — Der Herzog von Chartres und zwei fremde Damen. — Arroganz und Verlegenheit. — Der Ober-Kammerherr. — Eintritt des Königs und seines Gefolges. — Die Servietten des Königs. — Der Becherbeamte (Officier du gobelet). — Der Hauptmann der Garde du jour. — Die Leibtrabanten und Gardisten. — Ludwigs XVIII. guter Appetit. — Schmuck der Herzogin von Angoulême. — Das Publikum. — Haltung der königlichen Familie. — Der Herzog von Berry macht dem Herzog von Chartres heftige Vorwürfe. — Der Herzog von Berry bei Madame Virginie. — Bei seiner Gattin. — Seine guten Vorsätze und sein Leichtsinn. — Herannahen einer schweren Katastrophe.

Am 4. Mai hielt Ludwig XVIII. seinen Einzug in Paris. Es war ein schöner Tag. Er saß in einer offenen achtspännigen Karosse; neben ihm saß Madame (die Herzogin von Angoulême) und ihm gegenüber der Prinz von Condé. Der Bruder des Königs, Monsieur,

Graf von Artois, und der Herzog von Berry ritten an beiden Seiten des Schlages. Der Herzog von Angoulême war damals noch im Süden beschäftigt und sollte erst später in Paris eintreffen.

Nirgends bemerkte Ludwig XVIII. nur eine Spur vom Kaiserthum. Man hätte glauben sollen, in Paris gäbe es nur Royalisten. Der Herzog von Angoulême war früher lebhafter empfangen. Aber damals lebte Paris noch im Rausch. Jetzt war man besonnener. Der gute König sah indeß nur Freude und Wohlwollen auf allen Gesichtern. Man schrie: „es lebe der König!" so stark, daß man es für unmöglich halten mußte, jemals wieder einen andern Ruf zu hören, als diesen. Und doch sollte kein volles Jahr später der Ruf: „vive l'Empereur!" aus denselben Kehlen mit eben so vieler Virtuosität vernommen werden.

Nicht bloß einzelne Menschen haben ihren Leichtsinn und ihre Leidenschaften, sondern auch ganze Nationen. Selbst ein noch klügerer König als dieser würde nach solchem Empfange den großen Irrthum getheilt haben, daß alle Welt der Revolution müde sei und schon um des allgemeinen Besten willen mitwirken werde, die legitime Macht wieder festzustellen.

Nicht ahnend, auf welchem Krater der Partheisucht er seinen Einzug hielt, grüßte der gute König drei Stunden lang — so lange währte der Einzug — immer

links und rechts und lächelte Jedermann freundlich zu. Er legte die Hand ans Herz, wenn er nicht mehr die Kraft hatte, den Hut zu lüften, und das war eine Pantomime, die viel Beredtsamkeit in sich trägt.

Die Bewegteste bei dieser Scene war ohne Zweifel Madame, die Herzogin von Angoulême, Tochter Ludwigs XVI. Der König sah es ihr an, wie sehr sie angegriffen war durch den Anblick eines Volks, dessen Wahnsinn ihre Eltern hingerichtet hatte; durch den Platz, auf welchem ihre edlen Häupter gefallen waren und durch die Rückkehr in den Palast, aus dem der Weg der Könige in den Kerker des Tempels und von da auf das Blutgerüst gegangen war. Ludwig XVIII. beschwor sie, ihre Besonnenheit und Seelenstärke zusammen zu nehmen und nicht in Ohnmacht zu fallen vor so vielen Zeugen, die darin nur einen Vorwurf sehen würden.

„O dürfte ich mein Herz nur durch Thränen erleichtern!" seufzte die unglückliche Prinzessin.

„Auch das nicht," sprach der König; „es ist eine übernatürliche Überwindung, die ich von Ihnen fordere; aber bedenken Sie, wir geben heute dem Volke ein Schauspiel und dürfen ihm keine tragische Scene machen."

Indeß auch Ludwig XVIII. war lebhaft aufgeregt, indem so die traurige Vergangenheit mit allen ihren

Schreckensscenen sich in die Kontraste der Gegenwart mischte. Er erinnerte sich, wie er vor 23 Jahren fast zu derselben Zeit von Paris abgereiset sei. Wie viel Blut war seitdem in Frankreich in Strömen geflossen! wie viel edle Häupter waren gefallen! wie war jetzt die ganze Gesellschaft in ihren Grundelementen verwandelt! Er war der Einzige unter den rückkehrenden Bourbons, der das erkannte und ihm schwindelte vor der ungeheuren Höhe der Aufgabe: die widerstreitenden Elemente der Vergangenheit und Gegenwart zu vereinigen.

Auch dieser König war der Ohnmacht nahe, als er endlich die Tuilerien erblickte. Er vermied es, Madame anzusehen, um dadurch keine beunruhigende Scene zu veranlassen. Er fürchtete, daß ihre Festigkeit in diesem kritischen Augenblicke sie verlassen würde. Jedoch Madame war eine Frau von seltener Seelenstärke. Mit einer hohen Selbstüberwindung betrat sie fast lächelnd diesen Palast voll so schrecklicher Erinnerungen. Doch sobald sie sich in ihr Kabinet zurückgezogen hatte und einige Augenblicke sich ohne fremde Zeugen sah, brach die so lange verhaltene Empfindung in einen Strom von Thränen aus, und dann nahm sie Besitz von einem Erbtheil, das ihr nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge, als Tochter Ludwigs XVI., allein zugefallen sein würde.

Wie glücklich fühlte sich der König, als er sich endlich allein sah. Er befand sich in denselben Gemächern, die einst sein unglücklicher Bruder und später Bonaparte bewohnt hatten. Einsamkeit war jetzt das dringendste Bedürfniß für sein Gemüth. Endlich unbeobachtet, betete und seufzte er und gelobte zu Gott, so zu handeln, daß Frankreich, er selbst und seine Familie den Stürmen einer Revolution nicht wieder ausgesetzt würden.

Er wünschte den übrigen Theil des Tages ungestört zu bleiben. Aber man wollte den König sehen. Eine unermeßliche Menschenmenge erfüllte das Karoussel, den Hof und den Garten. Er ließ Madame und Monsieur (seinen Bruder) und seinen Neffen, den Herzog von Berry, kommen und zeigte sich mit ihnen auf dem Balkon dem nach dem Anblick eines Königs neugierigen Volke. Monsieur wollte dem Könige die Hand küssen, aber er umarmte ihn. Sie nahmen die geliebte Nichte des Königs zwischen sich und der Anblick dieser Gruppe vermehrte den Enthusiasmus der Menge.

So endigte dieser Tag voll großer Bewegungen der Gemüther. Aber es war Zeit, denn die zurückgekehrten Bourbons erlagen fast der Macht ihrer Rührung.

Zum erstenmale legte sich Ludwig XVIII. in das Bett Napoleons. Es war auch das des königlichen

Märtyrers, seines enthaupteten Bruders gewesen. Mächtige Visionen verscheuchten ihm den Schlaf. Seiner Phantasie schwebten einzelne Bilder aus seiner Vergangenheit vor. Wie einst Shakespeares Richard III., sah er alle die Theuren, die er verloren hatte, vor sich im Traume erscheinen. Was wollten diese drohenden Gespenster von ihm? — Später sollte er es einsehen. Sie wollten ihm sagen, daß ein Herrscher, der keine tiefen Sympathien im Volksleben hat, nur noch wenig auf Treue zu rechnen habe, wenn ihn das Glück verläßt.

Zwei Tage später ließ sich der König durch alle Gemächer des Schlosses der Tuilerien führen. Es war der Herzog von Blacas, der ihn führte, und Madame, die Herzogin von Angoulême, die ihn begleitete. Gewohnt, sich über alle Gegenstände, die ihn interessirten, mit Geist auszusprechen, rief er, stehen bleibend:

„Bin ich denn wirklich jener arme Verbannte, welcher, von Reich zu Reich umherirrend, im deutschen Lande nicht ohne Schrecken die Inschrift an einem Pfahl neben der Landstraße gelesen hatte: „„Allen Bettlern, Landstreichern und Ausgewanderten wird verboten, länger als vier und zwanzig Stunden sich hier aufzuhalten.““ So ist also die Legitimität keine bloße Erdichtung, da ich zurückgekommen bin, um mich auf den Thron Lud-

wigs XIV. zu setzen — ich, ein Greis ohne Waffen, ohne Heer, einzig und allein unter dem Schilde meines guten Rechtes und unter dem Schutze der Waffen unserer guten Freunde — der Feinde!"

Man hatte Sorge getragen, die Spuren der kaiserlichen Herrschaft im Palaste zu verwischen; aber viele gekrönte N. waren der Aufmerksamkeit des Palast-Präfekten entgangen. Kurz vorher hatte man ihm den Kopf heiß gemacht mit Schilderungen der feindlichen Partheien, um ihn zu extremen Maßregeln im Sinne der Royalisten zu bewegen; da rief er doppelsinnig aus, indem er auf die vielen N. deutete: Et voilà des „N." mis (ennemis) partout!

Überhaupt war so Vieles verändert und selbst glänzender hergestellt, als er es früher gekannt hatte.

„Dieser Palast," sprach er dann zu seinen nächsten Umgebungen, „lehrt uns mehr als der Rath derer, die sich Freunde des Königthums nennen, was wir zu thun oder zu lassen haben. Wir sollen vom Neuen das Gute behalten und vom Alten das Gute zu erhalten suchen. Wir sollen uns in das Bett Bonaparte's legen, ohne mehr als die Betttücher zu wechseln."

Ein andermal äußerte er: „Die Republik hat vergessen, daß die Tuilerien gleichsam die feste Burg des Königthums bilden. Man lasse irgendwo eine Nische, so wird das Volk endlich einen Heiligen hineinstellen.

Seit dem Tage, an welchem Herr Bonaparte seine Nachtmütze in die Tuilerien trug, war die Volkssouveränität ein bloßer Traum."

„Die Kleider und Gesichter meiner Unterthanen," sprach er bei einer andern Gelegenheit, „haben in mir schmerzliche Betrachtungen über das Vergehen der Zeit erregt. Ich fühlte leider, daß ich nicht mehr jung sei. Ich glaubte, ich würde eine Nation mit Titusköpfen und langen Beinkleidern nicht beherrschen können, wie Ludwig XIV. und Ludwig XV. und so habe ich denn meine Charte zwischen der Vergangenheit und Gegenwart aufgestellt."

Alle solche Bemerkungen beweisen, wie gesagt, daß Ludwig XVIII. unter den zurückgekehrten Bourbons vielleicht der Einzige war, der Geist genug hatte, seine Zeit und seine Stellung zu begreifen.

Auch sein Herz war edel. „Es giebt Menschen," äußerte er einst, „die mir vorschlugen, mich Bonaparte's zu entledigen und die sich anheischig machten, mir die Mittel zu verschaffen, halb Europa wieder zu erobern. Aber sollte ich einen Thron besteigen, der durch Meuchelmord geröthet war?"

„Man vermag nicht," fuhr er fort, „den tausendsten Theil der Albernheiten und Lächerlichkeiten sich zu denken, womit die Könige geplagt werden. Es giebt nichts, vor dem sie sich schützen könnten. Was für

leidenschaftliche Briefe habe ich erhalten? Wie viele Damen sind von meinem schönen, bewunderungswerthen Alter entzückt! Kurz, man suchte mich auf jede Weise zu überraschen. Glücklicher Weise aber war der Fuchs zu schlau, um in die Falle zu gehen."

Und in der That war dieser arme König in seiner hohen Stellung täglich den Leidenschaften des Eigennutzes und der Eitelkeit ausgesetzt. Jeder wollte ihn zu seinem Vortheile ausbeuten und jeder führte dabei das Wohl von Frankreich im Munde, obgleich er nur an sein eigenes dachte. Er stand mit seiner Klugheit und Einsicht völlig isolirt in seinen Umgebungen, die alle ihre anderen Ansichten und arrière-pensées hegten. Er mußte oft mehr vor seinen Freunden als vor seinen Feinden auf der Hut sein. Diese wollten ihn verderben und Jene würden ihn in's Verderben gezogen haben.

Es ist hier nicht der Ort, die tausend kleinen Palast-Intriguen, die ihn ruhelos umgaben, die Zusammensetzung seines Hofes und Ministeriums, so wie die Politik seines Kabinets und die Bewegungen der Partheien zu schildern. So klassisch gebildet und geistreich auch dieser Monarch war, so trefflich sein Wille, so scharf sein Blick, um Charaktere und Verhältnisse zu durchschauen: so liebte er doch Frieden und häusliche Ruhe und gab oft gegen bessere Überzeugung aus Gutmüthigkeit nach, um nur nicht undankbar gegen alte bewährte

Freunde erscheinen zu müssen. So gab er aus eigener edler Bewegung, trotz aller Gegenvorstellungen in seinen nächsten Umgebungen, Frankreich eine wahrhaft freisinnige Verfassung, aber er ernannte Minister, die intriguirten, um die Wohlthaten der Charte für das Volk wieder zu vereiteln. Ein Hauptmißgriff war die Ernennung jenes Grafen von Blacas zum Minister, den wir früher zu Hartwell als einen leeren, aufgeblasenen Höfling schon kennen gelernt haben.

Wie richtig er bei alledem die Verhältnisse beurtheilte, ging aus so mancher seiner vertraulichen Äußerungen hervor.

„Diese Geistlichkeit," sprach er, „ist eine Macht, die mit der Aufklärung unseres Jahrhunderts nicht mehr in Harmonie steht."

Über die Verfassung äußerte er sich: „Ich habe meine Charte verkündet. Ich habe in meiner Erklärung von St. Queen ihre Grundsätze festgestellt. Ich werde sie allen Denen, die ihr Interesse dem der Monarchie vorziehen, zum Trotz bekannt machen."

Ein andermal bemerkte er über diesen Gegenstand: „Ich denke, wie mein Bruder in Rußland (Kaiser Alexander), ohne Grundgesetz würde ich nicht sechs Wochen regieren, und ich will, mit Gottes Hülfe, daß mein Name, als der des Gründers der französischen Freiheit, auf die Nachwelt übergehe."

Auch die französischen Generale und Marschälle Napoleons, die sich jetzt an ihn drängten, beurtheilte er ganz richtig. Er sagte von ihnen: „Ich hatte mir da draußen eingebildet, daß alle diese Feldherren Bonaparte's Bauern und Grobiane wären; aber nein, der Mann hat sie vortrefflich geschliffen. Sie sind höflich und eben so schlau, als die Agenten des alten Hofes."

Indeß ein zweites Unglück für Ludwig XVIII. war, daß er mit allen trefflichen Eigenschaften des Geistes und Herzens eine Persönlichkeit verband, die den leichtsinnigen Franzosen mehr Stoff zur Heiterkeit, als zur Verehrung darbot.

Geben wir eine Schilderung aus seinem damaligen Hofleben.

Es ist zum Erstaunen, mit welcher Verblendung die Restauration, trotz dieser guten Gesinnungen des Königs, damals ihren Untergang entgegenschritt.

Welche Vergeudung im Schlosse, welche ungeheuren Ausgaben nur allein für die königliche Küche! Merkwürdig war es, um die Frühstückszeit im Schlosse umherzugehen. Mit jedem Schritt traf man einen Kammerdiener, einen Lakai, einen Küchenjungen, welche in die verschiedenen Gemächer aus der Küche Sr. Maj. kostbare Frühstücke trugen. Das Alles war nicht zu gut für den Hof von 1790, aber man kann sich den-

ken, welche Wirkung diese Verschwendung am Hofe von 1815 machen mußte.

Der König ließ sich gern von allen Vorschriften der Etikette Rechenschaft geben, die von Napoleon angenommen waren, und lächelte dann zuweilen, wenn er den gekrönten Emporkömmling, wie er ihn nannte, auf einen Fehler ertappt zu haben glaubte; er fand es seltsam, daß er nicht, wie es in früheren Zeiten am Hofe der Könige die Etikette vorgeschrieben hatte, sein Mittagsbrod durch eine Abtheilung der Garde von der Küche nach dem Speisesaal geleiten ließ. Es war dies ein Gebrauch, den man im Schlosse wieder einführte, sobald die Leibgarden wieder errichtet waren. Eine Abtheilung dieser Heere, angeführt von einem Quartiermeister (Maréchal des logis), begab sich täglich um die Stunde der königlichen Mahlzeiten nach der Küche. Sie hatte den Befehl, den Weg der in bedeckten Schüsseln befindlichen Speisen zu bewachen. Das nannte man das „Anrichten" (le dressoir). Es findet beim Mittagsbrod wie beim Frühstück Statt. Die Bedienten, welche die verschiedenen Schüsseln und Stücke des Geschirres tragen, müssen dazu beide Hände verwenden und niemals darf eine unbeschäftigt sein.

Diese Etikette, früher vielleicht eingeführt, um Vergiftungsversuche zu verhindern und dem Mahle des Königs die Feierlichkeit eines Heiligendienstes gebend,

mußte jetzt in den Augen der aufgeklärten Franzosen nur als eine Lächerlichkeit erscheinen.

Der König billigte ferner nicht, daß Napoleon sich der Nobelgarde begeben hatte; er hielt sie zum Glanz des Throns für unentbehrlich und beeilte sich, die Leibgarden, die Thorgarden, die hundert Schweizer, die schwarzen und grauen Musketiere, die leichten Reiter, die Gardegensd'armen u. s. w. wieder herzustellen. Die letzten vier Korps waren schon durch den Grafen von St. Germain, unter der Regierung Ludwigs XVI, abgeschafft worden. Ludwig XVIII. aber hatte geglaubt, sie wieder herstellen zu müssen.

„Wir sind also wieder," hieß es im Volke, „zu der Regierungsart von Versailles zurückgekehrt. Es ist," sagte man, „wie zu den Zeiten Ludwigs XV., wo das Hauptgeschäft des Königs in der Anfertigung der Küchenzettel bestand und selbst Ludwig XVIII., den man für so verständig hält, ist es nicht mehr, als sein Urgroßvater, Heinrich IV., und sein Großpapa, Ludwig XIV."

Aber wenn man die erste Anklage übertrieben hatte, so that man mit der letztern dem armen Könige wahrlich zu viel. Er liebte die pikante Unterhaltung mit Damen; gestattete auch im Geheim einer schönen geistreichen Frau, derselben Madame Virginie, die ihn in Hartwell besucht hatte, den Zutritt, um sich an ihrer

anziehenden Unterhaltung zu ergötzen oder ihr richtiges Urtheil über Personen und Verhältnisse, die er kennen lernen wollte, zu vernehmen; aber seine ganze Galanterie beschränkte sich darauf, ihr einige feine Equivoquen zu sagen oder sie in die Wange zu zwicken oder vielleicht von ihrem schönen weißen Nacken eine zärtliche Prise zu schnupfen.

Ludwig XVIII. hatte übrigens nie einen schönen Wuchs gehabt. Schon in seiner frühesten Jugend sah man die Anlage derjenigen seiner Schwestern ähnlich zu werden, die man nur die dicke Madame nannte und die als Königin von Sardinien starb. Mit den Jahren aber bekam Ludwig XVIII. einen wahren Elephantenwuchs. Seine Beine aber hatten wenigstens ein und zwanzig Zoll im Umfange und sahen in ihren Sammetstiefeln sehr unvortheilhaft aus; dazu kam sein Zopf und sein ganzes Wesen. Man kann sich nichts ungraziöseres denken, und die Franzosen, die Anmuth und elegante Manieren lieben, verglichen seine Figur mit drei ungleichen, schlecht zugehauenen Balken.

Es war eines Tages in der Galerie der Diana in den Tuilerien gedeckt. Sie war für das große Kouvert bestimmt, eine Ceremonie, die selbst Napoleon, der die alten Hofgebräuche ziemlich liebte, nicht gewagt hatte, wieder in's Leben zu rufen. Sie war diesem großen Geiste, wie allen modernen Franzosen, ohne Zweifel zu lächerlich, denn sie besteht in dem Glücke, den König

und die königliche Familie öffentlich essen zu sehen, ein Glück, das mit der ängstlichsten Etikette nur den Großen am Hofe gewährt wurde, und diese mußten es wieder mit der Pein eines stundenlangen Stehens in höchster Gala erkaufen; denn nur die wenigen Damen, die vermöge ihrer hohen Stellung das Recht des Taburets haben, dürfen sich setzen.

Man sah dort Damen, die man am Hofe Napoleons nie gesehen hatte und wieder andere, über die der Adel der Restauration erstaunte, sich mit ihnen am Hofe eines Bourbons zusammen zu finden. Da saß z. B. eine Frau von Balby, die mit ihrem Anzuge und ihrem Gesichte sechszig Jahre hinter der Mode von heute zurückgeblieben war und nur mit ihrer scharfen, giftigen Zunge der Gegenwart angehörte, indem ihre Klätschereien alle Verhältnisse durchdrangen. Jetzt eben durchbohrte ihr spöttischer Seitenblick ihre Nachbarin auf dem nächsten Tabouret, eine Marschallin, von der jene lebendige Chronik des Skandals wußte, daß sie die Tochter eines Käsekrämers und in der Jugend eine Wäscherin gewesen sei. Dagegen schien die elegante und frische Toilette, so wie der Reichthum der Stoffe und Diamanten, welche diese Dame des Kaiserreichs mit einer Sicherheit, als sei das ihr täglicher Anzug, zur Schau trug, der vergelbten Spitzen und verschossenen Brokate, welche die zurückgekehrte Emigrantin verriethen, zu spotten.

Die Tafel war, obgleich nur für die königliche Familie bestimmt, doch ungeheuer groß und in Hufeisengestalt. Der Armsessel des Königs stand in der Mitte. Sie war mit dem prächtigsten Geschirr aus der königlichen Silberkammer besetzt; selbst das berühmte Schiff der Könige von Frankreich fehlte nicht.

Es hatte damit folgende Bewandniß:

Dieses Schiff ist ein Tafelaufsatz von vergoldetem Silber in Form eines seiner Masten und Takelage beraubten Schiffes. Man hält es ursprünglich für ein Geschenk der guten Stadt Paris an einen der früheren Könige von Frankreich; denn ein Schiff bildet ein Hauptstück im Wappenschilde derselben. In diesem Gefäße werden die Servietten des Königs unter Kissen, die in wohlriechendem Wasser getränkt sind, aufbewahrt; es ist ein höchst nöthiges Geräth bei allen königlichen Mahlzeiten und muß durchaus auf der Tafel prangen. Das frühere Schiff der Könige war im großen Schiffbruche der Monarchie zu Grunde gegangen; der Marquis von Brezè hatte aber keine Ruhe gehabt, bis er es durch ein neues ersetzt hatte, und der Geschmack der Goldarbeiter hatte ihm eine so elegante Form gegeben, daß der gute Marquis dieses Schiff der Restauration nur mit Entsetzen betrachten konnte, als ein Zugeständniß, das man unvermeidlich dem Geschmack der neuern Zeit hatte machen müssen. Herr von Dreux-Brezè, einer

der Großceremonienmeister des Königs, war damals der beschäftigtste Mann im Staate — er hatte den Dienst für die königliche Tafel in dieser Woche. Es ist amüsant, die Etikette bei dieser Gelegenheit näher zu betrachten — diesen Kleinigkeitsgeist im Gegensatz der Größe Napoleons. — Nichts charakterisirt so sehr das Lächerliche dieser Restauration, als diese ängstliche Wichtigkeit, die man der Wiederherstellung der alten Hof-Etikette beilegte.

Zuerst begab sich der Huissier des Saales, nachdem er dazu vom Großmeister des Hauses Befehl erhalten hatte, an die Thür des Saals der Leibgarden, klopfte dort mit einem Stabe an und rief dabei: „Meine Herren, zum Gedeck des Königs."

Ein Gardist folgte ihm. Beide gingen dann in's Küchenamt. Dort erhielt ein jeder Beamte des Platzes ein Stück des königlichen Kouverts. Nun wanderten Alle, das Schiff an der Spitze tragend, in feierlicher Prozession gegen die Galerie der Diana, wo die königliche Tafel errichtet war. Die Leibgardisten marschirten zur Seite des Schiffs und der Huissier trug mit Pomp die beiden Tischtücher.

Die Wichtigkeit dieser Leute und ihrer Beschäftigung las man auf ihren feierlichen Gesichtszügen und in der Sorgfalt, womit die dazu bestellten Beamten das Brod, das Wasser und den Zahnstocher untersuchten,

welche dem Könige präsentirt werden sollten. Man legte die Serviette auf die Hälfte gebrochen, setzte den Teller und das Besteck darauf; Brod, Löffel, Gabel und Messer lagen darüber. Dasselbe that man mit Allem, was der königlichen Familie dienen sollte, und der Huissier, in den Saal der Garden zurückkehrend, klopfte abermals mit seinem Stabe an die Thür und rief mit einer durchdringenden Stentorstimme: „Meine Herren, zum Fleisch des Königs!"

Sofort verfügten sich drei Gardisten und ein Brigadier, den Karabiner auf der Schulter, in die Küche, um das Diner des Königs zu eskortiren. Es verdient dabei bemerkt zu werden, daß jeder Hausbeamte, indem er am Schiffe des Königs vorüberging, dasselbe mit einer tiefen Verneigung salutirte. Nach der Etikette der Krone sind selbst Prinzen und Prinzessinnen ihm diese Begrüßung schuldig. Man hielt das für einen von der Zeit geheiligten Gebrauch, den Herr von Brezé, als Ober-Ceremonienmeister, gewissenhaft wieder herstellte; denn man ist dem Schiffe dieselbe Verehrung schuldig, wie dem königlichen Bette, vor welchem man sich ebenfalls im Vorbeigehen verbeugt.

Herr von Brezé mockirte sich darüber mit spöttischer Miene, daß man niemals dergleichen während der Regierung Bonaparte's gethan habe. „Das kam aber daher," fügte er dann voll Selbstbewußtsein hinzu, daß der arme

Graf von Segur *) mit all seinem Verstande doch nur ein sehr trauriger Groß-Ceremonienmeister gewesen ist."

Während Herr von Brezè sich über den Grafen von Segur lustig machte, war das Fleisch auf der königlichen Tafel angekommen. Man hatte es gekostet, und der erste Haushofmeister, der Weinkoster Graf von Escars, dem der Huissier des Saals voranschritt, waren abgegangen, um dem Könige anzuzeigen, daß sein Essen angerichtet sei.

Seine Majestät, begleitet von seiner Familie, ging nun durch die lange Zimmerreihe nach der Galerie der Diana, beim Schalle einer Musik, welche die Künstler der Kapelle und der Oper aufführten. Die Großoffiziere gingen vor Sr. Majestät her. Der König pflegte in der Galerie der Marschälle einige Augenblicke sich aufzuhalten, um die Bittschriften der Supplikanten, die sich dort aufgestellt hatten, in Empfang zu nehmen. Dieses geschah mit einem huldvollen Lächeln, das die Supplikanten mit Hoffnungen erfüllte, die vielleicht nie verwirklicht wurden. Der König gab die Suppliken in die Hände seiner Umgebungen; aus diesen wanderten sie wieder in andere Hände, bis sie sich am Ende in die Bureaus der Minister verloren, wo oft die Laune des

*) Der bekannte Verfasser der Geschichte der großen Armee von 1812 und mehrerer anderer histor. Werke.

geringsten Schreibers über das Glück und Geschick einer Familie zu entscheiden hatte. Doch, ehe wir den König zur Tafel setzen, noch eine Episode.

In der Dianengalerie, zu beiden Seiten der Tafel, ungefähr zwei Fuß davon entfernt, standen zwei Reihen Tabourets ohne Lehne. Hier sollten die Damen Platz nehmen, die dazu berechtigt waren — und das waren keine, die nicht im Range einer Herzogin sich befanden. Hinter ihnen standen die Herren, welche die Ehre des Zutritts, die Grande Entrée, hatten.

Der Tafel gegenüber war eine Art von etwa einer Elle hohem Gitter. Dieses sollte, wie der Herzog von La Chatre ziemlich laut mit dem Ausdruck von Verachtung aussprach, zur Scheidewand zwischen König und Volk dienen. Besonders das Wort Volk hatte er auf eine so verletzende Weise betont, daß die Herzogin d'Escars, eine Frau, die viel Geist und Freimüthigkeit besaß, ihm halblaut zurief: „Mein Gott, schweigen Sie doch; es ist dasselbe Volk, das bewiesen hat, wie es solche Schranken zu überspringen weiß."

Der König ließ indeß lange auf sich warten. Einige schienen sich sehr zu langweilen, andere plauderten leise oder promenirten in der Galerie. Um diese Zeit ereignete sich eine in der That seltsame Zwischenscene, wie sie nur an einem Hofe, wie der damalige der Tui-

lerien und bei der großen Verwirrung aller Verhältnisse und Ansprüche möglich war.

Der Herzog von La Chatre, ein Hofmann von der alten Schule, kurz von Figur, gelockt und geschniegelt, mit einem zierlichen Spitzbäuchlein und goldgestickter Schoßweste von weißem Atlas, frisirt und gepudert, von einer etwas weinrothen Gesichtsfarbe, kurz das ächte Rokokkobild eines französischen Edelmannes der alten Zeit, trat mit einem gewissen Selbstbewußtsein auf, an jedem Arm eine Dame führend. Beide waren so schön, daß sie schon dadurch allgemeines Aufsehen erweckten. Die eine verrieth in einem gewissen freien, graziösen Wesen die Französin, die gewohnt war, sich in der höchsten Gesellschaft ungezwungen zu benehmen. Die andere war bescheidener. Ihr einfacher Anzug, à l'Angloise, ließ eine Schönheit sehen, die mehr in einer antiken Vollendung der Form bestand, als in jenem innern, regen Leben, das sie auszeichnete. Das große dunkle Auge und das griechische Profil, so wie der südlich dunkle Teint jener klassischen Schönheit ließ die Italienerin von Geburt nicht verkennen. Doch war der Ausdruck ihrer Züge mehr ein leidender, ihr Blick, wenn sie ihn aufschlug, ein Madonnenblick.

Niemand schien sie zu kennen oder kennen zu wollen und die Damen geriethen in nicht geringe Verlegenheit.

Der Herzog von La Chatre trat sehr ernsthaft näher. Er überblickte erst die eine Reihe der Tabourets, dann die andere; nirgends aber gewahrte er ein leeres Tabouret. Das schien ihn in Verlegenheit zu bringen; denn ohne Zweifel hatte er die Absicht, den beiden Damen, die er führte, ein Paar unbesetzte Tabourets anzubieten, während die Inhaberinnen derselben umhergingen. Da sich das aber nicht thun ließ, so gebot er dem Huissier: „Bringen Sie zwei Tabourets für diese Damen!"

Der Huissier ging, um die Tabourets zu holen; indeß da er sah, daß keins unbesetzt war, zog er eine Liste aus seiner Tasche, verglich und überzeugte sich, daß er seiner Pflicht genügt habe. Er ging darauf zum Herzoge von La Chatre zurück.

„Wollen der Herr Herzog," sprach er, „die Gnade haben, mir die Namen der Damen zu sagen, damit ich sie der Liste hinzufüge, welche ich dem Herrn Herzoge von Düras (der an diesem Tage den Dienst als Kammerherr hatte) übergeben muß."

„Und was hat der Herzog von Düras damit zu schaffen," erwiderte der Herzog von La Chatre, „bin ich nicht eben so gut Kammerherr, wie er? Habe ich nicht dasselbe Recht? Kann ich nicht herbringen, wen ich will? He, was haben Sie darauf zu sagen, Sie Lumpenkerl, Sie! Antworten Sie mir!"

Der Huissier war so betroffen, daß er gleich bei dem ersten Worte mit: „ja, ja" antwortete und immerfort, wie eine chinesische Pagode, mit dem Kopfe nickte.

Dieses Gespräch wurde begreiflich so viel als möglich mit gedämpfter Stimme geführt; indeß erregte es doch Aufmerksamkeit, als der Herzog lebhafter fortfuhr: „Ich wiederhole Ihnen den Befehl, zwei Tabourets für die Damen zu bringen. Wollen Sie gehorchen?"

„Herr Herzog," erwiderte der Huissier bescheiden, doch im höchsten Grade befangen, „ich bitte nochmals um die Gnade, mir die Namen der Damen zu sagen; ich darf in der That die Tabourets nur an Herzoginnen verabfolgen lassen."

„Wenn ich Ihnen sage," wiederholte der Herzog von La Chatre, fast zitternd vor Zorn, „daß Sie für diese Damen die Tabourets bringen sollen, so geschieht es, weil ich das Recht dazu habe, verstehen Sie mich? Und," fuhr er fort, auf die Italienerin deutend, „was Madame betrifft, so hat sie, wenn sie auch nicht Herzogin ist, eben so viel Recht, sich in Gegenwart Sr. Majestät zu setzen, als viele von denen, die ich da sehe."

Diese Unart gegen die übrigen Damen erregte allgemeine Indignation. Die eine gähnte so laut, wie es die Paläste des Königs noch nie gehört haben mögen; die andere rief halblaut: „das ist denn doch wirklich

sehr stark!" Mehrere Damen wollten aufstehen und sich beleidigt entfernen; andere hielten dieses für einen ohnmächtigen Zornausbruch, durch den nichts gewonnen werde. Endlich trat der Herzog von Düras in die Galerie. Der Herzog von La Chatre ging ihm, mit beiden Damen am Arm, entgegen und sagte dem Kammerherrn leise: „Von diesen beiden Damen steht die eine bei dem Könige, die andere bei einem hohen Mitgliede der königlichen Familie so hoch in Gnaden, daß ich glaube, bei den Allerhöchsten Herrschaften eine angenehme Überraschung zu bereiten, indem ich sie hier einführe."

Der Herzog von Düras verneigte sich mit einem anmuthigen Lächeln, das jedoch nicht ohne etwas übel versteckte Malice war. „Ich glaube zu errathen," sprach er, „wem ich die Ehre habe, mein Compliment zu machen; indeß weiß ich nicht, ob ich den Damen zu der Galanterie des Herrn Herzogs von La Chatre Glück wünschen, oder sie deshalb beklagen soll. Auf jeden Fall aber bin ich zu beklagen, daß mir die Pflicht, die Etikette zu handhaben, nicht erlaubt, ihnen Tabourets anzubieten. Man kann wohl das schöne Recht haben," fuhr er fort, „mit Königen und Prinzen tête à tête auf dem Sopha zu sitzen, aber nicht vor ihnen im Angesichte des ganzen Hofes sich zu setzen."

Ein Murmeln des Beifalls und boshaftes Lächeln zog sich fast durch den ganzen Damenkreis, wo man flüsternd einander diese Antwort des Ober-Kammerherrn zuraunte. Jetzt schien Jeder zu wissen, wer die beiden Damen waren. In diesem Augenblick rief der Huissier: „Le Roi!“ Die Flügelthüren der Galerie wurden aufgerissen. Alles erhob sich und ordnete sich und der König wurde hereingebracht, d. h. mit Mühe und sehr langsam geführt, begleitet und gefolgt von seiner ganzen Familie und der oben erwähnten Suite. Darauf wurde zwischen dem Espalier von Herren und Damen hindurch, von denen er einige mit einem Lächeln, andere mit einem Paar Worten beglückte, der noch weite Weg zur Tafel zurückgelegt.

Noch hatten die beiden Damen nicht Zeit gehabt, sich zu entfernen, als der Herzog von Berry sie bemerkte. Er wurde abwechselnd blaß und roth und warf ihnen einen flehenden Blick zu, dem Herzog von Chatre aber einen wüthenden. Dieser fühlte jetzt erst, wie sehr er sich selbst damit compromittirt hatte und führte sie durch eine Seitenthür davon.

Endlich setzte man sich. Der König zuerst auf den in der Mitte stehenden Lehnstuhl, rechts von ihm die Herzogin von Angoulême, links Monsieur; der Herzog von Angoulême saß neben seinem Vater und der Herzog von Berry neben seiner Schwester.

Vor dem Beginn des Essens waren noch zwei wichtige Ceremonien zu erfüllen — die Darreichung des Handtuchs und der Servietten an den König.

Es war das Geschäft des Grafen d'Escars, als Haushofmeister, dem Könige das in wohlriechenden Spiritus getränkte Handtuch, das er früher durch den Becherbeamten (officier du gobelet) hatte prüfen lassen, „in Gemäßheit des 27. Artikels des Reglements Ludwigs XIV. vom Jahre 1681," darzureichen.

Nach Maaßgabe dieses Reglements wurde dieses Handtuch dem Könige, zwischen zwei Servietten von Goldstoff liegend, präsentirt. Dann hat der Almosenier des Viertels die Verpflichtung, dem Könige aus dem Schiffe auf der Tafel für jeden Gang der Speisen eine frische parfümirte Serviette darzureichen, und dieser würdige Kronbeamte entfernt sich nicht eher, als bis die letzte Serviette unter dem beträchtlichen Hängekinn Ludwigs XVIII. befestigt ist.

Einen eben so wichtigen Dienst hat der Hauptmann der Garde du jour zu vollziehen. Er hat bei dieser feierlichen Gelegenheit vierzehn Gardisten unter seinem Kommando, welche, sieben an jeder Seite der Tafel, den Karabiner geschultert haltend, keine andere Aufgabe zu haben scheinen, als sich in der Kunst der Unbeweglichkeit zu üben. Der Hauptmann selbst steht eben so unbeweglich hinter dem Sessel des Königs. Zwei Leib-

trabanten, in der ganzen Pracht ihres Kostüms, die Partisane in der Faust, stehen eben so regungslos, der eine rechts, der andere links, hinter dem Sessel des Königs. Außerdem sind noch zwei Gardisten bestimmt, der eine als Schildwacht beim Schiffe zu dienen, der andere den dienstthuenden Kammerherrn zu begleiten, so oft dieser an den Schenktisch geht, um dem Könige etwas zu trinken zu holen.

Der König schien indeß wenig Notiz von dieser Etikette zu nehmen. Die erste vor ihn hingestellte Schüssel, wovon die silberne Glocke abgehoben wurde, enthielt ein Gericht Trüffeln in Champagner unter einer Serviette gesotten, welche Speise er sehr liebte. Er eilte, damit fertig zu werden, um nicht zu lange sich von seiner zweiten Lieblingsspeise getrennt zu sehen, die in einem Gerichte Krebse, so groß wie Hummern, bestand, wie man sie aus Straßburg für die königliche Küche liefert. Ludwig XVIII. aß davon einen, zwei, drei, vier — zuletzt, wer weiß wie viel — unbekümmert darum, daß gerade dieses Gericht am wenigsten geeignet sein mag, um dem Volke das Schauspiel eines essenden Königs zu geben. Mit einem Worte, er aß wie ein ächter Bourbon. Er aß der Reihe nach von jeder Schüssel und war sehr gewissenhaft in der Pflicht eines guten Königs, auch des Geringsten nicht zu vergessen. Auch seine Lieblingsspeise fehlte nicht, jene kleinen

Hammel-Kottelets, von welchen jedes einen einzigen Bissen bildet. Man hatte eine Schüssel voll davon vor ihn hingesetzt, und nach wenigen Minuten war sie unter seiner Administration verschwunden.

Die Herzogin von Angoulême erschien zum ersten Male bei diesem Diner öffentlich in glänzendem Schmucke. Sie war wirklich schön. Sie trug eine Robe von Naracasammt, die auf der Brust, am Gürtel und auf den Ärmeln, kurz überall, wo es möglich gewesen, mit Diamanten gestickt war. Dabei hatte sie ein herrliches Diamanten-Halsband, womit ihre Brust bedeckt war, und die Ohren schmückten zwei prachtvolle Perltropfen mit gelbem Diamant, welche die Kaiserin zur Krönung getragen hatte. Sie waren auf Befehl des Kaisers durch Denois oder Nitot gekauft. Diese Ohrgehänge gehörten früher der unglücklichen Marie Antoinette. Ihr Werth wird auf 250,000 Franken geschätzt. Auch Diamanten haben ihre Geschichte und der Geschichte dieses Schmuckes fehlt es nicht an tragischem Interesse.

Madame war traurig. Sie ließ ihre Augen über die Menge schweifen, von der sie vielleicht mit Neid betrachtet oder glücklich gepriesen wurde und die nicht ahnete, wie unter einer Hülle von so vielen Diamanten und Perlen ein so großer Schmerz begraben sein könne.

Der Herzog von Berry war sichtbar verstimmt und unruhig. Das wurde um so eher bemerkt, da

man jetzt die Ursach seiner Verstimmung kannte und sein heftiges leidenschaftliches Wesen sich übel schickte zu der Rolle des Versteckens aller Gefühle, die er jetzt spielen mußte. Man konnte nicht zweifeln, daß er Alles wieder erfahren hatte, was vorgefallen war in Betreff des Versuchs des Herzogs von La Chatre, die beiden Damen dort einzuführen. Er traute jenem Höfling zu, daß es aus Malice geschehen sei und dieser Umstand vermehrte seinen Unwillen.

Während dieser anderthalbstündigen offenen Tafel gingen vielleicht mehr als zehn Tausend Personen jenseit der Barriere, die das „Volk" vom Hofe trennte, vorüber. Man bemerkte an ihnen mehr Neugier, als aufrichtige Theilnahme. Alle Vorübergehenden wendeten den Blick auf Ludwig XVIII., welcher fortwährend bemüht war, seiner Hofküche Ehre zu machen, ohne sich darum zu kümmern, daß man ihn betrachtete. Der Herzog von Angoulême spielte mit seinen Knöpfen und mit seinem Lorgnon, Monsieur allein zeigte eine passende Haltung. Der Prinz von Condé dagegen war sehr zerstreut, daß es schien, als habe er den geringen Überrest von Geist ganz verloren, den ihm Gott noch gelassen hatte.

Die Parallele mit Napoleons Hof und Tafel lag zu nahe, um nicht gemacht zu werden, und man wird uns glauben, daß Ludwig XVIII. — ein Held von

der Schüssel — in der Achtung der Franzosen bei solchen Vergleichen nicht sehr gewann.

Kaum aber war die Tafel aufgehoben, so suchte der Herzog von Berry den Herzog von La Chatre auf.

„Aber sagen Sie, Herr Herzog," redete er ihn an, „gleicht man mehr einem Esel oder einem Teufel, wenn man solche Bêtisen begeht?"

„Ich glaubte, Ihrer Majestät und Ew. Hoheit Vergnügen zu machen," stammelte der Herzog, „und," fuhr er noch unüberlegter fort, „wußte nicht, daß diese Damen in gewisser Hinsicht Nebenbuhlerinnen waren!"

„Von Ihnen, mein Herr Herzog," entgegnete der Herzog von Berry, „kann man sagen: Sie haben in der Verbannung Nichts gelernt, wohl aber Alles verlernt, was zum feinen Takt der guten Gesellschaft gehört."

Damit wendete er dem betroffenen Höfling den Rücken und dieser entschuldigte sich später gegen einige Damen, die ihn mit seiner Bêtise neckten, es sei von ihm nicht Dummheit, sondern Bosheit gewesen; er habe dem Herzoge von Berry nur eine kleine Lektion über das Kapitel der Treue geben wollen.

Die beiden Damen waren nämlich Niemand, als die zur Gräfin erhobene Madame Virginie, die vormalige Tänzerin, und die arme Laura, die auf die Einladung des Herzogs ihrem heimlich ihr angetrauten Gatten

nach Paris gefolgt war. Sie hatte den Herzog von Berry noch nicht gesehen, wußte nichts von seiner Neigung zu Virginie, konnte sich aber schon bitter über Zurücksetzung beschweren. Seit drei Tagen in Paris, hatte sie es durch alle zärtliche Billets noch nicht dahin bringen können, ihren Gemahl nur einen Augenblick zu sprechen. Man hat daher Grund zu glauben, daß der Herzog von La Chatre in der That mehr die Absicht gehabt habe, den Prinzen in einige Verlegenheit zu bringen, als sich ihm angenehm zu machen und Laura hatte sich von ihm zu dieser Scene nur bereden lassen, weil sie, unbekannt mit der Hof-Etikette, gehofft hatte, ihren Gemahl zu sehen. Virginie aber, ein wenig eitel auf die Gunst des Königs und die Liebe des Prinzen, hatte damit glänzen wollen.

Kaum war an diesem Tage die Cour vollendet, als der Herzog von Berry nach dem Hotel fuhr, das er für seine Gattin hatte miethen lassen. Er begab sich zu ihr in der Absicht, ihr seine üble Laune zu zeigen und ihr bittere Vorwürfe zu machen über die Indiskretion, die sie begangen habe durch ihr Erscheinen am Hofe, wo sie doch bekanntlich nie eingeführt sei. Auf dem Wege dorthin fuhr er bei Virginie vor. Diese aber überhäufte ihn in ihrer französischen Lebhaftigkeit mit einer ganzen Fluth von Vorwürfen. Obgleich

unschuldig an jener Scene und an dem der Courtisanne so unangenehmen Zusammentreffen mit seiner rechtmäßigen Gemahlin, so mußte er doch das ganze Bad austragen und anstatt ihr Vorwürfe zu machen, sah er sich in die Defensive geworfen und, so schwach war selbst ein Herkules gegen die schöne Omphale, er gab tausend gute Worte, um ihren Zorn nur zu begütigen. So doppelt gereizt, trat er bei Laura ein; aber da umfing ihn das edle, schöne Weib mit so inniger Zärtlichkeit und bat so rührend um Verzeihung wegen der Unbesonnenheit, wozu sie jener Höfling verleitet habe, während eins seiner Töchterchen sein Knie umschlang und das andere ihn anlächelte. Als die Mutter ihm das engelschöne Kind in den Arm legte und sagte: bitte, bitte den lieben Vater, daß er deiner armen Mutter vergebe und sie wieder lieb habe — da ging ihm das Herz auf; er küßte das herrliche Weib und seine Thränen vermischten sich mit den ihrigen; er verwünschte den Strudel des Glücks und den Leichtsinn von Paris, der ihn verleitet habe, und gelobte, fortan ein treuer Vater und liebevoller Gatte zu sein.

Erst am andern Morgen verließ er sie. Er hatte in der schönen Nacht seiner Gattin seine Verirrung für Virginie bekannt; er hatte Verzeihung von dem Engel der Milde erhalten und sein Herz war dadurch erleichtert; aber das Herz der armen Laura war, ohne daß sie

es sich merken ließ, mit tausend Dolchen der Eifersucht verwundet.

Der Prinz sah die Wolke, die den sonst so klaren Glanz ihrer schönen Augen verhüllte und um sie zu beruhigen, versprach er ihr, Alles anzuwenden, um den König, seinen Oheim, zu bewegen, diese Ehe, die ihn so glücklich mache, zu sanctioniren. Er wollte lieber für seine Kinder der Thronfolge entsagen, als dem Glück seines Lebens.

Das Alles war in dieser schönen Stunde wirklich so gemeint. Drei Tage lang quälte er sich mit allen Martern der Entsagung, indem er Virginie zu sehen vermied; auch trug er sich mit Plänen um, den König zu einer solchen Concession zu bewegen. Allein die rauschenden Vergnügungen auf seinem Lustschlosse Bagatelle zerstreuten bald wieder alle guten Vorsätze. Leichtsinn und Sinnlichkeit rissen ihn fort. Laura verging sichtlich in stillem Gram, der um so tiefer an ihrem Herzen nagte, jemehr sie ihn zu verbergen suchte.

Wahrlich, es bedurfte einer schwerern Katastrophe, um diesen geliebten Leichtsinnigen, der, so treu im Unglück, die verführende Macht des Glücks nicht hatte ertragen können, wieder zu der alten Treue und Liebe zurückzuführen. Und eine solche Katastrophe sollte nicht ausbleiben.

Zehnte Abtheilung.

Talleyrand auf dem Wiener Kongreß. — Dessen Intriguen gegen Napoleon. Folgen: Napoleons Landung in Frankreich. — Schrecken darüber in den Tuilerien. — Gespräch zwischen dem Könige und Monsieur. — Napoleon vertraut seinem Glücksstern. — Verwirrung und Aufregung am Hofe. — Wandelbarkeit der Volksliebe. — Entschlossenheit Ludwigs XVIII. — Monsieur in Lyon. — Verrauchter Enthusiasmus und ungünstige Stimmung. — Vive l'Empereur! — Die Herzogin von Angoulème in Bordeaux. — Ihr Muth. — Erfolglosigkeit. — Ihr Rückzug. — Napoleons Fortschritte. — Der König hält seine letzte Revüe. — Billet von Fouché. — Des Königs Rede im Conseil. — Die Abreise wird beschlossen. — Der Herzog von Orleans. — Der Herzog von Berry. — Der Graf von Artois. — Des Königs Fassung. — Dessen Brief an die Herzogin von Angoulème. — Abreise des Königs von Paris. — Laura.

Während der Herzog von Berry, sich fern von der Politik haltend, in seinem Lustschlosse Bagatelle sich amüsirte, in den Tuilerien Mißgriffe über Mißgriffe gemacht wurden und Intriguen aller Art den guten König umlagerten, der mit seinen besseren Einsichten und trefflichen Absichten nicht durchdringen konnte und sich dafür mit Sarkasmen rächte; während das Volk

von Paris, die ganze französische Nation und das Heer mit jedem Tage unzufriedener mit der Verwaltung wurden und auf dem Wiener Kongreß die Angelegenheiten von Europa sich mehr zu verwirren als zu entwirren schienen: hatte der schlaue Talleyrand, dieses politische Chamäleon, dort einen Blick auf die Karte von Europa geworfen und die Bemerkung gemacht, daß doch die Insel Elba, wohin man Napoleon verwiesen hatte, etwas nahe an der Küste Italiens liege. Nach dieser Entdeckung lag die Frage noch näher, ob es nicht rathsam sei, denselben weit genug zu entfernen, um ihn zu hindern, den Frieden Europa's wieder zu stören. Bei dieser Gelegenheit wurde zum ersten Male die Insel St. Helena als Verbannungsort des Ex-Kaisers genannt.

Schlau wie ein Fuchs horchte Talleyrand bei den Diplomaten jener Zeit in's Haus. Fürst Metternich wollte nichts davon wissen, da sein Herr, der Kaiser, nie einwilligen würde, das Geschick seines Schwiegersohnes noch mehr zu erschweren. Der Kaiser Alexander war zu edel und der König von Preußen zu gerecht, um dem gestürzten Monarchen das ihm gegebene Wort zu brechen; so wendete sich denn Talleyrand an England, dessen selbstsüchtige Politik nie Bedenken getragen hat, das Völkerrecht oder die Humanität zu verletzen, und Wellington war der Erste, der diese Idee auffaßte; bald war Castlereagh dafür gewonnen, ein Memoire des

französischen Ministers gab den offiziellen Impuls und es war nahe daran, daß der Beschluß zu einer solchen Versetzung gefaßt wurde, als Napoleon auf Elba Nachricht davon erhielt. Man kann es ihm kaum verdenken, daß er es vorzog, den Thron von Frankreich wieder zu besteigen, als sich auf die einsamste Insel mitten im Weltmeere verbannen zu lassen. Und so erfolgte denn am 1. März 1814 seine Landung in Frankreich.

Es läßt sich nicht beschreiben, welches Entsetzen und welche Verwirrung die Nachricht davon in den Tuilerien verbreitete.

Die Conseilmitglieder, mit welchen die Beschlüsse berathen waren, die nothwendig schienen, den Thron zu sichern, hatten sich aus dem Kabinet des Königs entfernt und Ludwig XVIII. war allein geblieben mit seinem Bruder, dem Grafen von Artois.

Monsieur war in lebhaftester Unruhe. Bald ging er aufgeregt im Zimmer umher, bald lehnte er sich in tiefster Niedergeschlagenheit gegen den Kaminsims. Der König saß auf seinem Armstuhle und stützte den Ellenbogen auf einen neben ihm stehenden Tisch. So verblieben sie beide einige Minuten schweigend und keiner wagte das Gespräch zu eröffnen. Es war nicht Mangel, sondern Überfluß des Stoffs daran schuld. Dieses Stillschweigen vergrößerte die Ungeduld des Königs.

„Nun, Monsieur!" nahm er endlich das Wort, „dahin hat man uns gebracht. Ich habe Klugheit anempfohlen, aber man hat nicht darauf geachtet und meine Feinde benutzen dieses."

„Sie sehen die Sache zu schwarz, Sire," erwiderte der Prinz; „Bonaparte ist verrückt; man verabscheut ihn und betet uns an. Die Vorsehung wacht und verfolgt ihn ohne Zweifel; er wird unfehlbar untergehen."

„Enttäuschen Sie sich, mein Bruder," antwortete der König mit seiner gewohnten Besonnenheit; „die Prüfung wird lange und hart sein. Glauben Sie, daß eine ausgedehnte Verschwörung uns umgiebt; der Boden unter unseren Füßen bebt so, daß wir uns festhalten müssen, um nicht zu sinken."

Diese Äußerung machte einen höchst peinlichen Eindruck auf ihn.

„Der König sollte," entgegnete er, „treue Truppen auf den Straßen von Calais und Lille aufstellen lassen; in Zeiten, wie die gegenwärtigen sind, hat man Alles zu fürchten."

„Die Sache ist noch nicht so schlimm," versetzte der König etwas bitter, „daß man zum 16. Januar 1789 oder zum Jahre 1791 zurückkehren müßte. Das Unangenehmste ist, daß man das, was geschieht, nicht

vorauszusehen vermochte, so daß man jetzt den Streich abzuwenden nicht im Stande ist."

Diese Phrase führte das Gespräch weiter und der Erfolg desselben war, daß Monsieur etwas aufgereizt wurde. Doch der König glaubte in einem so wichtigen Momente ohne Rückhalt sprechen zu müssen und schloß mit den Worten:

„Vergessen wir die Vergangenheit und denken wir nur an die Zukunft. Sie müssen nach Lyon gehen, den Marschällen zu beweisen, daß wir die Waffen zu ergreifen wissen, wenn die Nothwendigkeit es erheischt. Ich gewähre Ihnen die ausgedehntesten Vollmachten. Sie werden eine Schlacht liefern, wenn es nöthig ist; denn ich wiederhole Ihnen: das Haus Bourbon muß durch neue Lorbeeren den alten Ruhm wieder auffrischen."

Monsieur empfand Widerwillen, gegen Franzosen zu kämpfen. Indeß gab er doch die Versicherung, daß er bei der großen Gefahr des Staates seinen Gefühlen Schweigen gebieten würde.

Der Erfolg sollte beweisen, daß beide sich in ihren Voraussetzungen geirrt hatten. Es hatte weder eine allgemeine Verschwörung zu Gunsten der Rückkehr Napoleons Statt gefunden, noch durfte auf die Liebe des Volkes und die Treue der Truppen für die Bourbons gerechnet werden.

Napoleon vertraute dem Sterne seines frühern Glücks. Er setzte Alles daran, um Alles zu gewinnen und überraschte ganz Frankreich so vollständig durch sein Erscheinen, daß man in Paris das Ereigniß, welches man in den Tuilerien schon am 5. März wußte, erst am folgenden Tage erfuhr.

Verwirrung und Aufregung herrschten im unglaublichsten Grade. Alle Minister hatten den Kopf verloren. Jeder Andere dachte nur an sich selbst. Monsieur aber sollte im Süden auf seiner großen Mission, um den Thron der Restauration zu retten, nicht glücklich sein, und entsetzliche Erfahrungen machen über die Wandelbarkeit der Volksgunst, die ihm bei seinem Einzuge fast nach Paris hineingetragen hatte.

Ludwig XVIII. handelte rasch und entschlossen. Drei Armeekorps waren aufgestellt, um Napoleons Annäherung nach Paris zu verhindern. Monsieur und der Herzog von Orleans, den Ludwig XVIII. wieder in Gnaden aufgenommen und von Sicilien nach Paris hatte kommen lassen, waren nach Lyon abgegangen; der Herzog und die Herzogin von Angoulême nach Bordeaux. Der Herzog von Berry und der alte Condé sollten in Paris bleiben. Der König war gefaßt und ergeben. Der Erstere war darüber höchst unzufrieden. Sein Geschick wollte nicht, daß er an Napoleon sich den

Ritterſporn verdienen ſollte und deſſen Grenadiere würden ihn wahrſcheinlich übel empfangen haben.

Monſieur war in der Nacht vom 5. auf den 6. September 1814 von Paris abgereiſet. Am 8. Morgens kam er in Lyon an. Die Zeitungen berichteten damals, der Prinz ſei vom Volke und den Truppen mit Jubel begrüßt worden; das war aber nicht wahr. Die Truppen wie das Volk ſchwiegen. Es war kein enthuſiaſtiſcher Empfang und Alles verrieth ſchon, was einen Tag ſpäter vorgehen ſollte. Monſieur zeigte viel Energie, aber ſie konnte nichts helfen. Er ließ Barrikaden errichten, doch Niemand wollte ſie vertheidigen. Er ſagte: wenn ich nur tauſend Mann zu meiner Verfügung hätte, ſo würde ich dieſen Bonaparte vertreiben; aber tauſend Getreue unter den vielen Tauſenden, die er unter den Waffen ſah, wollten ſich nicht finden.

Wie war es hier anders vor kaum drei Monaten! Als damals Monſieur ſeinen Einzug in Lyon hielt, wurden Blumen und Palmen auf ſeinen Weg geſtreut und das Volk wollte ihm die Pferde ausſpannen und ſeinen Wagen im Triumph in die Stadt ziehen. Jetzt kam er allein und finſtere, mißtrauiſche Blicke empfingen ihn.

Die berittene Nationalgarde ließ noch einigen Enthuſiasmus blicken; allein einige Stunden ſpäter über-

schritt Napoleon die Brücke Guillotière und alle Sympathien für die Bourbons waren erloschen.

Der Graf von Artois wollte nun eine Revüe halten. Merkwürdig, wie weit die Verblendung gehen konnte!

Es standen damals in Lyon mehrere Regimenter, die erst aus Spanien zurückgekehrt waren, unter andern das 13. Dragoner-Regiment. Als der Prinz sich demselben näherte, ertönte auch nicht ein Ruf. Der Graf von Artois grüßte die Standarte des Regiments mit der größesten Artigkeit und lächelte dem Obersten gütig zu. Man versichert, nie einen so anmuthigen Franzosen gesehen zu haben, wie dieser Prinz in diesem Augenblick war.

„Ein schönes Regiment, Herr Oberst," sagte er, „ich hoffe, daß ich auf diese braven Leute zählen kann!"

Der Oberst schien gerührt oder vielmehr verlegen und antwortete einige Worte, jedoch so leise, daß der Prinz nichts davon verstehen konnte und daher seine Frage wiederholte.

„Monseigneur," erwiderte nun der Oberst, „ich bin bereit, für den Dienst des Königs zu sterben. Aber," fügte er leiser hinzu, „für meine Leute kann ich nicht stehen, besonders wenn sie auf ihre eigenen Landsleute schießen sollen."

Der Prinz sah ihn forschend an und der Oberst zog seinen Säbel und rief: „es lebe der König!" Aber das tiefste Schweigen erfolgte und abermals wiederholte der Kommandeur seinen Ruf; doch jetzt entstand ein Gemurmel. Die bisher kalten Züge der Soldaten belebten sich und wurden drohend; der Graf von Artois aber erkannte, was seine Lage Gefährliches habe; zugleich aber auch, daß der Sieg schon halb gewonnen sei, wenn die Truppen von Lyon zu ihm überträten. Er benahm sich in der That jetzt wie ein würdiger Enkel Heinrichs IV. und ritt auf den Quartiermeister zu, von dem er wußte, daß er auf die anderen Unteroffiziere viel Einfluß hatte, und diesem bärtigen Manne, der das Muster eines würdigen Veteranen war, bot er die Hand. Der alte Dragoner erröthete vor Überraschung, aber streckte die Hand nicht aus.

„Nun?" fragte Monsieur, „willst du für dein Regiment dieses Zeichen der Achtung nicht annehmen?"

Der bereits ergraute Krieger brummte etwas unverständlich vor sich hin, dann antwortete er: „Niemand im ganzen Regiment, Monseigneur, haßt den König."

„Nun," rief der Prinz, „so rufe mit mir vive le Roi!"

„Ich kann bei Gott nicht!" entgegnete der Unteroffizier, und gleich darauf schrie er: „Vive l'Empereur!"

„Es lebe der Kaiser!“ donnerte es ihm nach; durch alle Reihen und wie mit einer Stimme rief das Regiment: „Vive l'Empereur!“

Nicht glücklicher waren der Herzog und die Herzogin von Angoulême damals in Bordeaux.

Auch hier ging Alles anfänglich gut. Die Anwesenheit der verehrten Prinzessin schien einigen Enthusiasmus zu erwecken. Die Offiziere leisteten ihr den Eid der Treue. In wenigen Tagen sah sie sich an der Spitze einer zahlreichen Armee. Allein so wie Napoleon sich Paris näherte, wurden die Offiziere kühler, die Soldaten lauer und die Bürger zeigten mehr Zurückhaltung. Die edle Prinzessin war Tag und Nacht in Thätigkeit. Sie vertraute Niemandem als sich selbst. Sie weckte den Muth der Soldaten und dankte den königlichen Freiwilligen für ihre Ergebenheit. Nichts unterließ sie, was nach ihrer Einsicht zum Zweck führen konnte. Am heiligen Osterfeste hielt sie eine General-Musterung auf dem Marsfelde über die Linientruppen, Nationalgarde und königlichen Freiwilligen. Die Aufnahme der Prinzessin, als sie vor der Fronte erschien, war kalt und zurückhaltend.

Die Citadelle von Blaye sollte ein wichtiger Punkt werden. Madame mißtraute den Linientruppen und wollte Nationalgarde an ihre Stelle setzen; allein die

Truppen wollten nicht weichen und bald mußte sie den Schmerz erleben, auf der Höhe der Bastionen dieser Festung die erste dreifarbige Fahne wehen zu sehen.

Noch hoffte die Herzogin, den Sturm der Revolte beschwören zu können, als der Generalstab ihr meldete, daß sie für den Gehorsam der Regimenter nicht einstehen könnten.

General Clauzel war damals im Anzuge. Er hatte früher die lebhaftesten Versicherungen seiner Ergebenheit für die Bourbons gegeben. Madame vertraute darauf und verdoppelte ihre Thätigkeit. Als daher die Generale ihr eröffneten, daß unter diesen Umständen ihre eigene persönliche Sicherheit gefährdet sei, gab sie zur Antwort: „Ich bekümmere mich wenig um mich selbst; da es mir aber scheint, daß die Bordelaiser Neigung haben, sich gegen den Usurpator zu vertheidigen, so werde ich das Vaterland nicht eher verlassen, als bis mir auch die letzte Hoffnung geraubt ist!"

„Sie, gnädigste Prinzessin, fechten?" rief man.

„Ja, meine Herren," entgegnete sie entschlossen, „ich will den Generalen zeigen, wie man seinem Könige dient."

Diese Worte mißfielen. Man antwortete, wenn sie sich feindselig beweisen wolle, so würden die Linientruppen auf ihre Vertheidiger feuern.

„Ich wollte Bordeaux nicht gern der Möglichkeit einer Zerstörung preisgeben," versetzte sie, „und deshalb wünsche ich mich persönlich von den Gesinnungen der Truppen zu überzeugen, für deren Treue sie gestern noch einstehen wollten."

Vergebens beschworen sie die Generale, diese Idee aufzugeben. „Man hat Patronen vertheilt," äußerten sie, „und wir fürchten ...."

„Was? meine Herren!" rief die Prinzessin; „ein französischer Krieger würde mit kaltem Blute ein Weib tödten? Das ist unmöglich; Sie verleumden die Truppen — gehen wir!"

„Aber, Madame, erlauben Sie, daß man sie erst darauf vorbereite!"

„Nein, nein — ich will sie ganz unvermuthet sehen."

Man mußte gehorchen und die Herzogin begab sich in Begleitung dieser Herren zuerst in die Kaserne von St. Raphael. Die Soldaten mußten ein Viereck bilden und Madame trat in ihre Mitte und hielt eine Rede an sie, die französische Herzen wohl hätte erweichen müssen.

„Wir werden jedes Übel von Ihnen abwenden!" das war die ganze Antwort.

„Und wenn Einige unter Euch sind," rief sie, „die sich der vor wenigen Tagen dem Könige in unsere

Hände abgelegten Eide erinnern, so mögen sie vortreten und sich erklären."

Es waren ihrer Zwölf, die aus dem Gliede traten.

„Eurer sind Wenige!" rief sie; „aber wenigstens erkennt man diejenigen doch, auf welche man zählen darf."

Sie schied mit zerrissenem Herzen von diesem Regimente und begab sich in die zweite Kaserne. Hier aber hatte das Gift der Revolution, oder eigentlich die Anhänglichkeit der Soldaten an den Kaiser, der sie so oft zum Ruhm und Sieg geführt hatte, schon ihre ganze verderbliche Wirkung hervorgebracht. Man empfing sie dort unverkennbar als Feindin und begrüßte die Tochter Ludwigs XVI. mit dem Schreckensruf: es lebe der Kaiser!

Die Herzogin war nur ein Weib, aber ein muthiges Weib; doch ohne Stütze. Sie mußte diese Schmach ertragen; allein sie ließ nicht die geringste Bewegung merken. Verachtung mäßigte ihren Zorn. Und dennoch versuchte sie noch das letzte Mittel.

„Ach!" rief sie, „spreche ich noch zu demselben Regimente, das den Namen von Angoulême trägt? Erinnert Ihr Euch nicht mehr an das, was mein Gemahl, der Herzog, für Euch gethan hat? Ist er Euer Anführer nicht mehr? Habt Ihr kein Gedächtniß mehr für den in meine Hände geleisteten Eid der Treue?

Bin ich nicht mehr Eure Fürstin? Erkennt Ihr mich nicht mehr?"

Doch Thränen verriethen jetzt die innere Bewegung dieser edlen Frau, die gerade im Ertragen von Unglück bisher ihre Hauptstärke gehabt hatte. Die Zähren rollten bald unaufhaltsam über ihr schönes bleiches Antlitz. Einige Soldaten schienen gerührt zu sein und umringten sie mit Blicken der Theilnahme, während die entfernter Stehenden sich in Äußerungen des Hohns Luft machten.

Es waren schreckliche Augenblicke. Doppelt schrecklich für eine Frau, deren Vater dieses Volk ermordet hatte, das jetzt so treulos wieder von den Bourbons abfiel.

„Nach zwanzig Jahren des Unglücks," rief sie voll Schmerz aus, „ist es wohl grausam, das Vaterland abermals verlassen zu müssen! Ich habe nie aufgehört, Gelübde für Frankreichs Wohl zu thun, denn ich bin eine Französin und Ihr — seid keine Franzosen mehr! Fort — entfernt Euch!"

Ihre Stimme schien diese Krieger getroffen zu haben. Es waren noch dieselben Soldaten Napoleons, die unter dem größesten Feldherrn des Jahrhunderts eine halbe Welt erobert hatten — und nun sollten sie von einer Frau sich mit Verachtung behandeln lassen? Die bärtigen Krieger murrten und die Herzogin mit ihrem Gefolge entfernte sich.

Beim Gange über den kleinen Ufer-Kay traf sie die Nationalgarde von Bordeaux aufmarschirt. Sie hielt an diese Truppen eine Anrede und erklärte ihnen, daß die Linie sie in Stich lasse und daß sie nur noch auf ihre Treue zu zählen habe.

Die braven Gaskogner konnten ihren Thränen nicht widerstehen. Ihre Offiziere wollten den Eid der Treue erneuen.

„Ach, nur keine Schwüre, meine Herren!" rief sie ihnen schmerzvoll zu; „ich habe erfahren, was sie heut zu Tage gelten. Gehorchen Sie nur den letzten Befehlen, die Sie von der Nichte Ihres Königs empfangen und beschützen sie die Stadt Bordeaux."

Noch an demselben Tage sah sich Madame genöthigt, mit dem Marschall Clauzel, der sich für den Kaiser erklärt hatte, zu kapituliren.

Dieser Abtrünnige ließ ihr sagen, er würde seinen Einzug in Bordeaux bis zu ihrer Abreise verschieben. Und nun, am 10. April, verließ die Prinzessin Bordeaux, nachdem sie noch in einer ergreifenden Proklamation von den treuen Unterthanen dieser Stadt Abschied genommen hatte.

Ihr Rückzug war der einer Königin, nicht eines Flüchtlings.

Früher schon hatte Ludwig XVIII. sich veranlaßt gesehen, der Macht der Umstände zu weichen.

Am Morgen des 19. März waren die Nachrichten in den Tuilerien immer beunruhigender auf einander gefolgt.

Der Feind, d. h. der Kaiser und die ihm wieder zugefallenen Soldaten, hatten Autun unter dem Zujauchzen des wetterwendischen Volks besetzt. Seine Fortschritte waren unaufhaltsam, denn die Armee empfing mit Freuden ihren berühmten Führer zum Siege oder Tode; in Paris aber überließen sich die Familie und Umgebungen des Königs einer maßlosen Bestürzung, die dieser jedoch keineswegs theilte. Sie sprachen davon, Paris zu verlassen; aber der König wollte immer noch kämpfen. Es war für den nämlichen Tag eine Musterung aller königlichen Leibgarden und der Kompagnien royalistischer Freiwilligen angesetzt, die auf dem Marsfelde Statt finden sollte. Aber dieser Umstand ängstigte die zaghaften Gemüther. Sie schlugen dem Könige vor, diese Revüe bis auf günstigere Zeiten zu verschieben.

„Nein, nein!" rief er; „ich will den König von Frankreich spielen bis zum letzten Augenblick. Was man mir vorschlägt, ist eine Feigheit."

— „Aber Ihre Gesundheit, Sire!"

— „Der König befindet sich immer wohl, wenn es sich um die Erhaltung seiner Ehre handelt; bei ihm muß die Geistesstärke die Körperkräfte übersteigen."

Als man noch weiter in ihn drang, wurde er erzürnt und die Revüe fand Statt. Die Steigerung der Gemüthsbewegungen wirkte wohlthätig auf seine Gesundheit. Sie schläferte gleichsam seine Gichtschmerzen ein — wenigstens hatte er nicht Zeit, daran zu denken.

Die Garden und Freiwilligen, deren Kommandeur der Herzog von Berry war, empfingen ihn mit Begeisterung. Sie verlangten nur den Befehl, auf den Feind zu gehen. Der König aber gab ihn aus Gründen nicht. Ein trauriges Vorgefühl sagte ihm, daß seine Sache, für diesen Augenblick wenigstens, verloren sei. Er wollte seine treu gebliebenen Diener nicht unnöthig aufopfern und schwieg, obgleich mit zerrissenem Herzen.

Der Herzog von Berry folgte seinem Beispiele; nur ein leises Knirschen mit den Zähnen verrieth die furchtbare Gemüthsstimmung, worin ihn dieser Entschluß des Königs, das Unvermeidliche zu dulden, versetzt hatte.

Schon während der Musterung lief eine ungünstige Nachricht über die andere ein; unter diesen ein Schreiben vom Herzog von Otranto (dem schlauen Fouché), das dieser aus seinem Versteck geschrieben hatte. Das Billet war an den Herzog von Aumont gerichtet, der es dem Könige überbracht hatte. Es lautete:

„Mein Herr Herzog! Kein Augenblick ist mehr zu verlieren; morgen ist Bonaparte in Paris; seine Absicht geht darauf, den König, die Prinzen und Prinzessinnen des Hauses Bourbon als Geisseln zurückzuhalten, um ihm für die Bewegungen im Innern und die Angriffe von Außen zu haften. Ich habe dies aus sicherer Quelle. Wiegen Sie Sich nicht in der Hoffnung eines unmöglichen Widerstandes; es sind alle Maßregeln, Ihren Anstrengungen zu begegnen, getroffen; retten Sie den König und ich stehe für die Monarchie!"

Man kann sich die Wirkung dieses Schreibens leicht vorstellen. Die Einfaltspinsel und die Ängstlichen erhoben die Treue und die Loyalität des Herzogs von Otranto bis in den Himmel; während der König selbst den schlauen Fuchs durchschaute, der sich bei Napoleon einschmeicheln wollte, dadurch, daß er ihn der Verlegenheit überhob, die Bourbons noch in den Tuilerien bekomplimentiren zu müssen, und sich zugleich ein Hinterthürchen der königlichen Gnade für den Fall der zweiten Restauration der Bourbons offen zu erhalten. Indeß, der Erfolg dieses Schreibens, mochte es aus gutem oder bösem Herzen geflossen sein, war derselbe: man mußte sich entschließen, der Gewalt zu weichen.

Aber wohin sollte der König ziehen?

Man schlug ihm im Conseil der Minister eine Stadt im Süden vor und rühmte die royalistische

Gesinnung der Bevölkerung der Bretagne, der Vendee, von Bordeaux und Toulouse.

„Meine Herren," entgegnete der König, „ich verhehle mir weder Ihre Verlegenheit, noch das Mißliche meiner Lage. Sie ist die Folge des Irrthums, in welchem man mich hingehalten hat. Man redete mir immer vor von der Menge und Kraft der Royalisten und jetzt erklärt man mir, daß ich nicht einmal auf die zählen darf, die sich in Paris befinden sollen. Kaum sind es zwölf Tage her, daß sie betheuert hatten, für meine Sache sterben zu wollen. Nun verschwinden diese so zahlreichen und entschlossenen Anhänger des Königthums — ich weiß nicht durch welchen verhängnißvollen Umstand. Sie vermindern sich gerade in dem Augenblicke, wo sie besorgen müssen, auf die Probe gestellt zu werden. In jeder andern Stadt würde sich dasselbe Spiel wiederholen. Auch schon aus dem Grunde verwerfe ich den Vorschlag, mich in das Herz von Frankreich zurückzuziehen, weil es eines Bürgerkrieges bedürfte, um mich zu halten, mich dann am Ende noch die Schande, mich schlecht vertheidigt zu haben, treffen würde. Ich will mich nach Lille begeben, wo ich sogleich fertig bin, über die Grenze zu gehen, sobald ich nicht erfahre, daß ganz Frankreich gegen den Thronräuber aufgestanden ist."

„Sie haben mich," schloß er gerührt, „sicherlich aus guter Absicht zu oft getäuscht, als daß ich in diesem entscheidenden Zeitpunkte Versicherungen vertrauen sollte, deren Erfüllung völlig außer Ihrer Macht liegt. So lassen Sie mich denn meinem trüben Schicksale weichen, denn es giebt um mich nicht eine einzige Kraft, auf die sich die Legitimität stützen könnte."

Diese Rede, die mit wenigen Worten das tragische Geschick dieses unglücklichen Monarchen verrieth, vermehrte noch die allgemeine Bestürzung. Der König entließ die Versammlung und Jeder rüstete sich zur Abreise, die in der folgenden Nacht vor sich gehen sollte.

Einige Augenblicke wollte Ludwig XVIII. allein sein, um sich in dieser schweren Stunde zu sammeln. Dann schickte er zum Herzoge von Orleans, den er bis dahin so fern als möglich vom Hofe gehalten hatte. Aber im Unglück sucht man nicht selten früher vernachlässigte Freunde wieder auf.

Dieser Fürst hatte auch einen schweren Unfall in seiner Familie gehabt. Seine Mutter, die verwittwete Herzogin von Orleans, eine der würdigsten Matronen in Frankreich, hatte durch einen bedeutenden Fall ein Bein gebrochen. Unfähig, irgend einen Transport ertragen zu können, schrieb sie von ihrem Schmerzenslager an den König: „Mein Körper wird zwar in Bona-

parte's Gewalt fallen; aber mein Herz wird Ew. Majestät nachfolgen, wohin Sie auch das Geschick führen möge."

Dieser Umstand stimmte den König noch trüber; denn er schätzte und achtete diese würdige Wittwe eines so unwürdigen Gatten *) ungemein.

Er dachte an die Zukunft und suchte sich mit der Gegenwart zu verständigen. Seine Lage war äußerst peinlich; so mußte er denn abermals in die Verbannung, abermals zu den Fremden sich flüchten. Doch die Philosophie des geistreichen Königs richtete ihn wieder auf. Er ließ Monsieur und den Grafen von Blacas eintreten.

„Mein Freund," sprach er zu dem Letztern, „das war einmal wieder eine Lehre für die Zukunft, die sich alle Könige hinters Ohr schreiben sollten. Meine Gutmüthigkeit hat mich verleitet, große Fehlgriffe zu begehen, und mit aller Liebe im Herzen habe ich mir mein Frankreich nicht treu erhalten können."

„O, daß man mich nur nicht vom Könige trenne," rief Herr von Blacas mit Schluchsen aus, indem er den Vorwurf fühlte, den der König ihm damit hatte machen wollen.

---

*) Der Herzog von Orleans, der unter dem Namen „Egalité" für Ludwigs XVI. Tod gestimmt hatte, und dann doch nicht der Nemesis, der Guillotine, entging.

„Beruhigen Sie sich," entgegnete Ludwig XVIII. Meine Freundschaft stützt sich auf das Vertrauen, das Sie mir einflößen. Diese Grundlage wird nie wanken."

Nach einiger Zeit ließ sich der Herzog von Orleans beim Könige melden. Er ließ ihn allein in sein Kabinet treten und unterrichtete ihn von dem Entschlusse, nach Lille zu gehen. Nach dieser Eröffnung fragte der König: „Nun, mein Vetter, was denken Sie zu thun?"

„Meine Pflicht," entgegnete der Herzog ohne Zögern, „fesselt mich an Ew. Majestät königliche Person, und deshalb werde ich mich ohne ausdrücklichen Befehl von Ihnen nicht trennen."

„Überlegen Sie wohl," versetzte der König, „ob Sie nicht etwas Vortheilhafteres ergreifen können?" Allein der Herzog von Orleans versicherte ihm auf's Neue, daß er keinen andern Plan bilden könne, als den, sich an das Geschick seines Königs zu binden.

„Ich gehöre zu Ihrer Familie," fuhr er fort, folglich muß ich auch der Feind derer sein, die Sie angreifen."

Seitdem war das Vertrauen des Königs zu dem Herzog von Orleans wieder hergestellt, und dieser ging, um seine Familie darauf vorzubereiten, Frankreich zu verlassen.

Hierauf kam der Herzog von Berry. Seine Brust pochte in lebhaftem Gefühl. Mit Mühe nur vermochte er den Ausdruck seiner Entrüstung zu unterdrücken.

„Wo ist die Ehre der Franzosen!" rief er endlich aus mit gepreßter Stimme.

„Stille, mein Neffe!" entgegnete der König; „Frankreichs Ehre wird sich wieder aufrichten, wenn sich Jedermann an seinem Platze befindet."

„Beim Namen Gottes, mein Oheim!" rief der Prinz leidenschaftlich aus, „reisen wir nicht fort, so lange uns noch Zeit bleibt zu einem Flintenschuß, nur einem einzigen, zum Beweise, daß uns Pulver keine Furcht einjagt."

Monsieur, der gegenwärtig war, schalt seinen Sohn wegen dieser unbesonnenen Reden. Er fragte ihn, ob er denn ein Unglück heraufbeschwören und die Royalisten erwürgt wissen wollte? „Die Vorsehung," fügte er hinzu, „hat die Frage zu unserem Nachtheil entschieden und die Religion legt uns Gehorsam gegen die himmlischen Rathschlüsse auf."

Man sieht, das irdische Wesen, das von der Vorsehung bestimmt war, einst Frankreichs Krone zu tragen, hatte damals schon die Ergebung in den Willen der Vorsehung, die es ihm möglich machte, ihren Verlust mit Resignation zu erdulden.

Auch der König, so sehr er sich auch ergriffen fühlte, nahm sich zusammen und redete den Herzog von Berry mit Vernunftgründen zu.

Ludwig XVIII. allein hatte die Fassung, wie sie eines Königs würdig ist, der sich gezwungen sieht, der Macht der Umstände zu weichen. Er diktirte seinem Kabinetssekretair eine Proklamation an das Volk, worin er am Schlusse verhieß: „Bald kehren Wir in die Mitte unseres guten Volkes zurück, dem wir noch einmal den Frieden und das Heil wiederbringen werden."

Der Herzog von Angoulême war nach Toulouse abgegangen, um dort eine provisorische Regierung zu bilden. Dessen Gemahlin, Madame, befand sich im Süden. Sie zählte noch immer auf die Gaskogner, die man noch nicht auf die Probe gestellt hatte. Der König erhielt täglich von ihr die rührendsten Briefe und schrieb ihr einen Brief, der die ganze Ironie und Wehmuth über sein Geschick verrieth. Theilen wir Einiges daraus mit:

„Meine theure Tochter," schrieb er, „der Himmel verhängt eine harte Probe über uns; acht Tage sind es, daß Jeder für mich sterben wollte, und jetzt räth man mir, nur auf mich selbst zu rechnen. Das heilige Feuer, das in den Herzen der Royalisten brannte, ist wie ein Strohfeuer erloschen. So weit ist es

gekommen, daß der König von Frankreich mit seinen Armeen, seinen Behörden, seinen Beamten und seinem Volke durch einen einzigen Mann besiegt ist, der mit einer Feluke landete und der von Station zu Station emporwachsend, zu Cannes nur noch Chef einer Horde, als Kaiser der Franzosen in Paris einziehen wird. Wird er auch bis zu Ihrem Aufenthalt kommen? Werden die unerschrockenen Bewohner des Südens sich durch die Handvoll Elender zurückwerfen lassen? Nichts getraue ich mir zu hoffen nach dem, was ich vor meinen Augen habe. — Theures Kind, Gott vertrauen ist Pflicht; auf Menschen bauen eine Thorheit. Morgen reise ich von hier ab mit Monsieur, mit den Herzögen von Berry und von Orleans, dem Prinzen Condé und endlich allen den Unserigen. Conchon *) wird uns nicht folgen. Er handelt wie Ihr Gemahl; er sucht die Vendee zu bewaffnen. Die verwittwete Frau Herzogin von Orleans ist die Einzige, die wir in Paris lassen. Ich hoffe, der Usurpator wird sie mit der gebührenden Schonung behandeln. — Schon empfinden wir bedeutende Verluste. Was mich betrifft, so ist mir Alles recht; mir ist es lieb, daß die Masken fallen. — So soll denn aufs Neue mein

*) Vertrauliche Benennung des Herzogs von Bourbon in seiner Familie.

abenteuerliches Leben beginnen, bei meinem Alter, bei körperlichen Schwächen, wie die meinigen!.... und das Scepter soll ich verlieren, das ich noch kein Jahr gehalten. Gott will es, sein Wille geschehe! — ach, wie voll ist mein Herz! —"

„Sagen Sie dem Herzoge von Angoulême, daß er sich schone; gern möchte ich Ihnen den nämlichen Rath geben; allein Sie sind die Tochter Marie Antoniette's, die Enkelin Maria Theresia's. Gliche alle Welt nur Ihnen, Bonaparte würde heute Nacht nicht in Fontainebleau schlafen; morgen ist er in den Tuilerien und ich werde sein auf der Flucht! .... O altitudo! (O Erhabenheit! — —)"

„Leben Sie wohl, meine theure Tochter; o wie sehne ich mich, Sie wieder zu sehen .... in Frankreich .... dann im Auslande .... o Fluch .... Und man will uns lieben? ..... Leb wohl, leb wohl!" —

unterz. Ludwig.

Um 9 Uhr hatte der Fürst von Pair, bei Austheilung der Parole, den Kommandanten der Nationalgarde benachrichtigt, daß die Abreise des Königs um Mitternacht Statt haben werde.

Es war Nacht. Schon verriethen Bewegungen im Schlosse, was man so gern verheimlicht hätte. Als endlich der königliche Wagen unter dem Pavillon der

Flora erschien, konnte man an der Wahrheit nicht mehr zweifeln. Die das Schloß bewachende Nationalgarde, Soldaten und Offiziere ohne Ordnung durcheinander, begab sich an alle Durchgänge. Alles strömte auf die Treppen und heftete beobachtende Blicke auf die Eingänge zu den inneren Gemächern. Es herrschte ein tiefes Schweigen. Auf einmal öffneten sich die Pforten und Ludwig XVIII. trat heraus; vor ihm ging ein einziger Fackelträger. Der König stützte sich auf den Grafen von Blacas und den Herzog von Düras. Alle Zuschauer fielen bei seinem Anblick auf die Knie. Es waren Viele darunter, die mit ihm Alles verloren und verzweifelnd auf ihre eigene Zukunft blickten. Sie brachen in Thränen aus. Andere drückten ihre Lippen auf des Königs Hände oder küßten einen Zipfel seines Mantels und Alle erboten sich, ihren letzten Blutstropfen für ihn zu vergießen. So gab es doch noch mitfühlende Seelen für das Unglück der Bourbons in Frankreich. Ludwig XVIII war durch diese Anhänglichkeit, die er nicht erwartet hatte, tief gerührt. „Bitte, meine Kinder," sprach er, „schont meiner; mir ist wahrlich Festigkeit von Nöthen. Kehrt zu Euren Familien zurück; ich werde Euch wiedersehen. Eure Anhänglichkeit, meine Kinder, rührt mich."

Man hörte um den König nichts als abgebrochene Töne. Die Umstehenden bedeckten ihr Gesicht mit den Händen und vergossen einen Strom von Thränen. Der

Graf Artois war von der Macht dieser Sympathie so ergriffen, daß er heiße Thränen vergoß.

Langsam gelangte der König durch die ihn umdrängende Menge an seinen Wagen. Mit Mühe brachte man ihn hinein und nun rollte die schwere Reisekarosse, die den König und sein gebrochenes Glück enthielt, davon, unter Begleitung einer Abtheilung der rothgekleideten Garde du Corps. Die Prinzen reiseten, begleitet von Dienstwagen, eine Stunde später ab.

Als Ludwig XVIII., zum zweiten Male ein Flüchtling, die Grenze seines Reichs überschritt, sprach er mit Plautus:

„Animus aequus optimum est aerumnae condimentum! *)

Der langen Wagenreihe, welche den französischen Prinzen auf dieser Fluchtreise folgte, hatte sich auch ein bescheidener Reisewagen angeschlossen, dessen Insassen Niemand sehen konnte, da die Rouleaux desselben von Innen zugezogen waren. Auf einer der nächsten Poststationen, wo die Pferde gewechselt wurden, trat ein Herr, in einen Reisemantel gehüllt, auf dem Kopfe eine Mütze tragend, an diesen Wagen und klopfte an das

---

*) Gleichmuth der Seele ist die beste Linderung für ein hartes Geschick.

Fenster desselben, das sogleich niedergelassen wurde. Eine schöne Frau mit großen dunkeln Augen und zwei engelschöne Kinderköpfe wurden sichtbar.

„Wir fahren zusammen, Monseigneur?" fragte die Dame, angenehm überrascht.

„Leider nein," entgegnete der Herzog von Berry, denn der war es; „ich stehe hier noch unter Aufsicht des französischen Volks — aber in Gent — in Gent! O Laura, da werde ich wieder Mensch und Bürger, Gatte und Vater sein dürfen!"

„Ich vermag es nicht, ein Unglück zu nennen, was mir das Glück wiederbringen wird," entgegnete Laura, die Gattin des Herzogs, und küßte die Hand, die dieser ihr in den Wagen reichte.

„Lebt wohl, lebt wohl!" rief er gerührt; „wisset, daß ich noch einige Versuche machen werde, die Nationalgarde und die Linie für unsere Sache zu bestimmen und daher von der geraden Route mich entfernen muß."

„Aber, ich beschwöre Sie, schonen Sie Ihr Leben, Monseigneur!"

— „Mein Leben gehört Frankreich!"

— „Und diesen Kindern!" damit reichte sie ihm ihr ältestes Töchterchen hin, das er küßte. Dann riß sich der Prinz mit Lebhaftigkeit los, warf noch eine Kußhand in den Wagen und bestieg ein Pferd, um in

Begleitung des Marschall Marmont die aufgestellte Nationalgarde zu haranguiren.

Allein — Alles war vergebens. Der Abfall der Truppen war vollständig. Der Herzog selbst kam mehrmals in Gefahr und überschritt die Grenze später als der König.

Elfte Abtheilung.

Ludwig XVIII. in Gent. — Seine Wohnung im Hause der Gräfin Hane de Steen-Huise. — Madame Virginie. — Georg IV. von Großbritannien. — Die königliche Familie. — Des Herzogs von Berry Leidenschaft für Soldatenwesen. — Laura. — Unterhandlungen und Intriguen. — Projekt einer standesmäßigen Vermählung des Herzogs von Berry. — Prinzessin Karoline von Neapel. — Scene zwischen dem Könige und dem Herzoge von Berry. — Der Herzog und Laura. — Tragische Katastrophe.

Ludwig XVIII. hatte sich nach Gent, im damaligen Königreiche der Niederlande, zurückgezogen. Eine ihm sehr bekannte Dame, die Gräfin Hane de Steen-Huise, empfing ihn in ihrem Hause. Dort sah sich noch der hohe Flüchtling von den Illusionen eines verloren gegangenen Königthums umgeben, aber sie waren doch schon sehr unvollkommen. Das Hotel, worin er wohnte, hatte nicht die Größe der Tuilerien und der Hof sah sich dort enger zusammengedrängt; indeß fehlten auch diese Schwärme von Höflingen, Ministern, Rangoffizieren, Hofleuten, Dienern und Garden, die dort den König wie Schaaren von rastlos intriguirenden

Sklaven umgeben hatten. Seine jetzige Umgebung war nur noch ein schwacher Überrest von der Hofhaltung der Tuilerien. Indeß fehlte nicht jener Graf von Blacas, dessen Anhänglichkeit an den König sein einziges Verdienst war, denn als Minister und Günstling hatte er dem Königthume der Restauration unendlich geschadet. Die anderen Minister waren auswärts beschäftigt: Fürst Talleyrand beim Wiener Kongreß und Andere wieder mit anderen Missionen. Fouché, von Napoleon wieder zum Polizei-Minister ernannt, stand mit Ludwig XVIII. in geheimen Beziehungen. Weder dem neuen noch dem alten Herrn treu, diente er doch beiden mit einer Gewandtheit, die kein anderes Ziel hatte, als sich dem Sieger in diesem Kampfe — wer er auch sei — unentbehrlich zu machen.

Von der Familie des Königs war Niemand bei dem hohen Flüchtling, als Monsieur, der Bruder des Königs, der ihm half, Briefe an die verschiedenen Monarchen Europa's zu schreiben, worin sie beschworen wurden, Himmel und Hölle in Bewegung zu setzen, um diesen Thronräuber wieder zu vertreiben. — Während die verbündeten Monarchen von Wien aus den Donnerkeil der Ächtung gegen Napoleon schleuderten durch die Erklärung vom 13. März; während ganz Europa sich rüstete, um mehr als eine Million Streiter gegen Frankreich zu führen und während der Kaiser mit

dem Zauberstabe seines berühmten Namens voll Energie und Entschlossenheit das ihm in Masse zugefallene Heer aufs Neue rüstete und mehr als verdoppelte: gefiel sich Ludwig XVIII. darin, mit der ihm eigenen Liebe zur Behaglichkeit die zu seinem Gebrauche eingerichteten vier Hauptzimmer mühsam zu durchwandeln und oft geistvolle Reflexionen über seine Lage anzustellen.

„Man muß," sagte er unter Anderm, „sich das Unglück nur nicht schlimmer ausmalen, als es sich in der Wirklichkeit darstellt. In meinen Augen ist das widerwärtige Geschick der Bourbons eine ziemlich häßliche Dame, die sich ungemein geschmeichelt fühlt, wenn es der Maler versteht, die beaux restes ihrer Schönheit so weit hervorzuheben, daß doch noch ein ganz hübsches Portrait daraus entsteht, dem es keineswegs an Ähnlichkeit fehlt. Ein solcher galanter Maler aber bin ich, schon aus Galanterie gegen mein eigenes garstiges Geschick, um es mir freundlicher zu stimmen. So z. B. hier — was fehlt mir, um selbst im Exil die Würde eines Königs behaupten zu können? Dieses große Zimmer mit einer reich verzierten Tribüne dient mir zugleich als Speise- und Audienzsaal, die Phantasie bevölkert es mit Höflingen. Der Fußboden, von amerikanischem kostbarem Holze getäfelt, stellt so täuschend spitzige Vorsprünge dar, daß man mit jedem Schritte falsch zu treten befürchtet. Welch ein Bild meines ephemeren

Königthums! — Im Hauptsaale befinden sich köstliche Hautelisse-Tapeten, in Seide, Silber und Gold gewirkt, von denen man in den Memoiren der letzten drei Jahrhunderte so viele Beschreibungen gelesen hat. Sie gewähren in ihrer reichen Alterthümlichkeit eine königliche Pracht, wie sie durch neuere Gewebe nie erreicht wird. Eben so prächtig, im Geschmack der Renaissance, ist das Schlafzimmer dekorirt. Ich habe sogar einen kleinen Garten zu meiner Verfügung und für die Bedürfnisse der Tafel ist nicht übel gesorgt. Geld habe ich aus Frankreich nicht mitgenommen; aber ich habe reiche Freunde, die auf den alten Thronen von Europa sitzen."

So plauderte Ludwig XVIII. mit einer Freundin, die ihm von Paris aus, nachdem Napoleon dort schon seinen Einzug gehalten hatte, mit einem Paß von Fouché gefolgt war. Es war die, seitdem zur Gräfin erhobene, frühere Tänzerin Madame Virginie. Sie hatte ohne Zweifel gehofft, den Herzog von Berry, den sie leidenschaftlich liebte, hier zu treffen; aber die kleine Frau konnte nirgends dauern, ohne lebhaft zu intriguiren. Indem sie es jedoch versuchte, von dem emigrirten Hofe zu Gent den ihr verhaßten Günstling, Grafen von Blacas, zu verdrängen und den phantastischen Legitimisten Herrn von Chateaubriand an dessen Stelle zu bringen, mußte sie selbst den angelegten Gegenminen weichen, und unter dem Vorwande, in Paris durch ihre

Freunde viel nützlicher im Interesse des Königs wirken zu können, als am Hofe des Verbannten, wurde sie dorthin zurückgeschickt. Ihr schöner Hals trug indeß ein Zeichen königlicher Huld, ein prachtvolles Collier von Diamanten, mit zurück nach Paris.

Indeß war in England der wahnsinnige König, Georg III., mit Tode abgegangen und der Prinz-Regent hatte unter dem Namen Georg IV. die Krone der vereinigten Königreiche von Großbritannien und Irland auf sein Haupt gesetzt. Dorthin war die heldenmüthige Herzogin von Angoulême, auf den Wunsch ihres königlichen Oheims, gegangen, um persönlich bei Georg IV., der ihr wohlwollte, für die zweite Restauration der Bourbons zu wirken.

Ihr Gemahl, der Dauphin, Herzog von Angoulême, hatte sich nach seiner verunglückten Donquixoterie an den Ufern der Drome über die Grenze nach Spanien zurückgezogen. Der Herzog von Berry aber, dessen ritterlichen Muth der König nur mit Mühe zurückhalten konnte, war nur auf kurze Zeit nach Gent gekommen, um die Befehle des Königs, seines Oheims, einzuholen; dann hatte er sich nach Alost begeben, um ein Korps königlicher Freiwilliger für den bevorstehenden großen Kampf zu organisiren, das mit jedem Tage wuchs.

So sah sich die arme Laura abermals um die schöne Hoffnung betrogen, daß diese zweite Verbannung der Bourbons ihr wenigstens den geliebten Gatten wieder zuführen werde. Eine Verbindung, die im Unglück geschlossen war, konnte nur im Unglück ihre Früchte bringen. Der Glanz des Hoflebens war in Paris der Feind dieser Ehe gewesen; jetzt gab es nur noch einen Feind für sie — die Leidenschaft des Herzogs: Soldat zu sein.

Um die Politik, wie um die Hoffnungen der Krone Frankreichs hatte sich der Herzog von Berry wenig bekümmert; aber ein unwiderstehlicher Ehrgeiz trieb ihn, um den Lorbeer eines Feldherrn zu ringen und Kriegesehren zu suchen, wo er sie finden zu können glaubte — leider für einen künftigen König von Frankreich übel genug, indem er, gegen Franzosen kämpfend, sich zum Helden des Tages zu machen suchte.

Laura aber, die in der Zurückgezogenheit, worin sie in Gent lebte, wenig bekannt war mit den Ereignissen der Politik, hoffte, daß doch der Krieg bald ein Ende nähme und die Bourbons das Erfolglose, gegen Napoleon zu kämpfen, einsehen und sich in das Privatleben zurückziehen würden. Dann aber würde leicht das höchste Ziel ihrer irdischen Wünsche zu erreichen sein, daß der König ihre Ehe mit dem Herzoge von Berry anerkennen

werde. Auf diesen Zeitpunkt wenigstens hatte sie ihr Gemahl vertröstet und Laura ahnete nicht, wie nahe ihr das Verderben schon entgegen stand.

Ludwig XVIII. unterhandelte und intriguirte von Gent aus fortwährend wegen der Vertreibung Napoleons und der zweiten Restauration der Bourbons. Wegen der ungeheuern Rüstung der alliirten Mächte gegen Frankreich und bei den zahlreichen Verbindungen, die der König noch dort im Geheim unterhielt, war ihm bald die Rückkehr auf den Thron keinen Augenblick mehr zweifelhaft.

Für die königliche Familie war es von unbedingter Nothwendigkeit, daß der Herzog von Berry sich standesgemäß vermähle. Sein älterer Bruder, der Herzog von Angoulême, der Dauphin, gab keine Hoffnung auf Nachkommenschaft; der König selbst hatte bekanntlich keine Kinder und war Wittwer; der Graf von Artois (Monsieur) aber, ebenfalls Wittwer, war auch zu alt und schwächlich, um Frankreich noch durch einen dritten Thronerben zu beglücken.

Vor der Restauration der Bourbons waren alle Versuche fehlgeschlagen, dem Herzoge von Berry eine würdige Verbindung zu verschaffen. Wer verbindet sich

gern mit dem Unglück? und eine vertriebene Königsfamilie läßt man lieber aussterben, als daß man für ihre Fortpflanzung sorgt.

Jetzt aber, da die zweite Restauration der Bourbons nach dem Siege von Waterloo nicht mehr zweifelhaft war, wünschte jede europäische Macht, mit dem legitimen Königshause von Frankreich eine Verbindung einzugehen und von allen Seiten gingen dieser Familie diplomatische Winke und Anträge zu, die den König oft in nicht geringe Verlegenheit setzten; denn weder eine Verbindung mit einer russischen noch mit einer sächsischen Prinzessin konnte der Politik des französischen Hofes zusagen, und was die Verbindung mit einer östreichischen Prinzessin betraf, so konnte Ludwig XVIII. sich nicht entschließen, seinen Neffen zum Schwager des Usurpators seines Thrones zu machen. Indeß drängten die Umstände und der König entsandte noch von Gent aus seinen Günstling, den Grafen von Blacas, nach Neapel, um mit diesem ihm verwandten Bourbonschen Hofe eine Verbindung anzuknüpfen, die alle Interessen befriedigen sollte.

Es war eigentlich nur der alte Plan, worauf man zurückkam; nur in Hinsicht der Persönlichkeit war eine Abänderung getroffen — eine Sache, die bei einer politischen Heirath so wenig als möglich in Frage kommt. Statt der Prinzessin Christine, die Königin von Spanien

geworden war, hatte man jetzt dem Herzoge von Berry ihre Nichte bestimmt, jene Tochter des Kronprinzen von Neapel, Marie Karoline Ferdinande Louise, die wir aus ihrer Kinderzeit her noch kennen. Jetzt war sie sechszehn Jahre alt und hatte sich nach allen Nachrichten, die dem französischen Hofe zugegangen waren, herrlich entfaltet. Man rühmte ihre Anmuth, ihre Reize, ihre Talente und ihre Liebe zu den Ihrigen; aber noch ahnete man nicht, daß der Himmel diesem zarten Körper eine so starke Seele verliehen hatte, so daß die ganze Königsfamilie der französischen Bourbons bei derselben den ihr oft so nöthigen Muth wiederfinden würde.

Noch hatte Ludwig XVIII. kein Wort über dieses Vermählungsprojekt mit seinem Neffen gewechselt, der doch dabei am meisten betheiligt war. Dieser hatte indeß durch seine Vertrauten davon gehört. Sein Gewissen erwachte wegen seiner einmal durch priesterlichen Segen geweihten Ehe, und da er bei allem Leichtsinn doch noch ein treffliches gefühlvolles Herz und edle Gesinnungen hegte, so empörte ihn der Gedanke, diese seine rechtmäßige Gattin, die ihm ihr ganzes Jugendleben geopfert hatte, verstoßen zu müssen und seine mit ihr erzeugten Kinder für uneheliche erklären zu lassen. Er eilte daher nach Gent und wagte es, sich dem Könige, seinem Oheim, zu Füßen zu werfen.

„Sire!“ rief er mit der ihm eigenen Leidenschaftlichkeit aus, die in diesem Augenblick nur wenig durch die Ehrerbietung vor der Majestät des Königs gezügelt werden konnte, „es ist ein öffentliches Geheimniß, das Ew. Majestät in den Tagen unserer Verbannung in England selbst durch stillschweigende Billigung sanktionirt haben — ich bin vermählt und kann und darf keine zweite Ehe schließen; denn das Sakrament der Ehe ist unauflöslich. In meinem Gewissen fühle ich mich verbunden, Ew. Majestät dieses Geheimniß jetzt zu eröffnen und gegen das Projekt einer anderweiten standesmäßigen Vermählung zu protestiren.“

„Mon Neveu,“ antwortete der König, mit seiner unerschütterlichen Ruhe, „ich kenne ihre kleinen Verirrungen. Wenn man aber ein Prinz ist, so heirathet man nicht, um dadurch glücklich zu werden. Man hat als Prinz Pflichten gegen sein Vaterland und Sie haben es gegen Frankreich, trotz dem, daß Frankreich uns verstoßen hat. Aber wir werden es wieder betreten an der Spitze von einer Million Bajonette, und was Ihre angebliche geheime Ehe betrifft, so kann der Pabst binden und lösen. Ihre Verbindung wird der heilige Vater in Rom in aller Stille für nichtig erklären und die kleine Bürgerin wird man eben so still nach England zurückschicken und ihre Kinder in eine Pension senden und demnächst an Edelleute verhei-

rathen, die es sich zur Ehre schätzen werden, das Blut der Bourbons in den Adern ihrer Nachkommen fließen zu wissen."

„Ach, meine armen Kinder!" rief der Prinz, und wir dürfen es der Lebhaftigkeit seines Gefühls zur Ehre nachsagen, daß er dabei auch mit Schmerz der armen Laura gedachte und daß Thränen seine Augen füllten.

„Stehen Sie auf, Neveu!" rief ihm der König zu, „machen Sie mir keine Scene. Sie sollten bedenken, daß das Gefühl niemals Einfluß haben darf auf die Berechnungen der Politik und die Entschließungen der Könige."

Noch einmal wagte der Herzog von Berry schüchtern seinen königlichen Oheim daran zu erinnern, daß er selbst ein glückliches sorgenfreies Privatleben den Dornen einer Krone vorziehe; daß die Politik nie Reiz für ihn gehabt habe, sondern nur das Feldlager; daß er selbst lieber französischer General, als König von Frankreich sein möchte: weshalb er gern für sich und seine Nachkommen auf die Krone verzichten würde. „Übrigens," fügte er hinzu, „ist ja der Herzog von Orleans mit einer zahlreichen Prosperität gesegnet."

„Frankreich," entgegnete Ludwig XVIII., „wird nie einwilligen, die Nachkommen eines Egalité auf dem französischen Throne zu sehen."

„Frankreich?“ lächelte der Herzog mit Wehmuth; „hat es nicht jenes Votum genehmigt, das Ludwig XVI. und Marie Antoinette dem Schaffot überlieferte?“

„Wohl! aber die Bajonette von Europa haben den Franzosen wieder legitimistische Gesinnungen eingeimpft und mit diesen werden sie nie den Sohn eines Regicide als Oberhaupt der Nation anerkennen.“

„Die Bajonette, Sire,“ wagte der Prinz zu entgegnen, „sind Lehrmeister, deren Doktrinen vergessen werden, sobald sie sich zurückziehen.“

„Freilich, freilich,“ sprach der König, „wir haben es erfahren, wie man auf die Treue der Franzosen zu rechnen hat; indeß eben deshalb dürfen wir selbst kein böses Beispiel geben. Bereiten Sie daher immerhin Ihre kleine Bürgerin vor, einer Prinzessin von Neapel den Platz an Ihrer Seite abzutreten. Die Präliminarien sind geschlossen und Marie Karoline von Neapel wird Herzogin von Berry werden.“

Das war ein Donnerschlag für den Prinzen. Indem er sich des Kindes erinnerte, das er auf seinen Armen, bei der Flucht der königlichen Familie, von Neapel mitten durch die wüthenden Lazzaroni auf das Schiff getragen hatte, trat ihm auch die Erinnerung an die Poesie seiner ersten Jugendliebe für Laura lebendig vor das Auge der Phantasie, und dieser Liebe sollte er

nun entsagen; dieses arme Wesen, das Leib und Seele seinen heiligen Liebesschwüren anvertraut hatte, verstoßen?

Noch erfüllt mit diesem Schmerz, eilte er zu Laura. Er küßte seine Gattin mit einer Wärme, die sie schon lange nicht mehr an ihm gewohnt gewesen war; er küßte die lieblichen Kinder, indem seine Augen in Thränen schwammen. Laura schmiegte sich glücklich, liebevoll ihm an und fragte mit den Tönen der innigsten Zärtlichkeit, die ihm in die Tiefe der Seele drangen, was ihm fehle?

Von diesem Moment aber war der leidenschaftliche Mann auf das Tiefste erschüttert; er hatte einen solchen ungeheuern Schmerz nie empfunden; unaufhaltsam rannen seine Thränen. — Wenn ein Mann weint, der sonst nichts weniger als ein Weichling ist, so bleibt das immer ein ergreifender Anblick. Laura war in ihrer Beängstigung einer Ohnmacht nahe, und nur mit Mühe, deshalb aber um so weniger vorbereitet, preßte er das Bekenntniß heraus: mein Oheim will, ich soll mich standesmäßig vermählen, mich von Dir und meinen Kindern trennen; aber ich vermag es nicht — mein Herz würde zu Tode bluten.

Laura wurde bleich und starr wie ein Marmorbild. Eine elektrische Erschütterung bebte ihr durch alle Fibern und Nerven; doch mit der seltenen Seelenstärke, die ihr

eigen war, sammelte sie sich und sprach: „Mein Freund, Ihren Schmerz würde die Zeit mildern; aber meine Herzenswunde würde sich bald verbluten. Übrigens fassen Sie sich, mein Prinz. Sie sehen mich ruhig, seien Sie es auch. Das Unglück der Trennung trifft mich nicht unvorbereitet. Mit dem Tage der Restauration der Bourbons begriff ich die Nothwendigkeit derselben. Die zweite Verbannung gab mir wieder einige Hoffnung; aber die Aussicht auf die zweite Rückkehr der Bourbons auf den französischen Thron hat Alles vernichtet. Ich werde handeln, wie es mein Gefühl und die Ehre meiner Kinder fordert."

Räthselhaft blieb dem Prinzen der dunkle Sinn dieser Rede; aber begabt mit dem leichten Sinn, der dem Unangenehmen nicht nachgrübelt, sondern es lieber zu umgehen sucht, vergaß er bald, was sie gesprochen hatte.

Als ihn aber eine innere Unruhe trieb, noch an demselben Abend, sobald das Diner am Hofe beendigt war, in die bescheidene Wohnung seiner Geliebten zurückzukehren, trat ihm im Vorzimmer die Gouvernante mit seinen beiden Kindern entgegen; die eine seiner Töchter hielt sie an der Hand, das andere kleine Wesen trug sie auf dem Arme und dieses streckte dem Vater die kleinen Händchen entgegen, worin es ein Billet, von Laura geschrieben, emporhielt.

„Maman ist schlafen gegangen," sprach der älteste dieser kleinen Engel mit reizender Freundlichkeit. „Maman hat uns recht lieb gehabt und uns an den Papa gewiesen, der uns auch lieb haben würde!"

„O gewiß!" rief er aus und nahm eins der Kinder nach dem andern auf den Arm, indem er sie zärtlich küßte. Alsdann erst öffnete er den Brief, ohne dessen Inhalt zu ahnen. Aber ein Blick hinein und er wurde blaß, wie ein Todter. Er schwankte auf einen Sessel hin und sank darauf nieder.

Dann plötzlich sprang er auf. „Nach den Ärzten!" schrie er; „schafft Ärzte herbei! vielleicht ist sie doch noch zu retten!"

Und damit stürzte er fort nach dem Schlafgemach seiner Gemahlin, und die Hausgenossen und Ärzte, die ihm folgten, fanden ihn knieend vor dem Lager Laura's und hingebeugt über die schöne Leiche seiner unglücklichen Gattin.

Einige Tropfen Blausäure hatten, wie das auf dem Tische noch liegende Fläschchen verrieth, hingereicht, ihrem Leben und damit ihren Leiden schnell ein Ende zu machen.

Der Brief enthielt nichts, als die Worte:

„Es wäre eine schwache Liebe, die für den Geliebten nicht das Leben opfern könnte. Ich gebe Ihnen Ihre Freiheit wieder, indem ich zugleich meine Leiden

ende. Ich vertraue unsere Kinder der Obhut ihres Vaters, da ich ihnen die Pflege der Mutter entziehen muß, um sie nicht der Schande: Sprößlinge aus einer für nichtig erklärten Ehe zu sein, zu überliefern. Leben Sie wohl, mein Ferdinand, und stillen Sie die Thränen um Ihre arme Laura. Der Himmel mache Sie glücklicher in Ihren neuen Verhältnissen, als das unserige war.

Laura."

Zwölfte Abtheilung.

Rückkehr der Bourbons in die Tuilerien. — Der erste Brief des Herzogs von Berry an die Prinzessin Marie Karoline von Neapel. — Deren Aufgebot. — Vermählung par Procuration. — Der zweite Brief des Herzogs von Berry. — Hofstaat der Herzogin. — Glanz des Vermählungsfestes. — Hoffeste in Neapel. — Abreise der Herzogin von Neapel. — Ihr Brief aus der Quarantaine von Marseille. — Ihr Besuch von Toulon. — Ihr Einzug in Marseille. — Solenne Übergabe auf dem Rathhause. — Ihre Reise durch Frankreich. — Briefe des Herzogs von Berry. — Die königliche Familie in Fontainebleau. — Empfang der Herzogin im Walde von Fontainebleau. — Ihr Einzug in Paris. — Königliche Pracht im Dom. — Ankunft in den Tuilerien. — Das Charivari. — Bedeutende Warnung.

Das Verhängniß, das sich so furchtbar an die Ferse dieses Prinzen gefesselt hatte, konnte die Entwickelung der einmal eingefädelten politischen Ereignisse nicht hemmen.

Die Bourbons waren in den Palast der Tuilerien zurückgekehrt, die arme Laura hatte zu Gent ihre stille, bescheidene Ruhestätte gefunden und ihre beiden Töchter, die den Vater nicht wieder zu sehen bekamen, waren in einem Erziehungs-Institute untergebracht. Zwischen Paris und Neapel aber reifte die diplomatisch betriebene

Allianz der beiden bourbonschen Königshäuser zum gedeihlichen Resultate und der Herzog von Berry sah sich genöthigt, an die Prinzessin Marie Karoline von Neapel einen Brief zu schreiben, dem man es nicht ansehen durfte, daß er aus einem noch frischblutenden Herzen kam.

Es ist das eigene Geschick — ja man könnte oft sagen, der Fluch — einer Stellung in so erhabenen Regionen, daß sich dort das Herz nicht selten mit einer lächelnden Maske umgeben muß, hinter welcher es in Thränen schwimmt.

Der Brief des Herzogs von Berry an die junge Prinzessin lautete, wie folgt:

„Paris, am 8. Februar 1816.

Madame! werthe Schwester und Cousine!

Schon längst trage ich mich mit dem Wunsche, vom Könige, Ihrem Großvater, und vom Kronprinzen, Ihrem Vater, die Erlaubniß zu erhalten, ein Gesuch vorbringen zu dürfen, von dem das Glück meines Lebens abhängt. Bevor ich aber deren Zustimmung empfange, wende ich mich selbst an Sie, mit der Bitte, ob Sie mich für würdig halten, mir das Glück Ihres Lebens dadurch anzuvertrauen, daß Sie Ihr Schicksal mit dem meinigen verbinden. Ich schmeichle mir mit dem Gedanken, daß Alter, Erfahrungen und langes Unglück mich genugsam gebildet haben, um würdig Ihr Gemahl,

Ihr Führer und Ihr Freund sein zu können. Wenn Sie Ihrer Liebe so werthe Anverwandte verlassen, so werden Sie dagegen hier eine Familie antreffen, die Sie an die Zeiten der Patriarchen erinnern dürfte. Was soll ich Ihnen sagen vom Könige, von meinem Bruder, von Monsieur und vor Allem von jenem Engel, der Herzogin von Angoulême, das Sie nicht schon vernommen hätten, wenn es nicht darin allenfalls besteht, daß ihre Tugenden, ihre Güte weit über alles nur erdenkliche Lob erhaben sind. Die herzlichste Einigkeit herrscht unter uns und ist noch nie gestört worden. Alle meine Verwandten wünschen mit Sehnsucht, daß es Ihnen gefallen möge, meine Wünsche zu krönen, und daß Sie einwilligen, die Zahl der Kinder unserer Familie vermehren zu helfen. Möchten Sie doch, Madame! meine Bitte erhören und recht bald den Augenblick herbeiführen, wo es mir vergönnt sein wird, zu Ihren Füßen die achtungsvollen und zärtlichen Gefühle niederzulegen, mit denen ich bin,

Madame, werthe Schwester und Cousine,

Ihr

sehr ergebener Bruder und Vetter

Karl Ferdinand.

Als die junge lebhafte Prinzessin Karoline diesen Brief erhielt, gab sie sich ganz den schönen Illusionen eines glücklichen Brautstandes hin. Sie antwortete dem

Prinzen in den zartesten und innigsten Ausdrücken, die eine eben so große Vorstellung von ihren Geistesgaben, als von der Schönheit ihres Gemüthes erwecken mußten.

Die Präliminarien waren nun vollendet und mit aller Förmlichkeit wurde in der Kirche von St. Germain l'Auxerrois das Aufgebot öffentlich verlesen und angeschlagen.

Der 25. April 1816 war zu der Vermählung par Procuration bestimmt und an diesem Tage schrieb der Herzog von Berry an die Prinzessin einen Brief, der schon unbefangener und galanter, wenn auch noch nicht wärmer, lautete; denn der Herzog von Berry hatte mit seiner Vergangenheit abgeschlossen und den festen Vorsatz gefaßt, der jungen Gemahlin, die ihm das Geschick nun zugeführt hatte, nicht nur die Pflicht des Gatten, sondern auch die Liebe zu weihen. Die Phantasie verschönert Alles, und so mußte ihm auch bald diese ihm von allen Seiten als reizend geschilderte Braut im Rosenlichte der Verklärung erscheinen.

An diesem Tage war er mehr als je bewegt, und so schrieb er den nachstehenden Brief.

„Ihr liebenswürdiger Brief hat mir unaussprechliches Vergnügen gewährt, meine theuerste Gemahlin; denn heute haben wir uns Treue gelobt, heute sind wir durch die heiligen Bande der Ehe vereinigt, Bande, die

ich mich stets bestreben werde, Ihnen so angenehm als möglich zu machen. Sie sind so gütig, mir dafür zu danken, daß ich Sie zur Gefährtin meines Lebens gewählt habe; wie soll ich aber Worte des Dankes dafür finden, daß Sie so schnell den Wünschen Ihrer vortrefflichen Verwandten nachgegeben haben? Nur zu gut empfinde ich, welches Opfer es Ihnen kosten muß, sie zu verlassen und fast allein ein fremdes Land zu betreten, das aber bald aufhören wird, ein solches für Sie zu sein, um sich mit einem Manne zu verbinden, den Sie gar nicht kennen."

Er fährt alsdann fort, ihr den Hof zu schildern, den er ihr mit Genehmigung des Königs gebildet hatte — eine Wahl, die glücklich getroffen genannt werden durfte, indem sie auf sehr achtungswerthe und liebenswürdige Personen gefallen war, deren Verhältnisse theils den alten Adel und theils den neuen der Franzosen repräsentirten.

Die Herzogin von Reggio, zur Dame d'honneur der Prinzessin ernannt, war eine Frau vom richtigsten und feinsten Takt. Aus einer der ältesten Familien Frankreichs abstammend, hatte Fräulein von Concy in einer entlegenen Provinz eine treffliche moralisch-religiöse Erziehung empfangen, ohne vorbereitet zu sein, am Hofe die hohe Stellung einzunehmen, wozu sie in ihrem achtzehnten Jahre durch ihre Vermählung mit dem

Marschall, Herzog von Reggio, berufen wurde. Aber durch ihren feinen Takt wußte sie die schwere Kunst des Hoflebens mehr zu errathen, als zu lernen. Schon früh übte sie sich in duldender Hingebung an ihre Pflicht. Als der Marschall im russischen Feldzuge schwer verwundet war, hielt nichts sie ab, sich dorthin zu begeben, um, allen Gefahren des Feldlagers und den Beschwerden eines rauhen Klima's trotzend, ihren Gemahl zu pflegen. An ihr gewann die Herzogin von Berry in der Folge eine liebe, vertraute Freundin und ergebene Dienerin für die erste Stelle in ihrem Hofstaate.

„Sie fühlt sich höchst unglücklich," schrieb der Prinz, daß sie Ihnen nicht entgegen kommen kann. Dagegen wird Frau von la Feronnays, Ihre Dame d'Atour, eine Schwester der Gräfin von Blacas, die Erste sein, die das Glück hat, sich Ihnen zu Füßen zu legen."

„Der Herzog von Levis," fuhr er fort, „Ihr Chevalier d'honneur, ist eben so ausgezeichnet durch seine Eigenschaften, als durch seine Talente. Graf de Menars, Ihr erster Stallmeister, ist ein loyaler Ritter, der Frankreich erst in meiner Gesellschaft betrat."

Dieser Menars war einer von Denen, die sich in dem spätern abenteuerlichen Leben der Herzogin von Berry durch ihre Treue und anhängliche Ergebenheit

einen Namen machten. Er genoß stets das unbedingte Vertrauen dieser so liebenswürdigen als lebhaften Prinzessin.

Nach diesen Mittheilungen über die Angelegenheiten der Hofhaltung der jungen Fürstin schloß der Herzog von Berry seinen Brief mit der zärtlichen Wendung:

„Wie ungeduldig erwarte ich die Nachricht Ihrer Ankunft in Frankreich! Wie glücklich werde ich mich fühlen, meine theure Gemahlin, wenn es mir erst vergönnt sein wird, Sie persönlich zu begrüßen! Alles, was ich von Ihren Eigenschaften, von Ihrer Güte, von Ihrem Geiste, von Ihren Reizen vernehme, bezaubert mich und flößt mir das brennendste Verlangen ein, Sie zu sehen, zu umarmen und Ihnen zu sagen, wie sehr theuer Sie mir sind."

Karl Ferdinand."

An demselben Tage, an dem dieser Brief geschrieben wurde, sah man in der Kapelle des Königs von Neapel die Feier der Vermählung dieser liebenswürdigen Prinzessin. Der Prinz Leopold von Salerno vertrat die Stelle des Gemahls vor dem Altar und der Kardinal Erzbischof von Neapel gab dieser Verbindung den kirchlichen Segen.

Die Blüthe der hochadligen Familien von Neapel und Sizilien und das diplomatische Korps waren an-

wesend. Die Gefühle der jungen Dame, die mit dem seit ihrer zartesten Kindheit nie gesehenen Gatten vermählt wurde, waren unter einer Last von Diamanten, die mehrere Millionen an Werth hatten, fast erdrückt.

Diesem Vermählungsfeste folgten noch mehrere glänzende Hoffeste, welche starke Kontraste bildeten mit der unverhüllten Trauer, womit man die junge Prinzessin aus einem Kreise scheiden sah, dessen Seele und Freude sie bis dahin gewesen war.

Endlich war der zur Abreise der Prinzessin bestimmte Tag erschienen. Auf beiden Küsten — der neapolitanischen und der französischen, obwohl sie beide weit auseinander lagen — wurde dort das Abschiedsfest und hier das Empfangsfest vorbereitet.

Ganz Neapel erschien am Strande des herrlichen Golphs und mit Blumen, Tüchern und Thränen wurde ihr der Scheidegruß zugewinkt und zugerufen; voll Ernst, groß und erhaben, schaute der riesige Vesuv herab auf diese Scene. Glänzend blau strahlte der Himmel und Alles forderte die junge Herzogin auf, sich den freudigsten Hoffnungen zu überlassen.

Wie anders war jetzt ihr Scheiden von diesem Strande, als damals in ihrer Kindheit. Jetzt schied sie mit der Hoffnung, einen Thron zu besteigen; früher mit der Aussicht, ihn für immer verloren zu haben.

Der Weg der Prinzessin führte nahe an der Insel Elba vorüber, dieser Insel, von der so großes Unglück über die Familien der Bourbons gekommen war. Mit welchen Gefühlen mußte die Prinzessin diese wilden zerklüfteten Gebirge, diese tief eingeschnittenen Ebenen und den grünen vulkanischen Strand betrachten, an welchem sie selbst fast Schiffbruch gelitten hätte durch einen plötzlich aufbrausenden Sturmwind.

Doch die Gefahr ging glücklich vorüber und die Prinzessin mit ihrem zahlreichen Gefolge landete bei der für sie in Bereitschaft gesetzten Quarantaine-Anstalt auf der Rhede von Marseille.

Man muß gestehen, daß die Quarantaine für die Befriedigung der Neugier und Sehnsucht einer jungen Dame, die ihrem nie gesehenen Gemahl entgegenreiset, keine sehr angenehme Erfindung ist.

Die junge Herzogin schilderte in einem Briefe an den Herzog, datirt aus der Quarantaine vor Marseille, am 26. Mai 1816, ihre damalige Saison mit einer Laune und Natürlichkeit, welche die ganze Naivität und Liebenswürdigkeit ihres ganzen Wesens charakterisirte.

„Ihre liebenswürdigen Briefe, Monseigneur," schrieb sie, „haben mich schon so an Sie gewöhnt, daß ich ihnen stets mit großem Interesse entgegensehe, und daher halte ich es auch für Pflicht, Ihnen mit dem mir von Ihnen eingeflößten Vertrauen Alles mitzuthei-

len, was ich hier treibe, und Ihnen zuerst von meiner Gesundheit zu erzählen, die ganz vortrefflich ist. Ich stehe sehr spät auf, weil ich gern am Morgen schlafe, folglich kann ich die Messe erst um neun, oder um zehn Uhr hören. Der gute Herzog von Havré macht sich die Mühe, von recht weiter Entfernung herzukommen, um dieser Frühmesse beizuwohnen; eben so der Präfekt und der Maire und die Deputirten der Sanitäts-Kommission, wenn die öffentlichen Geschäfte es ihnen erlauben. So kommen sie denn, um mich aus einer höchst respektvollen Entfernung, wie sie die Quarantainegesetze anordnen, zu sehen. Dann ziehe ich mich bis zur Mittagstafel zurück, nach welcher ich mich der angenehmen Gesellschaft der Frau von la Feronnays erfreue. Ganz gewiß habe ich nur ihrer Zuneigung für Sie das große Opfer zu danken, das sie mir gebracht hat, indem sie sich mit mir einsperren läßt. Sehr dankbar fühle ich mich dafür, so wie für eine ähnliche Bitte der Herzogin von Reggio, die ich jedoch nur das Vergnügen habe, am Sprachgitter zu sehen. Dies ist die Beschäftigung nach aufgehobener Tafel, vor der Promenade oder vor dem Fischfange, einem mir schon zweimal von den Sanitätsbeamten veranstalteten Vergnügen. Überhaupt ist man eifrig bemüht, mir auf jede Weise meine Zurückgezogenheit zu versüßen. Am letzten Donnerstage habe ich auf dem Meere eine sehr hübsche

Spazierfahrt gemacht und zwar auf einem äußerst zierlichen Fahrzeuge, welches der Kommandant der Marine von Toulon hatte kommen lassen. Wir fuhren durch den Hafen und da die guten Einwohner von Marseille sehr erfreut zu sein schienen über eine Gelegenheit, mich zu sehen, so will ich, wenn es das Wetter erlaubt, diese Spazierfahrt heute wiederholen. Ich bin dafür recht dankbar und wünsche nur, meine Gefühle darüber auch laut werden lassen zu können; leider vermag ich aber meiner Schüchternheit nicht Herr zu werden. Meine Jugend und die seltenen Gelegenheiten, die ich bis jetzt hatte, öffentlich zu erscheinen, mögen mich bei denen entschuldigen, denen diese Gründe bekannt sind; die Übrigen werden mich vielleicht nicht so milde beurtheilen. Ich meines Theils werde darüber nur in Beziehung auf Sie, Monseigneur, betrübt werden, da ich Sie in jeder Hinsicht zufrieden gestellt sehen möchte. Man will mir Toulon zeigen und dieses Vergnügen hoffe ich um so lieber zu genießen, weil dieser Ausflug keine Verzögerung herbeiführt, indem ich dazu die mir an der Quarantaine erlassenen Tage verwende. — Heute schreibe ich weder dem Könige, unserm Oheim, noch Ihrem Vater, um ihnen nicht lästig zu werden. Haben Sie die Güte, bei ihnen der Dolmetscher meiner Gefühle der Achtung und der Liebe zu sein, und eben so bei dem Herrn Herzoge und der Frau Herzogin von

Angoulême. Wie sehr zieht es mich hin, recht bald Mitglied einer Familie zu werden, die mir schon jetzt so theuer ist. Sie, Monseigneur, sollen mich lehren, ihnen allerseits zu gefallen; Sie müssen mir offen Alles sagen, was ich, um diesen Zweck zu erreichen, thun muß, und auch vorzüglich, um Ihre Liebe ganz zu erringen.

Karoline."

Eben so hübsch schilderte sie den Eindruck, den die erwähnte Lustfahrt nach Toulon auf sie gemacht hatte.

„Gestern Abend," so schrieb sie am 2. Juni von Marseille aus an ihren Gemahl, den Herzog von Berry, „bin ich von Toulon zurückgekommen, wo meine ganze Zeit in Anspruch genommen worden ist, zu Land und zu Wasser Ehrenbezeugungen anzunehmen."

„Die ganze Stadt war geschmückt und mit Sinnbildern und Inschriften verziert. Unmöglich kann ich die Begeisterung der guten Provencalen gebührend schildern. Diese Leute werden mich noch ganz verziehen. Sehr fühlbar rühren Sie mein Herz durch die Ausbrüche ihrer Liebe für den König und seine ganze Familie; sie sind auch so zartfühlend, daß sie in ihren Freudenruf meine lieben Angehörigen in Neapel mit einschließen. Ist das nicht prächtig? Wie man mir

sagt, sind alle Behörden vom besten Geist beseelt und diese nähren und unterhalten den guten Geist des Volks."

„Man hat mich in den Arsenalen von Toulon umhergeführt. Diese kleine Reise hat mich mit einem Worte ungemein interessirt, u. s. w."

In Marseille hatte sie schon am 30. Mai ihren Einzug gehalten.

Der dortige Empfang war wohl geeignet, sie den Schmerz des Abschiedes aus ihrem schönen Neapel vergessen zu lassen. Dieselbe Wärme der Begeisterung, dieselbe royalistische Gesinnung, welche von jeher den Süden Frankreichs ausgezeichnet hat.

Auf den ersten Blick schienen es die Franzosen erkannt zu haben, daß die junge Herzogin durch Abstammung und Erziehung vom Kopfe bis zum Herzen eine Französin sei. Unter den lebhaftesten Akklamationen hörte man Äußerungen dieser Art, mit jenem Feuer des Gefühls, jener freudigen Trunkenheit, die man nur bei den heißblütigen Bewohnern des Südens findet.

Eine Abtheilung der königlichen Garde war nach der Provence marschirt, um der Herzogin dort als Eskorte zu dienen. Ihre Ehrendame, die Herzogin von Reggio, und ihre Hofdamen, so wie der Oberstallmeister, Graf Menars, erwarteten die Prinzessin zu Marseille. Doch um uns ganz in die Seele des jungen Wesens hineinzudenken, das wie eine Königin auf dem Boden

Frankreichs empfangen, gleichsam in eine neue Welt der Hoffnungen und Erwartungen hineintrat, müssen wir auch alle die kleinen Einzelnheiten ihres Einzuges schildern.

Schon während ihrer zehntägigen Quarantaine hatte sie Marseille am Tage mit Fahnen, Blumen und Festons bedeckt und Nachts erleuchtet gesehen, was einen feenhaften Anblick gewährte durch den Wiederschein der Millionen Lichtflämmchen im dunkeln Meere.

Am Tage ihres Einzuges bestieg sie eine ganz vergoldete Schaluppe, unter einem Baldachin von karmoisinrothem Sammt, mit goldenen Franzen verziert, den eine goldene kolossale Krone überragte. Vierundzwanzig Ruderer, auserlesen schöne Leute, in weißer Seide, mit karmoisinrothen, goldbefranzten Schärpen, führten diese prachtvolle Schaluppe über den stillen tiefblauen Seespiegel des herrlichen Golphs von Marseille dahin.

Beschattet von der mächtigen Flagge, auf welcher in reicher Stickerei die vereinigten Wappen Frankreichs und Navarras prangten und die, vom leichten Lufthauch entfaltet, im reinblauen Äther eines südlichen Himmels wehte, fuhr sie durch einen Wald der Masten und Segelstangen von Schiffen aller Nationen, die mit Wimpeln, Flaggen, Laubgehängen und Blumenfestons geschmückt waren und in deren Takelage die Matrosen in ihrem besten Staat, gleich lebenden Pyramiden, aufgestellt

waren, welche die reizende junge Prinzessin mit einem donnernden Hurrah empfingen.

Alle Fenster waren mit Frauen, Fahnen und Guirlanden geschmückt. Die Nationalgarde, mit den Linientruppen vereint, bildeten Spalier auf den Quais und in den Straßen. Alle die platten Dächer der im Sonnenlicht glänzenden weißen Häuser von Marseille, alle Balkons und Straßen waren mit einer unzählbaren Menschenmenge besetzt. Der Donner der Geschütze von allen Bastionen und Schiffen schien nur Pausen zu machen, um das Freudengeschrei dieser unermeßlichen Menge hören zu lassen, die mit Tüchern und Hüten der jungfräulichen Herzogin ihren Willkommensgruß zuwinkten.

Der Blick auf Marseille in dieser Stunde muß ein ergreifendes Bild gewährt haben. Rings um die Stadt die unzählige Menge der Bastiden, unter Myrthen- und Orangengebüsch zerstreut, bildeten einen Laub- und Blumengürtel, der leicht um diese schöne Stadt herum geschlungen erschien. Im Hintergrunde erhoben sich die steilen und kühn gezackten Gebirge, unter deren Schutz die Stadt einst dem mächtigen Cäsar zu widerstreben gewagt hatte.

Dieses prachtvolle Schauspiel, belebt von einer so freudig bewegten Volksmenge, machte den tiefsten Eindruck auf die junge Prinzessin. — So sollte sie denn

unter den glücklichsten Vorbedeutungen Frankreichs Boden betreten, ohne zu ahnen, welch ein Geschick sie dort erwartete.

Das bei königlichen Vermählungen übliche Ceremoniell wurde bei dieser Gelegenheit genau beobachtet.

Das Stadthaus war mit diplomatischer Form für neutrales Gebiet erklärt. Dort sollte die feierliche Übergabe der Prinzessin an Frankreich erfolgen. Bis dahin hatte sie die königlich sizilianische Garde begleitet und dort sollte die französische Garde ihre Eskorte übernehmen.

Die rechts vom großen Saale belegenen Gemächer waren zur Aufnahme der Prinzessin und für ihr neapolitanisches Gefolge, so wie auch für die Gesandten ihres königlichen Großvaters, eingerichtet worden. Die Gemächer links vom Saal waren dem Könige von Frankreich vorbehalten geblieben. Dort befand sich der neue Hofstaat der Prinzessin und dort wehte die französische Fahne der Bourbons.

Als die Prinzessin das Fahrzeug verließ, bildeten die sizilianischen Gardes du corps in ihren prachtvollen Uniformen allein ihre bewaffnete Eskorte. Sie marschirten im großen Saal unter der Fahne ihrer Nation auf. Eben so geschah es auf der andern Seite von den französischen Gardes du corps. Der Haupteingang zum großen Saal wurde von zwei Huissiers de la

chambre du Roi bewacht. Mitten im Saale stand eine große Tafel, die mit einem grünen, mit Gold verbrämten Sammetteppich bedeckt war; darauf ein kostbares Schreibgeräth.

Der Principe de San Nicardo war ihr Begleiter von neapolitanischer Seite und der Graf de la Tour, ein Sohn ihrer Gouvernante, ihr Chevalier d'honneur. Diese, so wie die übrigen neapolitanischen Großen, stellten sich nach ihrem Range auf und die Prinzessin Marie Karoline trat allein vor aus den neapolitanischen Gemächern in den großen Saal. Sie setzte sich mitten an die Tafel auf der neapolitanischen Seite. Ihr Hofstaat, den sie bis hieher aus der Heimath mitgebracht hatte, stand an ihrer rechten Seite, nach Rang und Würden geordnet.

In demselben Augenblick gingen die gegenüber befindlichen Flügelthüren auf und die Herzöge von Havré und von Levis, nebst der Herzogin von Reggio, die Gräfin de la Feronnays, der Graf von Menars und die andern französischen Damen vom neuen Hofstaat der jungen Fürstin stellten sich ihr zur linken Seite auf.

Nun fand die feierliche Übergabe der Herzogin Statt, die ganz nach der Etikette königlicher Vermählungen vorgenommen wurde. Nach der Vorlesung mehrerer Urkunden und ihrer Ausfertigung und Unterzeichnung; nach mehreren Anreden von Seiten der fizi-

lianischen Bevollmächtigten und Gegenreden von Seiten der französischen, führte nun der Prinz von Ricardo ihre königliche Hoheit zum Gesandten Sr. Allerchristlichsten Majestät, dem Herzoge von Havré, und dieser geleitete sie auf die andere Seite der Tafel, und mit diesen wenigen Schritten war die junge Neapolitanerin eine Französin geworden.

Diesen großen Moment verkündete eine Salve aus allen Geschützen der versammelten Volksmenge.

Hierauf begab sich die Prinzessin in die gegenüberliegenden Gemächer, unter Vortritt ihres französischen Hofstaats, dessen Dienst mit diesem Augenblicke begann.

Ihre Kammerfrauen entkleideten sie ihrer neapolitanischen Garderobe, und alle Kleidungsstücke, die man ihr jetzt anlegte, gehörten zu ihrem Trousseau, der ganz aus den reichen Manufakturen Frankreichs hervorgegangen war. Von nun an sollte nichts Fremdes sein an der künftigen Mutter französischer Könige.

Die unendliche Länge und Langweiligkeit einer Etikette, deren Bedeutung und Wichtigkeit der jungen Prinzessin wenig einleuchten mochte, wurde durch das schöne Ende dieser Scene entschädigt. Im Gefühl ihrer neuen Stellung sprach sie, auf den Balkon hinaustretend mit tiefer Bewegung: „Hier ist mein Vaterland, und Ihr, Alle Ihr Kinder Frankreichs, gehört zu meiner Familie!“

In Fontainebleau wurde die junge Herzogin von dem Könige, von ihrem Gemahl und von der ganzen königlichen Familie erwartet.

Um dorthin zu gelangen, mußte sie den bedeutendsten Theil von Frankreich durchreisen.

Von Marseille kam sie nach Aix, dem alten Sitz des Parlaments der Provence; von da nach Orange, einer Stadt, die stolz ist auf ihre römischen Alterthümer; dann nach Montelimart, mit ihren Denkmälern aus dem Mittelalter; dann nach der in modernem Styl erbauten Stadt Valence; von da nach Vienne, einer Stadt von altrömischer Bauart, mit einem gothischen Dome; endlich nach Lyon, der Stadt, die mit jenen armen Seidenwebern (Canuts genannt) bevölkert ist, welche Frankreich bereichern, während sie selbst sich verzehren und darben bei den Artikeln des Luxus, die sie schaffen — in diesem Lyon, das an dem Doppelgestade der Saone und Rhone so stolz sich erhebt und als die zweite Hauptstadt des Reichs betrachtet wird.

So hielt die junge Herzogin gleichsam eine Musterung der bedeutendsten Städte Frankreichs und je mehr sie in das Innere dieses Reiches vordrang, um so mehr mußte die Vorstellung von der Macht und dem Reichthum dieses schönen Landes ihre Seele erfüllen.

Wir übergehen die zahllosen Anreden und Triumphbögen, dieses Blumenstreuen und dieses Meer von

Menschen, dieses Sturmgebrause von Akklamationen, das sie überall umgab, um dorthin zu eilen, wo die königliche Familie sie mit Ungeduld, der Herzog von Berry aber nicht ohne jene Beklommenheit erwartete, die Laura's Geisterschatten mitten in die Träume und Hoffnungen auf ein neues Lebensparadies mischen mußte.

Die junge Herzogin war gerührt von so vielen Beweisen der Volksliebe, die sie erst verdienen zu müssen die Verpflichtung fühlte; doch auch nicht wenig angegriffen von den zahllosen Ehrenbezeugungen, die auf jedem Schritt ihre Reise hemmten. Dabei schrieb sie täglich an ihren Gemahl und empfing täglich die liebevollsten Briefe von ihm.

Der Herzog schrieb ihr unter Anderm:

„Schon ist es Ihnen gelungen, die Herzen aller Derer zu erobern, die Sie bis jetzt nur gesehen haben. Schon jetzt sind Sie so geliebt in ganz Frankreich. Wie sehr wünscht man nicht, Sie zu sehen! Wenn ich jetzt ausgehe, so ruft man nicht mehr: „es lebe der Herzog von Berry!" sondern, wie ich es weit lieber höre: „es lebe die Herzogin von Berry! es lebe die Prinzessin Karoline hoch!"

„Wie gern," fuhr er fort, „würde ich allen Ihren Wünschen, Madame, zuvorkommen; wie gern möchte ich wissen, was Ihnen gefallen könnte! Hier werden Sie eine allerliebste Wohnung vorfinden; die gesammte

Familie ist mit ihrer Einrichtung beschäftigt. Sie reiten gern; daher bemühe ich mich, Ihnen ruhige Pferde auszusuchen; denn obwohl ich weiß, daß Sie gar keine Furcht kennen, so bin ich doch für Sie besorgt. Bei dem Worte Furcht fällt mir ein, daß Sie bei der abscheulichen Insel Elba, von der im verflossenen Jahre uns so viel Unglück zukam, in großer Gefahr geschwebt haben. Dieser Gedanke hat mich zum Zittern gebracht; gern habe ich aber vernommen, daß Sie auch nicht den leisesten Anflug von Furcht gezeigt haben. Das Blut Heinrichs IV. und Ludwigs XIV. hat sich nicht verleugnet!"

„Leben Sie wohl, Madame, theuerste Freundin, gute und liebenswürdige Gattin! Während ich den 15. Juni erwarte, der noch so fern ist, will ich Ihnen wiederholen, wie sehr ich Sie liebe und wie sehr ich streben werde, Alles zu thun, um Sie glücklich zu machen.

Karl Ferdinand."

Von der zärtlichen Sorgfalt, mit der die ganze königliche Familie die Ankunft dieser jungen Gemahlin des Herzogs von Berry erwartete und vorbereitete, giebt auch nachstehender Auszug aus einem der Briefe des Herzogs an diese liebenswürdige Prinzessin Kunde:

„Ich habe das Hochzeitsgeschenk gesehen, das Ihnen der König giebt, und ich hoffe, daß es Ihnen gefallen wird. Unter Anderm befindet sich eine Ballrobe

dabei, auf die ich mich sehr freue, wenn sie von Ihnen getragen wird. Mein Vater bringt Ihre Bibliothek zusammen; mein Bruder und seine Gemahlin schmücken Ihre Gemächer. Jedem von uns ist es ein Vergnügen, für Ihre Bequemlichkeit zu sorgen. — —"

Eine merkwürdige Äußerung kommt noch in einem dieser Briefe vor.

„Ich bin," schrieb er, „nur wegen meiner acht und dreißig Jahre besorgt und weiß recht gut, daß diejenigen, die sich den Vierzigen nahen, für siebenzehnjährige Personen schon recht alt sind. Ich schmeichle mir nicht, Ihnen Liebe einzuflößen; wohl aber jenes zärtliche und stärkere Gefühl, als Freundschaft, jenes volle Vertrauen, das der Freundschaft selbst entsprießen muß."

War es vielleicht das dunkle Gefühl, daß er sich weniger versündige an der todten Gattin, sobald er nicht Liebe, sondern nur Freundschaft der neuen Gemahlin gelobte?

Und doch unwillkürlich, wenn seine Phantasie sich mit dem reizenden Wesen beschäftigte, das er noch nicht persönlich kannte und doch nun bald als Gattin in seine Arme schließen sollte, wurde der Ausdruck der Gefühle dieses so lebhaften und erregbaren Mannes wärmer und inniger.

So schrieb er am 9. Juni an sie: „Wie gern wünschte ich mich jetzt an die Stelle des Überbringers

dieses Briefes! In sechs Tagen werde ich Sie endlich sehen! Mit welcher Wonne werde ich Ihnen die Hand drücken! drücken Sie auch die meinige, wenn ich Ihnen nicht zu sehr mißfalle. Der Zwang, dem ich mich zwei Tage lang unterwerfen muß, wird mir höchst lästig sein. Stets, meine Karoline, wird Ihr Glück, Ihr Vergnügen meine emsigste Beschäftigung sein. Ich weiß, Sie lieben das Theater; ich habe Logen in allen Schauspielhäusern. Ich besitze auch ein recht allerliebstes Landhaus, das wir oft besuchen wollen. Ich jage gern und oft; Sie begleiten mich dann in einem Jagdwagen. Sie lieben die Musik; auch ich liebe sie sehr. Kurz, Madame, ich werde suchen, Sie glücklich zu machen, und hoffe, daß es mir gelingen wird, dies schöne Ziel zu erreichen. Sie besitzen, wie Jeder, der Sie gesehen hat, mich versichert, Güte, Sanftmuth, Geist und Heiterkeit; was kann man weiter wünschen? Entdecken wir aber auch Fehler, so möge Nachsicht unser Denkspruch sein."

Der letzte Brief des Herzogs von Berry war schon von Fontainebleau datirt und zwar vom 13. Juni 1816. Er lautete kurz und erfreulich: „Der Prinz Castelcicala überbringt mir Ihren Brief von Moulins, der alle früheren an Liebenswürdigkeit übertrifft. Morgen also soll ich die Gattin sehen, deren Glück mein Werk werden soll!"

Am folgenden Tage, den 14. Juni, erreichte die Prinzessin die alte Stadt Nemours. Dort sagte ihr die Herzogin von Reggio, ihre Ehrendame: „Königliche Hoheit befinden sich jetzt im Walde von Fontainebleau."

Die Wirkung dieser wenigen Worte auf die junge Herzogin war unbeschreiblich. So sollte sie denn endlich den Prinzen sehen, dessen Geschick zu theilen ihre Bestimmung war; sie sollte die Familie sehen, in deren Schooß sie Aufnahme finden sollte, und die lange gespannte Erwartung sollte nun zu Ende gehen.

Ihr Herz war in einer steten fiebernden Bewegung. Eine flüchtige Röthe nach der andern überflog die zarte Karnation ihrer Wangen. Es nahte der wichtigste und größeste Moment ihres jungen Lebens. Der erste Eindruck des gegenseitigen Erblickens sollte über das ganze Glück oder Unglück der Zukunft entscheiden. So nahte sie dem Walde von Fontainebleau unter Schauern des Gefühls, die aus Furcht und Entzücken gemischt waren.

An diesem Tage bot der Wald von Fontainebleau eine Reihe von Wundern dar. Die junge Herzogin hatte eine ihr vom Hofe entgegengeschickte prächtige Staatskarosse bestiegen. Der Anblick dieser wogenden, festlich gekleideten Menschenmenge war der heiterste, der sich nur

denken läßt. Alles lächelte die junge Prinzessin an. Jedes Gebüsch schien ein neues Fest zu verbergen.

Dieser schöne Wald von Fontainebleau, den einst Heinrich IV. und Ludwig XIV. so geliebt hatten, empfing in seinem majestätischen Schatten die Enkelin beider Könige. Jede Biegung des Weges brachte ihr neue Glückwünsche von einer unermeßlichen, Kopf an Kopf gedrängten Volksmenge. Bald bemerkte die Prinzessin in der Ferne zwei prachtvolle, zeltartige Pavillons, die mit dem Doppelwappen von Frankreich und Sizilien geziert waren.

Da sprach die Ehrendame der hohen Reisenden, die Herzogin von Reggio, abermals zu ihr im feierlichen Tone: „Ich bin beauftragt, Ihre königliche Hoheit zu benachrichtigen, daß wir uns dem Kreuze von St. Herem *) nähern, wo Sie die königliche Familie treffen werden."

Einige Minuten später hielt die Staatskarosse und die Ehrendame meldete: „Der König kommt der Frau Herzogin entgegen."

Abermals sollte die gesammte alte Etikette der feuerigen Ungeduld dieser lebhaften jungen Fürstin Zügel anlegen. Es war das ganze Ceremoniel der Empfangnahme dieser Gemahlin eines französischen Prinzen

*) Hieronymus.

nach dem Vorbilde der Vermählung Ludwigs XIV. angesetzt. Das war ein Werk des königlichen Ober-Ceremonienmeisters, Herrn von Brezè, der, in alten Dokumenten wühlend, sehr glücklich war, als er ermittelt hatte, daß dieselbe Etikette auch bei der Vermählung Ludwigs XVI. und der Königin Marie Antoinette Statt gefunden hatte.

Es war kein glückliches Prognostikon für die beiden Neuvermählten, das sich ihnen durch diese Erinnerungen herausstellte, die beide so schrecklich geendet hatten.

Dort, bei dem Kreuze des heiligen Hieronymus, befand sich in der Mitte zwischen den beiden prachtvollen Gezelten ein über dem Rasen hingebreiteter grüner Teppich. In dem einen Pavillon war der Aufenthalt der königlichen Familie; dort befand sich der König mit Madame, Monsieur, dem Herzoge von Angoulème und dem Herzoge von Berry. Trotz dem, daß der Herzog von Brezè sich ängstlich mit der Etikette beschäftigte und stets bemerkte, Ludwig XIV. und Ludwig XVI. hätten bei dieser Gelegenheit kein Wort gesprochen, und ohne irgend eine Regung des Gefühls auf ihren Gesichtszügen zu verrathen, den großen Moment schweigend erwartet, überließen sich doch die Mitglieder des königlichen Hauses den lebhaftesten Äußerungen der Ungeduld und Erwartung.

Nachdem die Herzogin von Berry aus dem Wagen gestiegen war und sich einige Minuten in dem gegenüber liegenden Pavillon ausgeruht hatte, gab der Ober-Ceremonienmeister mit dem Stabe das Zeichen und gleichzeitig traten aus den beiden gegenüber befindlichen Gezelten hervor von der einen Seite der König, gefolgt von seiner ganzen Familie, von der andern die Herzogin von Berry mit ihrer Suite von Hofdamen und Kavalieren, die sich jedoch in ehrerbietiger Ferne von dem Punkt des Zusammentreffens hielten.

Als die junge, lebhafte Prinzessin den Teppich zwischen beiden Zelten erblickte, erinnerte sie sich an den Rathhaussaal in Marseille und konnte die kleine Ironie der leisen Frage nicht unterdrücken: „Ist das vielleicht auch hier neutrales Gebiet?"

Doch der Augenblick des Zusammentreffens war gekommen. Jetzt konnte sich die Lebhaftigkeit ihres Charakters nicht mehr durch die Etikette zurückhalten lassen; und so überflog sie mit der Leichtigkeit einer Sylphide den Teppich und warf sich dem langsam heranschreitenden Könige mit der unnachahmlichen Grazie des lebendigsten Gefühls zu Füßen.

Der König eilte, sie aufzuheben und schloß sie in seine Arme.

„Meine Tochter," sprach er, „ist es, mein Neffe, die ich Ihnen hiermit übergebe; denn schon liebe ich sie wie ein Vater. Machen Sie sie glücklich!"

Gleich darauf fanden die Vorstellungen der bräutlichen Gemahlin dieses Prinzen an Madame, an Monsieur und den Herzog von Angoulême Statt, ehe es dem Herzoge von Berry die Etikette erlaubte, seine Gattin zum erstenmale zu umarmen.

Der Herzog fand seine junge Gemahlin allerliebst, und nicht er allein; denn sie wußte mit ihrer reizenden Munterkeit sich so liebenswürdig zu machen und in das neue Verhältniß zu finden, daß ihr Aller Herzen sich zuwendeten.

Von den Zelten kehrte die königliche Familie in das Schloß zurück. Dort ging Alles nach den vorgeschriebenen Gebräuchen vor sich. Als aber am Abend der Herzog und die Herzogin von Berry sich in ihre Gemächer zurückzogen, sagte der König scherzend zu dem Herzoge von Brezé: „Der Ober-Ceremonienmeister von Frankreich ist nicht beauftragt, das Weitere zu einregistriren."

Am 16. Juni war der Himmel trübe und bedeckt. An diesem Tage sollte die junge Herzogin, von der königlichen Familie begleitet, ihren Einzug in Paris

halten. Zu sehr daran gewöhnt, daß es im sonnenhellen Neapel niemals den königlichen Festen an der ewigen Klarheit des Himmels fehlt, fühlte sie einen Anflug von Traurigkeit, indem sie den finstern Himmel für ein düsteres Vorzeichen nahm. Aber im Augenblick, als sie den Staatswagen bestieg, hellte sich der Himmel auf und Schmeichler unterließen nicht, diesen Umstand als eine Ehrenbezeugung des Himmels für die Prinzessin auszulegen, wie das schon seit unendlichen Zeiten in offiziellen Glückwunschreden Sitte ist.

Der Einzug war schön und prachtvoll.

Um vier Uhr verkündete der Kanonendonner von Vincennes die Ankunft der königlichen Familie, und der ihr vorangehende Zug bildete sich an der Barrière du Trône.

Verschiedene Truppentheile von der Linie und der Nationalgarde bildeten die Eskorte. Dann erschien der offene Wagen des Königs, neben dem linker Hand die Herzogin von Angoulême und gegenüber der Herzog und die Herzogin von Berry saßen. Monsieur und der Herzog von Angoulême ritten auf beiden Seiten des Wagens. Dann folgten Gardes du corps und Grenadiers à cheval, und eine Abtheilung Gensd'armerie, nebst zahllosen Hofwagen aller Art, schlossen den Zug. Die Zuschauermenge auf der ganzen Länge der Boulevards war unermeßlich. Der ununterbrochene Ruf:

„Vive le Roi! vivent les Bourbons!“ erschallte unaufhörlich. Es war fast sieben Uhr Abends, als der Zug durch das Thor des Louvre in den Tuilerien ankam. Der König führte die Prinzessin in den Pavillon Marsan und beglückwünschte sie nochmals über ihre glückliche Ankunft; dann erst zog er sich in seine Appartements zurück. Dem Präsidenten des Munizipalkorps entgegnete der König auf dessen Anrede: „Sie sehen, Herr Präfekt, ich kehre zurück in Begleitung meiner Kinder. Sie kennen mein väterliches Herz und begreifen daher mein Glück.“

Doch die Pracht des heutigen Einzuges wurde weit übertroffen durch die des Einsegnungsfestes am folgenden Tage.

Die kirchliche Einsegnung dieser Ehe geschah im Dom von Notredame.

Diese schöne Kirche war prachtvoll und mit Geschmack dekorirt. Auf dem Vorplatz derselben erhob sich ein Portikus von sechszehn Säulen, der ein Amphitheater trug, das für Musikchöre und Zuschauer bestimmt war. Im Innern waren die Felder der Spitzbögen des Hauptschiffs blau, mit goldenen Lilien übersäet. Die Rippen und die Schlußsteine waren mit Namenszügen und Wappen verziert und von Viktorien getragen. Schilder, zu drei und drei an den Pfeilern aufgehängt, zeigten die Wappen der guten Städte von Frankreich;

über denselben prangten zierliche Körbe mit Blumen, um zugleich die heitere Veranlassung des Festes anzudeuten.

Vier große Säulen, mit reichen Fahnen, Emblemen und Inschriften geschmückt, erhoben sich mitten in der Kirche. Doch Alles wurde durch die Pracht des hohen Chors übertroffen. Reiche Draperien von blauem Sammet, mit goldenen Lilien durchwirkt, Trophäen und goldene Kandelaber, Gruppen von Fahnen der zwölf Mairien von Paris und hoch darüber schwebend die alte Oriflamme, diese heilige Fahne der französischen Nation, bei der glänzendsten Erleuchtung durch eine Menge von Wachskerzen, auf Arm- und Krystallleuchtern. Das Alles bildete eine so prachtvolle Scene, wie sich die guten Pariser nicht erinnerten, seit Napoleons Kaiserkrönung so herrlich gesehen zu haben, und das war eben kein schmeichelhaftes Kompliment für die Bourbons.

Die höheren Civil- und Militärbehörden, die Deputirten der Kammer, die Pairs, das diplomatische Corps und die Akademien und Damen hatten die ihnen angewiesenen Tribünen und Plätze eingenommen. Um Mittag verkündete der Donner der Kanonen, das Schlagen der Tamboure, das Läuten der Glocken und das Vivatgeschrei des Volks die Annäherung des königlichen Zuges,

der nach der im Programm festgesetzten Ordnung in die Kirche einzog:

Der König erschien unter einem Baldachin, der von vier Stiftsherren getragen wurde, in einem reich mit Gold und Perlen gestickten Staatskleide. An seinem Hute trug er den „Regent" und am Degenknopfe den „Sacy" — zwei berühmte Edelsteine der französischen Krone. Er wünschte der Prinzessin durch diese Pracht zu zeigen, daß sie in eine Familie gekommen sei, welche ihren Werth zu schätzen wisse.

Monsieur trug die Uniform des Generaloberſten der Nationalgarde, mit Silberstickerei; der Herzog von Angoulême die Uniform eines Großadmirals von Frankreich und der Prinz Condé die blau und goldene Uniform eines Generaloberſten der französischen Infanterie.

Der Herzog von Berry war in Drapd'or, mit einem Hofmantel von Sammet, gekleidet. Der Anzug der Herzogin strahlte von Kronjuwelen.

Der Zug bestand aus sechs und dreißig Staatswagen, wovon vier und zwanzig die Marställe des Königs und zwölf die von Monsieur geliefert hatten.

Bei Gelegenheit dieser Vermählung waren eine Menge Begnadigungen erlassen und öffentliche Wohlthaten ertheilt. Nie hatte das Königthum der Bourbons mehr Glanz entfaltet, und es war vielleicht nicht ohne Ironie, jedenfalls keine üble Zusammenstellung, wenn

das Pariser Spottblatt, der Charivari, unmittelbar nach der emphatischen Schilderung dieses königlichen Glanzes, eine Schilderung der beschränkten Verhältnisse gab, unter welchen der König im Exil gelebt hatte.

Jedenfalls gab ein solcher Kontrast den Bourbons die Lehre, dem jetzigen Glanze des Glücks nicht allzu sehr zu vertrauen; denn ein gleicher Wechsel des Glücks, das sie schon zweimal gestürzt und zweimal gehoben hatte, konnte dieselbe Familie auch zum dritten Male vom Throne drängen und dann nie wieder heben.

Das Jahr 1830 hat seitdem diese Warnung als eine sehr bedeutende erscheinen lassen.

Dreizehnte Abtheilung.

Züge aus dem Privatleben des Herzogs und der Herzogin von Berry. — Ihre Wohlthätigkeit. — Ihr Geschmack an schönen Künsten. — Der schwer belastete Knabe. — Der Regenschirm. — Die Stuhlvermietherin. — Des Herzogs Liebe zu den Soldaten und Geistesgegenwart. — Seine Heftigkeit und Versöhnlichkeit. — Die Deserteure. — Sarkastische Bemerkung des Königs. — Rettung eines Kindes auf der Jagd. — Noch einige Charakterzüge. — Geburt und Tod zweier Kinder. — Geburt einer Tochter, der Mademoiselle de France. — Familienleben der Bourbons. — Beliebtheit der Herzogin im Pavillon Marsan. — Popularität des Herzogs v. Berry. — Die Familie Condé. — Des Herzogs von Condé Abfertigung von Talleyrand. — Tod des Herzogs von Condé. — Verhältnisse der Familie Orleans. — Die Herzogin von Berry und Lord Bentink. — Katastrophe.

Das neuvermählte Paar lebte glücklich und zufrieden. Beide Theile hatten Geschmack und Wohlgefallen an einander gefunden. Ihre Neigungen schmiegten sich so gefällig an einander, daß Beide das Bild eines liebenswürdigen Familienlebens in den höchsten Regionen der Gesellschaft gewährten.

Der Herzog und die Herzogin von Berry bewohnten den Palast Elysée. Dort lebten sie befreit von der lästigen Etikette der Tuilerien.

Sehr häufig sah man sie beide zusammen, ohne Begleitung oder Gefolge, zu Fuß zu dem in die Champs Elysées führenden Thore hinausgehen. Unbemerkt mischten sie sich dann unter die Menge und besuchten selbst die Unglücklichen, denen sie Unterstützung gaben.

Überhaupt war fürstliche Freigebigkeit und Wohlthätigkeit ein schöner Zug in Beider Herzen. Man soll Wohlthaten, die Jemand still und anspruchslos erzeigt, nicht zusammenrechnen; aber wir dürfen immerhin einige Züge von Wohlthätigkeit von ihnen erzählen.

Allein die bekannt gewordenen Almosen des Herzogs und der Herzogin stiegen gleich in der ersten Zeit weit über 300,000 Franken. Außerdem überließ der Herzog von der Dotation, welche ihm die Kammern bei Gelegenheit seiner Vermählung bewilligt hatten, 500,000 Franken zur Vertheilung an die Bedürftigen der Departements, die durch die Invasion am meisten gelitten hatten.

Überhaupt schien unter Beiden ein rührender Wetteifer im Wohlthun zu herrschen und oft machte es ihnen Vergnügen, ein kleines Abenteuer, das ihnen bei Gelegenheit einer mildthätigen Handlung aufgestoßen war, vor einander zu verbergen. So begegnete ihnen einst, als sie zusammen allein ausgingen, eine arme Frau mit zwei Kindern. Das jüngste Mädchen näherte sich der Herzogin und reichte ihr freundlich unbefangen die kleine Hand; der Herzog sah seine Gemahlin lächelnd und

fragend an. „Ich habe mich ihrer angenommen," sprach sie darauf erröthend. — „Gut," entgegnete ihr Gemahl lächelnd, „ich sehe es sehr gern, wenn Sie unsere Familie vermehren."

Auf solche Art verschenkten sie in den vier glücklichen Jahren ihres Zusammenlebens über zwei Millionen Franken — sehr viel für ihr im Ganzen doch ziemlich beschränktes Einkommen!

Auch in Hinsicht der schönen Künste hatte der Himmel ihnen gleiche Neigungen gegeben. Der Herzog liebte die Künste nicht wie ein Fürst, sondern wie ein Künstler selbst; sein früherer Aufenthalt in Rom hatte dieser Vorliebe in seinem Geiste Nahrung gegeben. Er hatte emsig Musik und Malerei getrieben und es besonders in der letztern Kunst zu einer nicht unbedeutenden Fertigkeit gebracht. Oft konnte man damals unter Roms zahllosen Ruinen auf einem umgesunkenen Säulenschaft einen jungen Mann sitzen und einen halbverfallenen Triumphbogen zeichnen sehen — das war der Enkel Ludwigs XIV. — er selbst, mit seiner ganzen Familie, die Ruine eines versunkenen Königshauses.

Dabei fanden Beide Geschmack am häuslich-prunklosen Leben. Ihre weiten Spaziergänge zu Fuß, die sie oft ohne alle Begleitung unternahmen, veranlaßten nicht selten kleine Abenteuer, deren Wiedererzählung den Hof belustigte und im Publikum Wohlgefallen erregte, weil

sie eine Sitteneinfalt bekundeten, die so ganz mit dem Geschmack des jetzt Alles geltenden achtbaren Mittelstandes übereinstimmte. Und solche kleine Züge verriethen oft viel Herzensgüte.

So war einst der Herzog von Berry im Boulogner Hölzchen einem armen Kinde begegnet, das mit einem schweren Korbe belastet war. Sogleich hielt er das Kabriolet, worin er fuhr, an, und fragte, wohin der arme Kleine seine Last zu tragen habe. — „Zu meiner Mutter," erhielt er zur Antwort. — „Der Korb aber, mein Kind," sprach der Herzog, „ist sehr schwer; gieb ihn mir herein, ich will ihn im Vorbeifahren abgeben." Nun wurde der Korb in das Kabriolet gestellt und vom Prinzen richtig an seine Bestimmung abgeliefert. Dann ließ er aber den Vater des Kindes kommen und sagte zu ihm: „ich bin Eurem kleinen Buben begegnet; laßt ihn keine so schweren Körbe mehr tragen, das möchte seiner Gesundheit schaden; da habt Ihr Geld, kauft ihm einen Esel."

Ein andermal wurden der Herzog und die Herzogin auf einem Spaziergange vom Regen überrascht. In der Verlegenheit, die daraus entstand, bemerkte der Herzog einen jungen Menschen, der einen Regenschirm trug, und bat denselben, ihn seiner Frau zu leihen. „Mit Vergnügen," entgegnete der junge Mensch, „wenn Madame erlauben wird, daß ich sie begleite." — „Das finde

ich ganz in der Ordnung," versetzte der Herzog, und nun ging der junge Mann neben der Herzogin her und hielt ihr dienstfertig den Schirm über den Kopf, indem er sie auf das unbefangenste unterhielt. So ging es fast eine Stunde lang fort und der Eigenthümer des Schirmes fragte von Zeit zu Zeit: „ist Ihre Wohnung noch weit?" Als sie nur noch wenige Schritte vom Palast Elysée entfernt waren, sagte der Prinz: „wir werden sogleich dort sein." Die Wache aber hatte ihn erkannt und sprang in's Gewehr; jetzt erst erkannte auch der junge Mann voll Schreck, wen er bis dahin geführt hatte und stammelte einige Entschuldigungen; doch der Herzog dankte ihm darauf mit der Freundlichkeit, die ihm so viele Herzen gewann.

Eine ähnliche scherzhafte Geschichte ereignete sich mit einer Stuhlvermietherin, die dem leichtsinnigen Paare, das seine Börse vergessen, keinen Stuhl auf Kredit hatte vermiethen wollen.

Der Herzog liebte die Soldaten, wie er früher den Krieg geliebt hatte. Ein Zug von Geistesgegenwart hatte ihm in der Armee einen gewissen Ruf gegeben. Zu der Zeit, als die Regimenter vom Königthum abfielen und dem von Elba zurückkehrenden Kaiser sich zuwendeten, hatte der Herzog von Berry eins dieser Regimenter haranguirt und am Schlusse seiner Rede gerufen: „es lebe der König!" dieses aber antwortete

mit dem Rufe: „es lebe der Kaiser!“ — „Kameraden,“ rief jetzt der Herzog, ohne den Kopf zu verlieren, „wir haben uns nur versprochen, von alter Gewohnheit verführt; wir müssen wieder anfangen!“ und nun rief er auf's Neue: „es lebe der König!“ worauf derselbe Ruf aus den Reihen der Soldaten erschallte.

Seine Heftigkeit verleitete ihn nicht selten, auffahrend zu sein gegen seine näheren Umgebungen. Doch bald darauf pflegte er sein Unrecht einzusehen und dann konnte er nicht ruhen, bis er jede Genugthuung angeboten oder seine Übereilung auf sonstige Weise wieder gut gemacht hatte. Dergleichen war ihm öfters während der Verbannung, so wie auch jetzt seit der Restauration passirt. So, unter Anderm, zeigte er sich einst auf der Jagd sehr auffahrend gegen einen der Kavaliere seiner Suite, den er sonst mit besonderer Zuneigung zu behandeln pflegte.

„Wenn Ew. Hoheit,“ sprach dieser ruhig, „so ungnädig gegen mich verfahren, werde ich um Erlaubniß bitten müssen, mich entfernen zu dürfen.“

— „Gut, entfernen Sie sich.“

— „Aber königl. Hoheit werden morgen darüber ungehalten sein.“

— „Ganz gewiß nicht.“

„Ich werde sogleich Ihrem Gebote gehorchen,“ entgegnete der Graf und zog sich zurück.

Aber schon am Abend war dem Herzoge seine Heftigkeit leid. Er ließ ihn fragen, ob er wieder zur Jagd kommen würde. Am andern Morgen ließ er diese Frage wiederholen und ihn am Abend wiederholt einladen. Als der Graf endlich kam, trat ihm der Herzog mit der Frage entgegen: „Muß ich Ihnen, weil ich Unrecht gehabt habe, mit der Hand oder mit dem Schwerte entgegen gehen?"

Solche kleine Züge machten den Herzog sehr beliebt; mehr noch aber so mancher Zug von Humanität und Gutmüthigkeit.

So traf er einst auf der Jagd im Gehölz von Rambouillet auf zwei im dichten Gebüsch versteckte Leute, die er sogleich an einigen Spuren einer zerrissenen Uniform als Deserteure erkannte. Sie suchten zu entfliehen und er holte sie ein. Da dieses Morgens früh war, als er noch ganz allein mit einem Jäger ausgegangen war, um, wie man mit dem Jägerausdruck sagt, einen Hirsch zu bestätigen, so hielten die Leute ihn für einen Forstwart.

„Was thust Du hier?" rief der Prinz dem Ersten zu, den er gefaßt hatte.

„Mein Kamerad und ich versteckten uns schon seit zwei Tagen hier im Walde, um nicht festgenommen zu werden."

„Du bist Soldat und Deserteur; weißt Du wohl, daß Dir fünf Jahre Eisenstrafe bevorstehen?"

„Meine Mutter ist krank, die wollte ich besuchen. Mein Kamerad, der schon lange dient, hat mir erzählt, das Soldatenhandwerk sei jetzt ein schlechtes Gewerbe."

„Du also, elender Tropf," fuhr der Prinz den andern Deserteur an, „Du hast Deinen Kameraden verführt? Du bist weniger zu entschuldigen, weil Du schon gedient hast."

— „Ich mag aber nicht mehr dienen."

— „Und warum nicht?"

— „Weil es keinen Krieg mehr giebt."

— „Nur Geduld! Der Frieden wird nicht ewig dauern; dann wird's Händel genug geben."

— „Und dann will ich mich auch nicht prügeln lassen. Französische Soldaten lassen sich nicht wie Russen traktiren."

— „Und wer hat Dir denn gesagt, daß Schläge eingeführt werden sollen?"

— „Ein Bürger, der das Ding versteht."

— „Begreifst Du nicht, daß man Dir etwas aufgebunden hat?"

— „Es muß doch etwas Wahres an der Geschichte sein, weil der Prinz selbst die Offiziere mit der Reitpeitsche prügelt."

— „Welcher Prinz?"

— „Nun — der Herzog von Berry."

„Wer das gesagt, der hat gelogen," rief dieser lebhaft, „wenn der Herzog auch heftig ist, zum Teufel, so weiß er doch die Uniform zu achten, die er selbst trägt. Und sollte er sich gegen einen Offizier vergessen, so würde er gewiß Genugthuung geben, wie es unter Kriegsleuten Gebrauch ist."

— „Werdet nur nicht böse, Herr Forstwart, ich sage nur, was man mir erzählt hat."

„Auch nicht gegen Dich bin ich aufgebracht," rief der Prinz; „dadurch aber, daß Du solchem Geschwätz geglaubt hast, bist Du in eine schöne Lage gerathen. Du warst gut gekleidet und genährt; Du schliefest ohne Sorgen und jetzt mußt Du Dich wie ein Straßenräuber versteckt halten."

„Es ist wahr — wenn es könnte ungeschehen gemacht werden...."

„Gereut es Dich? Würdest Du bei der Fahne bleiben, wenn der König dir Pardon gäbe?"

„Ich schwöre es, so wahr ich ein alter Soldat bin!"

„Ich will Deinen Schwur annehmen und hoffe, daß Du ihn hältst. Ich will beim Könige für Dich um Pardon bitten; und will man eine Bürgschaft dafür, so soll der Herzog von Berry für Dich gutsagen."

„Der Herzog von Berry?"

„Verlaß Dich darauf!"

„Georg," sprach nun der Herzog von Berry leise zu dem ihn begleitenden Jäger, „führe die Bursche auf das Rendez-vous, laß ihnen zu essen und zu trinken geben, sag aber nicht, wer ich bin.

Mit diesen Worten sprengte er im Galopp davon.

Das Rendez-vous war am Teiche de la Tour. Dort war ein reichverzierter Pavillon zur Aufnahme des Königs und der königlichen Familie errichtet. Ludwig XVIII., die Herzogin von Berry und die Prinzen, so wie der ganze Hof, waren schon versammelt. Lustiges Hörnergetön mischte sich in das Gebell der nach der Jagd begierigen Meute. Eben wollte der König das Zeichen zum Beginn der Jagd geben, als der Herzog von Berry zu ihm herantrat und sprach: „Will der König mir wohl vergönnen, um eine Gnade zu bitten?"

Als der König gewährt hatte, führte Georg auf einen Wink des Prinzen die beiden Ausreißer herbei, die, in diesem Augenblick den Herzog von Berry in dem vermeintlichen Forstwart erkennend, diesem zu Füßen fielen.

„Nicht von mir, Kameraden," sprach der Herzog, „sondern vom Könige müßt Ihr Pardon erflehen. Heute früh versprach ich Euch aber, daß der Herzog von Berry für Eure Treue bürgen würde, und nun

will ich mein Wort lösen. Nimmt der König meine Bürgschaft an?"

„Ich nehme sie an," entgegnete Ludwig XVIII., „und um Ihnen zu beweisen, daß ich sie für gut halte, befehle ich, daß diese beiden Leute meiner Garde eingereihet werden."

Von allen Seiten erschallte nun ein „vive le Roi!" und der Herzog von Berry strahlte vor Freude; die Herzogin von Berry war sehr gerührt über diesen Edelmuth ihres Gemahls und der König sehr glücklich, daß ihm Gelegenheit gegeben war, ein gutes Werk zu thun.

Die Jagd, als solche, war übrigens keine glückliche. Der Hirsch, der anfangs sehr gut angelegt war, machte Widergänge und wurde von den Hunden verloren. — Der König sagte daher über Tafel in seiner sarkastischen Laune zu den Hofjägern: „Ihr treibt mir doch niemals etwas auf; der Herzog von Berry versteht sich besser auf die Treibjagd, als Ihr."

Ein andermal gab die Jagd dem Prinzen Gelegenheit, ein armes Kind zu retten. Der Prinz jagte im Walde von Medon auf Damhirsche; die Herzogin, die damals schon in gesegneten Umständen war, konnte deshalb der Parforcejagd nicht folgen; sie begab sich daher in einem offenen Wagen nach Sevres, um den Hirsch zu erwarten. Da — plötzlich stürzte der sehr

geschickt gehetzte Hirsch in ihrer Nähe zu Boden, als die ihm folgende Meute Hunde einen Knaben umwarf, der ein Kind von drei Monaten trug. Groß war die Lebensgefahr dieser Kinder, mitten in dieser Menge von wüthenden Hunden. Da sprang der Herzog vom Pferde, stürzte sich unter die Hunde, hob das Kind auf und legte es unbeschädigt in die Arme seiner Eltern.

Der Herzog und seine junge Gemahlin liebten die schönen Künste, wie wir oben erwähnt haben; aber die Armen gingen dieser Neigung vor. Man trug ihnen einige Gemälde aus der holländischen Schule zum Kauf an. „Ich habe Ihren Vorschlag überlegt," antwortete der Herzog dem französischen General-Konsul in Antwerpen, der ihm diesen Antrag gemacht hatte, „und doch muß ich mir den Ankauf für jetzt versagen. In einer Zeit, wo die Armen meine Kasse sehr in Anspruch nehmen, würde ich mir Vorwürfe machen, wollte ich ein Vergnügen, dessen ich wohl entbehren kann, auf Kosten der Hülfsbedürftigen, so theuer erkaufen."

Ihre Freigebigkeit gegen Künstler war fürstlich. Strebende Talente fanden in ihnen ihre Stütze. Gern besuchte der Herzog die Ateliers großer Meister. Er fand Vergnügen daran, sie arbeiten zu sehen und seine Bemerkungen verriethen den Kenner. Die Herzogin liebte die Gesellschaft der geschicktesten Maler. Sie zeichnete Landschaften, und dem Wunsche des Prinzen

gemäß, vertauschte sie das Crayon mit dem Pinsel. Oft brachte er ganze Stunden mit Malen an ihrer Seite zu.

So verflossen die ersten Jahre ihrer Ehe im stillen Glück des häuslichen Lebens und im Genuß der Künste und geistigen Vergnügungen. Volles Vertrauen, tiefer Frieden und innigste Vereinigung, schien das Glück dieser fürstlichen Gatten für immer gesichert zu haben.

Allein ein finsteres Geschick hatte es anders beschlossen. Die Folgen eines einzigen leichtsinnigen Fehltritts sollten sich fürchterlich rächen.

Die einzige Wolke, die an dem Freudenhimmel dieser glücklichen Ehe heraufgezogen, war die schon dreimal verfehlte Hoffnung, einen Erben des französischen Thrones zu erzielen. Im Juli 1817 wurde die Herzogin von einer todtgeborenen Tochter entbunden; im September 1818 wurde ihr ein Prinz geboren, der aber zwei Stunden nach seiner Geburt wieder verschied. Im folgenden Jahre, 1819, erblickte eine Tochter das Licht der Welt, die noch lebende Mademoiselle de France. Eine schöne Hoffnung auf einen legitimen Thronerben war damit untergegangen; gleichwohl liebte der Herzog seine kleine Tochter mit ungemeiner Zärtlichkeit. Er ernannte die Vicomtesse von Gontaut zu ihrer Gouvernante.

Die übrigen Familienverhältnisse des Herzogs waren die angenehmsten, die sich nur denken lassen. Die junge Herzogin wurde wegen ihrer ungemeinen Lebendigkeit und Liebenswürdigkeit von der ganzen königlichen Familie geliebt. Mit südlicher Lebhaftigkeit durchbrach sie selbst am Hofe der Tuilerien hundertmal die Barrièren der ängstlich hervorgesuchten Etikette; aber wie sehr auch der arme Herzog von Brezé in die lächerlichste Verlegenheit gerieth, so amüsirte gerade dieser Umstand den König am meisten, und die liebenswürdige junge Herzogin wurde das eigentliche Lebenselement eines Hofes, der übrigens die Richtung hatte, in todte Formen zu versinken.

Die übrige königliche Familie bestand damals aus Monsieur, dem Grafen von Artois, dem Herzoge und der Herzogin von Angoulême und aus den Mitgliedern der Nebenlinien Orleans und Condé.

Monsieur (Graf von Artois) hegte für die junge Herzogin die Gefühle eines zärtlichen Vaters. Der durch und durch französische Geist dieses Fürsten mußte von der Anmuth und gemüthlichen Lebhaftigkeit seiner Schwiegertochter sich ungemein angezogen fühlen. Der Pavillon Marsan, den er bewohnte, wurde häufig von ihr und ihrem Gemahl besucht.

Die Herzogin von Angoulême hatte mit zarter Freundschaft die junge Verwandte aufgenommen. Diese

selbst konnte ihre stolzen und schwermüthigen Züge nicht ohne innige Rührung betrachten, so tief war der mit Würde getragene Schmerz über die Hinrichtung ihrer königlichen Eltern und das vieljährige Unglück von Frankreich darauf zu lesen.

Zwischen dem Herzoge von Berry und seinem ältern Bruder, dem Herzoge von Angoulême, herrschte eine Einigkeit, welche das innige Verhältniß ihrer beiden Gemahlinnen nur billigen konnte.

Nur einzelne Züge aus diesem schönen Familienleben drangen in das größere Publikum. So, einst am Tage der Aufstellung der Statue Heinrichs IV. Auf dem Pontneuf hatte ein Zufall in der Straße Margny den Wagen, worauf sich die Statue befand, aufgehalten. Der Herzog von Berry stand auf der Terrasse seines Palais und sah, wie Monsieur und der Herzog von Angoulême in ihrem Staatswagen an der versperrten Passage halten mußten. Augenblicklich eilte er hinunter auf die Straße, so wie er gerade dastand, in bloßem Kopfe, im Oberrock, ohne Orden und Degen; allein das Gedränge der Volksmenge, die ihn nicht kannte, versperrte ihm den Weg. Endlich wurde er von Einigen erkannt. Sein Name lief durch die Menge und nun öffnete diese ihm eine Gasse. Indem er diese durchschritt, sprach er mit seiner, aller Welt gefallenden Herzlichkeit: „Entschuldigung, Freunde! Mein Vater

und mein Bruder rufen mich zu sich." Und so trat er an den Wagen, indem er Beiden durch diese Aufmerksamkeit die Zeit des Wartens zu verkürzen suchte.

Überhaupt im Innern der Familie hörte man auf, Fürst zu sein. Die ganze erlauchte Familie lebte in der zartesten und liebevollsten Vertraulichkeit. Man war dort ganz Vater, Sohn, Schwester und Bruder.

Der alte Prinz Condé und sein Sohn, der Herzog von Bourbon, lebten sehr zurückgezogen und erschienen selten am Hofe. Seit der Ermordung des Herzogs von Enghien — eines Sohnes des Erstern und Bruders des Letztern — durch Napoleons Standgerichte, hatte sich eine tiefe Trauer dieser hohen Familie bemeistert. Das Gewicht der Jahre, in Verbindung mit dem langen Schmerz, hatten den würdigen Greis so niedergebeugt, daß er nur höchst selten ausging. Er vermied jede Annäherung von Personen, die mit dem politischen Mörder seines Sohnes irgendwie in Verbindung gestanden hatten, und man lebte jetzt in einer Zeit, wo Begegnungen dieser Art sich am Hofe, wie auf allen Straßen, nicht mehr vermeiden ließen. Nur ein einziges Mal wurde seine ehrwürdige Einsamkeit durch einen Menschen gestört, der ihm durch seine gewandte Chamäleonsnatur noch widerwärtiger war, als jeder noch so entschiedene Bonapartist — nämlich durch den schlauen Diplomaten, Fürsten Talleyrand, den ehemaligen Bischof

von Autun. Der alte Prinz aber wußte sich zu helfen. Bekannt wegen seiner Zerstreutheit, stellte er sich, als halte er den Fürsten für dessen Oheim, der damals Großalmosenier von Frankreich und der Bourbonschen Familie immer voll Ergebenheit in die Verbannung gefolgt war.

„Herr Erzbischof," sprach der alte Prinz, „besuchen Sie mich, so oft Sie nur können, ich werde Sie stets mit großem Vergnügen bei mir sehen; allein ich bitte um die Gefälligkeit, mir doch ja niemals Ihren Neffen, den Bischof von Autun, mitzubringen."

Der feine Diplomat gerieth über diese Verweisung keinen Augenblick in Verlegenheit.

„Weil Ew. Hoheit," entgegnete Fürst Talleyrand, der vormalige Bischof von Autun, „mir jetzt Ihre Willensmeinung zu erkennen gegeben haben, so kann ich Ihnen versprechen, daß Fürst Talleyrand niemals Ihnen seine Aufwartung machen wird."

Diese Einsamkeit des Prinzen Condé hatte indeß für den Herzog und die Herzogin von Berry einen besondern Reiz; sie besuchten ihn oft und gern. Für den Herzog von Berry hatte der Prinz Condé stets eine große väterliche Zuneigung gehegt; sie schrieb sich aus den Zeiten der Rhein-Feldzüge her, wo Prinz Condé die Armee der Emigrirten befehligte und der Herzog von Berry unter seinem Kommando sich auszeichnete.

Freilich waren diese französischen Prinzen immer nicht mehr, als Helden auf Kosten des französischen Bluts — ein Umstand, den ihnen das Volk nie völlig verzieh; das Volk aber hatte Unrecht, es hatte ja das Blut der Bourbons vergossen — eines Königs, einer Königin, einer Prinzessin und mehrerer Prinzen; also Blut gegen Blut! Eine gräßliche Sympathie, die wieder zum Blutvergießen führen sollte!

Der ritterliche Greis aber sollte die furchtbare Katastrophe, die immer näher heranrückte, nicht erleben.

Der greise Condé hatte sich nach Chantilly zurückgezogen. Es war der Stammsitz seiner alten und berühmten Familie; aber die Revolution hatte alle die riesigen Prachtgebäude dieses Schlosses in Ruinen verwandelt, in welchen allein noch ein Pavillon stehen geblieben war. In diesem lebte der alte Held, einsam wie ein Anachoret, und seine Kräfte sanken von Tage zu Tage immer fühlbarer.

Endlich, am Pfingstfeste, erfüllte er seine letzten christlichen Pflichten auf seinem Sterbelager, mit dem festen Muthe eines alten Soldaten. Seine greisen Kriegsgefährten, alles zurückgekehrte Emigrirte von der Condéschen Armee, umstanden mit Betrübniß das Sterbebett ihres Feldherrn. Noch in den letzten Augenblicken schwebten Bilder aus dem Kriegsleben vor seiner schon sich verwirrenden Phantasie; er rief: „wo giebts Krieg?

Vorwärts!" Dann vernahm man, wie er mit leiser, dumpfer Stimme das christliche Glaubensbekenntniß hersagte, doch nicht zu vollenden vermochte. Gleich seinen berühmten Vorfahren, hatte er die letzten Worte dem Siege und dem Himmel geweiht.

Als Ludwig XVIII. der Tod des Prinzen Condé gemeldet wurde und der Groß-Ceremonienmeister anfragte: „wie soll er bestattet werden?" so entgegnete der König mit tiefer Bewegung: „wie Dügesclin und Türenne." Der Herzog von Berry aber, auf das Tiefste ergriffen, rief aus: „O wir haben unser altes weißes Pannier verloren!"

Auch mit der Familie Orleans hatten sich freundschaftliche Beziehungen von Seiten des Herzogs von Berry angeknüpft.

Man weiß, daß der Herzog von Orleans seine loyalen Gesinnungen bei der zweiten Vertreibung der Bourbons zu erkennen gegeben hatte, indem er nach England auswanderte. Gleichwohl gab es eine Parthei, die ihn beschuldigte, ehrgeizige Pläne auf die Krone zu begünstigen. Der König war noch der Einzige gewesen von seiner Familie, der eine bessere Meinung von ihm hatte. Bei der Rückkehr desselben nach Frankreich sagte Ludwig XVIII. zu ihm: „Mein Vetter, nach dem Herzoge von Berry stehen Sie dem Throne am nächsten;

das Recht eröffnet Ihnen demnach bessere Aussichten, als die Gewalt. Ich vertraue daher Ihrem Verstande eben so sehr, als Ihrem Herzen, und bin deswegen ruhig."

Der König gab ihm auch durch eine Ordonnanz alle die reichen Güter der Familie Orleans zurück, die ihm die Revolution geraubt hatte. Der Herzog von Orleans beschäftigte sich daher mit dem Sammeln der Trümmer eines kolossalen Vermögens, indem er einen Feldzug von zahlreichen Prozessen gegen die Käufer der für Nationalgut erklärten Güter führte. Er zeigte dabei jene Ausdauer diplomatischer Klugheit und den finanziellen Takt, den er schon bei Gelegenheit der Unterhandlungen über die Dotation seiner ersten Gemahlin in Sizilien bewiesen hatte.

Von dem Hofe der Tuilerien hielt er sich übrigens so fern als möglich, weil er wohl fühlte, daß er dort von den Umgebungen des Königs nicht ohne Mißtrauen gesehen wurde.

Als aber die Herzogin von Berry nach Frankreich kam, stellte sich ein besseres Verhältniß zwischen den Gliedern des ältern und des jungern Zweiges des königlichen Hauses Bourbon wieder her.

Die Herzogin von Berry war zu offen und warm fühlend, um nicht, als sie heranwuchs, von der Liebenswürdigkeit des Herzogs von Orleans, der damals am Hofe von Sizilien lebte, gewonnen zu werden, und

dessen Gemahlin war ja ihre leibliche Tante, für die sie allezeit viel Achtung gehegt hatte. Es war daher natürlich, daß sich die junge Herzogin von Berry sehr lebhaft zu dieser ihrer neapolitanischen Verwandtin hingezogen fühlte.

Selbst kleine Unannehmlichkeiten konnten dieses schöne Verhältniß nicht stören.

Der Herzog von Orleans sah doch bei aller Klugheit und Vorsicht nicht selten Personen bei sich, die in den Tuilerien nicht erschienen und der Parthei der Republikaner oder der Bonapartisten angehörten. Andere wieder — die eifrigen Royalisten, die es ihm nie vergessen konnten, was sein Vater gewesen war — sah man täglich in den Tuilerien und nie im Palais-Royal oder in Neuilly, wo gleichsam die Hauptquartiere der Parthei des Herzogs von Orleans waren. Das setzte allerdings böses Blut, und man sagte von Seiten der Legitimisten, dieser Orleans traue der jetzigen Ordnung der Dinge noch nicht und wolle sich für den Fall, daß es zu einer neuen Revolution kommen solle, seine Parthei bilden.

Dem sei indeß wie ihm wolle, gegen die königliche Familie benahm er sich äußerst zart. Bald nach dem Tode der kleinen Prinzessin Tochter des Herzogs von Berry, als mit diesem Schlage die Hoffnung der königlichen Familie auf Nachkommen ziemlich gesunken war

und die Freunde der Orleans hofften, diesem Hause den Weg zum Throne gebahnt zu sehen, machte der Herzog von Berry ihm einen Besuch zu Neuilly, in der zarten Absicht, das Geschwätz der Verläumdung gegen diesen Fürsten zu beruhigen.

Als der Herzog von Berry unerwartet eintrat in das Kabinet des Herzogs von Orleans, befand sich dort sein ältester Sohn, der junge Herzog von Chartres (der 1842 verunglückte Herzog von Orleans); dieser erhielt aber von seinem Vater mit feinem Takt den Befehl, sich zu entfernen. Doch der Herzog von Berry verstand sogleich seine Absicht und erklärte: „Lassen sie ihn hier; sein Anblick erweckt mir keinen Schmerz. Seine Aussichten für die Zukunft sind schön. Meine Gemahlin kann vielleicht keine Kinder mehr bekommen und in diesem Falle ginge die Krone einst auf den Herzog von Chartres über."

Der Herzog von Orleans, der in hohem Grade die Gabe besitzt, im rechten Augenblick passende Worte zu reden, entgegnete schnell: „Wenn mein Sohn je zur Krone gelangt, Monseigneur, so werden Sie es wenigstens sein, der sie ihm als zweiter Vater übergeben würde; denn Sie sind jünger als ich, und mein Sohn wird ganz von Ihrer Güte abhängen."

Diese Antwort rührte den Herzog von Berry ungemein. Er theilte sie dem Könige mit, sobald er nach

St. Cloud zurückgekehrt war. Wie sehr täuscht man sich oft, wenn man in Hinsicht der Sterblichkeit der Menschen auf den natürlichen Lauf der Dinge rechnet, und die Jahre allein als Maaßstab der Lebensdauer annimmt.

Der Herzog von Orleans ahnete damals wohl noch nicht, wie lange er den Herzog von Berry überleben würde, und die königliche Familie glaubte nicht an die Möglichkeit, daß jener den Thron von Frankreich jemals besteigen könne, so lange nicht der gesammte Mannsstamm derselben ausgestorben sei.

Von der jungen Herzogin von Berry hatte man bisher nur die leichtere Seite gekannt — diese heitere Gemüthlichkeit und geistreiche Lebendigkeit; aber Niemand traute ihr eine große Charakterstärke zu. Davon aber gab sie einen Beweis bei einem Besuch im Palais-Royal.

Sie hatte sich eines Tages dorthin begeben, und weil sie bei ihrer Tante, ihrer Gewohnheit nach, nicht gemeldet sein wollte, so trat sie, unmittelbar dem ihr vorausgehenden Huissier folgend, in deren Kabinet ein. Allein schon unter der Thür erblickte sie den Lord Bentink, jenen tyrannischen Befehlshaber der britischen Flotte, der einst die Entfernung ihrer Großmutter, der Königin Karoline, aus Sizilien gefordert und durchge-

setzt hatte. Dieser ihr verhaßte Engländer saß der Herzogin von Orleans gegenüber und schien sehr artig von ihr behandelt zu werden. Die Herzogin von Berry kehrte sogleich um und verließ das Palais-Royal, ohne nur ein einziges Wort mit ihrer Tante gewechselt zu haben. Am andern Tage eilte die Herzogin von Orleans zu ihr, um zu erfahren, welche Ursach wohl die Schuld am schnellen Weggehen getragen habe. „Ich konnte unmöglich," entgegnete sie, „mit kaltem Blute den Mann so gut aufgenommen sehen, den ich als Mörder meiner Großmutter und Ihrer Mutter, Madame," fügte sie nachdrücklich hinzu, „betrachten muß."

Dieser Vorfall störte indeß keineswegs die freundliche Verbindung beider Familien. Wohl aber ereignete sich jene furchtbare Katastrophe, die das Familienglück der Bourbons auf eine entsetzliche Weise zerriß und die Seelenstärke der jungen Fürstin noch auf eine viel härtere Probe stellen sollte — wir reden von der Ermordung des Herzogs von Berry.

Das Ereigniß im Allgemeinen ist bekannt. Die tieferen Beweggründe desselben liegen noch im Dunkel. War es eine politische Bewegung oder eine Privatleidenschaft, die das Messer jenes schrecklichen Louvel führte — Gott allein weiß es; eine Kombination bekannt gewordener Umstände läßt beides vermuthen.

Vierzehnte Abtheilung.

Aufregung im Anfange des Jahres 1820. — Das verfallene Haus im Quartier aux marais. — Tragische Geschichte. — Der Bauer Martin und der Engel Raphael. — Drohbriefe. — Vorahnung Heinrichs IV. — Ungünstige Stimmung gegen die Bourbons. — Auch der König empfängt Warnungen. — Er redet darüber mit dem Polizeiminister. — Das Bohnenfest am Hofe. — Der Herzog von Orleans und Madame. — Der König spricht mit Monsieur über die Gefahr seines Sohnes. — Der König warnt den Herzog von Berry. — Dessen Antworten.

Das Jahr 1820 hatte begonnen. Politische Partheien hatten sich in Frankreich gebildet. Alle Gemüther, von den höchsten Regionen der Gesellschaft, bis in die unterste Hefe des Volks hinab, befanden sich in Aufregung. Man schien nur des günstigen Augenblicks zu harren, um loszubrechen. Ein unbestimmtes Gefühl von Unruhe lastete auf der Gegenwart und drohende Wolken schwebten über der Zukunft. Vor allen erschienen bedroht die Mitglieder einer königlichen Familie, die zu schwach war, die Umstände zu beherrschen, und zu stark, um sich von ihnen beherrschen zu lassen.

In schuldiger Rücksicht auf unsere wohlwollenden Leserinnen glauben wir uns enthalten zu müssen, die damalige politische Lage von Frankreich ausführlich zu entwickeln. Wir haben ja ohnehin mehr das seltsame und merkwürdige Privatleben dieser Bourbonschen Familie zum Gegenstande unserer Mittheilung gemacht, als die Geschichte der französischen Nation. Wir wollen den Catarakt zeichnen, der entsteht, wenn der Strom seinen Uferdamm durchbrochen hat, aber nicht den Fluß bis zu seinen Quellen, die in irgend einem Moorgrunde zerstreut liegen, verfolgen. Doch müssen wir eine Scene erzählen; der Zusammenhang derselben mit dieser Geschichte wird sich den geneigten Lesern bald darbieten.

In dem östlich entlegenen Quartier von Paris — aux marais — klopfte um Mitternacht ein Mensch, der einige dreißig Jahre alt sein mochte und von wüstem, verwildertem Aussehen war, an die niedrigen Fensterladen eines schiefstehenden, schmalen Hauses, dessen obere Stockwerke, wie die leeren Fensterhöhlen und die mit dem Blei zerbrochenen kleinen runden Fensterscheiben verriethen, unbewohnt waren — ohne Zweifel auf Befehl der Bezirks-Polizei; denn dem sechs bis sieben Stockwerk hohen, zwischen andern Häusern eingekeilten Gebäude, von ältester Bauart, drohte der Einsturz.

Hier konnte nur ein enfant perdu, das, mit dem Leben fertig, sich wenig darum bekümmerte, ob es von einem fallenden Balken erschlagen wurde oder nicht, noch wohnen. Selbst am Tage waren Fensterladen und Thüren verschlossen und die Polizei wie die Nachbaren, mochten das Haus für völlig unbewohnt halten.

Indeß auf das leise Klopfen, das gleichsam in einer gewissen Cadance erfolgte, in der Art, als solle damit ein geheimes Zeichen gegeben werden, wurde durch die Spalte der Thür mit gedämpfter Stimme die Frage gerufen: „Wer da?"

„Einer der Verschwiegenen!" war die Antwort.

„Ha, mein armer junger Freund!" rief es von Innen heraus und die Thür wurde halb geöffnet. Balken und Hebel knarrten. Man sah, daß die einzige Bewohnerin dieses Hauses sich von Innen wohl verbarrikadirt hatte, und eine Bewohnerin war es, ein Weib von immer noch schönen, bleichen Zügen, die aber verwittert waren, wie die weiße luftige Nachtkleidung, die sie trug. Diese Kleidung bestand aus Überresten einer feinen Toilette; jetzt war alles schmutzig, selbst zum Theil zerrissen und höchst unordentlich angelegt. Die Außenwelt mit ihren Eitelkeiten schien keinen Reiz mehr zu haben für dieses von Leidenschaften zerrüttete Wesen; oder fehlten die Mittel zu einer anstän-

digen Subsistenz? Das mag auch wohl der Fall gewesen sein — Gott weiß es. Ein Diogenes in der Tonne, wenn ihm Alexander nur aus der Sonne ging, wohnte ohne Zweifel angenehmer, als diese Dame, deren beaux restes, wie ihr ganzes Wesen verriethen, daß sie einst bessere Zeiten gesehen hatte. Das Meublement ihres dunkeln und dumpfen Zimmers enthielt, so viel der Lichtschimmer einer nur düster brennenden Lampe erblicken ließ, nur wenige Überreste von alten zerbrochenen Stühlen, einen eben so schadhaften Tisch, einen alten Kasten mit allerhand Utensilien und ein altes, mit Rohr geflochtenes Kanapee, das, krummbeinig und geschnörkelt, noch Spuren früherer Vergoldung trug.

„Nun?" fragte die Frau in einem Tone, der eine Art von Gemeinheit affektirte, die diesem unverkennbar gebildeten Wesen sehr unnatürlich stand.

„Nun?" antwortete er, „ich bin desperat und verliebt — Beides zum Todtschießen."

„Und betrunken!" sprach sie mit durchbohrenden Blicken.

„Wenn man mit der Reitpeitsche quer durch's Gesicht gehauen wird .... foudre — diable — —!"

— „Und nicht den Muth hat, sich zu rächen."

„Muth? — ventre bleu! — es giebt keine größere Courage in der Welt, als der kleine dreizehn-

jährige Tambour besaß, der auf der Brücke von Arkole, Allen voranmarschirend, mitten unter Kanonenkugeln nicht aus dem Takt kam, indem er den Wirbel schlug. Sacre ....."

„Und dieser Tambour Napoleons, als Knabe dekorirt mit dem Orden der Ehrenlegion, steckte als Mann diesen Orden in die Tasche und wurde Stallknecht in den Marställen eines Bourbons."

„Nun — foudre .... man will doch leben! indeß .... man will auch gut leben, und am Hofe dieser Bourbons giebt es fettere Bissen und mehr pour boire, als im Haushalte des Kaisers, wo Alles kontrollirt wurde. Was will man? — unter Napoleon fraßen den Hafer die Pferde — unter der Restauration restauriren sich damit die Stallmeister bis zum geringsten Stalldiener herab. Doch was plaudern wir, meine theure Virginie; wenn der Mensch Ärger gehabt hat, muß man sich zerstreuen. Ich habe es mit dem Trinken versucht, aber davon wird man nur noch desperater. Allons — versuchen wir es mit der Liebe — laß Dich umarmen, m'amie!"

„Halt!" rief sie, zurücktretend; „Du kennst die Bedingung, unter welcher ich Dir Leib und Seele verschrieben habe; hast Du sie erfüllt? — so zeig mir," fuhr sie mit schaueriger Tiefe einer Empfindung fort,

die ihr selbst Grauen erweckte, „so zeig mir das blutige Messer!"

„Ha! — ich hätte jetzt wohl Lust, um diesen Preis den höchsten Lohn zu verdienen — ich glühe vor Rache."

„Gut — so vollbringe."

„Aber Du warst ja früher selbst eine eifrige Royalistin, Virginie, und nun bist Du eine so wüthende Republikanerin?"

„Mein Freund, die so schwachen Bourbons haben mir meine Anhänglichkeit schlecht belohnt. Sie erhoben mich zur Gräfin und vergaßen es, mich als solche zu dotiren. Ich hatte Zutritt im Kabinet des Königs, aber die Hofzirkel blieben mir verschlossen. Man hatte Eitelkeiten in mir aufgeregt, um sie unbefriedigt zu lassen. Man liebte mich, um sich zu amüsiren, und warf mich fort, wie ein Paket, als man Lust hatte, sich mit einer Heirath zu amüsiren. Man verleitete mich, die Bühne zu verlassen und weigerte sich, die lumpigen paarmal hunderttausend Franken zu bezahlen, die meine Putzhandlungen und Juweliere zu fordern hatten — mit einem Worte, man zwang mich, diese Bourbons zu hassen, vom Glanz zum Elend herabzusteigen, die politische Farbe zu wechseln, wie ein Chamäleon und ...." das Folgende murmelte sie in sich hinein ....

„und mich einem Elenden in die Arme zu werfen, um mich an einem Elenden zu rächen!“

„Ha!“ rief sie laut aus, „kein wahreres Wort hat jemals ein Philosoph gesprochen, als: vom Haß zur Liebe — das ist nur ein Schritt! — Die Extreme berühren sich überall!“

„Und vom Haß zum Mord — ist der zweite!“ grollte der wilde Mensch, und man hörte das Knirschen seiner Zähne.

„Vom Mord zum Liebeslohn — ist der dritte,“ sprach das schlanke Weib mit einer, unter diesen Umständen grausigen Koketterie, im halb wahnsinnigen Blick, indem sie ihren weißen Arm um dessen Nacken legte und einen Kuß duldete, den dieser ihr gab — aber eben so schnell bog sie sich schaudernd zurück.

„Genug!“ rief sie, „als Vorschmack; das Mehrere werde redlich verdient.“

„Aber ist denn auch Alles vorbereitet, daß die einzelne That nicht ohne Folgen bleibe?“

„Patronen sind gemacht, Kugeln gegossen und Waffen versteckt.“

„Ist schon Jemand da von der Gesellschaft?“

„Nein, noch nicht; aber ein anderer Freund hat sich eingestellt.“

„Ein Verschwiegener?“

„Nein; aber Einer, der es versteht, Verschwiegene zu machen. Komm, und Du wirst sehen, was er angerichtet hat."

Damit führte sie den Freund in eine Ecke, leuchtete nieder auf ein ärmliches Strohlager und hob ein Tuch, unter welchem er, zusammenschauernd, weiß, wie ein Wachsbild, die Leiche eines Kindes erblickte.

„Arme Aurelie!" klagte sie, „Du hast die Treulosigkeit Deines erlauchten Vaters nicht lange überlebt; aber ich — Deine Mutter — Gott, Gott!...."

„Jesus!" kreischte sie dann auf und stürzte zu Boden, auf ihre Knie; „und mit diesem zerbrochenen Herzen," stöhnte sie, „das nur noch Kraft hat, zu hassen — soll man noch lieben!"

Eine lange Ohnmacht schloß ihr den Mund. Als sie erwachte, war es dunkle Nacht um sie her und jener entsetzliche Mensch war verschwunden.

Eine andere Geschichte.

Wie alle Greise, so wurde auch der hochbejahrte König nicht selten in der Einbildung wieder jung. Das geschah wohl, wenn er seinen Vertrauten von den Eroberungen bei den Schönen vorplauderte, die er einst als Graf von Provence gemacht hatte. Er wußte dann die Vergangenheit mit so beredten Worten darzustellen, daß man sich völlig hinein versetzt glaubte. Dann aber

mischte sich leicht etwas Schwermuth in seine Betrachtungen über die Nichtigkeit und Vergänglichkeit des menschlichen Lebens, und in solcher Stimmung konnte er auch wohl schwärmen für eine Welt der Ahnungen und des Geisterlebens, die doch bei aller Aufklärung seines Verstandes für ihn in solchen schwachen Stunden einen ganz eigenthümlichen geheimnißvollen Reiz hatte.

In einer solchen vorübergehenden Laune gewährte er einem gewissen Martin eine Bitte um Audienz. Dieser Martin war ein Mann, mit dessen Geschichte man sich am Hofe einige Zeit unterhalten hatte, bis ihm von der Polizei ein freies Quartier im Irrenhause des Bicêtre angewiesen war.

Dieser Mann war ein einfacher Landmann aus dem Burgflecken Galardon, nahe bei Chartres belegen. Dort war er am 15. Januar 1820 beschäftigt, sein Feld zu bauen, als ein ihm fremder Jüngling von seltener Schönheit zu ihm herantrat und mit einer sanften himmlischen Stimme zu ihm sagte: „Martin! mache Dich auf, gehe zum König und sage, daß seine Regierung und das Leben eines Prinzen in Gefahr sei."

Martin, der noch nicht merkte, mit wem er es zu thun hatte, nahm sich vor, nicht eher zu gehorchen, als bis er einen Gelehrten um Rath gefragt habe; er kannte aber keinen, als den Pfarrer des Dorfs. Zu diesem ging er und theilte ihm den Vorfall, unter dem

Siegel des Beichtgeheimnisses, mit. Der Pfarrer, der Martin als einen redlichen Mann kannte, der vielleicht etwas zu einer mystischen Schwärmerei sich hinneigte, sonst aber ganz verständig war, gab ihm den Rath, die geheimnißvolle Person, wenn sie sich wieder zeigen sollte, um ihren Namen zu fragen.

Am 30. Januar erschien dasselbe Phantom dem ehrlichen Martin wieder auf demselben Felde. Dieser wagte entschlossen, wenn auch mit einiger Befangenheit, die erwähnte Frage; aber er erhielt an diesem, wie an den folgenden Tagen keinen andern Bescheid, als den wiederholten Befehl, sich nach Hofe zu begeben. Endlich sagte ihm die Erscheinung, er würde sogar vom Könige berufen werden.

Martin selbst aber hatte doch nicht so ganz reinen Mund gehalten, und so erfuhren es denn auch die königlichen Behörden der Mairie und des Departements.

Herr von Breteuil, der Präfekt des Departements der Eure und Loire — ein würdiger Nachkomme von jenem Breteuil, der sein Glück der Taschenspielerei verdankte, wodurch er die Beweisstücke der Ehe des Kardinals Dubois vernichtete, ließ ihn zu sich kommen. Überrascht von der einfachen Wahrheit seiner Antworten, schickte er ihn an den Polizei-Minister in Paris, wobei es diesem sonderbaren Abgesandten nicht an der Begleitung von Gensd'armen fehlte.

Herr Decazes empfing ihn mit der eines so hohen Polizeimannes würdigen Zweifelsucht. Er fürchtete Betrug, und ein Minister der hohen Polizei läßt sich mindestens eben so ungern anführen, als jeder Andere. Um so mehr war er betroffen über die zuversichtliche Offenheit und ungekünstelt inspirirte Miene dieses einfachen Landmannes.

Dem Könige mußte er allerdings davon Bericht erstatten; um sich indeß nicht das Ridicül eines Dupirten zu geben, sprach er zum Könige davon mit der halb spöttischen, halb ernsthaften Miene eines jungen Philosophen von gutem Ton, der stets bereit ist, Alles zu glauben oder zu bezweifeln, was man will.

Aber der König, der Mystifikationen auch eben nicht liebte, sagte ihm kalt, er solle diesen Narren in die Hände des Doktors Pinel geben.

Nun aber geriethen ministerielle und priesterliche Eitelkeiten mit einander in Streit. Da die Offenbarungen des Inspirirten offenbar drohten, der Polizei in's Handwerk zu greifen, so war es Herrn Decazes eben recht, wenn Ludwig XVIII. diesen Pfuscher seines Fachs am Ende in's Narrenhaus schicken würde. Um desto mehr ereiferte sich der Groß-Almosenier über diesen Eingriff der Polizei. Nach seiner Meinung gehörte der Fall vor die kirchliche Autorität. „Die Polizei," sagte er, „versteht nichts von übernatürlichen Erscheinungen,

und was die Ärzte betrifft, so sind sie Materialisten von Profession, die an keine Engel glauben, weil sie dergleichen noch nicht sezirt haben."

Dieser Konflikt brachte die Angelegenheiten Martins am Hofe öfter zur Sprache, als sonst wohl der Fall gewesen sein würde.

Man hatte Martin vorläufig in seine Heimath zurückgeschickt, und Dr. Pinel besuchte ihn dort, um ihn zu beobachten.

Der einfache Landmann empfing aber den Doktor mit der sarkastischen Bemerkung: „Sie kommen, um zu sehen, ob ich den Kopf verloren habe; aber es ist mir gesagt worden, daß diejenigen, die Sie gesendet haben, größere Narren sind, als ich."

Herr Pinel fühlte sich und den König dadurch verletzt und berichtete, daß Martin von periodischen Geisteszerrüttungen und Sinnestäuschungen befangen sei, was auch wohl der Fall sein mochte; denn selbst im Irrenhause fuhr der Himmelsbote fort, ihn zu besuchen und mit ihm zu reden, obwohl außer ihm Niemand von den Anwesenden die Erscheinung wahrnehmen konnte. Der arme Mann beklagte sich daher bitter bei dem Phantom über die schöne Verlegenheit, wo hinein ihn seine Rathschläge gebracht hatten. Jetzt aber, um ihn zu beruhigen, zeigte sich ihm die Erscheinung in der Glorie eines Engels, und nun zweifelte Martin nicht

mehr, daß er einen Engel vor Augen habe, und zwar den Erzengel Raphael in eigener leibhaftiger Person.

Leider unterbrach der Strom eines kalten Sturzbades, welches, von den Ärzten angeordnet, plötzlich auf das Hinterhaupt des armen Mannes gestürzt wurde, seine himmlischen Visionen.

Dennoch hielt der Abgesandte des Himmels seinem Auserwählten Wort.

Der Groß-Almosenier, Erzbischof von Rheims, ein Bruder des Fürsten Talleyrand, nahm unausgesetzt die Untersuchung dieser Sache in Anspruch. Die Stimmung und Neugier des Königs kam ihm zu Hülfe und Ludwig XVIII. ließ sich, aus Furcht, den Ruf eines philosophischen Königs zu verlieren, diesen Seher durch den Polizei-Minister selbst vorführen.

„Ihr wollt also den König sprechen," fragte ihn dieser; „nun, was denkt Ihr Seiner Majestät zu sagen?"

Diese Frage war schon oft an ihn gerichtet, aber jedesmal war die Antwort erfolgt: „Nichts wird mir der Engel verkünden, bevor ich nicht vor Seiner Majestät stehe."

Herr von Decazes war also genöthigt, sich auf die Lippen zu beißen; ja noch unangenehmer war es ihm, als er den Bauer allein in das Kabinet des Königs treten lassen mußte.

Dieser Mann war, zum großen Ärger des Ober-Ceremonienmeisters, des Herrn Marquis von Dreux-Brezé, die lange Reihe der Gemächer in den Tuilerien allein durchschritten. Er ging im grauen Bauerrock, mit eisenbeschlagenen Schuhen und ledernen Kamaschen über die polirten, mit kostbaren Hölzern ausgelegten Parkets eben so sicher und unbefangen, als gehe er durch sein Dorf oder über sein Feld. Nichts von alle den Herrlichkeiten schien ihn zu überraschen oder ihm neu zu sein.

Eben so ruhig trat er in das Kabinet des Königs.

Ludwig XVIII. saß in seinem Lehnstuhle am Tisch, und zwar, im seltsamen Kontrast gegen die Einfachheit des Propheten, mit allen Orden geschmückt.

Martin ging, ohne zu wanken, auf ihn zu, verbeugte sich mit dem Hut in der Hand, und sprach treuherzig:

„Sire, ich grüße Sie."

„Guten Tag, Martin," antwortete der König.

Als Martin sich bei seinem Namen nennen hörte, drückte sein Gesicht noch mehr Zufriedenheit aus. Er sah sich nach einem Stuhl um und schien zu erwarten, daß man ihm erlauben werde, sich niederzusetzen, und in der That, die Güte des Königs ging so weit — oder wenn man lieber will, seine Achtung für einen Menschen, der von Seiten eines Erzengels zu ihm kam, war so groß, daß er ihn einen Stuhl nehmen ließ.

Martin ließ sich nicht zweimal dazu einladen, sondern setzte sich mit vieler Behaglichkeit nieder und fing an zu reden:

„Sie wissen, Sire, warum ich komme?"

„Man hat mir gesagt, daß Ihr mir Etwas mitzutheilen habt. Was ist der Zweck Eurer Reise? — Wir sind allein."

„Sire," sprach Martin, „ich bin vom Engel Raphael gesandt, der einer von den großen Mächten des Paradieses ist; er ist mir mehrmals erschienen, um mir zu sagen, daß ich mich dem Könige vorstellen soll und daß, wenn ich mit ihm allein sei, er mir die nützlichen Rathschläge eingeben würde, welche die guten Seelen in ihren Gebeten für Sie verlangt haben."

— „Wohlan, so redet," sprach der König.

— „Sire, Sie sind verrathen worden und sind es noch."

— „Wird der Thron erschüttert? Ist es meine Person oder meine Familie, welche man bedroht? Ist der Tod oder die Verbannung zu fürchten?"

„Der Tod wird zu seiner Zeit kommen," entgegnete Martin; „aber Gott hat Ihre Gebete in Ihrer Verbannung erhört. Sie werden ein Grab in St. Denis haben."

In diesem Tone wurde das Gespräch fortgesetzt. Es kamen darin Andeutungen vor, welche nicht undeut-

lich die Revolution von 1830 vorhersagten; aber noch merkwürdiger, in Beziehung auf die nächsten Ereignisse unserer Geschichte, war nachstehende Prophezeihung:

„Der innere Frieden wird Frankreich nicht vor 1840 wieder gegeben sein. Bis dahin werden Verschwörungen den Thron untergraben. Eine Hand schleift einen Dolch!"

Der König schauderte, aber er schwieg.

„Ja, eine Hand schleift einen Dolch," fuhr Martin fort. „Das Unglück trifft einen der jungen Zweige und gerade den, der noch allein kräftig genug wäre, den alten Stamm mit frischem Laub und Früchten zu schmücken."

„Wie soll ich retten?" fragte der König, der die Deutung verstand. „Weh! das Urtheil ist unwiderruflich!"

Der König, so sehr er seine Bewegungen zu beherrschen suchte, verfärbte sich doch und der Prophet fuhr fort, mit sich erhebender Stimme: „Der Dolch aber wird zu spät kommen. Eine Bluttaufe bereitet sich; aber das Leben wird aus dem Tode erwachsen."

„Wir verfallen in die Apokalypse," entgegnete der König, indem er sich zusammen nahm.

„Sire," sprach Martin weiter, „die Folge wird Sie aufklären; aber der Tag des Dolches steht geschrieben."

Der König faßte seine Hand, indem er sagte: „Erlaubt mir, diese Hand zu berühren, die der Engel in der seinigen gedrückt hat."

„Ach, Sire," entgegnete der Prophet, „die Hand würde gleich der meinigen von jener glorreichen Hand gedrückt worden sein, und ich wagte den Engel zu fragen, warum er nicht selbst gehe, um es dem Könige zu verkündigen."

— „Nun, was antwortete der Engel?"

„Daß es nicht in seiner Macht stehe, Ihnen das zu gewähren, was Sie in diesem Augenblick am meisten wünschten, und daß es ihm zu schwer gefallen sein würde, Ihnen in Person etwas abzuschlagen."

— „Ach, ich weiß," versetzte der König etwas verlegen und murmelte einige unverständliche Worte vor sich hin. „Aber wißt Ihr Alles, Martin?" fuhr er mit finsterm Ton der Stimme fort.

— „Ich weiß bloß, was man mich gelehrt hat."

— „Bewahrt dieses Geheimniß," gebot der König; „nur Gott und ich durften darum wissen."

— „Ich werde stumm sein, wie das Grab," sprach der Prophet; „aber nicht lange und eine Gruft wird mir bezeugen, daß ich die Wahrheit geredet habe."

Der König schwieg; aber er faltete die Hände und blickte nach oben, indem eine Thräne ihm über die Wange rann.

„Sire," sprach nach einer langen Pause der Landmann, indem er aufstand, „ich wünsche Ihnen eine gute Gesundheit, und bitte um Erlaubniß, in den Schooß meiner Familie zurückkehren zu dürfen. Der Engel hat mir verkündet, daß mir weder Pein noch Übles widerfahren werde."

— „Es wird Euch auch keins widerfahren; Ihr werdet morgen mit Papieren zurückkehren und für diesen Abend wird Euch mein Minister Essen und Schlafstätte geben."

— „Wie es Ew. Majestät gefällig ist."

Ludwig XVIII. schellte. Der Minister war nicht weit, trat ein und führte Martin hinweg.

Dieses Gespräch gab viel zu reden im Palast. Erst nach dem Tode des Königs wurde es bekannt.

Der Minister der Polizei fühlte sich unglücklich, daß er nichts davon erfahren konnte und der Großalmosenier gab der Polizei schuld, daß der Engel Raphael nicht gewagt habe, auf die Einführung der Jesuiten zu dringen.

Ein grausames Geschick aber eilte, diese Prophezeihung schrecklich in Erfüllung zu bringen.

Bei großen Ereignissen pflegt es an Warnungen und Vorbedeutungen nicht zu fehlen.

Seit einiger Zeit hatte der Herzog mehrere anonyme Briefe empfangen, die furchtbare Drohungen ent-

hielten. Der Tod schien ihn aus jeder Falte der geöffneten Zuschriften anzugrinsen. Es gab eine Parthei, die den Bourbons alle Schuld der Leiden und Lasten beimaß, die Frankreich in Folge der Revolutionen und der dadurch herbeigeführten Invasionen drückten. Man haßte die Bourbons und drohte, ihnen den einzigen noch grünenden Zweig abzuschneiden, von dem sich die Fortdauer dieses Geschlechts erwarten ließ. Hatte anfangs der Herzog von Berry diese Drohungen verlacht, so wiederholten sie sich doch so oft, mit besorgten Warnungen gemischt, daß endlich trübe Ahnungen sich seiner Seele bemächtigen mußten. Er suchte diese, so viel als möglich, seiner Gemahlin zu verbergen.

Es ist bekannt, daß der berühmteste seiner Ahnherren gegen das Ende seines Lebens ein ähnliches Vorgefühl hatte. „Par dieu!“ sprach damals Heinrich IV. zu Sully, „ich muß in dieser Stadt sterben; ich komme nicht lebendig wieder heraus. Sie werden mich umbringen. Ich weiß wohl, daß sie ihre letzte Hoffnung auf meinen Tod setzen.“ Bei einer andern Gelegenheit sprach er zur Königin Maria von Medici: „M'amie, wenn Ihre Krönung nicht noch vor Donnerstags Statt findet, so gebe ich die Versicherung, daß Sie mich nach dem Freitage nicht mehr sehen werden;“ und später sagte er zu ihr: „Gehen Sie nur voraus, Frau Regentin!“ Nach gleichzeitigen Berichten waren ihm von

mehreren Seiten her Nachrichten von gegen seine Person gerichteten Verschwörungen zugegangen; in Spanien, wie in Mailand, verbreitete sich gleichzeitig die Nachricht von seinem Tode und acht Tage vor seiner Ermordung eilte ein Courier durch Lüttich, der einem deutschen Fürsten die Nachricht seines Ablebens brachte.

Man hatte aber den Herzog von Berry zu oft mit Heinrich IV. verglichen, um ihn nicht bei jenen Vorzeichen, die ihn selbst betrafen, an Ravaillacs Dolch zu erinnern.

In der That fehlte es auch jetzt nicht an ganz ähnlichen Vorzeichen und Gerüchten. Schon im Anfange des Februars wurde sein Tod in London angekündigt. Es ist furchtbar, einen Dolch gegen sich gezückt zu wissen und nicht zu sehen, woher der Stoß kommen wird.

Es beweisen alle diese Umstände noch nichts für eine weit verzweigte Verschwörung, um ihn zu ermorden; wohl aber sehr viel dafür, daß der schreckliche Gedanke: die Bourbons müssen vertilgt werden, wenn Frankreichs Wohlfahrt gedeihen soll, sich vieler Gemüther bemächtigt hatte.

Und darin eben lag das furchtbare Walten eines unwiderruflichen Geschicks — es war zugleich das Heranschreiten einer unerbittlichen Nemesis. In solchen Fällen ist es schrecklich, im Leben oft die Bemerkung zu machen, daß, indem die ewige Vergeltung einen Fehltritt

bestraft, es nicht immer dieser Fehltritt selbst ist, der die Strafe unmittelbar veranlaßt, sondern nicht selten der Versuch einer Rückkehr zur Tugend, der die Rache heraufbeschwört. So war es auch hier nicht die Untreue, die er an Laura begangen hatte, indem er sich von Virginiens Reizen blenden ließ, sondern der Umstand war es, daß er sich von dieser Courtisanne losriß, um einer rechtmäßigen Gemahlin treu zu bleiben, was die Entladung des längst schon drohend über seinem Haupte schwebenden Gewitters herbeigeführt hatte.

Auch der König war von der Gefahr unterrichtet, die über seinem Liebling schwebte.

Als ihm beim Beginn des verhängnißvollen Jahres 1820 die Deputirtenkammer ihre Glückwünsche darbrachte, antwortete er die merkwürdigen Worte:

„Wir haben Frieden mit ganz Europa, doch ein Feind bleibt uns zu bekämpfen und das ist die Anarchie. Indeß wird unsere Lage nicht gefährlich sein, so lange ich auf Sie, meine Herren, rechnen kann, wie Sie auf mich rechnen dürfen."

Ein Riesen-Komplot hatte sich damals über ganz Europa verbreitet, als dessen Mittelpunkt man Paris betrachten konnte. Es war die Propaganda der Revolution, die in Italien unter dem Titel der Carbonari, in Deutschland als Demagogie auftrat. Ihr Zweck

war Umsturz aller Staatsverfassungen. Ihr Mittel: Meuchelmord.

In Frankreich hatte man an Königsmord sich schon gewöhnt. Man schauderte nicht mehr vor solchem Gedanken. Man nannte sie Märtyrer der Freiheit, die bei Versuchen dieser Art gescheitert waren. Es gab Faktionen, welche die Republik; andere, die den Sohn Napoleons zurückforderten; andere versprachen sich alles Heil, wenn die Krone Frankreichs auf das Haupt eines Orleans gesetzt werde; noch andere dachten sogar an einen Prinzen von Oranien. So sehr diese verschiedenen Partheien einander haßten und gegen einander intriguirten, so waren sie doch in dem einen Punkt einig, daß die Existenz der Bourbons ein Hinderniß für Frankreichs Freiheit sei. Jede Faktion wünschte einen Brand, aus welcher Ursach er auch entstehe, nicht zweifelnd, daß erst das Bestehende umgestürzt werden müsse, um davon für ihre Parthei Vortheil zu ziehen.

Der König war erleuchtet genug, diese Gefahren einzusehen, die Frankreich bedrohten. Er sah sich dadurch veranlaßt, sein System zu wechseln, und überzeugt, daß Conzessionen den Liberalismus zu immer neuen Forderungen aufreizen würden, suchte er zunächst die zügellose Presse zu unterdrücken und verfuhr streng gegen die Prediger der Anarchie.

Seinem Polizei-Minister Decazes verhehlte er nichts von seinen Besorgnissen.

„Mein Kind," sprach er einst zu ihm in seiner vertraulichen Weise, „Sie sehen das Gewitter sich aufthürmen und müssen einsehen, wie das Interesse Frankreichs und Europas fordert, sich gegen die Schläge der Zukunft zu rüsten. Die Liberalen handeln und vergessen den Spruch Seneca's:

„Welcher Freiheit man genieße,
Muß man sie doch nie mißbrauchen."

„Sie mißbrauchen die Freiheit, die ich ihnen durch die Charte verliehen habe. Lassen Sie es uns nicht dulden, daß sie mit ihren Angriffen fortfahren. Halten wir sie in der Mitte ihrer Verschwörungen auf. Besonders empfehle ich Ihnen größere Wachsamkeit gegen das Palais-Royal, dort ist das Hauptquartier der Verschwörer. Sie arbeiten sicher ohne Wissen unseres Vetters, dem ich die Redlichkeit zutraue, nicht zu conspiriren; der aber meine Krone nicht zurückweisen würde, wenn sie ihm angeboten würde mit der Möglichkeit, sie zu bewahren."

Der Polizei-Minister ergriff lebhaft Parthei für den Herzog von Orleans. Er schloß mit den Worten: „es ist ein Verbrechen, Ew. Majestät Verdacht gegen die Treue des Herzogs von Orleans einflößen zu wollen."

Ludwig XVIII. lächelte über die Treuherzigkeit seines Polizei-Ministers. Er meinte, das menschliche Herz zu

gut zu kennen, um äußeren Betheuerungen von Ergebenheit zu trauen. Er hatte bei Napoleons Rückkehr von Elba in dieser Beziehung Erfahrungen gemacht, die ihn für immer mißtrauisch machen mußten. Doch beschränkte er sich nur darauf, zu wiederholen, daß er den Herzog persönlich für zu erhaben betrachte über jeden Verdacht; allein er diene einer Parthei ohne Wissen und Willen zum Stützpunkt, und darin eben liege die Gefahr.

Indeß hatte sich doch in den höchsten Kreisen eine Meinung festgestellt, die dem Herzog von Orleans nicht günstig war. Und so mußten kleine Ereignisse am Hofe dazu beitragen, die ungünstige Stimmung noch zu erhöhen.

Einst, am Dreikönigsfeste, war große Tafel in der Dianengalerie. Der König hatte die Orleansche Familie dazu eingeladen und den Herzog und die Herzogin von Bourbon. Der Herzog von Bourbon erschien nicht. Die übrigen, so wie alle Mitglieder der königlichen Familie, waren anwesend.

Das Mahl war sehr heiter belebt durch Scherze und animirte Gespräche. Die Bohnenkönigschaft fiel dem Herzoge von Orleans zu und dieser wählte aus Hochachtung zur Königin seines Herzens die erste Prinzessin von Geblüt, Madame, Herzogin von Angoulême, die diese Ehrenstelle mit Ergebung annahm.

Man fühlte allgemein das Unnatürliche einer Allianz, wenn auch nur zum Scherz, zwischen der Tochter Ludwigs XVI. und dem Sohne eines seiner Mörder, und ein peinliches Stillschweigen entstand. Die Herzogin, die sogleich die Verlegenheit fühlte, worin sich der Herzog von Orleans durch seine übergroße Höflichkeit versetzt hatte, wollte der Sache durch einen Scherz eine leichtere Wendung geben; aber ihr unheilbar tief verletztes Gemüth konnte sich nicht enthalten, einen Stachel hinzuzufügen.

„Das ist eine Krone," sprach sie lächelnd, „die, im Spiel gewonnen, ohne Sturm vom Scheitel fällt."

„Dafür," entgegnete der Herzog von Orleans, der die Geistesgegenwart und die Gabe besaß, um eine passende Antwort nie verlegen zu sein, „verursacht auch ihr Verlust keinen Schmerz, während der Sturz der andern eine Bitterkeit hinterläßt, die keine Zeit verlöscht."

Dieser indirekte Vorwurf auf den Angriff der Herzogin von Angoulême wurde nur von Wenigen gehört.

Indem der König diese Anekdote einem seiner Vertrauten erzählte, äußerte er: „Der Herzog von Orleans war stets sehr geschickt, sich aus einer schwierigen Lage zu ziehen. Wolle Gott, daß sein Königthum sich immer auf das der Bohnen beschränke. Er würde glücklicher und meine Familie weniger zu beklagen sein!"

Dem Könige waren von einer vertrauten Person ziemlich bestimmte und spezielle Anzeigen zugegangen, die es kaum bezweifeln ließen, daß der Herzog von Berry das Opfer eines großen Verbrechens sein würde. Er glaubte davon zunächst dessen Bruder, dem Herzoge von Angoulême, Mittheilungen machen zu müssen.

Die erste Regung desselben war ein heftiger Ärger über die, welche achtungswerthe Personen mit Verläumdungen anzugreifen wagten. Indeß trug doch die Liebe zu seinem Bruder den Sieg davon über seine natürliche Gutmüthigkeit. Und nun beschäftigten sich Beide mit den Mitteln, die Gefahr abzuwenden, die den Herzog von Berry bedrohte.

„Von Franzosen hat er Nichts zu fürchten," sprach Monsieur mit dem schönen Nationalgefühl, das ihn beseelte.

„Es waren Franzosen, die meinen Bruder getödtet haben," entgegnete der König; „in der That, es grenzt an Tollkühnheit, womit mein Neveu sich der Gefahr, ermordet zu werden, aussetzt — wenn er noch incognito sich unter das Volk mischte; aber bei jeder Gelegenheit giebt er sich zu erkennen."

Und damit erinnerte er an das früher schon erzählte Ereigniß, wie der Herzog von Berry bei Gelegenheit der Aufrichtung einer Bildsäule Heinrichs IV. sich allein an den Wagen seines Vaters und Bruders begeben habe.

Der König warnte jetzt den Herzog von Berry selbst; dieser aber erklärte, daß er seit einigen Tagen anonyme Drohbriefe empfangen habe, doch zuckte er darüber die Achseln und meinte:

„Wenn man mich tödten wollte, so würde man mich nicht erst davon benachrichtigen."

Übrigens hatte man im Publikum ein grausames System der Verläumdung gegen ihn begonnen. Es schien, als wolle man die schwarze That minder verabscheuungswürdig erscheinen lassen, indem man ihn selbst zum Gegenstande des Abscheues zu machen suchte.

Man beschuldigte ihn der Roheit, indem man Scenen der nothwendigsten Strenge entstellte oder neue erfand; man beschuldigte ihn der Trunkenheit, der doch nichts trank, als Wasser; man dichtete ihm eine Menge Liebesverhältnisse an, von denen er nichts wußte, und am Ende hinterbrachte man dem König, daß der Liebhaber einer schönen Frau, die der Prinz liebe, aus Eifersucht geschworen habe, ihn zu ermorden. Der König sprach darüber väterlich warnend mit dem Herzoge von Berry; dieser aber entgegnete lächelnd: „Sire, an der ganzen Geschichte kann kein wahres Wort sein, denn durch Verirrungen der Jugend lernt man im Alter, weise zu sein."

„Gleichwohl, mein Neffe," entgegnete Ludwig

XVIII., muß ich Ihnen rathen, vorsichtig zu sein und namentlich nie ohne Bedeckung auszugehen."

„Sire," versetzte der Herzog von Berry, „es hieße mein Leben zu theuer bezahlen, sollte ich es durch die peinlichste Vorsicht erkaufen. Auf Gott vertraue ich und erwarte in Demuth, was er über mich verhängt."

„Aber, mein theurer Sohn, wenn der Himmel auch über uns wacht, so verbietet er uns doch die Klugheit nicht."

— „Ich fürchte nur, von den Franzosen nicht geliebt zu werden; ich halte sie jedoch für unfähig, mir nach dem Leben zu trachten. Was habe ich ihnen denn gethan? Auch kennen sie mich kaum, wenn ich in einfach bürgerlicher Kleidung mich unter der Menge verliere. Ach, Sire, wann wird es mir vergönnt sein, mit den Waffen in der Hand mich auszuzeichnen, meinen Theil des Ruhms zu gewinnen, den meine Vorfahren durch so viele schöne Thaten erworben haben?"

„Geduld, junger Mann! Später wird man Ihren Wunsch erfüllen; zuvor aber beschenken Sie uns mit zwei oder drei Söhnen, die, wenn es nöthig sein sollte, an Ihre Stelle treten könnten."

Doch das Geschick hatte es anders beschlossen. Unaufhaltsam rückte es heran.

Der 13. Februar 1820 sollte für die Bourbons ein neuer Unglückstag werden.

Funfzehnte Abtheilung.

Die Heiterkeit des Karnevals. — Ballfest am 12. Februar. — Der 13. Februar 1820. — Der Herzog und die Herzogin von Berry in der Oper. — Deren Besuch in der Loge des Herzogs von Orleans. — Die Herzogin will nach Hause fahren. — Örtlichkeit der Académie royale de musique. — Abschiedsscene am Wagen. — Der Dolchstoß. — Die Herzogin springt aus dem Wagen. — Beschreibung des Dolches. — Der Herzog und die Herzogin in der Vorhalle des Einganges. — Verfolgung des Mörders. — Verhaftung und Verhör desselben. — Die Wundärzte. — Man trägt den Prinzen in den Vorsaal der Loge. — Verfahren der Ärzte. — Entschlossenheit der Herzogin. — Der Herzog von Angoulême. — Mademoiselle. — Festlichkeiten und Schreckensnachricht. — Die entsetzliche Fremde im Foyer des Theaters. — Transport des Schwerverwundeten in den Administrationssaal. — Dr. Dupuytren. — Die Operation. — Das entdeckte Geheimniß der guten Hoffnung. — Der Herzog empfiehlt seinem Vater seine Dienerschaft. — Bekenntniß. — Laura's Töchter finden eine zweite Mutter. — Tröstungen der Religion. — Das trostlose Bülletin. — Edelmuth des Herzogs. — Ankunft des Königs. — Der Herzog bittet um Gnade für seine Mörder. — Letzte Scenen. — Schluß.

Die Heiterkeit des herannahenden Karnevals hatte indeß alle trübe Gedanken in der Seele des Herzogs von Berry verscheucht. Er und seine Gemahlin hatten zwei

glänzende Bälle gegeben und ganz Paris bewunderte die Pracht, die bei dieser Gelegenheit im Palais d'Elisée herrschte. Noch mehr gefiel der heitere Geschmack und die Anmuth, welche die liebenswürdige Munterkeit der jungen Herzogin über diese Feste zu verbreiten wußte.

Am 12. Februar wohnten der Prinz und seine Gemahlin einem glänzenden Balle bei, der vom Grafen Greffulh gegeben wurde. Sie ergötzten sich sehr an der Austheilung kleiner Messer, welche der Festgeber den Damen hatte machen lassen, als Anspielung auf ein Stück, in welchem der beliebte Komiker ganz Paris erfreute. Niemand ahnete, welch ein böses Omen diese Messer werden sollten für den folgenden Abend, wo es eine schreckliche Rolle zu spielen hatte.

Am andern Tage, den 13. Februar, nöthigte der Herzog dem alten Könige mehrere Male ein Lächeln ab, indem er ihm bei Tafel vom gestrigen Feste erzählte und sich dabei in heiterer Laune beklagte, daß er für den heutigen Abend gar nichts vorhabe.

Es war Sonntag vor Fastnacht. Man gab den „Karneval von Venedig," „die Nachtigall" und „die Hochzeit des Gamacho."

Um den Abend, den die Bälle leer gelassen hatten, auszufüllen, führte der Herzog seine Gemahlin in die Oper. Die Familie Orleans befand sich in demselben Theater und zahlreiche Zuschauer belebten den Saal,

herbeigezogen durch die heitere Faschingszeit, die das Signal zu so vielen Vergnügungen giebt. Die von Diamanten und schönen Frauen strahlende Loge gewährte an sich schon ein festliches Schauspiel. Überall herrschte Heiterkeit und Lebenslust; nur draußen im Dunkeln lauerte der Mord.

Das fürstliche Paar hatte einen Zwischenakt benutzt, um den Herzog und die Herzogin von Orleans in ihrer Loge zu besuchen. Bei dieser Gelegenheit gab sich der Herzog viel mit den Kindern der Familie Orleans ab, die er väterlich liebte. Besonders war sein Liebling der älteste Sohn des Herzogs von Orleans, der damals noch kleine Herzog von Chartres, dessen blonde, seidenweiche Locken er mehrmals freundlich durch seine Hand gleiten ließ. Das Publikum schien gerührt zu sein von der schönen Einigkeit, die zwischen beiden erlauchten Zweigen des königlichen Hauses herrschte und gab dies durch mehrere Beifallsäußerungen zu erkennen. Niemals schienen mehr Sympathien zwischen dem Publikum und den Bourbons zu herrschen und niemals wurden solche Illusionen schrecklicher gestört.

Es wurde unterdessen später. Die Herzogin von Berry hatte einen Theil der vorigen Nacht auf dem Balle des Grafen von Greffulh zugebracht und wurde überdies, als sie in ihre Loge zurückkehrte, heftig von der Thür einer andern, eben aufgehenden Loge gestoßen.

Durch beide Veranlassungen fühlte sie sich sehr angegriffen, so daß der Herzog von Berry seiner Gemahlin vorschlug, nach Hause zu fahren, was die Herzogin auch mit Dank annahm.

Es war damals elf Uhr; der furchtbare Augenblick rückte immer näher. Bei einem Ereigniß von dieser Bedeutung ist der kleinste Nebenumstand wichtig.

Der Herzog führte die Prinzessin an den Wagen und wollte wieder in seine Loge zurückkehren, um den letzten Akt des Ballets noch mit anzusehen.

Doch ehe wir weiter erzählen, müssen wir noch einen Blick auf die Örtlichkeit werfen.

Die Académie royale de musique war damals ein zwischen vier Straßen freistehender Bau. Die Thür, genannt Entrée des Princes, befand sich in einer Seitengasse, die noch heute, wie damals, den Namen vom Komponisten Rameau führt. Vor diesem Eingange hielt der Wagen des Herzogs von Berry. Der Schlag war geöffnet; die Wache im Vorplatze und die außerhalb stehende Schildwacht präsentirten das Gewehr; denn schon seit langer Zeit litt es der Herzog nicht mehr, daß die Wache hinausging, um bis zum Wagen Spalier zu bilden. Der Muth des Fürsten verschmähte so ängstliche Vorsichtsmaßregeln gegen ein Volk, das er liebte; obwohl die Drohbriefe ihn wenigstens etwas mehr Vorsicht hätten empfehlen sollen.

Die das Gewehr präsentirende Schildwache wendete der Straße Richelieu den Rücken zu; rechts von ihr, an der Ecke des Einganges, stand der Adjutant des Prinzen, Graf Choiseul, den Rücken ebenfalls der gedachten Straße zuwendend. Der Graf von Menars, erster Stallmeister der Herzogin, reichte ihr die linke Hand, um ihr in den Wagen zu helfen; eben so auch der Gräfin Bethisy, ihrer Hofdame. Der Herzog selbst bot ihr die rechte Hand. Der Graf Clermont Tonnerre, Gentilhomme d'honneur des Prinzen, stand hinter demselben.

Schon schlug einer der Diener den Fußtritt auf, als der Prinz, der noch unter dem Vordache des Portikus stand, der Prinzessin mit der Hand winkte und rief: „Adieu, Karoline! wir sehen uns bald wieder!" und schon hatte er sich umgewendet, um in das Theater zurückzugehen, als ein Mensch, aus der Straße Richelieu hervortretend, sich zwischen der Schildwache und den anderen Personen hindurchdrängte, mit einer Hand ihn an der linken Schulter packte und mit der andern ihm einen heftigen Stoß unter die rechte Brust versetzte.

Diese Bewegung erfolgte mit einer so furchtbaren Schnelligkeit, daß der Graf Choiseul glaubte, der Mensch sei betrunken und habe aus Unvorsichtigkeit den Prinzen so heftig angerannt; deshalb warf er ihn zurück

mit den Worten: „So seht Euch doch vor, was Ihr thut!“

Während nun der Thäter zu entfliehen suchte, fuhr der Herzog mit der Hand in die Seite, wo er den Stoß empfangen hatte und rief: „Ich bin ermordet!“

Mit der äußersten Bestürzung wollten ihn die Umstehenden nach den näheren Umständen fragen, als er nochmals mit starker Stimme ausrief: „Ich bin ein todter Mann — ich habe den Dolch!“

Der Graf von Choiseul und Clermont, die Schildwache, Desbiès genannt, einer der Kammerlakaien und andere Personen waren dem Mörder nachgeeilt.

Am größesten aber war der Schreck der Herzogin von Berry. Ihr Wagen war noch nicht abgefahren, als jener Schmerzensruf erfolgte. Sie will sich aus dem Wagen stürzen, dessen Schlag man öffnet; allein Frau von Bethisy hält sie am Kleide zurück. Ein Lakai will ihr beim Aussteigen helfen; aber mit dem Ruf: „Laßt mich! ich befehle Euch, laßt mich hinaus!“ springt sie über den Fußtritt herab.

Im nächsten Augenblick umfängt sie ihren schon wankenden Gemahl mit beiden Armen. Dieser hat aber noch die Geistesgegenwart gehabt, selbst das Eisen aus der Wunde herauszuziehen und es dem Grafen Menars zu reichen.

Es war ein sechs Zoll langer Dolch mit einer geraden und schmalen Klinge, zweischneidig, gut verstählt und ungemein spitz geschliffen. Er hatte ein hölzernes, sehr kurzes Heft, gleich einem Handwerksgeräth — ein entsetzliches Mordwerkzeug, das der Mörder in seinen Kleidern gut hatte verbergen können.

Man ließ den Herzog auf eine Bank nieder, die im Durchgange des Lokals der Wache stand. Man hatte ihn mit dem Rücken an die Wand gelehnt und öffnete die Kleider, um nach der Wunde zu sehen.

Die Herzogin lag vor ihm auf den Knieen, beschäftigt, das Blut zu stillen, das unaufhaltsam hervorquoll.

Es war ein entsetzlicher Moment, in welchem der unglückliche Prinz eine hohe Seelenstärke verrieth.

„Ich bin getödtet," sprach er mit rührender Resignation, „einen Priester!"

Dann, sich an seine Gemahlin wendend, fuhr er sehr bewegt fort: „Komm, beste Frau, laß mich in Deinen Armen sterben." Damit sank er in Ohnmacht; seine Gemahlin warf sich über ihn her und ihre Kleider wurden von seinem edlen Blute getränkt.

Fast wäre der Mörder entkommen. Er entfloh mit furchtbarer Geschwindigkeit, vom Dunkel der Nacht begünstigt. Schon hatte er einen bedeutenden Vorsprung

gewonnen, und das Geschrei der ihn Verfolgenden: „Mörder! Mörder!“ hallte furchtbar durch die schon einsamer werdenden Straßen. Da sprang ihm ein Kellner, mit Namen Paulmier, aus Hardy's Kaffeehause, das der Passage Colbert gegenüber liegt, entgegen, packte ihn und hielt ihn fest nach einem kurzen Kampfe, bis der zuerst ankommende Desbiès ihm zu Hülfe kam und ihn der Schildwache überlieferte.

Der Mörder wurde in die Wachtstube der Opernwache geführt. Es war ein wüster Mensch, in den dreißiger Lebensjahren, dessen finsteres, verstörtes und verschlossenes Wesen tiefe Leidenschaften und eine furchtbare Energie verrieth.

„Ungeheuer!“ rief ihm der Graf Clermont zu, „was konnte Dich zu einer solchen That bewegen?“

„Sie sind die grausamsten Feinde Frankreichs,“ antwortete er finster grollend.

Als jedoch der Graf glaubte, daß er weitere Bekenntnisse zu machen habe und deshalb in ihn drang, erhielt er nur neue Verwünschungen gegen die Bourbons zur Antwort.

Man durchsuchte den Mörder und fand bei ihm die Scheide des Messers, das er in der Wunde des Prinzen hatte stecken lassen; außerdem eine Art von Pfriemen, jedoch von anderer Form, als die der Schuhmacher.

Die Soldaten waren so wüthend, daß zu befürchten war, sie würden den Mörder ihrer Rache opfern. Deshalb riefen ihnen die beiden Kavaliere des Prinzen, Menars und Clermont, zu, ihn ja nicht zu verletzen, weil die von dem Mörder zu hoffenden Mittheilungen höchst wichtig für das ganze Land werden könnten.

Während dieses außerhalb des Theaters Statt fand, begab sich im Innern eine äußerst erschütternde Scene, die allen Anwesenden Thränen auspreßte.

Die Todesstunde ist der Prüfstein der Seelengröße eines Menschen.

So auch hier. Der Herzog von Berry starb größer, als er gelebt hatte.

Der Graf von Choiseul, ein Lakai und ein Logenschließer waren fortgeeilt, um einen Wundarzt herbeizuholen. Man bezeichnete ihnen den Doktor Blancheton, der in der Nähe wohnte, auch sogleich zur Stelle kam. Jedoch schon einige Minuten früher war ein Doktor Drogard dort angekommen.

Nur mit Anstrengung war es gelungen, den Herzog die Treppe hinaufzutragen, die zu dem kleinen Salon führt, der an seine Loge stieß. Dort trafen ihn die beiden Männer der Kunst und erweckten ihn durch geeignete Mittel aus der tiefen Ohnmacht. In

demſelben Augenblick erſchien der Graf Clermont und meldete, daß der Mörder ergriffen ſei.

„Iſt er ein Fremder?" fragte der Prinz. Es war das erſte Wort, das er wieder ſprach.

Man ſah ſich genöthigt: „Nein" zu antworten.

„O wie grauſam iſt es," rief der Prinz, „von der Hand eines Franzoſen ſterben zu müſſen!"

Der Prinz lag auf einem großen Armſeſſel. Er hatte ſeine völlige Beſinnung wieder und gab Antwort auf alle Fragen; aber eine furchtbare Bläſſe hatte ſein Antlitz überzogen. Die Hand des Todes ſchien bereits auf ſeiner Stirn zu ruhen.

Der Herzog und die Herzogin von Orleans, nebſt der ältern Prinzeſſin Tochter derſelben, die aus ihrer Loge herbeigeeilt waren, wohnten in unbeweglicher Trauer dieſer Jammerſcene bei. Was ſollten ſie dazu ſagen? Hier war weder Troſt noch Hülfe mehr möglich.

Die beiden Ärzte hatten gerade angefangen, die Wunde zu unterſuchen. Die Gemahlin des Prinzen beobachtete mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit jede Veränderung ſeiner Geſichtszüge. Sie ſchien mit ihren ängſtlichen Blicken ſein dahinſtrömendes Leben aufhalten zu wollen — aber Alles war vergebens.

Ach, Jugend und Kraft vermögen nichts gegen die verruchte Hand eines im Dunkeln ſchleichenden Mör-

bers! Eben noch kräftig und gesund — jetzt schon eine sichere Beute des Todes.

Die Unthat war so rasch geschehen und so wenige Personen hatten davon Kenntniß erhalten, daß die Schreckensnachricht noch nicht bis zur Bühne gedrungen war, und so wurde der zweite Akt der Oper fortgespielt, während ganz in der Nähe ein furchtbarer Mord geschehen war.

Ja, um die schrecklichen Kontraste noch zu erhöhen, so sah man dort, durch ein breites, in die Loge führendes Fenster, auf der Bühne die Tänze und hier die blasse Todeshand auf der Stirn eines sterbenden Prinzen; dort Balletmusik und Gesang — und hier den stummen Schmerz über den großen, unersetzlichen Verlust eines geliebten Gatten und hohen Familiengliedes. — Welch ein Bild voll tiefer Lebensironie! — der Tanz ist aus und — das Todesröcheln beginnt. Freude und Leid, nur durch eine dünne Wand getrennt. Derselbe Blick umfaßt des Lebens Lust und Ende!

Der Doktor Blancheton hatte die Wunde vom Blute gereinigt und der Doktor Drogard ließ den Prinzen am rechten Arm zur Ader; da gewann der Verwundete Kraft genug, mit rührender Güte zu den Ärzten zu sprechen: „Ich bin sehr erkenntlich für Ihre Bemühungen, aber sie sind nutzlos; ich bin verloren!"

Herr Blancheton suchte ihn zu bereden, daß die Wunde nicht tief sei.

„Ich mache mir keine Täuschungen," entgegnete der Prinz; „der Dolch ist bis zum Griff eingedrungen, ich kann es Ihnen versichern."

In dem Augenblick öffnete sich die Thür der Loge, um neue Hülfe und neuen Jammer hereinzulassen. Die Ärzte Lacroix und Caseneuse waren herbeigeeilt, um alle Mittel ihrer Kunst zu Hülfe zu bringen.

Die Herzogin von Berry riß ihre Schärpe ab, um sie zum Verbande zu benutzen. Sie allein hatte in diesem entsetzlichen Augenblick ihre volle Geistesgegenwart behalten und entfaltete eine Seelenstärke, die man ihrem zarten Körper und leichten Sinne nie zugetraut hätte. Sie richtete, einige Schritte vom Prinzen stehend, an den Doktor Blancheton mit leiser Stimme die Frage: „Ist die Wunde tödtlich? — ich habe Muth, ich habe viel Muth! ich will Alles ertragen können; aber reden Sie die Wahrheit."

Der Arzt suchte auszuweichen. Er fürchtete eine Antwort zu geben, die schon der nächste Augenblick widerlegen konnte.

Der Prinz, der vom ersten Augenblicke gefühlt hatte, daß er zum Tode getroffen sei, rief mit schwacher Stimme nach seiner Tochter und dem Bischof von Amyclä, der sein Beichtvater war.

Und da sich sein Blick schon verdunkelte, so fragte er: „Meine Gemahlin, sind Sie da?"

„Ja, mein Freund!" antwortete sie ihm, indem sie seine schon kalt werdenden Hände zwischen den ihrigen wärmte; „ich bin hier und werde Sie nicht verlassen."

Um dem Wunsch des Prinzen nach einem Priester zu genügen, war der Graf von Clermont-Tonnerre nach den Tuilerien geeilt, während ein Anderer sich nach dem Palais d'Elysée begab, um der Frau von Goutant, Gouvernante von Mademoiselle, diese Trauerbotschaft zu bringen. Zugleich entledigte sich Herr von Menars des peinlichen Auftrags, Monsieur, Madame und dem Herzoge von Angoulême das entsetzliche Unglück zu melden.

Zunächst langte der Leibchirurg von Monsieur, Dr. Bougon, an. Sobald dieser die Wunde untersucht hatte, legte er seinen Mund darauf, um zu versuchen, das Blut herauszusaugen.

„Was thun Sie?" fragte der Prinz abwehrend; „die Wunde ist vielleicht vergiftet."

Es war gewiß ein schöner Zug von ächter Humanität, der ihn noch im Sterben für Andere besorgt machte.

Zuerst von den Geistlichen war der Bischof von Chartres erschienen, den der Graf von Clermont aus den Tuilerien geholt hatte.

Als Vertrauter eines Gewissens, das der Erde nichts mehr zu verhehlen hatte, nahte sich der würdige Prälat dem Sessel, worauf der Unglückliche in halbliegender Stellung, gestützt von seinen Leuten und umgeben von den Wundärzten, saß. Der Prinz reichte ihm die Hand und bat mit rührender Ergebung um den Trost der Religion, indem er Gesinnungen des Glaubens, der Reue und Ergebung in Gottes unerforschlichen Willen aussprach.

Darauf ermahnte der Bischof von Chartres den Herzog zum Vertrauen auf Gott und forderte ihn auf, vorläufig eine Generalbeichte abzulegen, damit er ihn absolviren, seine Besorgnisse beschwichtigen und mit Ruhe abwarten könne, bis Se. königliche Hoheit im Stande sein würde, einen genauere Beichte abzulegen.

Der Graf von Menars hatte sich geschmeichelt, daß die Verwundung nicht tödtlich sein werde. Mit dieser Hoffnung hatte er den Herzog von Angoulême aufgesucht. Dieser Prinz war eben zu Bett gegangen. Als er diese Schreckensnachricht erfuhr, ließ er sich eiligst ankleiden und eilte hin nach dem Orte des Entsetzens.

Es war kurze Zeit nach Mitternacht, als der Herzog von Angoulême, Monsieur und Madame nach einander dort eintrafen.

Der Augenblick eines solchen Zusammentreffens der beiden Brüder war herzzerreißend. Der Herzog von Angoulême warf sich auf die Wunde seines geliebten Bruders, küßte sie und benetzte sie mit seinen Thränen. Monsieur suchte nach Worten und fand nur Seufzer und Thränen. Ludwigs XVI. Tochter, diese an alle Arten von Schmerz und Muth gewöhnte Frau, die stets größer als ihr Geschick gewesen war, erstarrte in dieser neuen Katastrophe und verweilte unbeweglich vor dem Anblick dieser neuen Königsgruft, die vor ihren Augen sich öffnete.

Am rührendsten war aber noch die Scene, als der Prinz seine kleine, kaum einjährige Tochter sah, die Frau von Goutaut auf ihren Armen herbeigetragen hatte. Mit Anstrengung legte er auf dieses theure kleine Wesen seine kraftlose Hand. „Armes Kind," sprach er dann, „mögest Du weniger unglücklich werden, als die Kinder meines Geschlechts."

Indeß verbreitete sich immer weiter durch ganz Paris die entsetzliche Kunde von dieser Greuelthat. Überall gab es Festlichkeiten, die den reichsten und elegantesten Theil der Bevölkerung noch wach erhalten hatten.

Welche Kontraste! — welche Verwirrung! — wie nahe im Leben oft Freude und Leid!

Der Salon des Herzogs von Albufera, der bei glänzender Erleuchtung von Ballgästen gefüllt war, gehörte zu den ersten, in welchen das Gerücht von der Ermordung des Herzogs von Berry drang. Die dort anwesende Herzogin von Reggio, bekanntlich die Ehrendame der Herzogin von Berry, verließ augenblicklich den Saal. Der Ausdruck von Bestürzung verbreitete sich über alle Gesichter. Das Fest wurde unterbrochen. Bald war die entsetzliche Nachricht in der ganzen Stadt verbreitet und überall sah man dieselbe Wirkung. Tänze und Feste hörten auf; die Menge verlief sich in düsterm Schweigen. Aus allen Gesellschaften eilten die alten Diener des Hofes herbei, um sich nach dem Befinden des Herzogs zu erkundigen.

In wenigen Augenblicken waren der Foyer und die Korridors des Opernhauses mit Menschen angefüllt, die, im entsetzlichen Kontrast mit der Trauer ihrer Herzen, in den lebhaftesten Farben festlich gekleidet waren. Alles, was Frankreich damals an großen und erlauchten Notabilitäten besaß, füllte jene Räume. Man sah dort die Herzöge von Bourbon und Richelieu, den Vicomte von Chateaubriand, diesen den Bourbons so ergebenen Legitimisten, alle Minister und den ganzen Hof. Sie alle befanden sich vor jener Thür des kleinen Logensalons, die jeden Augenblick sich öffnete, um abwechselnd Furcht und Hoffnung zu bringen.

Unter dieser Menge sah man ein Frauenzimmer von verfallener Schönheit, mit einer, wenn man so sagen darf, verwitterten Kleidung, die einst bessere Zeiten gesehen haben mochte. Ihre Züge waren gespannt und zum Erschrecken bleich. Sie horchte auf jedes Wort, das in Beziehung auf das Befinden des Herzogs gesprochen wurde, und verrieth dabei unwillkührlich auf ihren schönen verfallenen Gesichtszügen eine Theilnahme, die bald einen tiefen Hohn durchschimmern ließ, bald den Ausdruck von Reue und Verzweiflung hatte. Durch den Umstand, daß sie ihre innerlich sprühende Leidenschaft bald ängstlich der Menge zu verbergen suchte, bald sich gehen ließ, wie eben der Moment sie hinriß, erregte sie bald Aufmerksamkeit und Neugier. Ein Flüstern um sie her verrieth, daß Einige sie kannten, Andere wieder es bezweifelten, daß es dieselbe sei, die man erkannt zu haben glaubte. Doch in solchen Augenblicken der entsetzlichsten Spannung konnte kein andrer Gedanke, als an diese Schauderthat, die Gemüther anhaltend fesseln; da sollte ein neuer Umstand das Räthsel enthüllen.

Im engen Logensalon fiel dem unglücklichen Prinzen das Athemholen zu schwer. Man schaffte ihn daher in den Administrationssaal — und bei dieser Gelegenheit wurde er durch den Foyer der Bühne getragen. In diesem Augenblick erfolgte ein Aufschrei — und

eine Person fiel wie todt zu Boden. Es war jene räthselhafte Fremde gewesen, die ohnmächtig niedergesunken war. Der Prinz hatte den Schrei gehört, vielleicht auch mit einem Blick die starren, entsetzlichen Augen dieser Erscheinung gesehen. Man hörte ihn wenigstens leise mit innerm Grauen die Worte aussprechen: „Meine Sünde — mein Tod!"

Die Fremde wurde fortgebracht und man flüsterte einander zu: „Die arme Virginie; der Prinz hat sie verlassen, als er heirathete, und nun ist sie gekommen, um ihn sterben zu sehen und wird mit ihm sterben!"

Man wußte nicht, wie noch viel näher ihr Geschick mit dieser Sterbescene in Beziehung stand, und ließ sie, da man ihre Wohnung nicht wußte, in ein Hospital schaffen.

Im Verwaltungssaale der Bühne dachte man zunächst daran, dem Herzoge ein Lager zu bereiten; denn bis zu diesem Augenblick war er im Armsessel sitzen geblieben. Aus dem Apparat zum Vergnügen wählte man die Materialien, um ein Sterbelager aufzuschlagen. Man bildete erst ein Lager aus Stühlen, dann schlug man eins von den Gurtbetten auf, die auf der Bühne gebraucht werden, um dem Schein des Todes zu dienen — jetzt sollte es dem wirklichen dienen.

Gegen ein Uhr Nachts langte endlich der berühmteste Arzt, den Paris damals hatte, Doktor Dupuytren, an. Der Prinz lag auf der rechten Seite; die breite Wunde, die man schon etwas erweitert hatte, war offen. Seine Stirn war todtenbleich, sein Lager mit Blut befleckt; schweigende Zuschauer ringsum, deren Bläße ihre Theilnahme und Erschütterung verrieth — das Ganze ein grauenvolles Schauspiel!

Die Ärzte beriethen sich. Noch ein einziger Versuch blieb übrig — aber es war ein schmerzlicher, — die schon klaffende Wunde noch mehr zu erweitern, um das Anhäufen geronnenen Blutes im Innern zu verhindern.

Nun trat Dupuytren näher zum Herzoge und richtete einige Fragen an ihn, die jedoch unbeantwortet blieben. Auf sein Ersuchen wiederholte sie die Herzogin selbst.

„Ich flehe Sie an, bester Freund," fügte die unglückliche Frau hinzu, „zeigen Sie mir die Stelle, wo Sie leiden."

Der Herzog ergriff ihre Hand und legte sie auf seine Brust.

„Leiden Sie hier?" fragte sie.

„Ja," antwortete er mit schwacher Stimme, „ich ersticke."

Die Operation sollte begonnen werden; da ersuchte Dupuytren Monsieur, ob er nicht für die Entfernung der Herzogin sorgen wolle.

Monsieur richtete besorgt diese Bitte an seine Tochter.

„Vater," entgegnete sie, „zwingen Sie mich nicht, Ihnen ungehorsam zu werden." Und nun wendete sie sich zu den Männern der Kunst: „Meine Herren, thun Sie Ihre Pflicht — ich werde Sie nicht unterbrechen."

Und niederknieend am Bette, hielt sie fortwährend die linke Hand ihres theuern Gemahls zwischen den ihrigen und benetzte sie mit ihren Thränen. Als der unglückliche Prinz das Instrument in der Wunde fühlte, stöhnte er: „Laßt mich, ich muß ja doch sterben!"

„Mein einziger Freund," bat ihn nun in den weichsten Tönen der Liebe die mit ihm leidende Gattin, „ertragen Sie meinetwegen diesen Schmerz!"

Und nun duldete der Prinz, ohne weiter die leiseste Klage von sich zu geben, diese neue Marter.

Die Operation war indeß vollendet. Der Erfolg schien ein erwünschter zu sein; die Respiration des Herzogs war leichter geworden, der Pulsschlag weniger matt; aber die Ärzte verkannten nicht, daß diese Linderung nur eine vorübergehende war — jetzt erst erkannte man die Tiefe der Wunde; die sechs Zoll lange Klinge war

allerdings unter der Brust bis an's Heft eingedrungen in den Körper.

„O, Du arme Frau, wie unglücklich bist Du!" sprach er nun wehmüthig, indem er mit der Hand ihr über die schöne Stirn fuhr; denn noch immer beschäftigten ihn ihre Leiden mehr als seine eigenen — gewiß ein Zeichen einer edlen Natur, die diesem unglücklichen Fürsten weder Neider noch Feinde jemals absprechen konnten.

Als nun unter so erschütternden Scenen der Widerstand der Seelenkraft der Herzogin immer schwächer wurde und sie sich immer mehr von der Verzweiflung zu maßlosem Schmerz hinreißen ließ, bat er sie:

„Lassen Sie sich nicht vom Schmerz überwältigen, Theuerste! Schonen Sie sich für das Kind, das Sie unter dem Herzen tragen!"

So war zum ersten Male ein süßes Geheimniß dieser so glücklich gewesenen Ehe verrathen, das dieser Scene noch ein erhöhtes Interesse gab. Der Bauer Martin hatte richtig prophezeihet, als er sprach: „Der Dolch aber wird zu spät kommen. Eine Bluttaufe bereitet sich; aber das Leben wird aus dem Tode erwachsen."

Konnte etwas mildernd in dieses tragische Geschick eingreifen, so war es die Hoffnung, daß die Stelle des Vaters auf Frankreichs Thron durch einen Sohn ersetzt

werden würde; zugleich aber mußte der Gedanke die Rührung noch erhöhen, daß dieses Kind von Frankreich halb verwaiſet das Licht der Welt erblicken würde und daß deſſen Vater nicht die Freude haben ſollte, es zu ſehen.

Daher entſtand denn auch bei dieſen Worten eine allgemeine Bewegung im Saale. Aller Herzen bebten, ein Blitzſtrahl glänzte in Aller Augen. So ſollte ein Grab ſich öffnen, um eine Wiege daraus hervorgehen zu ſehen — es ſollten Hoffnungen verſinken, um neue erblühen zu laſſen. Welch ein Bild alles Lebens — überall, in der todten wie in der lebenden Natur, erwacht neues Leben aus Tod und Verweſung. Auf Gräbern ſprießen Blumen — ein ſchönes Symbol der Unſterblichkeit!

Wohin der Herzog von Berry ſeine halb erloſchenen Augen wendete, geſchah es, um noch Beweiſe ſeiner Güte und Dankbarkeit zu geben. Während Herr Blancheton ihm den Kopf zwiſchen ſeinen Händen drückte, um ihm den heftigen Kopfſchmerz zu mildern, bemerkte er zu den Füßen ſeines Bettes mehrere weinende Bedienten ſeines Hauſes.

„Mein Vater," ſprach er darauf zu Monſieur, „ich empfehle Ihnen dieſe guten Leute und mein ganzes Haus."

Zu wiederholten Malen verlangte der Herzog seinen Mörder zu sehen. Es war, als ob seine Seele, ehe sie den Körper verließ, den sie bewohnt hatte, sich noch zu einer Erhabenheit der Gesinnung aufgeschwungen hatte, die eines schon in den Räumen der ewigen Seligkeit schwebenden Geistes würdig ist. Er verlangte seinen Mörder zu sehen. Es war seine Absicht, sich mit ihm zu versöhnen. „Was that ich diesem Menschen?" fragte er, „vielleicht habe ich ihn doch, ohne es zu wissen, beleidigt."

„Mein Sohn," entgegnete Monsieur, „Du hast diesen Menschen nie gesehen, nie beleidigt; er hatte gegen Dich keinen persönlichen Haß."

„So ist es ein Wahnsinniger!" sprach der Prinz, „und ich fürchte, nicht mehr so viel Zeit zu haben, vom Könige die Begnadigung meines Mörders erbitten zu können."

„Mein Vater, mein Bruder," fuhr er dann dringender fort, „versprechen Sie mir, den König zu bitten, daß er diesem Menschen das Leben schenke."

Der Prinz fühlte das Bedürfniß, mit Allem was ihm im Leben theuer gewesen war, sich zu umgeben und mit Allem, was er je verschuldet hatte, sich zu versöhnen.

Er winkte seine Gemahlin heran und diese neigte ihr Ohr gegen seinen Mund.

„Liebe," sprach er, „ich bin Ihnen noch ein Bekenntniß schuldig, das mir schon lange schwer auf dem Herzen lag. Ich habe noch zwei Kinder aus einem frühern Verhältniß, das der Tod getrennt hat; ich wünschte wohl, diese unschuldigen Kleinen vor meinem Ende noch einmal zu sehen und sie umarmen zu dürfen."

„Wo sind sie?" rief die Prinzessin, „ich will ihnen Mutter sein."

Er nannte ihr die Pension, wo diese beiden kleinen Töchter der armen Laura sich befanden und die Herzogin sandte sogleich hin, sie zu holen. Drei Viertelstunden später kamen sie an — zwei liebliche kleine Engel, geführt von ihrer Gouvernante. Die Herzogin küßte sie und führte sie zu Mademoiselle, ihrer Tochter.

„Umarmt Eure kleine Schwester," sprach sie zu Lauras Kindern und dann, über ihren Gatten hingebeugt, wiederholte sie öfter mit den innigsten Tönen der Liebe: „Karl, Karl, ich besitze jetzt drei Kinder!"

Das Lächeln eines Verklärten ging über das Antlitz des hohen Sterbenden. Er legte seine Hand auf die blonden Lockenköpfe der kleinen Mädchen, indem er sie still segnete. Dann empfing sie die Herzogin in ihre mütterlichen Arme. Die unschuldigen Kleinen waren noch zu jung, um die ganze Größe des Verlustes, der ihnen bevorstand, so wie die Größe des Gewinnes einer

zweiten Mutter zu empfinden; doch vergossen sie stille Thränen und schmiegten sich vertrauend an das schöne Herz, das sie so voll hoher Selbstverläugnung mit Liebe und Wehmuth empfing.

Es war eine rührend schöne Scene, die alle Herzen ergriff. Da ertönte eine Stimme: „Sie ist mehr als groß — sie ist erhaben!"

Es war die Herzogin von Angoulême, die so sprach, diese selbst so erhabene Seele, die wohl tiefer als jeder andere Anwesende die Bedeutung dieses schönen Moments fühlte.

Fast war es drei Uhr Nachts und noch immer war der König nicht erschienen. Der Herzog wurde immer schwächer und litt heftige Schmerzen. Schon wartete der Diener der Religion zum Haupte seines Bettes. Jetzt, nachdem er alles Irdische versöhnend abgethan hatte, fühlte er sich würdig, die himmlischen Sakramente zu empfangen.. Er verlangte nun, den Beistand der Religion zu erhalten.

Man hatte den Herzog auf eine frische Matratze gebettet, um sein Lager bequemer zu machen. In dieser Lage hörte er die Ermahnungen des Bischofs von Chartres an und legte mit lauter Stimme, vor der ganzen Versammlung, seine Beichte ab, bat Gott um Vergebung seiner Fehler und alle Umstehenden um Verzeihung des Ärgernisses, das er ihnen vielleicht gegeben haben

dürfte; dann betete er mit Inbrunst: „Mein Gott, verzeihe mir und verzeihe auch dem, der mir das Leben genommen hat."

Darauf bat er seinen Vater um seinen Segen, mit jener Angst und Resignation, die nur der kennt, der jemals den letzten Stunden eines edlen Sterbenden beigewohnt hat. Sein Vater segnete ihn mit den Schauern der Andacht und empfahl ihn Gott, unter Küssen der wehmüthigsten Zärtlichkeit.

Als der Herzog von Berry wieder auf sein Bett gelegt war, warf sich der Herzog von Angoulême auf sein Knie daneben nieder. „O mein Bruder," seufzte der schwer Verwundete, „Du bist ein Engel auf Erden, glaubst Du, daß Gott mir verzeihen wird?"

„Dir verzeihen?" entgegnete der Herzog von Angoulême; „er macht Dich zum Märtyrer!"

Wenige Augenblicke später erschien der Pfarrer von St. Roch mit der heiligen Wegzehrung. Mit Erbauung empfing der Sterbende die letzte Hülfe, die dem Menschen auf Erden noch gewährt wird, wenn jede andere Hülfe fehlt. Die Tröstungen, die er daraus schöpfte, milderten etwas die Verzweiflung seiner Gemahlin.

„Ach," rief sie aus, „ich wußte wohl, daß diese schöne Seele für den Himmel geboren war und daß sie zu ihm zurückkehren würde.

Nun aber wurden alle Symptome immer bedenklicher. Die Ärzte faßten ein zweites Bülletin ab, das mit den Worten anfing: „Der Prinz nähert sich seinen letzten Augenblicken."

Graf *) Decazes brachte es in die Tuilerien.

Der Herzog litt furchtbaren Durst, die gewöhnliche Folge eines starken Blutverlustes. „O wie lang ist diese Nacht," seufzte er; „wie langsam schleicht der Tod heran!"

Dann, nach einem ziemlich langen Schweigen, rief er plötzlich, indem er die Hand seiner Gemahlin suchte: „Der dreizehnte, liebe Karoline, ist ein höchst verderblicher Monatstag für uns." — Das war eine schmerzliche Erinnerung; denn an einem Dreizehnten hatten sie zwei Kinder verloren.

Man benachrichtigte ihn, daß die Marschälle von Frankreich angekommen seien. „O wie gern," rief er aus, „wäre ich in ihrer Mitte gefallen!"

Um halb fünf Uhr verlangte er Herrn von Natuillet zu sprechen, der seit dreißig Jahren sein Freund und erster Offizier seines Hauses gewesen war. „Komm, mein guter Natouillet, mein alter Freund, laß Dich noch einmal umarmen, bevor ich sterbe!"

---

*) Erst später erhielt er den Herzogstitel.

Alle Freunde, alle Diener des Prinzen drängten sich um sein Sterbelager. Da fand man jene Namen erprobter Treue, die ihren Ruhm mehr der alten Zeit zu danken hatten, als den Feldzügen der Republik und des Kaiserthums; unter diesen den berühmten alten Marquis von Latour-Maubourg, so großartig durch den Sieg verstümmelt. Aufrecht stand er dem Lager des Prinzen gegenüber, wie eine von Feindeskugeln durchlöcherte Standarte.

Die Gedanken des hohen Sterbenden beschäftigten sich unaufhörlich mit der Ankunft des Königs, um Gnade für seinen Mörder zu erflehen. Von Zeit zu Zeit horchte er auf. „Ich höre die Eskorte," wiederholte er öfters. Immer in seinen Erwartungen getäuscht, sprach er zu Monsieur mit hochherzigem Eifer: „Der König kommt nicht, mein Vater; könnten Sie mir nicht im Namen des Königs versprechen, dem Menschen Gnade für sein Leben auszuwirken?"

Im Augenblick, als der Prinz diese Worte gesprochen hatte, vernahm man das Geraſſel zahlreicher Kavallerie. Es nahte der König.

An dem verhängnißvollen Sonntage, dem 13. Februar 1820, war Ludwig XVIII. ruhig zu Bett gegangen. Er hatte den ganzen Tag über viel von der Gicht gelitten und Ruhe that ihm noth. Kaum war

er eingeschlafen, als man plötzlich in sein Zimmer trat und ihn aufweckte. Man umkleidete so schonend als möglich die furchtbare Nachricht, der König aber errieth sogleich die Wahrheit, stieß einen Schrei aus, erhob die Hand gen Himmel und rief:

„O armes Frankreich! arme Familie! auf welche entsetzliche Weise verleiht man den Zepter Frankreichs dem Herzoge von Orleans!"

Er ahnete nicht, das dasselbe zehn Jahr später noch auf eine ganz andere Weise — durch eine neue Revolution — geschehen werde.

Man hatte indeß den Verbrecher verhört. Er nannte seinen Namen Louvel und freute sich des Gelingens dieser entsetzlichen That.

„Ich habe," sprach er mit unerhörter Frechheit, „den Herzog von Berry getödtet, um mit ihm sein ganzes Geschlecht zu vernichten. Wäre ich entkommen, so hätte ich mich schlafen gelegt, um am nächsten Tage einen neuen Mordversuch gegen den Herzog von Angoulême zu unternehmen."

Welch ein Kontrast! — dieses entmenschte Ungeheuer, das keine andere Reue zeigte, als daß es ihm nicht gelungen sei, die ganze königliche Familie umzubringen, und das ein Gottesleugner war, welcher behauptete, es gäbe keinen Gott, als in der Idee — und dort der sterbende Prinz, der mit ächtchristlicher Gesinnung keinen andern Wunsch hatte, als das Leben seines Mörders retten zu können.

Es war fünf Uhr Morgens. Ohnmachten auf Ohnmachten folgten. Der Tod war ganz in der Nähe

— doch errang der Herzog von Berry, beim Anblick seines Oheims, des Königs, einige Kraft.

„Mein Onkel," sprach er sogleich mit einer sichtbaren Freude, die seine Züge belebte, „geben Sie mir Ihre Hand, daß ich sie zum letzten Male küsse."

Der König trat dem Prinzen nahe. Seine Züge drückten jenen großartigen Schmerz aus, den Ludwig XV. empfunden hatte, als er die Hoffnung der Monarchie nur noch auf das Haupt eines Kindes gestützt sah. Er gab seinem Neffen die Hand zum Kuß, und in der tiefsten Bewegung küßte er selbst die dieses unglücklichen Prinzen.

„Gnade, Sire!" bat dieser nun mit dem Gefühl von Milde und Barmherzigkeit, das noch einmal sein schon erkaltendes Herz erwärmte. „Gnade, Sire! Gnade für den Mann, der mich getroffen hat!"

„Mein Neffe," entgegnete der König in einer tiefen Bewegung, die er unter der würdevollsten Haltung zu verbergen wußte, „Sie sind nicht so schlimm, als Sie denken. Sie werden wieder hergestellt werden; dann wollen wir weiter darüber reden. Jetzt lassen Sie uns nur an Sie denken."

„Der König sagt nicht nein," rief der Prinz dringend mit schon brechender Stimme — „Gnade wenigstens für das Leben des Menschen, damit ich ruhig sterben kann."

Nach einiger Zeit kam der Herzog auf diesen Gegenstand zurück und sagte: „die Begnadigung dieses Menschen wäre mir aber doch eine Beruhigung gewesen." Und dann später fuhr er in immer dumpferen Tönen

abgebrochen fort: „nähme ich doch wenigstens den Gedanken mit hinweg, daß nicht das Blut eines Menschen nach meinem Tode fließen wird."

Der König hatte einen schweren Kampf der Pflicht als Monarch mit seinem Herzen zu bestehen. Die erstere forderte eben so gebieterisch, in einem so entsetzlichen Fall der Gerechtigkeit freien Lauf zu lassen, als sein ohnehin treffliches Herz ihn drängte, die letzten so edlen Wünsche eines theuern Sterbenden zu erfüllen. Er folgte der erstern und gab dem Prinzen nicht die Zusage der Begnadigung.

Der König hatte Dupuytren auf lateinisch gefragt, was er vom Zustande des Prinzen dächte und der Doktor antwortete durch Zeichen, daß nichts mehr zu hoffen sei.

Gleichwohl hatte die Anwesenheit des Königs so aufregend auf den hohen Kranken gewirkt, daß sein Puls sich belebte, die Rede freier und der Athem minder beengt wurde; aber es war das letzte Aufflackern eines erlöschenden Lichtes.

Der Prinz beunruhigte sich über die nachtheiligen Folgen, die es für den König haben könne, daß er aus dem Schlafe gestört sei, und bat ihn, sich wieder zu Bett zu legen.

„Mein Kind," entgegnete der König, „meine Nacht ist aus, es ist fünf Uhr; ich verlasse Dich nicht wieder."

Der Herzog täuschte sich nicht über die Natur der noch einmal aufflackernden Kraft, die er bei der Annäherung des Königs gefühlt hatte; er fühlte eine Ohnmacht nahen und sprach: „das ist mein Ende!"

Die Herzogin von Berry, die so lange ihrem Schmerz Gewalt angethan hatte, wußte ihn jetzt nicht mehr zu beherrschen. Sie brach auf's neue in Thränen und ein halblautes Schluchzen aus.

„Ihre Thränen tödten mich," klagte der Prinz. „Führen Sie sie hinweg, mein Vater," bat er diesen, und der Graf von Artois zog die Prinzessin in ein anstoßendes Kabinet, wo sie sich ungehemmt ihrem ungeheuern Schmerz überlassen konnte. Nachdem sie durch Ströme von Thränen ihr Herz etwas erleichtert hatte, kehrte sie in das Gemach ihres Gemahls zurück.

Alle Hoffnung schwand. Die beunruhigendsten Vorboten des Todes stellten sich ein. Der Prinz verlangte auf die andere Seite gelegt zu werden. Aber die Ärzte glaubten, diese Bewegung nicht mehr geben zu dürfen.

„Heilige Jungfrau, sei mir gnädig!" das war sein letztes Stoßgebet. Noch murmelte er einige Worte, aber Niemand konnte sie verstehen. Sie verhallten zur Stille des Grabes, die ringsum herrschte.

Nun legte man ihn, seinem Wunsche gemäß, auf die linke Seite und die geistige Thätigkeit war erloschen, das Bewußtsein verschwunden.

Monsieur war es gelungen, seine Tochter den Schrecken der letzten Augenblicke zu entreißen.

Nun aber überließ sie sich auf's neue völlig dem an Verzweiflung grenzenden Schmerz.

„Madame de Goutaut!" sprach sie zu der Gouvernante, „ich empfehle Ihnen meine Tochter. Da mein Gemahl todt ist, will ich auch sterben."

Plötzlich, wie von einer furchtbaren Ahnung durchzuckt, entschlüpfte sie den Händen, die sie zurückhalten wollten, stürzte sich noch einmal, Alles über den Haufen werfend, was sich ihr entgegenstellte, in das Sterbezimmer, nahte sich dem Lager ihres Gatten, und mit einem markerschütternden Schrei brach sie zusammen auf dessen — Leiche.

Seine letzten Worte waren prophetisch klagende gewesen: „o mein Vaterland — unglückliches Frankreich!"

Vergebens hielt der König ihm in tiefster Stille den Glasdeckel seiner Tabatiere vor den Mund — kein Hauch mehr verrieth ein Lebenszeichen.

Alle Umstehenden sanken auf die Knie; Schluchzen und Gebete stiegen zum Himmel auf.

Auf den ersten lauten Schmerz folgte das Schweigen des Entsetzens. Die Stille des Todes hatte sich einen Augenblick allen denen mitgetheilt, die das Sterbelager umstanden.

Die Herzogin, die an dessen Seite kniete, stand auf und wendete sich an den König.

„Sire," sprach sie, „ich habe von Ew. Majestät eine Gnade zu erflehen. Sie werden mir meine Bitte nicht versagen können."

In der Tiefe seines Schmerzes hörte der König schweigend zu, und sie fuhr fort:

„Ich bitte um die Erlaubniß, nach Sizilien zurückkehren zu dürfen. Ich kann hier nicht leben nach dem Tode meines Gemahls."

Der König suchte sie zu beruhigen, und schon in Kenntniß gesetzt von den Hoffnungen, die sie trug,

fragte er sie, ob sie keine Pflichten für Frankreich mehr zu erfüllen habe.

Die Herzogin, ergriffen von dem großen Gedanken, für den Erben der französischen Krone ihr Leben erhalten zu müssen, richtete sich auf und sprach: „Wohlan, ich weihe mein Leben einer erhabenen Bestimmung und bitte den Himmel, daß er nicht mir, aber dem Kinde gnädig sein wolle, welches das letzte Vermächtniß meines Gatten an Frankreich sein wird!"

Nach dieser Erhebung sank sie wieder, von Schmerz überwältigt, halb ohnmächtig in die Arme ihrer Umgebungen. Man benutzte diesen Augenblick, um sie in den Wagen zu tragen und in ihren nun so verödeten Palast zurückzuführen.

Die Prinzen aber baten den König nun ebenfalls, sich zurückzuziehen.

„Ich fürchte nicht das Schauspiel des Todes," entgegnete der König mit der vollen Würde des lebenserfahrenen Greises; „ich habe nur noch meinem Sohne die letzte Pflicht zu erweisen."

Und gestützt auf Herrn Dupuytren näherte er sich dem Lager, drückte dem Prinzen mit sanfter Bewegung Augen und Mund zu und entfernte sich, ohne weiter ein Wort zu reden.

Dem Mörder wurde der Prozeß gemacht, und da sich keine Mitschuldige ergaben, so fiel kein zweites Haupt auf der Guillotine, als das seinige.

Frankreich bezeigte seine Theilnahme. Das Entsetzen über diese Schreckensthat durchdrang alle Partheien

und erweckte dem Königthume der Bourbons Sympathien, wo es früher nur Feinde gekannt hatte — und so empfing doch das Staatsleben ein versöhnendes Element aus dieser entsetzlichen That.

Am Tage der feierlichen Beisetzung des Herzogs von Berry war in der Morgue ein unbekannter weiblicher Leichnam ausgestellt, den man in der Seine aufgefischt hatte; erst am dritten Tage erkannten ihn einige Mitglieder im Theater Feydeau als den Körper der einst so schönen und geistreichen Virginie Letellier, welche damals die ganze schöne Welt von Paris, den Herzog von Berry und selbst den alten König entzückt gehabt hatte.

Nun hatte das Verhängniß an ihr sein mächtiges Strafamt vollzogen.

Das Leben der hohen Wittwe des Herzogs von Berry aber reifte neuen Hoffnungen entgegen. Sie sollte Mutter des legitimen Thronfolgers von Frankreich werden.

Mit dieser neuen Phase ihres Daseins wird ihr mehr selbstständig erscheinendes Leben näher und anziehender in den Vordergrund der Geschichte treten.

Ende des zweiten Theiles.

Gedruckt bei Fritsche und Sohn in Deßau.

Die

Mutter des Legitimen.

Lebensroman

von

H. E. R. Velani.

Dritter Theil.

Leipzig.
Verlag von C. L. Fritzsche.
1842.

Die Herzogin als Mutter.

Sechszehnte Abtheilung.

Die Herzogin von Berry nach dem Ableben ihres Gemahls. — Dessen Beisetzung. — Die Herzogin bezieht die Tuilerien. — Angriffe auf Vernichtung ihrer Hoffnungen. — Deputation der Damen der Halle von Bordeaux. — Geburt ihres Sohnes, des Herzogs von Bordeaux. — Er erhält den Namen Henry Dieudonné. — Man betrachtet dieses Kind als den Bürgen des Friedens. — Napoleons Tod. — Ableben Ludwigs XVIII. — Der Graf von Artois besteigt als Karl X. den Thron. — Fehler seiner Regierungsweise. — Reise der Herzogin in die Südprovinzen. — Die jungen Edelleute. — Der kühne Übergang über die Loire. — Ange-Marie und Cecilie. — Charles und Sylvestre. — Fußreise der Herzogin. — Das Schloß Chambord. — Republikanische Gesinnungen und Liebe. — Historische Erinnerungen. — Ersteigung der Lilie. — Fortsetzung der Reise. — Der Vendeerkrieg. — Begeisterung und Zutraulichkeit des Volkes. — Der junge Unbekannte. — Die Helden der Vendee. — Charettes Denkmal. — Fernere Reise-Abenteuer. — Feste auf dem Schlosse von Vezin. — Ankunft in Blaye. — Rückkehr nach Paris. — Der König wird getäuscht über die Stimmung des Volks.

Anfänglich nach dem schrecklichen Ereigniß, das wir am Schlusse des vorigen Bandes vielleicht zu ausführlich für das Gemüth gefühlvoller Leserinnen berichtet haben, war die Herzogin von Berry jedem Zuspruch des Trostes

unzugänglich. Ihr lebhaftes, offenes Gemüth, das jedes Gefühl so lebendig aussprach, äußerte auch jetzt seinen Schmerz eben so unverholen. Sie schnitt sich die langen Locken ab, die seine liebe Hand zum letzten Male berührt hatte, hüllte sich in die tiefste Trauer und zog sich in die Einsamkeit zurück; aber der Palast d'Elysée de Bourbon, wo sie an der Seite ihres verewigten Gatten so viele der glücklichsten Stunden verlebt hatte, war ihr jetzt ein grauenvoller Aufenthalt. Daher ließ sie sich bald nach jener schrecklichen Katastrophe bewegen, ihre Residenz in die Tuilerien zu verlegen. Dort bezog sie im Pavillon Marsan die der Wohnung von Monsieur zunächst belegenen Gemächer.

So tief aber auch ihr Schmerz war, so vermochte doch ein Gedanke, sie wieder aufzurichten. Es waren die Worte ihres sterbenden Gemahls: „Lassen Sie sich nicht vom Schmerz überwältigen, Theuerste! Schonen Sie sich für das Kind, das Sie unter dem Herzen tragen."

Edle Charaktere werden durch Unglück gereift und gekräftigt, und nichts ist so geeignet, in weiblichen Gemüthern jene höhere Energie zu erwecken, die wir von jetzt an im Charakter dieser Fürstin zu bewundern haben werden, als das Bewußtsein der Mutterwürde.

Mit jener schweren Stunde des 13. Februars war das jugendliche Weib verschwunden und die erhabene Fürstin und Mutter war an deren Stelle getreten.

Sechs Stunden nach dem Tode des Herzogs vermochte sie es schon, ihren Schmerz in so weit zu beherrschen, daß sie einem geweihten Priester, der sich bemühte, ihr den Trost der Religion zu bringen, erklären konnte: „Es ist vorüber; mein Opfer ist vollbracht; ich habe versprochen, muthig zu sein, ich werde mein Wort halten!"

Und das that sie mit unendlicher Selbstverleugnung. Ihr Schmerz wurde stiller und verwandelte sich in die innigste Wehmuth, ohne eine Schwäche zu verrathen. Sie fühlte, daß sie einst zu einer großen Bestimmung berufen sein könne, und damit die Nothwendigkeit, sich über ihr Geschick zu erheben.

Eben jene Seelenstärke, die sie von jetzt an auszeichnete, gab ihr auch die Kraft des Entschlusses, bei dem ungemein feierlichen Leichenbegängnisse ihres verewigten Gemahls gegenwärtig zu sein. Als aber nach beendigtem Gottesdienste in der schwarz behangenen Kathedrale die Gardes du corps von Monsieur den Sarg vom Katafalk erhoben und ihn schweigend an der königlichen Tribüne vorbeitrugen, und als nun der große Moment gekommen war, wo der König selbst und die Herzogin von Angoulême niederknieten, da erlag die starke Seele der Herzogin von Berry dem ungeheuern Schmerz. Sie mußte sich entfernen und Thränen perlten

im Auge des ehrwürdigen Monarchen, der ihr wehmüthig nachblickte.

Nun wurde in Gegenwart der Großoffiziere der Krone die Gruft geöffnet. Der Groß-Ceremonienmeister rief, neben dem Eingange derselben stehend, mit lauter Stimme die Offiziere vom Hause des Prinzen, die die Insignien der Orden trugen, welche einst seine Brust geschmückt hatten, und zuerst stieg der Herzog von Angoulême hinab in das Todtengewölbe, dann folgte der Sarg. Nach einiger Zeit stieg der Herzog von Angoulême wieder herauf und ein und zwanzig Kanonenschüsse verkündeten Paris diesen letzten Akt der Beisetzung des ermordeten Prinzen.

Während dieser Scene war die Herzogin von Berry einsam ihrem Schmerz überlassen. Sie betete und sprach dann ein Gelübde aus, im wohlthätigen Sinne des Verewigten, daß sie in Rosny ein Gebäude mit zwei Flügeln errichten wolle; in dem einen sollten Kranke Aufnahme finden, in dem andern arme Kinder erzogen werden. Die Mitte solle eine Kapelle einnehmen, in welcher Gebete für das Seelenheil ihres in Gott ruhenden Gatten gehalten werden sollten. Dort aber sollte sein edles Herz aufbewahrt bleiben.

Am 20. März verließ die Herzogin von Berry zum ersten Male ihre Gemächer. Sie erschien, mit

ihrer Tochter an der Hand, auf der Wasser-Terrasse der Tuilerien und die Volksmenge bezeigte ihr auf das Lebhafteste ihre Theilnahme.

Der Hof der Tuilerien blickte mit Hoffnung auf diese Fürstin, die Frankreich Ersatz versprach für den ermordeten Thronfolger. Immer mehr stellte sich das Verbrechen als ein isolirtes heraus — aber die Bourbons thronten dort auf einem tief im Innern glühenden Vulkan. Der unselige Geist der Revolution hatte sich über Portugal, Spanien und Italien ergossen und ihre Propaganda bedrohte Frankreich und Deutschland. Von Carbonaris und Demagogen wurde Fürstenmord gepredigt; in Paris wurde eine Verschwörung entdeckt, um das Militair zum Anfall zu bewegen, und unter den Fenstern der Herzogin ließen die entsetzlichen Aufwiegler einen Kanonenschlag losbrennen, in der schändlichen Absicht, durch den Schreck die Hoffnung ihres Mutterwerdens zu vereiteln. Gegen das ganze Geschlecht der Bourbons war die Wuth des Liberalismus gerichtet.

Von Neapel empfing die Herzogin Nachrichten, die ihr Herz sowohl als Fürstin, wie als Tochter auf das Tiefste betrüben mußten. Eine Militair-Revolution hatte dort alle Rechte des Königs bis auf den Namen vertilgt. General Pépé hatte sich an die Spitze der revoltirenden Regimenter von Neapel gestellt und so hielt er dort seinen Einzug. Augenzeugen erzählten

diese Scene äußerst komisch. Man sah einen Zug defiliren, der aus Prälaten, Soldaten und Kindern, Lazzaronis und jungen Mädchen, aus Bauern, die auf Eseln ritten, und einigen Mönchen bestand. Unter den Letztern erblickte man den Kononikus Minichini, wie er in geistlicher Tracht, mit der Brille auf der Nase und den Hut auf dem Kopf, nach allen Seiten hin grüßend, gleichsam als der Ceremonienmeister der Revolution, zu deren fanatischen Anstiftern er allerdings gehörte, daher geritten kam. Die Herzogin von Berry hatte in ihrer Kindheit Ähnliches erlebt und war mit Recht besorgt um das Geschick ihrer Familie. Dieselben Grundsätze, die ihrem Gatten das Leben gekostet hatten, drohten jetzt auch dem ihres Vaters und Großvaters ein Ende zu machen.

Beide Linien der französischen Bourbons, die Orleans, wie die königliche Familie, waren bei dieser Katastrophe durch gleiche verwandtschaftliche Interessen bedrohet. Doch der Kongreß von Troppau und östreichische Intervention sollte bald jenem unsinnigen Treiben und damit den Besorgnissen jener erlauchten Familien ein Ende machen.

Dem erzählten ersten Attentat auf die Hoffnungen der Herzogin, folgte bald ein zweites. Doch der Thäter wurde vor den Gemächern der Fürstin endeckt, in dem Augenblick, als er schon die Lunte zu dem hingelegten

Pulverpaket angezündet hatte, betroffen und verhaftet. Man war so glücklich, das Zündkraut zu löschen, ohne daß die Explosion erfolgte. Es zeigte sich bald, daß er noch Mitschuldige hatte.

Die Herzogin aber war von einem festen Vertrauen auf Gott beseelt. Ein schöner Traum, den sie am andern Morgen beim Lever erzählte, gab ihr die fast gewisse Überzeugung, daß sie Mutter eines Sohnes werden würde. Diese Überzeugung theilte sich ganz Frankreich mit. Von allen Seiten gingen die rührendsten Beweise der Volksliebe ein; überall gab es die schärfsten Kontraste: Haß und Liebe!

An dem Tage, wo der letzte Mordschlag vor den Gemächern der Herzogin entdeckt wurde, erschien bei ihr eine Deputation der Damen der Halle von Bordeaux, um sich dafür zu bedanken, daß der König erklärt habe, wenn die Herzogin von einem Prinzen entbunden werden würde, so solle derselbe den Namen eines Herzogs von Bordeaux führen.

Die Prinzessin empfing diese ehrlichen Frauen aus der Fruchthalle mit gewohnter Anmuth und Herablassung, und eine noch immer schöne Matrone mit dunkeln Augen hielt in ihrem bretagnischen Patois und mit südlicher Lebendigkeit eine komische Anrede an den König und die Herzogin; die Frauen, indem sie ihr eine reich

vergoldete Wiege (oun brès) überbrachten, schrieen Alle auf einmal: „Da bringen wir Etwas, um unsern Prinzen hineinzulegen; wir selbst wollen „sus pernos“ (seine Windeln) waschen und unsere Männer müssen wachen, daß ihn die Jakobiner nicht am Schlafen hindern!“

Von Béarn langte ein Lied an, das Jeanne d'Albert im Augenblick ihrer Niederkunft mit Heinrich IV. zu Ehren: „de nouste Dame d'ou cap d'oũ poun“ (zu Ehren unsrer lieben Frau von Brückenende) gesungen hatte, und dieser Sendung lag eine Knoblauchsbolle bei, zur Erinnerung daran, daß man damit Heinrich IV. nach seiner Geburt den Mund gerieben hatte, damit er hübsch groß und stark werde, wie ein ächter Béarner.

Man hoffte, die Geburt eines Prinzen werde dem Innern Frankreichs die lange entbehrte Ruhe wiedergeben, und am 29. September, Morgens 5 Uhr, verkündete der Donner der Kanonen der Hauptstadt dieses glückliche Ereigniß.

Die Konstatirung der Identität des Prinzen erfolgte unter Umständen, die mehr dem Muth und der Geistesgegenwart der Herzogin Ehre machten, als der Weiblichkeit derselben. Sie wollte der Revolution jeden nur möglichen Vorwand rauben, an der Legitimität dieses Prinzen zu zweifeln. Der König nahm den klei-

nen Neugebornen auf seine Arme, berührte seinen Mund mit der Knoblauchsbolle aus Béarn, flößte ihm einige Tropfen Wein von Jurançon ein, wie es bei der Geburt Heinrichs IV. geschehen war und weihte ihn damit zum dereinstigen Nachfolger dieses hochherzigen Königs.

Ludwig XVIII. gab ihm den Namen Henry Dieudonné, Herzog von Bordeaux.

Das Militair erhielt Zutritt zu den Gemächern der Herzogin, um das erlauchte Kind in ihren Armen zu sehen, und in ihrem Bette halb aufgerichtet, zeigte sie sich damit dem Volke, das, zahlreich unter den Fenstern des Pavillon Marsan versammelt, in lauten Jubel ausbrach bei dem Anblick eines Kindes, von dem man sich Frankreichs Glück und Ruhe versprach. „Dank, Dank!" rief sie begeistert aus, „das Freudengeschrei da unten ist mein bestes Stärkungsmittel!"

Der erste Gebrauch, den die Herzogin von Berry von ihren wiedererlangten Kräften machte, war, an den König zu schreiben und ihn um Gnade zu bitten für den zum Tode verurtheilten Verbrecher, der auf dem letzten Attentat gegen ihr Leben betroffen war.

Mit der Geburt dieses Kindes schien die Revolution besiegt zu sein. Die ganze Diplomatie betrachtete dieses Ereigniß als eine Bürgschaft für den Frieden der Welt und nannte es das Kind von Europa. Diesen

Titel billigte der Kaiser Alexander von Rußland in seinem eigenhändigen Schreiben an Ludwig XVIII., worin er sagte: „Die Geburt des Herzogs von Bordeaux betrachte ich als ein für den Frieden von Europa höchst glückliches Ereigniß, das überdies wohlverdienten Trost in den Schooß Ihrer Familie bringt."

In der That zeigte sich auch bald eine glückliche Umwandlung der öffentlichen Meinung zu Gunsten der herrschenden Dynastie. Der Tod des Vaters hatte die Gemüther erschüttert und die Geburt des Sohnes vollendete den günstigen Eindruck.

Es muß aber auch zugestanden werden, daß die Herzogin Vieles dazu beitrug, solche Erfolge zu gewinnen. Ihre Charakterstärke in der Schreckensnacht und ihr Muth, den ihr das Bewußtsein gab, Mutter eines künftigen Königs geworden zu sein, wirkte äußerst lebhaft auf die so erregbaren Gemüther der Franzosen.

Der regierenden Dynastie schien damit auf lange Zeit hinaus der Thron gesichert zu sein. Und damit nichts fehlte, den Bourbons dieses Gefühl von Sicherheit zu geben, so ging am 5. Juli, kurz vor der feierlichen Taufe des Prinzen, die Nachricht von dem Ableben Napoleons, auf St. Helena, ein.

Die Bourbons zeigten bei dieser Nachricht von dem Tode des Mannes, der ihre Verbannung um so viele Jahre verlängert hatte, keine rohe Freude, sondern

eine würdige Haltung, und der König belobte den General Rapp über die Thränen, die er darüber, selbst in Gegenwart des Königs, nicht zurückhalten konnte.

Schon waren die Sympathien des in Frankreich so einflußreichen Mittelstandes für die Bourbons geweckt, als ein anderes Ereigniß die erste Veranlassung wurde, dieses schöne Verhältniß zwischen Volk und König wieder unheilbar zu zertrümmern — es war das Ableben Ludwigs XVIII. und die Thronbesteigung seines Bruders, Monsieur. Der geistvollste unter allen Bourbons, König Ludwig XVIII., der keinen Fehler hatte, als den, zu dankbar gewesen zu sein gegen die Theilnehmer seines Unglücks, verschied im September 1824, und sein Bruder, der Graf Artois, Monsieur, bestieg als Karl X. den Thron seiner Väter.

Das war ein Ereigniß, das mehr als alles Andere die Ruhe von Frankreich und den Thron der Bourbons untergrub. Karl X. befand sich in den Händen der Jesuiten und des emigrirt gewesenen Adels. Er hatte von allen französischen Prinzen am wenigsten den mächtigen Fortschritt der Zeit begriffen; für ihn war die Revolution nicht ein ungeheures Mittel, vom Geschick gesendet, um die Entwickelung der Civilisation zu fördern und veraltete entsetzliche Mißbräuche abzustellen; er wollte um jeden Preis die alte Zeit wieder heraufbeschwören;

er glaubte, die Krone seines Hauses nicht besser befestigen zu können, als indem er die Freiheit zu vernichten suchte, die Ludwig XVIII. dem Volke durch die Charte gegeben hatte. Deshalb wählte er Minister, die ihm nur zu treulich halfen im Bestreben, die absolute Monarchie des ancien-régime wieder herzustellen, und das wurde der Stein des Anstoßes, der die Bourbons zum Sturz bringen sollte.

Was sich überlebt hat, kann nicht mehr leben — es wird und muß untergehen! — das ist einmal und unwiderruflich die höhere Bestimmung des Geschicks, und die Weltgeschichte zeigt, daß sie eine unabänderliche ist.

Die ersten Schritte dieser neuen Regierung kosteten dem Staate unermeßliche Summen. Die Orleanssche Apanage wurde nach heftigen Kämpfen in der Kammer festgestellt und die Milliarde als Entschädigung der Emigranten verwilligt. Der Herzog von Orleans, den man davon hatte ausschließen wollen, weil er seine Domainen, so weit sie Nationalgut waren, zurückempfangen hatte, erhielt allein von dieser Freigebigkeit auf Staatskosten vierzehn Millionen. Auch Andere, die anfänglich die Opposition gebildet hatten, griffen tapfer zu, als es zur Theilung dieser Beute aus der alten Zeit kam; der Herzog von Choiseul ließ sich 1,100,000 Franken, der Herzog von Liancourt 1,400,000 und Gaëtan de

la Rochefoucault 429,000 auszahlen. Der edle Lafayette, dieser starre Republikaner, begnügte sich mit 450,000 Franken.

Alle solche Verschwendungen des Nationalvermögens und besonders die Art, wie dazu die Zustimmung der Kammern theils erzwungen, theils erschlichen wurde, trugen dazu bei, diese Regierung unbeliebt zu machen, zumal bei der Mittelklasse, welche die eigentliche Seele und die Stärke der Nation bildete.

Karl X. hatte sich indeß einreden lassen, daß er persönlich beliebt sei, und das war eine furchtbare Täuschung, aus der er zu spät — und schrecklich erwachen sollte.

Die Herzogin von Berry dagegen, die einen großen Theil ihrer Einkünfte mit weiser Vorsicht den Armen spendete, die persönlich die Häuser der Armuth und die Etablissements der Industrie besuchte, die anmuthig und liebenswürdig als Weib und großmüthig, hochherzig als Fürstin war, der die Pflichten der Mutter eines künftigen Königs über Alles gingen — diese hohe Frau war in der That allgemein beliebt, besonders im Süden und Westen des Reichs, wo die Bevölkerung von jeher durch ihre royalistischen Gesinnungen sich ausgezeichnet hatte.

Dorthin sollte nun die Herzogin von Berry reisen, während Karl X. die östlichen Provinzen des Reichs besuchen wollte. So war es im Kabinet beschlossen,

um in den Provinzen neue Sympathien für ein Königthum anzuknüpfen, dessen Existenz in der Hauptstadt der Monarchie täglich mehr bedrohet wurde.

Bei diesen Konflikten zwischen dem Königthum und dem Volke konnte kein Ministerium sich lange halten. Das Ministerium Villèle, das unter Ludwigs XVIII. klügeren Regierung sieben Jahre lang das Staatsschiff gesteuert hatte, mußte abtreten und dem Ministerium des Herzogs von Decazes weichen. Auch dieses fiel in dem Bestreben der Royalisten, den gesellschaftlichen Zustand bis zur alten Regierungsform zurückzuzwingen, und das Ministerium Martignac trat an seine Stelle, welches man nur als einen verunglückten Versuch betrachten kann, die Unmöglichkeit durchzuführen, unvereinbare Elemente zu vereinigen.

Was konnte der Herzogin von Berry erwünschter sein, als eine solche Reise, die sie vielleicht im dunkeln Vorgefühl der Zukunft als ein Mittel betrachtete, um einen großen Theil der Bevölkerung Frankreichs für die Interessen ihres Sohnes zu gewinnen. Sie sollte durch die Tourraine gehen und kurze Zeit in Chambord verweilen, in diesem alterthümlichen Schlosse, das von den Gemeinden des Königreichs angekauft und ihrem Sohn als Wiegengeschenk dargebracht war. Dann sollte ihre Reise durch Anjou, die Vendee und Poitou fortgesetzt

werden und von da sollte sie sich durch die mittäglichen Provinzen nach Bordeaux begeben, dieser Hauptstadt der alten treuen Gascogne, die dem Thronerben ihren Namen geliehen hatte.

Welche Wonne für eine so lebendige Frau, nun endlich einmal die Freiheit der Luft, die Schönheit der Gegenden, die Wärme des Lebens und die historischen Erinnerungen des Schlosses von Chambord, der Vendee und der treuen Anhänglichkeit der Bordeaulaisen genießen zu können!

Madame — denn diesen Titel hatte ihr der König verliehen — reisete am 16. Juni 1828 von Paris ab. Auf ihren Wunsch hatte der König ihr erlaubt, ihre Suite bis auf wenige Damen und Kavaliere zu verringern und nur die nothwendigste Dienerschaft ihres Hauses mitzunehmen.

Gern hätte sie sich von ihrem Sohne, dem Herzoge von Bordeaux, der damals acht Jahre alt war, und von ihrer zwei Jahre ältern Tochter, Mademoiselle de France, begleiten lassen; „denn," sagte sie zu ihren Vertrauten, „ich wünsche mich dem Volke nicht als Fürstin, sondern als Mutter zu zeigen;" allein der König trug Bedenken, ihr die dazu erbetene Erlaubniß zu ertheilen. „Die Kinder von Frankreich," sprach er, „sollen nicht zu früh an Schmeichelei gewöhnt werden,

und ich will nicht, daß man ihre Unterrichtsstunden unterbreche."

So ließ die Herzogin ihren Sohn unter der Aufsicht seines Gouverneurs, des Herzogs von Rivière, zurück, ihre Tochter unter der Obhut der Herzogin von Angoulême und der Erzieherin ihrer Kinder, der Vicomtesse de Goutaut, die, unter dem Titel einer Gouvernante der Kinder von Frankreich, den jungen Herzog von Bordeaux bis zu seinem siebenten Jahre erzogen hatte.

Um indeß ihrem Herzen zu genügen, hatte sie ein Paar andere liebliche junge Wesen auf die Reise mitgenommen, die einst ihr sterbender Gatte ihrer mütterlichen Pflege anvertraut hatte. Es waren die beiden Töchter des Herzogs von Berry, aus seiner ersten Ehe mit der armen Laura, Cecilie und Ange-Marie, die Erstere vierzehn, die Andere funfzehn Jahre alt — beide unter der Obhut ihrer Gouvernante.

Madame hatte sie unter ihren Augen mit Mademoiselle, ihrer Tochter, erziehen lassen, und die feine Bildung, bei unbewußter Kindlichkeit, machte diese Kinder unaussprechlich liebenswürdig und zum Gegenstande der Zuneigung des ganzen Hofes. Sie führten den Namen Stevson, unter dem ihre Mutter in England gelebt hatte.

Bei dem kleinen Dorfe Carrault, am Ufer der Loire, hatte sich eine unermeßliche Menschenmenge versammelt. Alles blickte hin nach dem Wege von Avaray, wo, wie man wußte, die Herzogin von Berry bei dem ehrwürdigen Herzog dieses Namens dinirt hatte. Früher hatte sie in Menars, bei dem loyalen Herzog von Belluno, ein Frühstück eingenommen, und noch vor Nacht wollte sie auf dem Schlosse ihres erlauchten Sohnes, auf Chambord, eintreffen — auf jenem grauen, alterthümlichen Schlosse, dessen normännische Thurmzinnen über dem, wie in blauen Duft gehüllten, fernen Horizont herüberragten.

Allein die Loire ging hoch; ein starker Wind, der nahe an die Heftigkeit eines Sturmes grenzte, staute die Wellen des ohnehin ziemlich reißenden Flusses zu einer seit Menschengedenken nie gesehenen Höhe. Die ältesten Fährleute am Ufer schüttelten die Köpfe und hielten jede Überfahrt, wo nicht für unmöglich, doch für höchst gefährlich. Um desto mehr lustigen Muth hatten die zwölf jungen Kavaliere, Söhne der ältesten Adelsfamilien aus den Südprovinzen, welche die Herzogin bereisen wollte. Die jungen Leute trugen seidene Matrosenkleidung und hatten es übernommen, die erlauchte Fürstin als Schiffer persönlich auf das andere Ufer zu führen.

Ihre ganz vergoldete Barke, deren seidene Wimpeln und weiße Flagge, mit goldenen Lilien gestickt, lustig im

Winde flatterte, tanzte auf den schäumenden Wellen, wie eine leichte Nußschale, die in jedem Augenblick umzuschlagen drohet, obgleich diese Gondel vermittelst einer leichten Kette am Ufer befestigt war. Diese Herren saßen auf ihren Ruderbänken in der Barke und tranken Champagner, um, wie sie sagten, die bösen Nebel zu verscheuchen, die von Zeit zu Zeit, wie vom Winde gejagte Gespenster, über die wildbewegte graublaue Wasserwüste dahinzogen. In ihrer leichtsinnigen Lustigkeit entkorkten sie eine Flasche nach der andern und ließen Madame und den Herzog von Bordeaux einmal über das andere hoch leben.

Am Steuerruder saß Jaques, der erfahrenste alte Schiffer der Loire, ein noch blühender und kräftiger Greis, mit weißem Haar und jener frischen röthlichen Gesichtsfarbe, welche die ungeschwächte Gesundheit noch im hohen Lebensalter verräth.

„Messires," rief er endlich, nachdem das Unwesen eine Zeitlang gedauert hatte, „erlauben Sie, zu bemerken, daß es nicht das rechte Mittel zu sein scheint, die Nebel zu verscheuchen, indem man sich selbst benebelt, und wenn überhaupt die Überfahrt für Madame noch möglich sein würde, so können nur die erfahrensten Schiffer es wagen, das Ruder zu führen — kein Dutzend angetrunkener Kavaliere, mit Erlaubniß. Die Gefahr verdoppelt sich mit jedem Augenblick."

„Ho — beruhige Dich, Alter," rief ein brünetter, schlanker junger Mann, dem ein großer Diamant, im seltsamen Kontrast mit der hellblauen atlassenen Matrosenjacke und der gelben seidenen Schärpe, auf der Busennadel blitzte; „der Wein steigt denen nicht zu Kopfe, auf deren Grund und Boden er zu wachsen pflegt."

„Und," fügte ein Zweiter hinzu, „die Freude und die Ehre, die Mutter des Kindes von Frankreich über die Loire zu führen, berauscht tausendmal mehr, als tausend Flaschen Champagner." Dabei schlug er einer neuen Flasche den Hals ab und schenkte die überschäumenden Gläser seiner Freunde voll.

„Nun aber genug des Guten, meine Freunde," sprach ein ernster junger Mann von edler Haltung, schöner Gestalt und schwärmerisch dunkeln Augen; „der Sturm und die hochgehenden Wogen machen doppelte Vorsicht nöthig und die hohe Frau, die sich der Ehre des Adels der Provinz anvertraut, darf nicht durch Leichtsinn in Gefahr gebracht werden."

Damit ergriff er den noch beträchtlich gefüllten Flaschenkorb und warf ihn ganz ruhig und mit einem gewissen Air von Superiorität über Bord.

„He, Charles! was macht Ihr da?" schrie Einer. „Ihr verschwendet die Gottesgabe!"

„Er ist unsinnig in seiner Freigebigkeit gegen die Fische der Loire!" riefen die Andern lachend und Alle

witzelten durcheinander; aber Keiner verhinderte den jungen Mann an diesem Beginnen, dessen Verständigkeit sie im Innern anerkennen mußten.

„Ich bringe den Syrenen der Loire eine Libation," entgegnete Charles lächelnd, „damit sie Euch nicht das Gehirn verrücken."

In diesem Augenblicke ertönte ein Posthorn und man hörte das Knallen einer Peitsche. Es war einer der Kuriere der Herzogin, der die Meldung brachte, daß Madame in einer Viertelstunde hier sein würde.

Von fünf zu fünf Minuten kam ein zweiter und dritter Kurier. Alles gewann jetzt Leben und Bewegung. Der Maire und der Munizipalrath sammelten sich unter der Ehrenpforte, die aus zwei einander gegenüberstehenden Pappeln durch Laubfestons und Blumenkränze improvisirt war. Junge Mädchen in der anmuthigen Landestracht, mit Rosenkränzen auf den zum Theil sehr hübschen Köpfen und mit bunten Bändern geschmückt, stellten sich auf der einen Seite und der Schulmeister mit der Schuljugend des Dorfes auf der andern Seite auf. Die kleine Nationalgarde der Comüren, burleske drollige Figuren, ohne Uniform, aber mit Gewehr und Patrontasche, bildete Spalier, und im Wipfel der Bäume saßen einige Dorf-Musikanten, die jene Hymne zur Ehre der Mutter von Henry Dieudonné, welche der Pfarrer gedichtet, der Schulmeister

komponirt und der lieben Schuljugend eingeprägt hatte, aufführen sollten. Der Pfarrer und Sakristan, nebst Chorknaben, hatten sich am Eingange der kleinen Dorfkirche aufgestellt, um Madame zu empfangen, wenn sie die Gnade haben würde, dort auszusteigen. Da endlich gaben die Böller auf der Anhöhe jenseits des Dorfes das Zeichen von der Annäherung der Fürstin und das Freudengeschrei des so leicht erregbaren französischen Volkes, das fast auf der ganzen Reise ihren Wagen umgab, rollte näher heran.

Jetzt war der Augenblick gekommen, wo die Herzogin in der Nähe des Landungsplatzes unter der Ehrenpforte hielt. Die Herzen der jungen adeligen Kavaliere, die die Ehre hatten, ihr als Matrosen zu dienen, pochten höher und sie hoben sich, auf den Bänken des Boots stehend, empor, um desto zeitiger die anmuthige Erscheinung zu sehen, von deren Lieblichkeit und Leutseligkeit das Gerücht so viel, und doch lange nicht genug Gutes gerühmt hatte.

„Beim Himmel!" rief Charles, „dieses Volk ist ja wie unsinnig; was ist denn eine Fürstin mehr, wie Mensch, und mit dieser Frau treiben sie Abgötterei."

„Nun, nun, Du Freigeist," entgegnete ein Anderer, „laß solche Gesinnungen dem alten Ludwigsritter nicht hören, der die Ehre hat, der Vater eines jungen Republikaners zu sein."

„Ei, Francois," versetzte Jener, „die heutige Jugend von Frankreich ist eine andere, als die vom ancien-régime. Die alten Herren glauben noch an die Heiligkeit der Throne, wir jungen Leute dagegen sind aufgeklärter, wir schwärmen nur für die Freiheit, und unser Gott ist der Kaiser, der jetzt todt ist — Gott habe ihn selig."

„Still, man beobachtet uns," warnte ein Dritter; „wir haben Jesuiten, Gensd'armen und geheime Polizei," fügte er leiser und sarkastisch hinzu; „was will man mehr, um Frankreich glücklich zu machen!"

Alle lachten; aber es war ein bitteres Lachen, das wie Spott, Ironie und verhaltene Wuth klang.

„Ich hoffe wenigstens, es ist kein Judas unter uns," fuhr Charles mit gedämpfter Stimme fort, „und deshalb darf ich es wohl entre nous cinquante — konfidenziell, wie die Diplomaten sagen — wiederholen, daß es eine Schande ist für Frankreich, einer Dynastie gehorchen zu müssen, die ihre Zeit überlebt und die unsrige nie begriffen hat."

„Die," fuhr ein Zweiter fort, „Frankreichs kriegerischen Ruhm zu Grabe bestattet und Frankreichs Ehre in Gebeten erstickt, die Milliarden verschwendet und Jesuiten regieren läßt."

„Und doch," bemerkte ein Dritter, „sind wir sämmtlich Söhne von Edelleuten, die von der Emigran-

ten-Milliarde ihren Antheil gezogen haben und befinden uns hier in lächerlicher Maskerade, um der Tochter dieser Bourbons unsere Huldigung darzubringen. Ich sage es immer, der civilisirte Mensch ist eine Kanaille; er handelt anders, als er denkt und fühlt."

„Werfen wir die Schuld davon," entgegnete Jener, der von seinen Freunden Sylvestre genannt wurde, „nicht auf eigene Inkonsequenz. Es ist der Drang der Umstände. Ventre de Saint Gris! wenn man die Ehre hat, ein Marquis von Frankreich zu sein, giebt es kein anderes Mittel, Fortüne zu machen, als daß man sich den Umständen akkomodirt und das liberale Herz mit dem royalistischen Mantel behängt."

„Sind das," rief Charles mit Entrüstung, „eines freien Mannes würdige Gesinnungen? — ich will nicht sagen eines Edelmannes; denn obgleich ich selbst von einem Montmorency abstamme, so achte ich doch den Edelmann nur, insofern er auch ein wahrhaft edler, aufgeklärter Mann ist. Ich werde meine Überzeugung nie verläugnen und ein Augendiener der Bourbons werden ....."

„Deren Enkelin," lächelte Sylvestre ironisch, „unser tapferer Freund les hommages, les plus serviles, darzubringen so eben im Begriff steht."

„Es geschieht nur aus Gehorsam gegen den Willen des alten Marquis von la Grange, meines Vaters.

Dem Familienhaupte ist man selbst im patriarchalischen Leben der ältesten Republiken Gehorsam schuldig. Ich unterwerfe die Freiheit meines Willens nur dem Gesetze und dem Familienhaupte — jede andere Gewalt ist Usurpation, die der freisinnige Mann mit aller Macht seines Willens, mit jedem Opfer an Gut und Blut, und selbst mit Gefahr seines Lebens bekämpfen muß."

„Und doch erlebe ich," spöttelte Sylvestre, „daß unser Charles die Stelle eines Kammerherrn von Madame, die heut zu Tage den Marschallstab schon in der Tasche führt, nicht ausschlagen würde."

„Nie!" rief er stolz; „was wir jetzt thun, ist eine Übung der Ritterpflicht: Ehret die Frauen! aber der Mann, der sich selbst achtet, wird nie seine Freiheit in Fesseln einer Bourbonide schlagen."

„Es müßten denn die Fesseln der Liebe werden," neckte Sylvestre.

„Davon kann hier die Rede nie sein," versetzte Charles abweisend.

„Wer weiß?" spöttelte Sylvestre.

Das war ein furchtbarer Schlag! Blitz und Donner aus dunkler Wolke, in einem Moment. Der Sturm peitschte die Wogen, und jagte Staub und Wolken vor sich her. Die jungen Kavaliere erblaßten

und sahen einander betroffen an, der alte Schiffer aber sprach: Bei Gott und Sankt Marie, es ist unmöglich!"

Große Regentropfen fielen schon einzeln nieder und die sechsspännige, offen zurückgeschlagene Reisekarosse der Herzogin von Berry nahte dem Ufer. Die Herzogin verließ den Wagen und Herr von Menars, ihr Oberstallmeister, machte ihr ehrerbietig die Vorstellung, daß die höchste Gefahr beim Übersetzen über den vom Sturm bewegten Strom vorhanden sei.

„Für die Mutter eines Enkels Heinrichs IV.," entgegnete sie, „darf keine Gefahr existiren. Es wird nur darauf ankommen, ob diese jungen Kavaliere den Muth haben werden, ihr Leben zu wagen, um die Sehnsucht einer Mutter nach dem Hause ihres Sohnes zu befriedigen."

„Alles für die Dame!" rief Charles mit mehr Wärme aus, als man ihm nach seinen republikanischen Phrasen für fähig gehalten haben könnte; und während der Donner stärker rollte, die Blitze zu Feuerbällen anschwellten, die Regentropfen dichter fielen, und rings umher Alles die hohe Reisende warnte und beschwor, das Tollkühne nicht zu wagen, hüllte sie sich lächelnd in ihren Shawl und bestieg die schwankende Gondel.

Kurz vorher gab es noch eine Scene. —

„Herr von Menars und Madame Gaillard," so wendete sich die Herzogin an die Gouvernante der zwei

engelschönen jungen Mädchen, die im folgenden Wagen gesessen hatten und gleichzeitig ausgestiegen waren, „werden mit Ange-Marie und Cäcilie zurückbleiben und das Ende des Unwetters abwarten."

„Madame," flehte die Ältere von Beiden, und ihre schönen Augen vollendeten die Bitte, mitfahren zu dürfen.

„Maman!" bat die Kleinere und schmiegte sich mit kindlicher Zärtlichkeit an die Herzogin, die das holde Kind auf die Stirn küßte und dann zu der Gouvernante sagte: „ich will nicht, daß Kinder, die mein seliger Gemahl mir ans Herz gelegt hat, sich in Gefahr begeben; behalten Sie diese Kleinen zurück. Geht, Kinder, die Wellen sind stürmisch." —

„Aber, Madame," bat Ange-Marie, die Ältere von Beiden mit unnachahmlichem Liebreiz der Stimme, die gegen den rollenden Donner, den prasselnden Regen und sausenden Sturm seltsam kontrastirte; „aber, Madame," rief sie, in Thränen ausbrechend, „diese bösen Wellen werden Sie verschlingen und dann werden wir armen Kinder sterben; denn wir haben nichts mehr auf der Welt, als Madame, unsere Mutter."

Die Herzogin lächelte.

„Beruhige Dich, mon Ange," sprach sie; „französische Wellen werden der Mutter eines Sohnes von Frankreich kein Leides zufügen."

Herr von Menars wagte noch einige Vorstellungen. Er erinnerte sie an ihre heiligen Mutterpflichten; aber lächelnd entgegnete sie: „eben diese, Herr von Menars, geben mir Vertrauen auf mein Glück.“

Während dieser Scene hatten die jungen Kavaliere in der Barke, mit dem alten Steuermann und mit Hülfe einiger Matrosen, Mühe genug, das Fahrzeug mitten in der Brandung der in die Bucht hineinschlagenden Wellen am Ufer zu halten. — Das hinderte aber zwei der jungen Leute nicht, jene Scene gleichsam mit den Augen zu verschlingen und einander darüber ihre Bemerkungen mit flüchtigen Worten zuzuflüstern.

„Freund,“ sprach Charles, „ich habe weder an Engel noch an Teufel geglaubt, aber die ersteren sehe ich leibhaft vor mir, und der Teufel reitet auf diesen Wellen.“

„Die Engel sind nach Raphael von der Natur gemalt,“ rief Sylvestre, der sonst alles bespöttelte, mit einer Extase, die er an Andern so oft lächerlich gefunden hatte.

Zu weiterm Reden war indeß keine Zeit. Die Herzogin näherte sich dem Ufer und bestieg, ohne die mindeste Furcht zu zeigen, den schwankenden Nachen. Charles und der Graf Menars hatten ihr dabei die Hände gereicht; mit der anmuthigsten Herablassung nahm sie diese kleine Hülfleistung an, und kaum befand sie

sich mitten in der Gondel, so sprach sie lächelnd: „Nun, meine Herren, ich vertraue Ihnen Frankreichs Zukunft und seine Hoffnungen."

In demselben Augenblicke huschte etwas Weißes so schnell, wie eine fliegende Taube, über das Bret, das die Barke noch mit dem Lande verband, und im nächsten sank ein schönes junges Mädchen zu den Füßen der Herzogin: „Maman!" flehte es leidenschaftlich, indem es die Knie der hohen Frau umklammerte, „ich beschwöre Sie um die Gnade, mit Ihnen sterben zu dürfen!"

„Ange-Marie!" rief die Herzogin überrascht, „sind das die Erfolge meiner mütterlichen Erziehung, daß du gelernt hast, meinen Befehlen ungehorsam zu sein?"

„Madame!" entgegnete die Kleine beschämt, „Sie haben mich gelehrt, zu den Heiligen zu beten, wenn Gott uns helfen soll, und Sie sind meine Heilige, meine Mutter!"

Es war jetzt zu spät, das Kind auf das Ufer zurückzubringen; denn die Unruhe der Wellen ließ das Boot nicht mehr am Ufer halten und das Unwetter gestattete keinen Augenblick Zögerung. Die Herzogin wurde gerührt. Sie umfaßte und küßte das schöne Kind, und sprach zu den jungen Kavalieren: „Sie sehen, Messieurs! Gott hat der Mutter des Sohnes von Frankreich einen seiner Engel gesendet zum Zeichen seines

heiligen Schutzes. — Fahren sie zu, meine Herren; wir stehen unter Gottes heiliger Obhut."

Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, so zerrissen die grauen Wolken, ein Sonnenstrahl beleuchtete diese anmuthige Gruppe, und bald sah man den blauen Himmel und die ganze Gegend im warmen Sonnenschein liegen; auch der Sturm hatte nachgelassen, aber die Gefahr war damit nicht beseitigt, denn die Wellen des Stromes wollten sich so schnell nicht beruhigen. —

Doch, Dank der Geschicklichkeit des alten Jaques am Steuerruder und der Kraft und Aufmerksamkeit der jungen Kavaliere, die Fahrt ging glücklich bis an das jenseitige Ufer, wo aber die Brandung der Wellen noch stärker war, als diesseits, und es die größten Schwierigkeiten hatte, die Barke mit dem Ufer durch ein Laufbret in Verbindung zu bringen.

Endlich war einige Befestigung gelungen und die Herzogin von Berry, die viel körperliche Gewandtheit besaß, war glücklich hinüber gekommen; doch plötzlich verrieth ihr ein Aufschrei aller am Ufer Stehenden, daß sich ein Unglück ereignet haben müsse, und so war es der Fall; Ange-Marie, die von ihrer mütterlichen Pflegerin keinen Augenblick sich hatte trennen wollen, war ihr schneller gefolgt, als man ihr bei dem unruhigen Schwanken des Boots hatte Hülfe leisten können, das

Bret, das eben durch diese Bewegungen losgegangen war, schlug um, und die Wellen der wilden Loire verschlangen den Engel der Mutter des Sohnes von Frankreich. Noch einmal tauchte ein Kopf, ein Arm herauf, dann war alle Spur verschwunden in dieser grauen schrecklichen Wasserwüste.

Das Nothgeschrei von beiden Ufern war entsetzlich, die Herzogin selbst wollte sich im ersten Augenblicke der Verzweiflung in die Wellen stürzen, doch wurde sie von den treuen Provencalen, in deren Mitte sie sich befand, zurückgehalten; sie bot alle Reichthümer der Erde; aber ob zufällig kein Schwimmer bei der Hand war, oder ob eben dieses Geldgebot das natürliche Zartgefühl der treuherzigen Landleute verletzte — man regte sich wohl, um einige Nachen, die am Ufer tanzten, von den Ketten zu lösen, aber Alles ging so lässig, der Strom ging so rasch und unaufhaltsam, daß, nach menschlichen Berechnungen, das arme Kind unrettbar verloren zu sein schien.

Indeß Gottes Vorsehung hatte über dem Engel der Unschuld gewacht. Im Augenblick, nachdem die Wellen das Kind verschlungen hatten, waren sie noch über einem zweiten menschlichen Körper zusammengeschlagen.

Man glaubte, es sei noch Jemand ins Wasser gefallen, oder achtete nicht darauf im Drange der Um-

stände; aber bald sah man schon weiterhin, mitten unter den aufsprühenden Wellen, einen schwarzgelockten Kopf heraufstauchen, aber gleich wieder verschwinden; doch kaum zwei Minuten später, war Ange-Marie gerettet, und der Retter war eben jener junge Kavalier, der sich zwar als Republikaner, doch als ein Mann von Energie und Charakter gezeigt hatte; es war Charles, der ihr unmittelbar nachgesprungen war, und jetzt, an der steilen Uferwand hinaufsteigend, das bewußtlose Kind auf seinen Armen trug.

Die Herzogin und Alle stürzten ihm entgegen; aber Charles eilte mit seiner schönen Bürde in die nächste am Ufer stehende Fischerhütte; hier übergab er das junge Mädchen den anwesenden Frauen, denen er empfahl, schnell einen Arzt zu rufen und für trockene Kleidung zu sorgen; nun machte er der Herzogin Platz durch die Volksmenge, indem er die Hunderte von Menschen, die sich herandrängten, beschwor, nicht die Lebensrettung der Verunglückten unmöglich zu machen durch Überfüllung der engen Räume des kleinen Hauses. Kaum aber hatte er von innen heraus die Stimme der Herzogin gehört: „sie lebt! wo ist ihr Retter?" so zog er sich zurück und verschwand in dem dichter werdenden Menschengewühl.

Mit dem Zartgefühl des wahren Edelmuths hatte er sich ihrer Dankbarkeit entzogen, indem er ein Ge-

fühl für die Gerettete mit hinweg nahm, das er vergebens eine Thorheit schalt.

Ganz Chambord war der Herzogin von Berry entgegen geeilt. Ihre Reiseequipagen hatten nicht über die bewegten Wellen der Loire gesetzt werden können und daher einen Umweg von mehreren Meilen machen müssen, um eine Brücke zu passiren. Mit Vergnügen entschloß sich daher die Fürstin, mitten unter den guten Leuten der Tourraine einige Meilen zu Fuß zu gehen, bis nach Nonant, wo sie ihre Reisewagen wieder treffen sollte. Zuvor hatte sie jedoch angeordnet, daß Ange-Marie, nachdem sie sich wieder erholt haben würde, wieder über den Fluß nach Carrault zurückgebracht werden solle, um mit dem Gefolge später nach Chambord abzugehen. — Es lag ein ganz eigener Reiz für den romantischen Sinn der Herzogin in dem Gedanken, daß die Mutter des Sohnes von Frankreich sich nun einmal so ganz allein, und von allen Ansprüchen des Ranges entkleidet, unter den einstigen Unterthanen ihres Sohnes befinden wolle; selbst ihre Kammerfrauen und Lakaien hatte sie zurückgelassen, und zum ersten Mal in ihrem Leben fühlte sie sich wahrhaft frei und glücklich, denn alle die Achtung und Liebe, die man ihr zollte, durfte sie jetzt für den Ausdruck einer ungeheuchelten Zuneigung für ihre Persönlichkeit halten, was, umgeben

von dem Glanz und den Schmeichlern des Hofes, nie der Fall gewesen war.

Es war aber auch eine Freude, zu sehen, wie diese treuherzigen Menschen sie umgaben, ohne sie irgend zu belästigen; wie der Eine um den Andern ihr zutraulich seine kleinen Angelegenheiten vortragen durfte und die Fürstin durch ihre Antworten eine mütterliche Theilnahme zu erkennen gab, die diese harmlosen Menschen schon ganz glücklich machte, wenn es auch unmöglich war, alle ihre großen und kleinen Wünsche zu erfüllen. Oft blieb sie bei hübschen Kindern stehen, und sprach mit ihnen, küßte die Kleinen und schenkte ihnen Bonbons oder ließ sich von ihren Puppen erzählen; dann wieder hörte sie mit Theilnahme auf die lange Geschichte eines glücklichen Vaters von der Entbindung seiner Frau, und scheute selbst einen kleinen Umweg nicht, um die Wöchnerin zu besuchen und das Kind in der Wiege zu küssen und zu beschenken, bei dem sie die Pathenstelle übernahm; — sie besuchte und tröstete Kranke, trank bei einer armen Bäuerin ein Glas Milch und beschied diejenigen, denen sie im Augenblick nicht helfen konnte, nach Chambord, wo sie ihren Almosenier erwartete; denn hier war sie ohne Geld; aber ein reiches Herz voll Liebe, das sie diesem ehrlichen Volke brachte, galt den genügsamen Menschen mehr als alles Gold der Erde.

Je mehr sie sich dem Schlosse von Chambord näherte, um desto festlicher wurde die Scene. Alle die Tausende von Landleuten mit ihren gebräunten kräftigen Gesichtszügen erschienen in ihren besten Feierkleidern.

So war sie nach Nonant gekommen, wo ihr Reisewagen sie erwartete, aber ihr Gefolge noch nicht angekommen war, wegen des Aufenthaltes, der veranlaßt war durch den erzählten Unfall. — Sie bestieg zwar den Wagen, aber ließ das Verdeck zurückschlagen und Schritt fahren; indem sie allein im Wagen saß, sprach sie bald mit Diesem, bald mit Jenem aus der unermeßlichen Menschenmenge, die sie zu Tausenden begleitete. Jede Eskorte hatte sie verbeten; denn, sprach sie, das Volk von Frankreich bildet die beste Sicherheitswache für die Mutter des Sohnes von Frankreich." An Ehrenpforten und sonst übliche Empfangsfeierlichkeiten hatte man nicht gedacht; aber man überschüttete sie fast mit Blumen, die Mütter hoben ihre Kinder empor, damit sie sich für das ganze Leben das Bild der edlen Fürstin einprägen sollten, die ihnen so freundlich zuredete.

Endlich ragten aus der weiten Ebene zahllose Thürme und Thürmchen eines alterthümlichen grandiosen Baues hervor.

„Das ist Chambord!“ riefen eine Menge Stimmen einander zu, und froh wie Kinder, die ihrer Mutter eine schönen Puppe weisen, eitel wie junge Mädchen auf ihren schönsten Schmuck, zeigten die guten Leute der erhabenen Fürstin das alterthümliche Schloß Chambord, das alle Gemeinden Frankreichs dem Thronerben zum Wiegengeschenk gemacht hatten, und die Bewohner dieser Gegend waren stolz auf diese Besitzung, an die sich zudem so große historische Erinnerungen knüpfen.

Das Schloß Chambord liegt eine Stunde von der Loire in einer der schönsten und fruchtbarsten Auen der Touraine, nur drei Stunden von dem festen Schlosse Blois, am Meeresstrande, entfernt, welches später im Leben der Herzogin der Schauplatz einer so großen Katastrophe werden sollte; man sieht es von dorther auf das deutlichste. Chambord ist von Wiesen, Wäldern und Gewässer umgeben, die eine ebene, aber doch überaus anmuthig geschmückte Landschaft bilden.

Immer majestätischer stiegen die Riesengebäude des Schlosses von Chambord mit seinen mittelalterlichen Zinnen, Thürmen und normannischen Mauerkronen vor ihren Augen herauf; aber noch reicher und großartiger entfaltete sich vor ihrem Innern die Geschichte dieses Schlosses.

Von Franz I. war es erbaut, eine Königsburg seiner Größe und seiner Bestimmung nach. Auf geschmückten Terrassen erhebt es sich majestätisch über seine Umgebungen, und die verschiedenen reichen Facaden, Primaticcios Meisterwerke, haben bei aller Mannigfaltigkeit doch eine Harmonie, die ungemein wohlthuend auf das Gemüth des Beschauers wirkt.

Auch die Herzogin von Berry fühlte sich durch den Anblick dieses Schlosses auf das tiefste bewegt. Es war ihr, als steige Franz des Ersten glorreiches Zeitalter lebend vor ihren Blicken herauf.

An den Thoren des Schlosses wurde die Herzogin von dem Grafen Adrian de Calonne empfangen; er war es, der zuerst die glückliche Idee gehabt hatte, Chambord von den Gemeinden Frankreichs dem Herzoge von Bordeaux anbieten zu lassen.

Es war die einzige formelle Empfangsfeierlichkeit mit einer Rede, die an Franz I., Ludwig den Großen und Heinrich IV. erinnerte. Mit liebenswürdiger Ungeduld wünschte die Herzogin das Schloß zu sehen, das ihr doppelt theuer sei, als Eigenthum ihres Sohnes und als Denkmal der Liebe und Anhänglichkeit Frankreichs an den Erben der Krone.

Indeß war auch ihr Gefolge angekommen, und mit Freudenthränen umarmte die Herzogin die gerettete Ange-Marie, dann die schmeichelnde kleine Cäcilie — beide

sollten sie begleiten auf ihrer Wanderung durchs Schloß. Ange-Marie aber trug noch die ländliche Kleidung, die sie in der Hütte am Ufer der Loire angelegt hatte, und dieses malerische Kostüm stand dem wunderhübschen Kinde allerliebst. „Seht hier, lieben Leute," rief sie den Umstehenden zu, „den Beweis, daß wir alle zu einer großen Familie gehören; dieses Kind, das meinem Herzen so theuer ist, trägt die Kleidung der Landleute, die ich liebe, wie meine Kinder, und wird sie tragen so lange es ihr vergönnt sein wird, in der Mitte der guten Leute zu leben, die sich so kleiden."

Dieser Entschluß erweckte allgemeine Freude unter den Umstehenden und das schöne Kind war damit ein Idol des Volks geworden; man trug es fast auf den Händen und die Frauen von Chambord drängten sich um Ange-Marie her und sagten ihr tausend schöne Dinge in ihrem so naiv klingenden Patois.

Mit dem Gefolge waren auch die jungen Edelleute angekommen, die jetzt wieder in der bürgerlichen Kleidung ihres Standes sich der Herzogin vorstellen lassen wollten, um ihr ihre ferneren Dienste anzubieten. Nur einer fehlte, es war Charles, der, nachdem er seine nasse Kleidung von Atlas mit dem Anzuge eines jungen Landmanns aus der Touraine vertauscht hatte, zwischen den dunkeln, in seltsamen Figuren verschnittenen

Hecken des Parkes umherging und von den widersprechendsten Gefühlen bewegt, nicht wagte, sich der Herzogin zu nähern, um nicht den Anschein zu haben, als wollte er sich den Dank für die Rettung des engelschönen jungen Mädchens holen, dessen Bild seine ganze Seele füllte, seitdem er sie auf seinen Armen getragen hatte.

Hier war es, wo ihn sein Freund Sylvestre traf.

„He, du Träumer!" rief ihm dieser entgegen, „was thust Du hier unten im Hauptquartiere der Unken und Frösche, Schnecken und Regenwürmer, im Kleide eines Bauern, der nicht werth ist, den Titel eines Marquis von La Grange zu führen?

„Ich will," antwortete Charles, „mit diesen Bourbons nichts zu thun haben, die allen Fortschritten des Jahrhunderts so feindlich entgegen treten."

„Du kannst noch politisiren?" lachte Sylvestre, „nun, dann thut man Dir ein himmelschreiendes Unrecht, wenn man Dich für verliebt hält in die schöne Gerettete."

„Sie ist die Tochter eines Bourbons!" rief Charles mit einem Ausdruck, worin eben so viel Trotz als Abscheu lag. „Nie möge das Blut dieser Familie in den Adern meiner Kinder fließen!"

„Das ist brav von Dir," entgegnete Sylvestre; „ich aber fürchte, daß Deine Politik gar bald in arge Widersprüche mit Deinem Herzen gerathen wird."

„In dieſem Falle," verſetzte Charles ſehr ernſthaft, „bin ich der Mann, der ſich von einem Weibe nie beſiegen laſſen wird."

„O Herkules, denk an Omphale, die den ſtarken Herrn ſo unterjochte, daß er ſeine Löwenhaut ablegen und ihr den Faden ſpinnen mußte." So lachte der ſarkaſtiſche Freund hell auf. „Ich dagegen," fuhr er fort, „habe gleich von vornherein beſchloſſen, jenem Löwen zu gleichen, der ſich von Amor mit Blumenketten leiten läßt; der Gegenſtand meiner Flamme iſt nur noch zu jung, um einen ſolchen Ritt wagen zu dürfen; indeß gebe ich keinen Pfifferling für meinen Republikanismus, wenn ich mich, was der Himmel abwenden wolle, ernſtlich in dieſe kleine Cecilie verlieben ſollte. Adieu, ich begebe mich zur Cour, und Dir gebe ich den Rath, kein Narr zu ſein, Dich als Retter der Tochter des Herzogs von Berry zu manifeſtiren und das Großkreuz des Ordens des heiligen Ludwig, eine Kammerherrnſtelle am Hofe, oder die eines Colonel im Heere anzunehmen, jedenfalls aber doch um die Hand dieſer jungen Mylady Stevſon zu bewerben und glücklich zu ſein."

Damit wendete ihm der leichtſinnige Rathgeber lachend den Rücken und Charles ſchalt hinter ihm her: „Du Wetterfahne! Du Abtrünniger! was ſoll aus der heiligen Sache der Freiheit werden, wenn ſie ſolche Freunde zählt?"

Kaum hatte sich Sylvestre entfernt, so äußerte sich Charles im halblauten Selbstgespräch sehr zufrieden mit seiner eigenen vermeintlichen Charakterfestigkeit.

„Aber," fuhr er zu sich selbst redend fort, „wenn ich denn wirklich ein so fester und respectabler Charakter bin, so sehe ich nicht ein, warum ich mir nicht wenigstens das Vergnügen gestatten soll, meine schöne Gerettete incognito zu sehen. Meine Verkleidung wird mich gegen Entdeckung schützen; nur der ist ein ächter Mann, der dem Gegner ins Auge zu sehen wagt, ohne zu zittern; die Liebe aber ist der Feind, den ich zu bekämpfen habe, um meinem Vaterlande getreu zu bleiben."

Und damit ging er, sich unter die Menge zu mischen.

Die Herzogin war indeß auf der wundersamen Wendeltreppe hinaufgestiegen, die als ein Meisterstück Primaticcios so berühmt ist und gleichsam als das Wahrzeichen von Chambord gezeigt wird, weil sie so eingerichtet ist, daß sie zwei Schneckengänge neben einander bildet, so daß die hinauf- und herabgehenden Personen einander nicht begegnen. Madame bewunderte die solide und doch zugleich leichte, graziöse und kunstreiche Struktur dieser Treppe, die in die obern Gemächer und Säle des Schlosses führt, welche so zahlreich sind, daß alle Könige Europa's darin gleichzeitig residiren könnten.

In jedem derselben erwarteten sie neue Überraschungen und auf den Terrassen des Hauptthurms genoß sie eine über alle Schilderung erhabene Aussicht.

Ihre Blicke schweiften über den sechstausend Morgen großen, mit Wald besetzten Park, der von zahllosen schnurgeraden Alleen durchschnitten ist, über die Loire hinaus, deren zahllose Windungen wie Silber blitzten, im Blaugrün der fernen Fluren — auf das alte Schloß von Blois, das hoch in den Lüften sich erhebt, — auf die Spitze des Münsters von Clery, am fernen Horizonte, in dessen Grüften ein französischer König ruhet — und jenseits der Loire auf unzählige Schlösser und auf die reichen dunkeln Wälder von Blois, Bussy und von Boulogne.

Die Menge der historischen Erinnerungen, die sich hier anknüpfen, dringen zu tief ein in die ältere Spezialgeschichte Frankreichs, um hier in einem fremden Lande Sympathien finden zu können; aber sie erfüllten die Seele der Fürstin mit jenem Hochgefühl des Bewußtseins ihrer erhabenen Stellung, als Enkelin so vieler berühmten Ahnherren.

Als die Herzogin lange diese wunderherrliche Aussicht genossen hatte, wünschte sie, zu der kolossalen Lilie hinaufzusteigen, die den erhabensten Punkt des Schlosses von Chambord ziert.

Das Hinaufsteigen zu dieser Höhe war nicht ohne Gefahr. Man mußte sehr schwindelfrei sein, um auf

dem etwa drei Fuß breiten Gesimse ohne Geländer über 200 Fuß hoch in den Lüften gleichsam zu schweben. Die Herzogin schien Gefahr zu lieben und sie aufzusuchen. Es hat die Gefahr einen eigenen romantischen Zauber für lebenskräftige Gemüther. Vergebens hatte man sie beschworen, dieses Wagstück nicht zu unternehmen, das eins der kostbarsten Leben in Frankreich aufs Spiel setzen würde. Man erzählte ihr das Beispiel einer jungen schönen Engländerin, die der Versuchung, ihren Namen auf jene Lilie einzuschreiben, nicht habe widerstehen können und, vom Schwindel ergriffen, herabgestürzt und elend zerschmettert sei.

„Das war Vorwitz von jener jungen Person," entgegnete die Herzogin lächelnd; „denn sie, eine Fremde, hatte kaum einmal das Recht, noch weniger die Pflicht, ihren Namen auf Frankreichs Lilie einzutragen; ich aber habe die Verpflichtung, als Mutter des Herzogs von Bordeaux, von diesem Schlosse Besitz zu ergreifen, und ich frage: kann es würdiger geschehen, als indem ich meinen Namen an die Lilie von Frankreich schreibe?"

Auch dorthinauf wollte ihr Ange-Marie folgen; doch auf Befehl der Herzogin wurde sie von ihren Umgebungen zurückgehalten. Beide Kinder weinten; da sprach ein junger Mann, in der Kleidung der Landleute jener Gegend, dessen feines Benehmen und feinere Hautfarbe den höhern Stand verrieth; „Beruhigen Sie sich,

Myladys; die Besteigung der Lilie von Chambord sieht gefährlicher aus, als sie es ist, denn am Gestein da oben giebt es eiserne Haken und Handhaben, an denen man sich halten kann, wenn man schwindelig wird; ich werde die Ehre haben, Madame zu folgen, und traue mir Kraft und Gewandtheit genug zu, sie zu halten, wenn Ihre Hoheit das Gleichgewicht verlieren sollte."

Die Herzogin hatte diese Rede nicht vernommen; sie war schon die schmale Treppe hinaufgestiegen, die zu dem verhängnißvollen Fries hinaufführte und der junge Mann eilte, ihr zu folgen.

„Madame," sprach er in dem Augenblick, als sie das Gesimse des Thurms betreten wollte, „werden wohlthun, sich der Handhaben zu bedienen, die sich an der Mauer befinden, und mir zu gestatten, Ihnen auf dem Fuße folgen zu dürfen, um im Nothfalle zur Hand zu sein."

Überrascht blickte sie ihn etwas unmuthig an; aber sein angenehmes Äußere und die bescheidene, feine Manier, womit er diese Bitte vorbrachte, versöhnten sie schnell und sie fragte mit mehr Milde, als ihr erster Blick erwarten ließ: „Nun, mein Sohn, und wer gab Dir das Recht, mir zu folgen?"

„Ich bin der Sohn des Kastellans von Chambord," sprach Charles ruhig, „und versehe die Stelle eines Schloßwärters. Ew. Hoheit werden daher die

Gnade haben, einzusehen, daß meine Stellung mir die angenehme Pflicht auflegt ....."

„Ha — ich verstehe," antwortete sie lächelnd, „Du willst sehen, wie ich den Hals breche, um der erste Sterbliche zu sein, der Sankt Peter davon avertirt."

„In diesem Falle, den Gott abwenden wolle," versetzte Charles ernsthaft, „würde ich keinen Anstand nehmen, meine Pflicht als Kurier zu erfüllen und mich Ew. Hoheit nachzustürzen, sobald es mir nicht gelingen sollte, den Unglücksfall abzuwenden."

Die Herzogin lächelte und wagte die große Ascension, ohne den geringsten Schwindel zu verrathen. Charles folgte ihr auf dem Fuße, zur großen Verwunderung seiner Kameraden, die von einem Altan, auf einem vorspringenden andern Flügel des Schlosses, dieses Wagniß mit ansahen. Unter dem athemlosen Hinaufstarren einer unermeßlichen Menschenmenge, die den Schloßhof füllte, erreichte die Herzogin die kolossale Lilie am Giebel des Schlosses, und nachdem sie mit Interesse die dort eingegrabenen Namen gelesen hatte, forderte sie ein Instrument, um auch den ihrigen hinzuzufügen. Charles gerieth darüber in nicht geringe Verlegenheit. Er hatte nur ein einziges Instrument bei sich, das sich allenfalls dazu verwenden ließ, und etwas unüberlegt, nur von dem Gedanken beherrscht, der Herzogin gefällig zu sein, gab er es heraus. Es war ein stählerner Pfeil,

womit man damals die Haarflechten der jungen Mädchen aufſteckte, der mit Gold eingelegt und mit Rubinen beſetzt war.

Die Herzogin betrachtete das Kleinod überraſcht, dann den jungen Mann, und rief: „das iſt ja Ange-Marie's Haarpfeil! ihr Name ſteht darauf eingeätzt."

„Ich habe ihn am Ufer der Loire gefunden," entgegnete Charles erröthend und ſchlug die Augen nieder.

„Mein Herr," ſprach ſie, „Sie ſind nicht der, den Ihre Kleidung bezeichnet; täuſcht mich mein Gedächtniß nicht, ſo waren Sie einer der jungen Kavaliere, die mich über die Loire ſetzten."

„Ew. Hoheit werden ein Unglück haben," verſetzte Charles, um abzulenken, „wenn Sie nicht eilen, dieſe gefährliche Stelle zu verlaſſen."

— „Und — ja gewiß — der Retter von Ange-Marie!"

— „Die Mauerbrüſtung, worauf Ew. Hoheit ſtehen, iſt bereits ſehr morſch! wie leicht bröckelt ein Stein herunter, und dann ....."

„Setzen wir unten das Verhör fort und vollenden wir hier unſer Geſchäft."

Nun ſchrieb die Herzogin in den weichen Sandſtein: „Maria Karolina, am 18. Juni 1828," gab dann dem jungen Mann mit der anmuthigſten Freundlichkeit den Pfeil zurück und ſprach: „behalten Sie

diesen Pfeil zum Andenken an die Gerettete." Charles nahm ihn mit einer so sichtbaren Freude wieder zurück, daß die Herzogin mit dem Finger drohend und lächelnd hinzufügte: „Aber hüten Sie sich, daß er nicht gemißbraucht werde von dem kleinen Schelm in der Götterwelt, dessen Bekanntschaft ein junger Edelmann ziemlich früh zu machen pflegt."

Charles schönes Antlitz war wie mit Purpur übergossen; ein Beweis, daß die Herzogin ein tiefes Bewußtsein in ihm getroffen hatte.

Als Beide wieder unten angekommen waren und die Herzogin ihn nach seinem Namen fragen wollte, war der junge Mann schon in der Menge verschwunden.

Nach dem Aufenthalte von einigen Stunden setzte die Herzogin ihre Reise wieder fort. Als sie das Schloß verließ, wurde ihr ein alter Vendeer vorgestellt, der Adjunkt bei der Mairie von Malives war.

„Sie sind aus der Vendee?" fragte ihn die Herzogin bewegt. „Ich stehe im Begriff," fuhr sie fort, „eine Reise durch Ihr Land zu machen und verspreche mir einen großen Genuß davon. Schon lange war es mein Wunsch, die tapfere Vendee zu sehen, und nun fühle ich mich glücklich, diesem treuen Lande schon so nahe zu sein."

In Samür betrat die Fürstin zuerst jene Provinzen des Westens, die einen erfolglosen Riesenkampf gegen die Republik gefochten hatten. Jedes Gebüsch und jedes Feld hat in diesem Lande seine historischen Erinnerungen. Dort war Heinrich von La Roche-Jaquelein ein Held geworden in einem Alter, wo man kaum aufgehört hat, Kind zu sein, und Cathelineau, der Heilige von Anjou; Stoffelet, der kühne Forstwart, den der Krieg zum berühmten General gemacht hatte; der fromme Lescure, der milde Bonchamps — alle diese großen Landleute, die noch in der Erinnerung ihrer Kinder und Enkel fortlebten; alle diese tapferen Edelleute, die erst alle gewohnte Kriegführung hatten verlernen müssen, um den Waldkrieg, wie er im Urzustande der Völker geführt sein mag, aufs neue zu erlernen.

Die Herzogin kannte die Geschichte dieses Landes und die hochherzige Aufopferung dieses Volkes für das Königthum. Hat man das Thor Samürs verlassen, so wandelt der Fuß auf dem blutgetränkten Boden dieses treuen Heldenthums. Mit erhöheten Gefühlen und mächtiger Begeisterung betrat sie dieses Land, ohne zu ahnen, welche Katastrophe es noch einst in ihren Lebensverhältnissen darbieten würde. Alle fürstliche Repräsentation legte sie ab und verbannte jede Etikette aus ihren Umgebungen. Man hatte ihr gesagt, das ganze Land sei nur von Hecken und Gräben durchschnitten und

unfahrbare Wege würden es ihr unmöglich machen, zu Wagen zu reisen.

„Desto besser," entgegnete sie, „so werde ich Vendeerin sein!" und nun durchzog sie das schöne, wunderliche Land nach allen Seiten hin zu Fuß, oder auf einem der kleinen Gebirgspferde reitend, begleitet von den adeligen Damen von Charette, La Roche-Jaquelein, Beauchamp, Zuzannet und Anderen, die gleichsam die Ehrengarde der Vendee bildeten. Auch ihre beiden Pflegetöchter, Ange-Marie und Cecilie, mit ihrer Gouvernante, ritten auf kleinen Pferden, welche ein Paar hübsche junge Bauerbursche mit großer Geschicklichkeit und Vorsicht am Zügel führten.

Die Freiheit von Etikette, welche die Herzogin eingeführt hatte, und das zutrauliche Wesen der Landleute jener Gegend gestattete diesen jungen Leuten, mit den beiden jungen Mädchen ungezwungen zu plaudern, und das schien beiden Theilen viel Vergnügen zu machen. Die jungen Männer waren artig und fein, bei aller Natürlichkeit des Benehmens, und die beiden jungen Schwestern waren so naiv-liebenswürdig, daß ihre Begleiter sich davon ganz entzückt fühlten. Beide schienen es zu vermeiden, von der Herzogin bemerkt zu werden, indem sie sich unter irgend einem Vorwande entfernten, sobald diese ihre Pflegetöchter unmittelbar in ihre Nähe kommen ließ.

Hier gab es auf der Reise der Herzogin keine Relais von Ceremoniell, keinen gemachten Enthusiasmus oder echelonirte Glückwünsche; wohl aber brachte jeder Tag sein Fest, doch von so eigner Art, daß dadurch der tiefste Eindruck auf die Seele der hohen Frau gemacht werden mußte.

So trat die Herzogin u. a. in die Kirche von St. Florent, um die Messe zu hören, und kniete nieder mitten unter den Betenden; da flüsterte es ihr in's Ohr: „Madame befinden sich in der Kirche von St. Florent, die einst, auf Befehl des General Beauchamps, fünftausend gerettete Verwundete aufnahm, und fünf Schritte von der Stelle, wo jetzt Ew. Hoheit knieen, hauchte dieser edle Held sein Leben aus."

Als sie sich Quiberon näherte, mischte sich auf ergreifende Weise der Ruf: „vive le Roi!" mit dem dumpfen de Profundis des Trauergottesdienstes, am Tage einer Schlacht, für die Seelen der Gefallenen, die an diesem Tage vor dreißig Jahren auf eben dieser unwirthbaren Küste, mit demselben Rufe und Grabgesange, dem Tode entgegen gegangen waren.

Der Boden der Vendee lebte von solchen großen Erinnerungen, die ihr Herz entflammen mußten. Die Überreste jener alten Volkskohorten, welche damals für das Königthum gekämpft und geblutet hatten, zogen ihr entgegen mit ihren zerschossenen und verwitterten Fahnen.

Es gab Scenen voll rührender Feierlichkeit, die jedoch nur in den einfachsten Ergüssen einer treuen, zutraulichen Volksliebe bestanden.

Die Landleute wendeten sich an die Schlösser des Adels, um Theilnahme für ihre Freuden zu werben, wie sie eben dort Theilnehmer für ihren loyalen Widerstand gegen die legitime Gewalt geworben hatten. Die ganze Gegend bedeckte sich mit weißen Fahnen, und gleich den Schlössern hatte jede Hütte ihr eigenes Banner der Treue und Liebe für die Bourbons.

In diesen Tagen war die tiefste Rührung die herrschende Stimmung der Herzogin. Die ganze Gegend erschien ihr wie ein lebendes Heldengedicht und sie kannte die Geschichte des Vendeerkrieges so genau, daß man ihr nur die Stelle, wo sie sich befand, zu nennen brauchte, und sogleich erzählte sie ihren Umgebungen jede große That, die sich dort ereignet hatte.

Unter den Begleitern der Herzogin befand sich ein junger Mann, für den sie sich besonders zu interessiren schien; denn er ritt mehrere Tage lang stets an ihrer Seite und befand sich in den Schlössern oder Hütten, oder selbst im Walde, wo sie übernachtete, stets in ihrer Nähe. Die Damen, welche die Herzogin umgaben, nannten ihn den schönen Adonis, da er ihnen völlig fremd und bei seinem Erscheinen nicht vorgestellt war. In der That hatte dieser junge Mann etwas Antikes im

griechischen Profil seiner schönen Gesichtszüge; seine Hautfarbe war so gleichmäßig brünett, seine dunkeln Augen waren so groß und brennend, sein Haar und der noch seidenweiche Schnurrbart so glänzend schwarz, daß sich die südliche Abstammung dieses Mannes durchaus nicht verkennen ließ. Das Französische sprach er mit aller der Eleganz und Feinheit einer Person aus den höchsten Ständen, aber doch mit einem italienischen Accent, der dieser Sprache etwas unbeschreiblich Weiches und Anmuthiges giebt. Auch sein Organ war schön weich und volltönend zugleich, und ungemein viel Geist und Leben schien in seiner Unterhaltung zu liegen, wenigstens war das Gespräch zwischen ihm und der Herzogin sehr animirt, besonders von ihrer Seite, da sie, wie bekannt, einen sehr lebhaften Geist besaß. Wenn sie nur etwas sich angeregt fühlte, so war ihre Konversation eben so lebendig als warm und beseelt von jener geistreichen Grazie, die, wo sie ungesucht und ohne Affektation sich mittheilt, eine Frau so anziehend macht, daß sie weder der Schönheit noch der Jugend bedarf, um Herzen zu bezaubern.

Von jenem interessanten jungen Mann, der die Herzogin begleitete, wußte man weiter nichts, als daß er in St. Florent mit Kurierpferden von Paris angekommen war und der Herzogin einen Brief überreicht hatte, als sie eben aus der Kirche kam. Man erzählte

sich, daß die Herzogin darüber lebhafte Freude geäußert und den Brief mehrere Male geküßt habe und vermuthete, daß dieser Brief von ihren Verwandten aus Neapel herrühre. Alsdann mußte der junge Mann ein Kurier von dorther sein; aber seine Manieren waren so fein, leicht und sicher, so voll Ergebenheit und doch nicht ohne Selbstgefühl, daß nothwendig dieser Fremde ein Mann von Stande sein mußte, der gewohnt war, an Höfen zu leben.

Ihm erzählte sie mit warmer Begeisterung einige schöne Züge aus dem Vendeer-Kriege. Dort hatte Cathelineau das Brod, das er eben knetete, verlassen, um sich an die Spitze einer Schaar muthiger Vendeer zu stellen und die schönsten Heere und die tapfersten Generale der Republik zu schlagen. Aus einem geringen Bürger war er plötzlich ein großer Feldherr geworden.

Nicht weit davon hatte Heinrich von La Roche-Jaquelein die berühmte Anrede an sein Heer gehalten: „Gehe ich vor, so folgt mir; weiche ich, so tödtet mich; falle ich, so rächt mich!“ Diesem Führer war die Vendee ein volles Jahr gefolgt, und mit welchem Ruhme! — Man stellte ein Kreuz auf sein Grab, und diese Stelle wurde bald ein Wallfahrtsort für alle patriotischen Vendeer. Maria Karolina, Herzogin von Berry, kniete neben diesem Kreuze nieder und betete für

das Seelenheil des berühmten Gefallenen. Alle Umstehenden folgten ihrem Beispiele; es war eine rührende Scene. Man sah Thränen in jedem Auge. Auch die beiden jungen Landleute, welche die Pferde der schönen Ange-Marie und der lieblichen Cecilie am Zügel führten, befanden sich noch immer, unbemerkt von der Herzogin, in der sie umgebenden Menge.

Da erzählte man der edlen Fürstin noch einige Züge aus dem Leben des jungen Vendeer-Helden. Der junge General La Roche-Jaquelein pflegte, um den Seinigen kenntlicher zu sein, ein rothes Tuch um den Kopf gebunden zu tragen und ein anderes als Gürtel, worin er seine Pistolen stecken hatte. Bald aber hatten sich die Blauen (das war der Spottname der Soldaten der Republik) dieses Abzeichen gemerkt und nun nahmen alle feindlichen Kugeln ihre Richtung gegen das rothe Tuch. Da baten ihn, nach Beendigung einer solchen Schlacht, Soldaten und Offiziere inständigst, dieses auffallende Abzeichen zu entfernen, das den Kugeln der Feinde ein so leichtes Ziel darböte. „Meine Freunde," entgegnete er, „ich würde damit ein übles Beispiel von Furcht geben, die ich nicht kenne, und würde meine Freunde zum Ziel der Kugeln machen, die jetzt nur gegen mich gerichtet sind." Kaum aber war diese Antwort im Heere bekannt geworden, so erschien jeder Vendeer in ähnlichem Feldschmuck und nun konnten die

Blauen in der nächsten Schlacht nicht mehr schreien: „schießt auf das rothe Tuch!“

Wieder andere Züge von Muth und Hingebung der Vendeer wurden ihr in Beaupreau erzählt.

In jenen Zeiten des Widerstandes gegen die ungesetzliche Gewalt waren die Landleute der umliegenden Gegend bewaffnet in das Schloß des Marquis d'Elbée gedrungen. „Ihr seid Offizier des Königs!“ riefen sie ihm zu, „stellt Euch an unsere Spitze und führt uns gegen die Republikaner.“ — „Ich kenne meine Pflicht, Freunde,“ hatte darauf der Marquis erwidert, „und werde den Tod nicht fürchten, um zur Vertheidigung des Königs zu sterben. Ihr aber seid keine Soldaten und werdet wohlthun, in Eure Hütte zurückzukehren.“

Die Bauern der Vendee aber beharrten auf ihrem Entschluß. „Wir wollen ausziehen,“ sprachen sie, „den König zu befreien. Ihr seid Offizier und sollt unser Führer sein.“ — Elbée widerstand absichtlich diesem Vorschlage, um nur die Tapfersten für den mörderischen Kampf zu gewinnen. „Meine Freunde,“ sprach er, „es ist jetzt Abend; die Nacht bricht herein; geht für jetzt nach Hause und bedenkt noch einmal, was Ihr fordert. Soll ich morgen Euer Führer sein — wohl! so stelle ich mich an Eure Spitze. Doch überlegt, ehe Ihr handelt. Habt Ihr einmal die Waffen ergriffen,

so ist keine Rückkehr mehr möglich. Man wird Eure Häuser niederbrennen, Weiber und Kinder erschlagen oder vertreiben; für Euch wird dann keine Gnade mehr zu hoffen sein, für Eure Familien keine Ruhe und kein Frieden. Ich gebrauche nicht Soldaten, sondern Märtyrer!"

Noch einmal befahl Eblée, sie sollten jetzt ruhig nach Hause gehen, und setzte hinzu: „Nur diejenigen, die auf jedes Unglück gefaßt sind, mögen morgen wiederkommen, für heute nehme ich kein Versprechen an. Und als nun der Morgen graute, da waren zweimal so viel bewaffnete Landleute herbeigekommen. Mit blitzenden Augen füllten sie die weiten Räume der Schloßhöfe und Elbée zog seinen Degen, um ihn nie wieder einzustecken und rief: „vive le Roi!" und wie ein rollender Donner, so hallte dieser Ruf zurück aus dem Munde von tausend bärtigen Kriegern.

Die Herzogin legte den ersten Stein zu dem für Eblée zu stiftenden Denkmale.

So führte man sie von Sieg zu Sieg, von Grab zu Grab, bis zu der Stelle, wo das zusammengeschmolzene Heer der Vendeer sich zum letzten Male gelagert hatte — man führte sie dahin, wo die Helden Beauchamps, Lescure und d'Eblée zum Tode verwundet waren und wo endlich der unheilvolle Übergang über die Loire Stand fand — dieser schreckliche Übergang, der

gleichsam als ein Vorspiel zu dem Übergange der Franzosen über die Beresina im J. 1812 betrachtet werden kann.

Solche große Erinnerungen belebten die Kraft der Herzogin immer auf's neue wieder, wenn sie erschöpft war von den Anstrengungen einer Reise, auf der sie den ganzen Tag zu Pferde sich der brennenden Sonne des Juni, so wie den Stürmen und dem Regen eines Ungewitters mit gleicher Ruhe und Heiterkeit aussetzte. Und wenn man sie bat, sich zu schonen und weniger von den Hauptstraßen abzuweichen, wo sie mit mehr Bequemlichkeit reisen könne, so entgegnete sie: „es ist nicht mehr als billig, daß ich mich auch einiger Mühseligkeiten aussetze, um diejenigen kennen zu lernen, die ihr Blut für uns vergossen haben!" — Solche Reden fanden bald den Weg zum Herzen des Volks.

Bei der Besichtigung von Charettes Denkmal fragte die Herzogin, im Kreise umherblickend: „lebt kein Verwandter dieses Helden der Vendee mehr?"

Da stellte der Präfekt des Departements einen fein gekleideten jungen Mann als den Neffen des General Charette de la Cautric vor, und dieser junge Mann verbeugte sich tief und befangen der Fürstin gegenüber. Diese sah ihn einen Augenblick fragend an; doch schien sie jede nicht zur Sache gehörige Bemerkung unterdrücken zu wollen, verließ den Arm ihres Oberstallmeisters, Herrn

von Menars, um sich von diesem Neffen des berühmten Vendeers führen zu lassen.

Ein Murmeln des Beifalls erhob sich in der sie umgebenden Menge; es war damit von der Herzogin symbolisch angedeutet, daß die Vendee als eine Stütze für den Thron der Bourbons anerkannt werde.

Zu dem jungen Mann aber sprach sie: „Ich betrachte Sie als den Erben des Muths und der Treue des tapfern Mannes, dem dieses Denkmal gilt, und glaube mich nicht zu irren, wenn ich behaupte, davon schon Beweise empfangen zu haben."

„Madame ist sehr gütig," entgegnete der junge Mensch mit einiger Befangenheit.

„Sie waren mit auf der Barke unter den muthigen jungen Edelleuten, die mich über die Loire gerudert haben."

„Ich hatte die Ehre, meine Schuldigkeit thun zu dürfen."

„Sie waren es," fuhr die Herzogin fort, „der meine Ange-Marie gerettet hat."

„Madame wolle mir gnädigst eine Erklärung erlassen über einen Glücksfall, den ich nicht als mein Verdienst, sondern als eine Fügung Gottes betrachten darf."

„O, Sie waren mein Retter!" rief Ange-Marie mit dankbarer Lebhaftigkeit aus. „O wie dankbar bin

ich Ihnen dafür! nur Gott kann es belohnen, daß Sie sich um eines unbedeutenden Mädchens willen in Lebensgefahr stürzten."

„Und dennoch, Mademoiselle, stehe ich als ein schwerer Sünder vor Ihren engelreinen Blicken; ich war der Räuber dieses Kleinods aus Ihrem Haar, das der Moment der Rettung in meine Hand führte. Mademoiselle würde eine großmüthige Vergeltung üben, wenn sie mir erlaubte, es zu behalten."

Ange-Marie gerieth in sichtbare Verlegenheit und blickte auf die Herzogin. „Genügt es Ihrem Gewissen noch nicht," sprach diese, „daß ich in Vertretung von Mutterstelle bei der Lilie von Chambord Ihnen die gewünschte Erlaubniß schon ertheilt habe?"

„Der Rechtsform allerdings, aber dem Herzen nicht; dieses würde sich beglückter fühlen durch ein Geschenk dieses Andenkens aus der Hand der jungen Dame, der ich es geraubt habe; überdies scheint Mademoiselle nicht geneigt, ein solches Opfer zu bringen, und mir bleibt nichts übrig, als es mit der Bitte um Verzeihung zurückzugeben."

Damit gab er den Haarpfeil mit Blicken, die eine große Niedergeschlagenheit ausdrückten, in die Hände der lieblichen Ange-Marie zurück.

„Da Madame es erlaubt hat," entgegnete das junge Mädchen, „daß Sie diese unbedeutende Kleinigkeit behalten, so kann es mir nur Vergnügen machen,

sie dem Retter meines Lebens zurückzugeben." Mit diesen Worten übergab sie das Kleinod dem glücklichen Charles, der es mit der lebhaftesten Freude annahm.

„Aber wozu diese Verkleidung," fragte die Herzogin, „als Sie mir zur Lilie des Schlosses folgten? wozu meiner Nachforschung nach dem Retter dieses Kindes entweichen?"

„Madame, ich hatte es nicht wagen dürfen," antwortete Charles, indem er offenbar Ausflüchte suchte, „in den von der Loire her noch nassen Kleidern vor Ew. Hoheit zu erscheinen und andere Kleidung, als die ländliche, war so schnell nicht zur Hand."

„Zudem," lächelte die Herzogin über die Ausflucht, „hatten Sie ja auch in Chambord das Amt eines Schloßwärters zu bekleiden, wofür ich Ihnen sehr dankbar bin. Werden Sie mir vielleicht jetzt Ihren Namen sagen, um dem Könige Gelegenheit zu geben, Ihr Glück zu machen, wenn es in menschlicher Macht steht?"

„Madame, ich heiße Charles, Marquis von La Grange und habe Auftrag von meinem Vater, Ew. Hoheit um die Gnade zu bitten, in seinem Schlosse von den Anstrengungen der Reise etwas auszuruhen."

„Monsieur, wir werden uns dort wiedersehen. Doch zuvor betrachten wir das Denkmal Ihres tapfern Onkels und erzählen Sie mir, was Sie von seinen

Lebensverhältnissen wissen. Der Blick in eine so schöne, hochherzige Vergangenheit bleibt doch immer eine Stärkung für die Gegenwart."

So lenkte sie mit Gewandtheit ab von dem delikaten Punkt des Privatlebens, der leicht zu nähern Verhältnissen führen konnte, und führte das Gespräch auf allgemeine Gegenstände zurück, ohne den verbindlichen Ton aufzugeben, den sie dem Retter ihrer Pflegetochter schuldig zu sein glaubte.

Ange-Marie aber flüsterte ihrer jüngern Schwester zu: „Er ist ja derselbe, der mein Pferd in den Gebirgen am Zügel führte," und Cecilie entgegnete: „dort steht auch der Andere, der das meinige führte."

Es waren Charles und Sylvestre, ein Herr von Clisson, der sich ebenfalls mehr salonmäßig gekleidet unter den Kavalieren der Umgegend befand, die der Herzogin bald darauf vorgestellt wurden.

Am Abend desselben Tages waren beide junge Männer allein.

„Nun, Charles," sprach Sylvestre, „wie steht es mit unserm politischen Glaubensbekenntnisse?"

„Ich fühle jetzt erst, daß die Begeisterung unserer Väter für das Königthum kein leerer Schall war."

„Eh bien!" lachte Sylvestre, „es giebt Höheres, als die Politik."

„Die Liebe!“ entgegnete Charles, und die Dazwischenkunft eines Dritten unterbrach jede weitere Erklärung.

Die Herzogin setzte die Reise fort, und ihre Art zu reisen gab noch zu mancher Annäherung der beiden jungen Männer an ihre Pflegetöchter Veranlassung.

Der räthselhafte Fremde war, nachdem die Herzogin im Schlosse von Vizin einen langen Brief geschrieben hatte, abgereiset. Die Landleute näherten sich der hohen Frau mit achtungsvoller Zutraulichkeit und unterhielten sich freimüthig mit ihr. Man kennt in der kriegerischen Vendee keine andere Begrüßungsart, als durch Gewehrsalven, und die Herzogin liebte diese kriegerische Musik, die auf dem Schauplatz so vieler Heldenthaten einen ganz eigenen romantischen Charakter trug. Auch saß sie gut und elegant zu Pferde und ritt vorzugsweise die muntersten Thiere, die sich oft bäumten oder scheuten, wenn ihnen dicht vor der Nase ein Gewehr abgeschossen wurde. Doch mußten sie der Sicherheit der gewandten Reiterin gehorchen, und oft hörte man mitten im Haufen der erstaunten Landleute den Ausruf: „ei seht nur die kleine, brave Frau, sie fürchtet sich nicht!“

Abends machte sie Halt vor irgend einem Schlosse, dessen Eigenthümer herbeieilte, um sie ehrerbietig auf der Schwelle zu empfangen. So rastete sie zuerst in

La Grange, wo Charles Vater, ein ehrwürdiger Royalist im weißen Haar, und dessen Gattin, eine würdige Matrone, sie empfingen.

Die Herzogin mit ihren Pflegetöchtern logirten in einem Flügel des Schlosses, der eine offene Veranda nach dem Garten hinaus hatte. Hier erschallten noch spät in der Nacht Guitarrentöne und einer jener südlichen Nationalgesänge, die nur Glut und Liebe athmen, von einer herrlichen, volltönenden Baritonstimme mit dem innigsten Schmelz des Gefühls vorgetragen. Die Herzogin war in ihrem Kabinet noch mit Briefschreiben beschäftigt gewesen, sie horchte bei diesen Tönen und trat dann hinaus auf die Veranda.

Sollte er es sein, sprach sie leise zu sich selbst, dessen schönes Organ schon, wenn er redet, so mächtig in die Seele dringt? Aber nein, er ist ja Italiener, wie sollte er diese Mundart der Vendeer und ihre Romanzen kennen? und dann, habe ich ihn nicht zurück nach Neapel geschickt? und doch bat er so rührend, ihn nicht aus meiner Nähe zu verbannen — das würde ihn unglücklich machen. Sollte er meinen Befehlen ungehorsam gewesen sein? sollte er wissen, daß ich ihn mit dieser Kurierreise nur beauftragt, um Gefühlen zu entfliehen, die ich verdammen muß? Gut, ich werde ihn rufen, um ihm seine thörichten Hoffnungen und Wünsche für immer zu benehmen. — Als der Sänger schwieg, rief sie

mit halblauter Stimme: „Nur näher, ich habe ein Wort mit dem Sänger zu reden.“

Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, so ertönte das Instrument noch einmal schrillend, wie mit einem heftigen Griff in die Saiten und dann raschelte es im Gebüsch, und der Sänger war verschwunden.

„Sonderbar!“ redete die Herzogin vor sich hin, „sollte es Einer von diesen jungen Kavalieren gewesen sein, vielleicht der Sohn vom Hause, der Neffe von Charette, der mir diese Aufmerksamkeit erzeigt? er ist ein hübscher, junger Mann, indeß möge er nicht zu kühn sein in seinen Bewerbungen um meine Gunst, sie können ihm kein Glück bringen. Vermögte ich es jemals über mein Gefühl, noch einmal zu lieben, ach! dann wäre meine Wahl schon getroffen!“

Die Einzige, welche diese Serenade richtig zu deuten wußte, war Ange-Marie. Sie saß horchend aufgerichtet auf ihrem weißen Bettchen bei offenem Fenster; dann legte sie die Hände auf das klopfende Herz und sprach ganz leise: das gilt mir, es war Charles!

Die weitere Reise in der Vendee war reich an romantischem Zauber dieser ländlich schönen Umgebungen und der anmuthigen, kleinen Ereignisse. Madame rastete nach einander in den Schlössern von Serrant, Coubereau, Closſen, Vizin und Landebaudiere. Wenn

es die Witterung gestattete, nahm sie ihr Mittagsmahl unter freiem Himmel ein, von unzähligen Vendeern umgeben, die von Zeit zu Zeit Freudenschüsse aus ihren alten Musketen abfeuerten. Dann wurden von den jungen Landleuten und Mädchen jene reizenden, südlichen Nationaltänze aufgeführt, an denen die Herzogin nicht selten Theil nahm. Bei dem Schalle des Biniou und der Veze ertönten die Volksgesänge des Landes. Die alten Sitten und Gebräuche haben sich in jenen Gegenden bis auf die neuesten Zeiten erhalten und sind gleichsam in diesen Boden mit den tausend Hecken der umzäunten Felder, Gräben und Baumgruppen, die ein wahres Labyrinth von Fußsteigen und Schlupfwinkeln bilden, so festgewurzelt, daß die Enkel noch dieselben Tänze, Gesänge und Trachten lieben, welche schon ihre Urgroßväter von ihren Vorfahren überliefert erhalten hatten.

Nicht selten verließ die Prinzeß früh Morgens, wenn alles noch schlief, heimlich ihr Gefolge und ging allein oder nur von einer Kammerfrau begleitet auf Nebenwegen zu Fuß in einer ganz andern Richtung hin, als sie Tages vorher angekündigt hatte. Einer in ihrem Gefolge, gewöhnlich der Herr von Menars, wußte um die kleinen Geheimnisse solcher romantischen Wanderungen, und die ungebundene Freiheit solcher Ausflüge hatte einen unendlichen Reiz für sie. Je mehr sie sich

oft völlig unerkannt unter das Volk mischen konnte, desto größer war das Vergnügen, wenn sie durch ihre einnehmende Persönlichkeit sich beliebt zu machen wußte, und desto ergötzlicher die Überraschung, wenn man sie endlich erkannte.

Einst war sie auch ganz allein schon eine Stunde vor dem bestimmten Aufbruch fortgegangen und in eine einsame Hütte eingekehrt, um ein Glas Milch zu trinken. Die Bauerfrau aber war auf dem Felde und in der Wiege lag ein Kind, von einem etwa zehnjährigen kleinen Mädchen gewiegt; dieses aber schickte die Herzogin fort, um ihre Mutter vom Felde zu holen und als die Frau zurückkam, fand sie eine ihr fremde Frau in einfach bürgerlicher Landestracht auf der Bank sitzend und mit dem Fuße das Kind wiegend, indem sie ein Wiegenlied dazu sang. Die Prinzeß hatte leicht einen Vorwand gefunden, um ihr Incognito bewahren zu können und arglos plauderte die Bauerfrau mit der hohen Dame, die sich von ihr mit Interesse die kleinsten Familien- und häuslichen Verhältnisse erzählen ließ. So ging die Zeit hin, bis das Gefolge der Herzogin herankam und nun die gute Bäuerin mit Schreck und Erstaunen die hohe Fürstin erkannte, die indeß in der Wiege für das Kind eine Ausstattung an Goldstücken zurückließ, welche mehr als hinreichte, um diese einfachen Menschen glücklich zu machen.

Wenn sie auf ihren Zügen auf einem Ginsterfelde, z. B. bei St. Aubin, ihren Mittagstisch hielt, so hätte man leicht das ganze bewegte Bild mit den Gewehrpyramiden und den Gruppen, die sich an den Feuern lagerten und kochten und brieten, für ein Feldlager halten können; denn die Vendeer ließen es sich nicht nehmen, ihre geliebte Fürstin von Ort zu Ort bewaffnet, wie es die Landleute der Vendee noch aus jenen Zeiten her gewohnt waren, als Ehrengarde zu escortiren und dabei Freudenschüsse in die blauen Lüfte knallen zu lassen.

Betrat die Herzogin ein Dorf oder einen Flecken und war ihre Ankunft nur kurze Zeit vorher bekannt geworden, so wurde sie von den Pfarrern dieses und aller umliegenden Ortschaften unter Glockengeläut empfangen. Ihr erster Gang war dann in die Kirche, wo sie eine Messe hörte, und darauf machte sie gewöhnlich die würdigen Geistlichen zu Boten ihrer fürstlichen Wohlthätigkeit, ermittelte durch diese besonders die verschämten Armen, die sie dann selbst aufsuchte, um auf irgend eine feine, überraschende Weise, mit äußerster Schonung des Zartgefühls, den Bedrängten ein helfender Engel zu werden.

Es war ihr die Hütte so lieb, wie der Pallast und doch wie großartig wurde sie empfangen in jenen alt-ritterlichen Schlössern jener reichen und berühmten Adels-

familien, die Namen trugen, welche schon unter Franz I. glänzender Regierung gefeiert waren!

Einen herrlichen Anblick gewährte es, Abends auf allen Höhen, die einen solchen prächtigen Adelssitz umgaben, die Freudenfeuer glänzen zu sehen, oder wenn auf einem Berggelände ihr Namenszug, aus brennenden Holzstößen gebildet, das großartigste Feuerwerk von der Welt, flammte, und wenn dann Tausende von bewaffneten Vendeern sich rings umher lagerten und in der Stille der Nacht ihre begeisterten Volksgesänge von Berg zu Berg ertönten. Diese Männer mit ihren kräftigen Gestalten und gebräunten Gesichtszügen, mit dem kühnen Blick und der von vieljährigem Gebrauch geschwärzten Muskete erinnerten an die edlen Volkskrieger aus Bonchamps und Cathalineaus Zeiten.

Besonders prächtig war das auf dem Schlosse Vizin der Herzogin gegebene Fest. Dorthin war Sylvestre von Clisson, der Neffe des Marquis von Vizin, vorausgeeilt und bewies durch den Eifer und die Hingebung, womit er für den glänzenden Empfang der Prinzeß alles ordnete, daß er von seiner republikanischen Exaltation längst geheilt war. Auch ihn hatte die interessante Persönlichkeit der hohen Fürstin, besonders aber die erwachende Liebe für die zarte Rosenknospe in ihrem Gefolge, für die liebliche, junge Cäcilie, zum warmen

Royalisten gemacht, der Alles aufbot, um seine Ergebenheit zu beweisen.

Fast alle Kirchspiele des Landes waren, von ihren Hauptleuten geführt, herbeigeströmt. Sie lagerten rings umher auf der Ebene und allen Höhen, und freigebig bewirthete der Herr des Schlosses die vielen Tausende, die mit ihm eine Gesinnung theilten für die edle Fürstin, welche so ungezwungen von einer Gruppe zur andern ging und für den Geringsten wie für den Angesehensten ein Paar freundliche Worte hatte, die Volk und Adel enthusiasmirten. Dort war es auf der großen Wiese, wo man sich Abends mit Tanz und Spiel belustigte, als Louis von Bourmont, in Gegenwart der Fürstin ein altes berühmtes Vendeerlied sang, in dessen Refrain bald hundert und dann tausend Kehlen einstimmten. Die Begeisterung und Freude, die sich auf diese Weise Luft machte, war allgemein und hinreißend.

Diese Reise ließ in den Gemüthern der Herzogin, wie des Volks, die tiefsten Eindrücke zurück. Noch war keine Ahnung davon in ihr aufgestiegen, daß sie jemals in die Lage kommen könne, den Beistand dieses Volkes für die gekränkten Rechte ihres Sohnes in Anspruch nehmen zu müssen; aber das Bewußtsein stand in ihr fest, daß, wenn irgend einmal der Thron der Bourbons wieder wanken sollte, alsdann die Vendee dessen unerschütterlichste Stütze werden würde, und daß sie selbst

berufen sei, die loyale Gesinnung dieses Volkes bis zum höchsten Enthusiasmus zu entflammen.

Nach einem Aufenthalt von vier Wochen verließ die Herzogin von Berry die Vendee und kam auf ihrer Reise nach Bordeaux durch Blaye, diese an der Küste des mittelländischen Meeres belegenen Festung, und dort wurde ihr der glänzendste Empfang bereitet. Ihr Weg durch die mittäglichen Provinzen glich einem wahren Triumphzuge. Auf die ernste und fast streng gehaltene Begeisterung der Vendee folgte der feurige, überspannte Enthusiasmus des Südens. Bordeaux empfing die Mutter des Prinzen, der ihren Namen trug, mit unbeschreiblichem Jubel. Sie besuchte die ganze Umgegend, erstieg mit männlicher Ausdauer den Vignemal, eine der höchsten und rauhesten Bergspitzen der Pyrenäen. Auch unternahm sie eine Pilgerfahrt nach Pau, um dort das alte Schloß zu besuchen, in welchem Heinrich IV. geboren war.

Gegen Ende Septembers mußte Madame endlich darauf denken, nach Paris zurückzukehren. Am ersten October kam sie dort wieder an, und fast um dieselbe Zeit kehrte der König Karl X. aus den östlichen Provinzen zurück. Dort hatte er nur offizielle Ehrenbezeugungen und von der Polizei bezahltes Vivatgeschrei von einer neugierigen Menschenmenge empfangen, die von

allen Seiten herbeiſtrömte; aber Karl X., von ſeinen jeſuitiſchen Freunden, von Prieſtern und Edelleuten umgeben, pries ſich glücklich in einer trügeriſchen, vermeintlichen Volksgunſt, die man ihm vorgeſpiegelt hatte. Seine Höflinge und Schmeichler hielten ihn ſo umſtellt, daß das Licht der Wahrheit ſeinen königlichen Blick nicht erreichen konnte.

Siebenzehnte Abtheilung.

Täuschende Ruhe. — Privatleben der Herzogin. — Der neue Guitarrenlehrer. — Liebesverständniß. — Intriguen. — Charles Verdächtigung und Privatleben. — Die königliche Familie von Neapel in Frankreich. — Erhebung der jungen Töchter des Herzogs von Berry zu Marquisinnen von Toralba. — Daraus entstehen neue Hindernisse. — Ball der Herzogin von Berry zu Roßny. — Charles erhält dort Aufklärungen. — Unannehmlichkeiten. — Die Orleans. — Das Fest im Palais-Royal. — Der König und die Flotte von Algier. — Man tanzt auf einem Vulkan. — Charles, der Herzogin von Berry gegenüber. — Dessen Verhaftung. — Flucht. — Revolutionäre Richtung.

Nach der Rückkehr des Königs und der Herzogin von Berry in den Palast der Tuilerien ließ nichts den Geist der Revolution ahnen, der, rastlos im Finstern schleichend, den Boden unterminirte, worauf der Thron stand. Beide überließen sich wieder der gewohnten Lebensordnung. Karl X. lebte nur für zwei Extreme, für die Jagd und die Kirche, und Marie Karoline, die Herzogin von Berry, für ihre Kinder und für die Armen.

Jeden Morgen um sechs Uhr pflegte sie aufzustehen. Dann mußten ihre Kinder (Monsieur, Herzog von

Bordeaux, und Mademoiselle de France) zu ihr kommen. Sie ertheilte ihnen liebevoll jene mütterlichen Lehren, die so viel dazu beitragen, die Herzen und den Geist der Kinder zu bilden. Alsdann hörte sie die Messe in ihrem Oratorium und darauf erst nahm sie das Frühstück ein, und alsdann kamen Spaziergänge an die Tagesordnung, die stets einen wohlthätigen oder nützlichen Zweck hatten. Bald brachte sie Hülfe in die Krankenhäuser, bald besuchte sie Fabriken und Manufakturen, denen ihr Besuch zur Aufmunterung diente. Diese Ausgänge dauerten bis ein Uhr; dann wohnte sie dem Unterricht der Töchter ihres Gemahls bei, für die sie die übernommenen Pflichten einer Mutter mit einer wahrhaft religiösen Sorgfalt erfüllte. Bis zur Tafel empfing die Herzogin Bittende aller Art, besonders solche, die ihre Wohlthätigkeit in Anspruch nehmen wollten. Man stellte ihr vor, daß diese täglichen Audienzen, die sie Menschen aus allen Ständen ertheilte, sie sehr ermüden müßten. „Nicht im mindesten," entgegnete sie, „denn während ich alle Leute höre, bekomme ich Wahrheiten zu hören, die mir eben so viel Genuß gewähren, als andern Leuten das Lesen von Romanen."

Eines Tages erwartete die Gouvernante der jungen Töchter des Herzogs von Berry den Lehrer derselben auf der Guitarre, als sich ihr ein junger Mann

mit dem Instrument in der Hand präsentirte, der einen Brief des bisherigen Lehrers übergab, worin dieser schrieb, daß er wegen plötzlich eingetretener Unpäßlichkeit sich erlaube, den Überbringer dieses als seinen Stellvertreter vorzustellen.

Die Gouvernante, Madame de Gauthier, die nicht mit in der Vendee gewesen war und die Oberaufsicht über die Erziehung der jungen Mädchen führte, ließ den jungen Mann einige Proben seiner Kunstfertigkeit ablegen, ehe sie ihn ihren Zöglingen vorstellte, und als sich ergab, daß seine Fertigkeit im Guitarrenspiel bedeutend höher stehe, als die des eigentlichen Lehrers, so begab sich die Gouvernante zu der Herzogin, um ihr das Ereigniß zu melden und ihre Befehle zu erwarten. Die Herzogin aber war eben mit der Anfertigung der Listen ihrer Armen beschäftigt, achtete daher nur halb auf diesen Bericht und gab die flüchtige Antwort: „Lassen Sie nur immer den Unterricht anfangen; ich werde dem Schluß der Stunde selbst beiwohnen."

Indeß saß der junge Lehrer-Substitut in einem der Vorgemächer des Oil de Boeuf, jener Halb-Etage im dritten Stocke der Tuilerien, über der Wohnung der Herzogin, welche die beiden jungen Gräfinnen mit ihrer Gouvernante und Bedienung bewohnten, und zwar in dem kleinen Zimmer, das an die Garderobe stieß und

durch das eine geöffnete Fenster die köstlichste Aussicht auf den Tuileriengarten gewährte. Die Bedienung pflegte dieses Gemach nicht zu passiren, und das ferne Geräusch der rollenden Wagen auf den Boulevards hallte nicht stärker herauf, wie das Murmeln eines entfernten Wasserfalls.

Es war eine Stille, die das Vorhaben des jungen Mannes begünstigte. Er horchte noch einige Augenblicke nach allen Thüren hin; dann griff er einige Akkorde auf der Guitarre, und als Alles still blieb, sang er nach kurzem Präludiren einen jener reizenden Chansons aus der Vendee, deren Gegenstand die zärtlichste Liebe und Sehnsucht ist.

Im Garderobe-Zimmer dicht daneben standen bald ein Paar noch sehr junge Mädchen, welche schon bei den ersten Griffen auf der Guitarre die Neugier aus ihrem entfernten Gemache herbeigezogen hatte. Es war wohl verzeihlich, wenn sie den neuen Lehrer zu sehen wünschten, dessen Erscheinung schon als ein bedeutendes Ereigniß gelten konnte in dem einförmigen, fast klösterlichen Leben, das sie in ihrer Zurückgezogenheit, während der Zeit ihrer Erziehung, führten. Beide Mädchen lauschten mit angehaltenem Athem durch die Spalten des dunkelgrünen Vorhanges, der die Stelle der Thür vertrat.

„Das ist ja das schöne Lied aus der Vendee," flüsterte die Kleinere von Beiden; „weißt Du noch,

Ange-Marie, in jener Nacht, im Schloßgarten von La Grange, wo wir Beide davon aufwachten?"

„Beim Himmel," entgegnete die Ältere eben so leise, und ihre Wangen glühten dabei, „er ist es selbst!"

„Wer?" fragte Cecilie.

„Nun, ohne Zweifel derselbe," entgegnete Ange-Marie, fast bebend vor Befangenheit, „der in jener Nacht gesungen hatte."

„Ha, derselbe junge Landmann, der Dein Pferd führte zwischen den hohen Hecken, welche die Felder der Vendee umgeben."

„Ja," hauchte Ange-Marie, „ich glaube, es ist derselbe."

„O er war so gut, so bescheiden und höflich," flüsterte Cecilie; „aber Madame Bonne hat uns so sehr gewarnt, ja nicht mit ihm freundlich zu sein, denn er sei ein verkappter Kavalier und gefährlicher Mensch, daß wir wohl thun werden, ihn zu bitten, nicht zu verrathen, daß er uns bereits kenne — ich fürchte, wir würden Unannehmlichkeiten davon haben und am Ende gar diesen liebenswürdigen Lehrer verlieren."

Cecilie, deren Herz noch freier war, als das ihrer Schwester, gehörte zu den lebhaften jungen Mädchen, deren Verstand schneller gereift ist, als der Körper, die aber noch alle die Unbefangenheit, kindische Neugier und Dreistigkeit so vieler jungen Mädchen ihres Alters haben.

Ehe es ihre Schwester hindern konnte, hatte sie schon den Vorhang zurückgeschlagen. — „Was thust Du?" fragte Ange-Marie verwirrt. — „Ich will Dich glücklich machen!" rief der kleine Schalk; denn die beiden Schwestern lebten so innig vertraut in Liebe und Einigkeit, daß sie einander nicht die leiseste Regung des Gefühls verbargen, und so hatte es denn die kleine schlaue Cecilie längst bemerkt, daß Ange-Marie jenen Fremden liebte, vielleicht früher noch, als es diese selbst in ihrer Unschuld wußte. Nachdem Cecilie ihre Schwester hineingezogen hatte in das Zimmer, worin sich der Sänger befand, ergötzte sie sich einige Augenblicke an der Verlegenheit Beider; dann sprach sie lachend: „Mein Herr Vendeer! meine Schwester wollte Sie bitten, gegen die Vicomtesse nicht zu verrathen, daß wir bereits das Vergnügen gehabt haben, Ihre Bekanntschaft zu machen; es ist nicht sehr angenehm, ausgescholten zu werden, wenn man Elevin einer strengen Gouvernante ist. Nun besprich mit dem Herrn das Weitere, Ange-Marie; ich werde aufpassen, daß Madame de Gauthier uns nicht überrascht."

Damit schlüpfte sie lachend davon und Ange-Marie stand tief erglühend dem jungen Mann gegenüber, der ihre erste, unbewußte Liebe war; sie hatte nicht die Kraft, zu fliehen, und nicht den Muth, sich ihm zu nähern.

Charles war aufgestanden. „O Gott!“ rief er aus, „so sehe ich Sie wieder! — Doch die Zeit drängt — jede Minute ist kostbar! — ich muß mich erklären, denn die Gelegenheit dazu kehrt nie wieder. — Werden Sie mir verzeihen, wenn ich mich einer kleinen List bediente, um nur noch einmal das Glück zu haben, das angebetete junge Wesen wiederzusehen, dessen Bild meine ganze Seele erfüllt seit jener schönen, unvergeßlichen Vendeer Reise, wo ich Ihr Begleiter war? — O Ange-Marie, Engel meines Lebens, Heilige meiner Seele, dürfte ich es wagen, den heißesten Wunsch meines Herzens auszusprechen, daß es mir vergönnt sein möchte, Ihr Begleiter und Führer auf der ganzen, schönen Lebensreise zu werden!“

„Was wagen Sie zu wünschen und zu hoffen?“ rief das junge Mädchen in höchster Verwirrung, indem sie nicht die Macht hatte, ihm ihre Hand zu entziehen, die er in der Wärme des Gesprächs ergriffen hatte und an seine Lippen drückte.

„Ich wünsche auch nur, Erlaubniß zu erhalten, meinen Vater bitten zu dürfen, bei Madame, Ihrer gütigen Mutter, um Ihre Hand zu werben.“

„Aber, mein Gott, Madame Mutter ist nicht unabhängig — nein! — es ist entsetzlich; aber ich fürchte, man hat schon über meine Hand verfügt, ohne mich zu

fragen. Ach, was versteht ein alter Mann von den Wünschen eines jungen Herzens!"

„Ange-Marie — und Sie könnten jemals einwilligen?"

„Ach, wir armen Mädchen in den höchsten Ständen, sind wir nicht hülf- und willenlose Geschöpfe?"

„Beim Himmel, nein!" rief Charles; „Sie haben einen Freund, der Ihre Freiheit mit der Spitze seines Degens erkämpfen würde — o dürfte ich nur hoffen, daß ich der Mann Ihrer Wahl wäre, wenn man Ihnen die Freiheit ließe, über Ihre Hand zu verfügen."

„Mein Herz ist nicht mehr frei," sprach sie mit gesenkten Blicken, und dann, mit einem Augenaufschlag und Blick, der Alles sagte, fügte sie hinzu: „mein Wille ist gebunden; denn meine Seele hat ihre Wahl schon getroffen."

„So darf ich hoffen? — o ich Glücklicher!" rief er mit Entzücken aus, indem er ihre Hand an seine Lippen zog; „o Ange-Marie, unsere Seelen sind vom Himmel für einander geschaffen — wie könnten Menschen uns trennen wollen? Mein Vater, der Marquis von La Grange, wird meine Wahl billigen und an den König, wie an Madame schreiben. Was könnte uns entgegenstehen — er ist reich, von altem Adel und einer der eifrigsten Royalisten der Vendee."

„Versuchen Sie, Ihr Heil und mein Glück auf diesem Wege zu begründen," entgegnete Ange-Marie zärtlich; „doch ich fürchte, es wird nicht gelingen."

„Liebe ist allmächtig!" rief Charles mit Feuer — „und wenn Sie mich lieben, englische Marie, so giebt es keine Hindernisse mehr, die sich nicht besiegen lassen werden."

„O wie glücklich würde ich sein, die Ihrige zu werden," sprach Ange-Marie mit leuchtenden Blicken und sank an seine Brust, und der beseligte Jüngling drückte den ersten, zarten, innigen Verlobungskuß auf ihre schönen Lippen.

„Von einem wunderbaren, nie geahneten Wonnegefühl durchschauert, sprach sie, mit Thränen im klaren Auge, das Wort: „ewig!"

„Die Bonne!" rief Cecilie herbeieilend.

„Ach," entgegnete Ange-Marie schwärmerisch, „wie könnte ich in solchem Glück mich verstellen — Cecilie, geliebte Schwester, unsere Herzen haben sich erkannt — wir haben uns vor Gott — verlobt."

„O das ist himmlisch!" rief die muntere Kleine, vor Freude in die Hände klatschend; „aber es bleibe für jetzt noch Geheimniß. Komm, Komm!"

Beide Mädchen umarmten einander und entfernten sich durch die Garderobe. Da erschien die Gouvernante

und sagte dem harrenden Charles, daß zwar Ihre Hoheit die Zustimmung für die heutige Lektion gegeben habe; aber die arme Comteß Ange-Marie leide an Kopfschmerz und Herzklopfen, ihre Wangen glühten so, daß man besorgen müsse, ein Fieber sei im Anzuge — heute also müsse die Lektionsstunde ausgesetzt werden; morgen aber würde Madame, die Frau Herzogin, ihr selbst beiwohnen."

Charles war betroffen über diese Äußerung. Er wußte wohl, daß sie durch Ange-Marie's Zartgefühl veranlaßt war, der es unmöglich fallen würde, nach einer solchen, ihr ganzes innerstes Seelenleben ergreifenden Scene noch die Gleichgültige zu spielen — morgen aber wollte die Herzogin gegenwärtig sein — sie mußte ihn erkennen, Argwohn schöpfen, und dann war Alles verloren. In dieser Verlegenheit beschloß er, nicht wiederzukommen und die Verbindung auf dem diplomatischen Wege der Werbung durch seinen Vater betreiben zu lassen, wie es unter den höchsten Ständen üblich ist.

In dem Augenblick aber, als Charles sich entfernte, trat die Herzogin durch eine andere Thür ein. Eine Kammerfrau hatte sie von der Unpäßlichkeit ihrer Pflegetochter benachrichtigt, und sie war eine viel zu sorgsame Mutter für die Kinder ihres verstorbenen Gemahls, um nicht sogleich durch die verborgene Treppe hinauf zu eilen in deren Gemächer. Bei dem Geräusch, das ihr

Eintreten veranlaßte, sah Charles sich um, wurde von ihr bemerkt und zog sich mit einer tiefen Verbeugung zurück.

„Wer war das?" fragte die Herzogin lebhaft.

„Madame, er hat sich nicht genannt, und in diesem Briefe, womit er sich als Stellvertreter des Monsieur Baillard präsentirte ....." damit reichte sie befangen und unterwürfig der Herzogin den Brief, den Charles überbracht hatte. Die Herzogin blickte hinein und vollendete die Phrase der Madame de Gauthier .... „ist sein Name eben so wenig angegeben."

„In diesem Falle aber, Madame de Gauthier, kann ich Ihnen sagen: er ist ein junger Taugenichts; zwar der Sohn eines achtbaren Royalisten aus der Vendee und ungemein liebenswürdig, daher um so gefährlicher für achtlose junge Mädchen — aber er ist ein Abenteurer, ein junger Mann ohne Treue und Wahrheit; denn er hat mich glauben lassen wollen, daß er der Retter von Ange-Marie sei — aber der brave Herr von Menars, der, wie Sie wissen, Absichten auf Ange-Marie's Hand hat und sie mit der Eifersucht eines Geizigen, der seinen Schatz zu verlieren fürchtet, bewacht, war schon auf der Vendeer Reise furchtbar jaloux geworden und hat mir den wahren Retter des Kindes vorgestellt — einen Schiffer von der Loire, der freilich

etwas frech und wie ein Trunkenbold aussah, aber doch von mir hinreichend belohnt wurde. Es ist mir äußerst unangenehm, der achtbaren Familie wegen; aber sonst braucht man nicht viel Façons zu machen mit einem jungen Mann, der auf solche Weise sich bei mir einzuschleichen sucht. Warum, wenn er gute Absichten hätte, läßt er sich an meinem Hofe nicht einführen? Sein Rang und der Ruf seiner Familie, so wie die Aufnahme, die ich im Schlosse La Grange fand, berechtigen ihn dazu, die ausgezeichnetste Aufnahme zu finden. Ich hatte ihn auch in der Vendee durch Herrn von Menars die Stelle eines Kammerherrn an meinem Hofe — versteht sich, nach eingeholter Genehmigung des Königs — antragen lassen; welcher Dämon hat ihn bewogen, einen so ehrenvollen Antrag abzulehnen? Und wenn es wahr ist, wie mir Herr von Menars berichtet, daß er unter den jungen Kavalieren ein gewaltiger Apostel der sogenannten Menschenrechte und modernen Emancipations-Ideen sei, der seinen Freunden versichert, er würde seine Freiheit um keinen Preis an den Hof der Bourbons verkaufen, so frage ich: wie kommt ein französischer Edelmann dazu, für Freiheit und Menschenrechte zu schwärmen? Ich werde den Polizei-Minister beauftragen, zu erforschen, was er hier treibt. Ihnen aber, liebe Gauthier, gebe ich hiermit den gemessensten Befehl, den Zudringlichen fern zu halten, meine Töchter gegen seine Nachstellungen zu

bewachen und dem Lehrer, der sich ohne Zweifel von dem jungen Abenteurer hat bestechen lassen, den Abschied zu geben."

Mit diesen Worten begab sie sich in das Zimmer ihrer beiden jungen Stieftöchter, um diese geschickt auszuforschen, ob sie schon irgend eine Zuneigung für den jungen Abenteurer fühlten und ihnen zu sagen, daß er ein Taugenichts sei, der sich mit fremden Federn habe schmücken wollen; aber die Liebe macht erfinderisch und die Jugend ist oft scharfsinniger, als ihre Erzieher glauben. Die beiden jungen Mädchen hatten, der Herzogin gegenüber, bereits wieder vollkommene Selbstbeherrschung gewonnen und erkannten bald, daß die Intrigue des Oberstallmeisters, der Ange-Marie mit seiner galanten Aufmerksamkeit, im Styl der altfranzösischen Hofsitte, verfolgte, an der ganzen Verläumdung des jungen Mannes schuld sei; aber es war ihnen unmöglich geworden, diesem auch nur die geringste Nachricht von dem, was vorgefallen war, mitzutheilen; denn Madame de Gauthier war so vorsichtig und unermüdet in ihrem Aufseheramte, daß darüber die arme Ange-Marie schwermüthig und verschlossen wurde gegen alle Andere — nur am Herzen ihrer geliebten Schwester konnte sie in den wenigen Augenblicken, wo sie unbeachtet waren, ihren Schmerz ausweinen. Charles dagegen hatte noch die Erleichterung, die Größe der Hindernisse nicht zu kennen,

die ihm entgegengetreten waren. Er konnte daher auch nichts thun, um die Verläumdung des Herrn von Menars zu beseitigen; vielmehr gab er sich der Hoffnung hin, daß die Werbung seines Vaters, an den er deshalb geschrieben hatte, um die Hand der jungen Lady Stevson — denn unter diesem Namen lebten die Töchter erster Ehe des Herzogs von Berry in Paris — von bestem Erfolg sein würde. Während der Zeit, daß seiner Meinung nach diese Unterhandlungen schwebten, suchte er jede Gelegenheit auf, das geliebte junge Mädchen zu sehen. Täglich war er, unter den verschiedensten Verkleidungen, im dichtesten Volkshaufen Zeuge ihrer Spazierfahrt mit der Herzogin, der sie gegenüber zu sitzen pflegte, meistens in Gesellschaft von Mademoiselle und dem jungen Herzoge von Bordeaux, den Kindern der Herzogin.

Warum er sich am Hofe der Herzogin nicht vorstellen ließ? wird man fragen. — Aus dem einfachen Grunde, weil Herr von Menars, der von Ange-Marie jetzt mit doppelter Kälte behandelt wurde, seine Vorstellung durch die bereits erwähnten Verläumdungen unmöglich gemacht hatte. Dieser und die übrigen Höflinge waren indeß unerschöpflich in rücksichtsvollen Entschuldigungen gegen den Sohn eines so angesehenen Edelmannes aus der Vendee, und anstatt ihm diese Gunst ganz abzuschlagen, suchten sie nur Zeit zu gewinnen und ver-

schoben die Präsentation von einem Tage zum andern. Und dieser Umstand hatte dazu beigetragen, ihn so lange in Ungewißheit zu erhalten über die Intriguen des Herrn von Menars.

Indeß lebte Charles in Paris mit seinem Freunde Sylvestre keineswegs wie ein Anachoret. Als junge Kavaliere von großem Vermögen mußten sie bald viele Freunde und in den ersten Salons von Paris Zutritt finden. Dabei vermieden sie jedoch sowohl die Hofzirkel, als die abgesonderten Kotterien des alten Adels und die Salons der Diplomatie. Charles und Sylvestre waren junge Männer von lebhafter Imagination und hatten sich durch ihr Leben in der großen Welt so in die Ideen der jüngern Generation hineingelebt, daß sie in jene offiziellen Hofzirkel, mit ihrer unbedingten Unterwürfigkeit, ohnehin nicht hineingepaßt hätten; sie gehörten keiner einzigen der damals zahlreichen Verschwörungen an; sie bildeten keinen öffentlichen Charakter, denn sie bekleideten weder ein Staatsamt, noch waren sie Mitglieder der Kammern — aber sie gehörten zu den zahllosen jungen Leuten, die um so mehr mit Worten opponirten und raisonnirten, je weniger sie daran dachten, sich durch Thaten der Regierung zu widersetzen. Sie lasen alle Oppositions-Journale, lieferten auch wohl den Zeitungen witzige und beißende Artikel gegen diesen

oder jenen Minister; waren Freunde der Deputirten von der linken Seite; verkehrten viel mit Lafayette, Lafitte, Odillon-Barrot und Andern, die für die Koryphäen der Opposition galten. Indeß kamen Briefe aus der Vendee. Charles Vater hatte sich unglücklicher Weise in der Heirathsangelegenheit seines Sohnes an Herrn von Menars gewendet, und dieser, um sein Spiel nicht zu verrathen, hatte ihm nicht alle Hoffnung geraubt, sondern in den verbindlichsten Ausdrücken seine Verwendung zugesagt. Eben so artig empfing er den jungen Marquis, doch ohne ihn bei der Herzogin einzuführen. Es war eben so unmöglich für diesen, eine nähere Erklärung zu erhalten, als das Ende der Unterhandlungen, oder nur irgend eine Annäherung herbeizuführen. Charles beschloß daher, sich am Hofe des Königs vorstellen zu lassen, was ihm nach seinem Range unmöglich schwer fallen konnte — allein auch hier hatten schon feindliche Verhältnisse entgegengewirkt. Auf seinen Wunsch entschloß sich daher sein Vater, sich mit der Bitte um die Hand der jungen Gräfin unmittelbar an die Herzogin zu wenden, und als er von dieser keine Antwort erhielt, an den König selbst zu schreiben.

Während Charles noch mit der gespanntesten Sehnsucht auf die Erfolge dieses Schrittes harrte, erschien ein Polizei-Kommissär mit einigen Gehülfen und Gensd'armen und durchsuchten, auf den Grund eines Ministerial-

befehls, alle seine Papiere, während er selbst Arrest erhielt. Außer einigen, allerdings revolutionären Liedern und den Konzepten von Aufsätzen im Geiste der Opposition, fand sich freilich nichts Verdächtiges darin; indeß dem Minister waren in diesen fliegenden Blättern unangenehme Wahrheiten gesagt, und so war denn der Erfolg eine Verweisung von Paris, bei Vermeidung sofortiger Verhaftung.

In diese Zeit fiel ein glänzendes Ereigniß im französischen Hofleben. Es reiseten die neapolitanischen Bourbons durch Frankreich, um die Prinzessin Christine, die indeß mit dem Könige Ferdinand VII., als dessen vierte Gemahlin, par Procuration vermählt war, nach Spanien zu begleiten.

Die Herzogin von Berry fühlte sich unbeschreiblich glücklich, nach so langer Trennung ihre Familie wiederzusehen. Sie erhielt von Karl X. die Erlaubniß, ihr bis in die südlichen Provinzen entgegen zu gehen. Die erste Zusammenkunft war eben so ernst als rührend. Welche Ereignisse lagen zwischen damals und jetzt; kaum den Kinderjahren entwachsen, anmuthig und schüchtern, hatte Marie Karoline ihre Familie in Neapel verlassen; jetzt erschien sie vor ihren Eltern wieder als anmuthige junge Frau, im Glanze einer angebeteten Fürstin, in

vollendeter Grazie des Benehmens, mit vollendeter Energie und Entschiedenheit des Charakters.

Mit Freuden betraten die neapolitanischen Bourbons das Land ihrer Ahnen. Die Beweise von Liebe, die überall im Süden des Landes die Herzogin von Berry empfingen, machten ihren Vater und ihre Schwester unendlich glücklich, denn sie sahen darin eine Bürgschaft der Dauer des Glückssterns, der dem Hause Bourbon wieder leuchtete. Das herrlichste Wetter begleitete Christine und ihren Vater durch die schönsten und fruchtbarsten Landschaften von Frankreich, von der genuesischen Grenze bis zu den Pyrenäen.

„O Du Glückliche!" rief Christine, ihre Schwester umarmend; „welch ein schönes Land, welch ein loyales, treues Volk, worüber Dein Sohn einst herrschen wird — obgleich mich jenseits der Pyrenäen ein Thron erwartet, so kann ich mich doch von Deinem lieben Frankreich nicht trennen, das ich zum ersten Male sehe, um es nie wieder zu vergessen!"

„O gute Schwester," entgegnete die Herzogin von Berry mit Extase, „betrachte Frankreich nicht zu genau, Du möchtest es sonst nie wieder verlassen wollen!"

Wie verblendet ist oft der Mensch über seine Zukunft. Man erinnere sich dieser Äußerung am Schlusse dieses Buches.

Der König von Neapel hatte versprochen, auf seiner Rückreise aus Spanien seine Tochter in Paris zu besuchen. Ein vorübergehendes Unwohlsein hinderte sie, ihm bis an die Pyrenäen entgegen zu gehen; aber sie erwartete ihn in Chambord, und mit einem gewissen mütterlichen Stolz empfing sie ihren königlichen Vater im Schlosse ihres Sohnes.

Auch der König Karl X., in Begleitung des Dauphins und seiner Gemahlin, waren dorthin geeilt, um den so nahen königlichen Verwandten aus Neapel dort zu empfangen.

Am 12. Mai 1829 fand diese erste Zusammenkunft zwischen diesen beiden Königen aus dem Hause Bourbon statt. Mit welchen Gefühlen sahen sie einander seit ihrer Kindheit zum ersten Male wieder! Welche Geschicke hatten beide bis dahin zu tragen gehabt! Beide waren sie von den Thronen ihrer Väter vertrieben gewesen und beide durch die große Bewegung der verbündeten Monarchen und Völker in ihre Rechte wieder eingesetzt; und jetzt konnte der König von Neapel von der äußersten Spitze Italiens bis an die äußerste Grenze der pyrenäischen Halbinsel reisen und jede Nacht im eigenen, oder im Gebiete einer seiner Töchter schlafen.

Wer hätte damals, beim Anblick des königlichen Glanzes jener großen Feste, wozu die Ankunft des Königs von Neapel gleichsam das Signal gab, die Un-

beständigkeit des Glücks nur für möglich halten sollen, wodurch ein Jahr später derselbe König von Frankreich seines Thrones beraubt und dieselbe Mutter des legitimen Erben dieses Thrones um eine große Hoffnung ärmer gemacht werden sollte.

Mit dem Hochgefühl einer glücklichen Mutter hatte die Herzogin von Berry zu Chambord ihren Sohn und ihre Tochter ihrem Vater vorgestellt. Von da begaben sich die beiden Könige nach Roßny, einem schönen Schlosse der Herzogin von Berry, wo diese ihrem Vater eins der prächtigsten und geschmackvollsten Feste gab, die Frankreich in neuerer Zeit gesehen hat.

Bei dieser Gelegenheit ereignete sich ein höchst angenehmes Intermezzo.

Die beiden jungen Töchter des Herzogs von Berry und der Marquise von Toralba, unter dem Namen einer Lady Stevson, sollten bei dieser Gelegenheit zum ersten Male am Hofe ihrer gütigen, zweiten Mutter öffentlich erscheinen und zugleich dem Könige von Neapel und dem Prinzen von Salerno vorgestellt werden. Man wird sich erinnern, daß das Vermögen des Vaters ihrer unglücklichen Mutter, unter der Regentschaft der Königin Karoline wegen des Aufstandes in Neapel konfiscirt war, indeß seit der Restitution der Bourbons hatte die Herzogin von Berry unausgesetzt daran gearbeitet, eine Wiedereinsetzung der Töchter der unglücklichen Laura

in das koloſſale Vermögen ihres Großvaters zu bewirken. Karl X. und der Herzog von Orleans hatten ihre Bemühungen mit denen der Herzogin von Berry vereinigt. So mächtige Verwendungen bei der königlichen Regierung von Neapel konnten allerdings nicht ohne Einfluß bleiben; allein bis jetzt hatten immer noch wichtige Bedenken entgegen geſtanden. Die Güter waren für den Kronſchatz eingezogen und zum Theil zum Beſten des Fiskus verkauft; bei den beſtändigen Finanzverlegenheiten des Königs von Neapel war es aber keine Kleinigkeit, viele Millionen Dukati ſo ohne Weiteres herauszugeben. Man verſteckte ſich daher gern hinter den Vorwand, daß ſich eine legitime Ehe zwiſchen dem Herzoge von Berry und der Marquiſe von Toralba nicht nachweiſen laſſe, daß daher vor dem Geſetze die beiden aus dieſer Verbindung entſprungenen Töchter als unehelich zu betrachten ſeien, weshalb ſie keine Erbrechte auf das Vermögen ihres Großvaters geltend machen könnten. Es hatte indeß die Herzogin von Berry auf den Grund der ſorgfältigſten Erkundigungen ihr Wort verpfändet, daß dieſe Ehe durch prieſterliche Einſegnung geſetzlich vollzogen ſei, und wenn dieſes auch nicht ſtreng juriſtiſch genügt haben würde, um einen richterlichen Ausſpruch zu Gunſten jener beiden Kinder zu begründen, ſo hatte doch der König von Neapel in dieſer Angelegenheit ein Machtwort geſprochen und um ſeiner

Tochter Freude zu machen, verlangt, daß ihm die beiden jungen Damen vorgestellt werden sollten, und dies geschah bei Gelegenheit dieses Festes zu Roßny.

Der König von Neapel empfing diese beiden liebenswürdigen jungen Wesen, an der Hand ihrer Mutter, äußerst gnädig und machte ihnen ein überraschendes Geschenk mit einem königlichen Dekret, das ihnen die Erstattung ihres großväterlichen Vermögens sammt allen davon seit fast dreißig Jahren gezogenen Renten zusicherte; es war zur Ausmittelung und Verwaltung desselben bis zu ihrer Majorennität oder Verheirathung in Neapel eine Hofkommission niedergesetzt und zugleich waren beide junge Damen mit dem Range und Titel der Marquisinnen von Toralba bekleidet.

Die Herzogin von Berry war darüber unaussprechlich glücklich, der Oberstallmeister Herr von Menars ging umher und rieb sich stillvergnügt die Hände; nun durfte er hoffen, nicht nur eine schöne, sondern auch eine reiche und anständige Parthie zu machen. Am unglücklichsten aber fühlten sich die Glücklichen, die beiden jungen Mädchen, die so plötzlich Gegenstand der Bewunderung, der Aufmerksamkeit und des Neides vom ganzen Hofe geworden waren. Sie kannten die Welt noch nicht genug, um dieses Geschenk, das ihnen nur wie ein Akt der Gerechtigkeit erscheinen mußte, nach seiner vollen Bedeutung im socialen Leben würdigen zu

können; aber sie besaßen Verstand genug, um einzusehen, daß dadurch die Liebe der armen Ange-Marie noch um Vieles hoffnungsloser geworden war. Jetzt hing die Bestimmung über ihre Hand nicht mehr allein von dem Willen des Königs von Frankreich und der Herzogin von Berry ab, sondern auch von der Zustimmung des Königs von Neapel, ohne dessen Genehmigung kein neapolitanischer Edelmann höheren Ranges sich vermählen durfte.

Man rühmte an den Festen, welche die Herzogin gab, daß sie mit unnachahmlicher Grazie und ohne ihrer Würde das Mindeste zu vergeben, die Strenge der Etikette zu mildern und die allgemeine Heiterkeit zu beleben wußte. So waren auch jetzt die nicht sehr räumlichen, mehr geschmackvoll als glänzend dekorirten Säle und Galerien im Schlosse von Roßny mit der eleganten Welt in der reichsten und frischesten Toilette fast überfüllt, und doch bewegte sich Alles mit Leichtigkeit und Heiterkeit in den überall mit Blumen, Orangerie, Gemälden und Skulpturen oder reichen Draperien geschmückten und dabei glänzend erleuchteten Räumen hin und her. In mehreren Sälen waren Orchester aufgestellt, in andern Büffets, so daß nirgend ein Gedränge entstand; auch der schöne Garten mit seinen altfranzösischen Taxushecken, Alleen, Berceaus, Fontainen, Grotten und

marmornen Ruhesitzen, waren mit farbigen Lampen, Flambeaux und Transparents magisch erleuchtet.

So hatte natürlich in den Stunden der allgemeinen Bewegung und Freude die Aufsicht auf die beiden jungen Gräfinnen bedeutend an Strenge nachgelassen, zumal da diese zum ersten Mal in ihrem Leben am Tanz Theil nehmen durften. Sie waren mit Mademoiselle, der Tochter der Herzogin von Berry, in deren Gesellschaft sie sich stets befanden, unter Aufsicht der Vicomtesse de Gontaud gestellt. Es war indeß natürlich, daß bei dieser Gelegenheit die Aufmerksamkeit der Gouvernante der Kinder von Frankreich mehr auf die junge Prinzeß, als auf die Pflegetöchter der Herzogin sich richtete. So war es denn unter einem Zusammentreffen günstiger Umstände möglich geworden, daß sich ihnen in einem Nebengange des erleuchteten Gartens, als sie eben von ihrer Gesellschaft abgekommen waren, ein schöner, fein gekleideter, junger Mann entgegenstellte, dessen Anblick beide in sichtbare Verwirrung brachte.

Mit dem Ausruf: „endlich gefunden!" redete er sie an, und bat um Entschuldigung, wenn er es wage, sie hier aufzusuchen, da ihm jeder andere Weg, sie zu sehen, verschlossen sei.

„Charles," entgegnete sie mit gepreßter Stimme, „Sie wagen, mich selbst der Gefahr auszusetzen, kom-

promittirt zu werden und das muß Ihrem Herzen schwer geworden sein."

„Ach Gott," entgegnete er, „von dieser Seite hatte ich mein kühnes Unternehmen, mich ungeladen hier einzudrängen, noch nicht betrachtet; ich werde mich sogleich entfernen. Lieber unglücklich sein, lieber sterben, als Sie unglücklich machen, Ange-Marie."

„Bleiben Sie noch einen Augenblick," nahm Cecilie das Wort, „meine Schwester hat Ihnen noch etwas Nothwendiges zu sagen."

„Rede Du, Cecilie," bat Ange-Marie, „ich bin so überrascht und gepreßt vom Gefühl, daß mir Worte und Gedanken fehlen."

„Herr Charles," nahm Cecilie das Wort, mit einer Verständigkeit, die bei ihrem noch fast kindlichen Wesen allerliebst altklug klang und doch jene scharfe Beobachtungsgabe verrieth, die uns nicht selten an jungen Mädchen so sehr überrascht, „man hat uns, wie sich denken läßt, sorgfältig alles verschwiegen oder entstellt, was auf Ihre persönlichen Verhältnisse Bezug hat; doch gerade aus den Warnungen von Madame, der Herzogin, aus den Beobachtungen unserer Bonne und aus den spitzen Reden des Herrn von Menars, läßt sich so viel zusammenreimen, daß am Fehlschlagen aller Versuche Ihres Herrn Vaters um die Hand meiner

Schwester zunächst die Intriguen des Letztern schuld sind, der sich Rechnung macht, Ange-Marie zu heirathen.

„Ich breche ihm den Hals!" rief Charles in der Lebhaftigkeit eines jugendlichen Aufflammens.

„Damit," versetzte Cecilie, „würden Sie nur sich selbst und uns Verderben bereiten."

„Dann bliebe nichts übrig, als Flucht; nur rasche Entschlossenheit kann uns retten. Mein Wagen hält an einer der Seitenpforten des Parks, entfernen wir uns durch diese, Kurierpferde bringen uns in die Vendee auf die Güter meines Vaters; Sie beide leben so lange dort unbemerkt als Verwandte unseres Hauses, unter dem Schutz meiner Mutter, bis entweder Madame eines Bessern überzeugt ist, oder wir ein stilles Asyl für unsre Liebe in der Schweiz oder in Deutschland gefunden haben werden."

„Und verlieren," sprach Cecilie, „das Glück, das uns heute der Himmel beschеert hat, das Geschenk des Königs von Neapel, der uns die Erbschaft unsres Großvaters, des Marquis von Toralba, zurückgegeben hat."

„Ha — was ist das!" rief Charles erschreckend aus.

„O rede nicht davon," bat Ange-Marie, „wie könnten die kleinen Geldinteressen in Frage kommen in Angelegenheiten des Herzens; aber die Pflicht der Dankbarkeit gegen unsre zweite Mutter . . . ."

„Die hat ihre Grenzen im Mißbrauch der mütterlichen Rechte, oder giebt es Anspruch auf Dankbarkeit, wenn man sie an einen Günstling verheirathen will, nur um diesen zu beglücken, ohne Rücksicht auf das Glück des armen Pflegekindes, das einem feilen Höflinge zum Opfer gebracht wird?"

„Unsere Ehre — was würde die Welt dazu sagen, wenn wir entflöhen?"

„Die verletzte Ehre würde wieder hergestellt werden, wenn der Welt verkündet würde, daß Sie Gemahlin des Marquis von La Grange geworden sind."

„Lassen Sie die Macht dreier Könige für nichts gelten?" fragte Cecilie. „Der König von Neapel und Sicilien, von Frankreich und Spanien werden sich gegen das Glück dieser Liebe verschwören, und ihre diplomatischen Verbindungen umschlingen die Welt."

„Wir leben in einer Zeit," sprach Charles sehr ernst, „wo die Macht der Könige ihr Ende erreicht, sobald persönliche Willkür, mit Verletzung der ewigen, unveräußerlichen Menschenrechte, das Motiv ihres Handelns wird. Alle Bourbons haben es schon erfahren, was es bedeutet, die Volks- und Menschenrechte mit Füßen treten! Gebe der Himmel, daß sie endlich ihre Zeit begreifen lernen und nicht durch neue Gewaltschritte eine neue Revolution provociren."

„Mein Herr!“ so redete ihn ein mit Orden und Ordensbändern geschmückter Hofkavalier in reich gestickter Hofuniform an, der unter den vielen Hunderten auf und nieder wogenden Menschen unbemerkt die letzten mit Feuer gesprochenen Worte Charles gehört hatte — „Sie reden sehr unvorsichtig in einem loyalen royalistischen Kreise, und da ich wegen Ihrer, zur Kenntniß Ihrer Hoheit gelangten revolutionären Gesinnungen noch nicht das Glück habe erlangen können, Sie Madame vorzustellen, so möchte ich Ihnen als Ihr wahrer Freund anheimgeben, sich sogleich zurückzuziehen, ehe Ihre Excellenz der Herr Hofmarschall sich zu dessen gewiß höchstem Leidwesen genöthigt sehen würde, einige unangenehme Correktivmaßregeln wegen Ihrer Entfernung anzuwenden.“

„Mein Herr von Menars,“ entgegnete Charles mit ruhiger Festigkeit, „da ich die Ehre habe, von Ihnen gekannt zu sein, so werde ich allerdings für heute den Umständen weichen; aber nicht ermangeln, Ihnen meine Adresse zuzusenden. Ich werde meine Gesinnungen vor jedem Gerichtshof vertheidigen, nie aber die Gewaltschritte und Ungerechtigkeiten einer eigenmächtigen Ministerwillkür und elenden Hofintrigue, als deren Urheber ich Sie, mein Herr, zu betrachten habe, gerechtfertigt finden.“

„Was wollen Sie von mir?“

„Ich fordere von Ihnen Genugthuung, wie es unter Männern von Ehre Sitte ist.“

„Wofür? — indem ich Sie warnte, erfüllte ich meine Pflicht als Hofbeamter Ihrer Königlichen Hoheit, der Frau Herzogin von Berry. Es ist gegen mein Gewissen, mich in dienstlichen Angelegenheiten mit Jemandem zu schlagen.“

„Es ist eine persönliche Sache; erlauben Sie mir, Ihnen bemerklich zu machen, daß Ihre Intriguen entlarvt sind; ich halte Sie für einen elenden Verläumder und stehe für jede Genugthuung zu Befehl. Verstehen Sie mich jetzt, Herr von Menars?“

„Vollkommen — und sobald die politische Untersuchung und Acht, worin Sie jetzt befangen sind, aufgehoben sein wird, werde ich nicht säumen, Genugthuung zu fordern. Bis dahin aber, daß Sie in den Rang eines unbescholtenen, courfähigen Edelmanns wieder eingetreten sein werden, werde ich um Erlaubniß bitten, Ihre Beleidigungen zu ignoriren, um nicht in die Lage zu kommen, Sie wie einen unartigen Polisson behandeln zu müssen.“

Damit wendete sich Herr von Menars stolz von ihm ab und winkte einem Offizier der Gensd'armerie, der sich in der Nähe befand.

„Mein Herr,“ rief Charles knirschend vor Wuth und drohend hinter ihm her, „wenn ich nicht die Un-

verletzlichkeit des Orts bedächte, wo wir uns befinden, bei Gott . . . ."

„Machen Sie keine Scene," entgegnete Herr von Menars mit gedämpfter Stimme, indem er sich wieder gegen ihn umwendete; „man wird bereits aufmerksam, und hier, der Herr Lieutenant wird die Güte haben, Sie bis zum Ausgange zu begleiten."

Damit gab er dem Gensd'armen-Lieutenant leise einige Instruktionen; ehe aber diese vollendet waren, hatte sich Charles entfernt.

Ange-Marie und Cecilie hatten sich sogleich im ersten Augenblick des Streites zurückgezogen und waren, ehe man ihre Abwesenheit bemerkt hatte, unter den Schutz der Vicomtesse de Gontaud zurückgekehrt.

Der Herzog von Chartres, ältester Sohn des Herzogs von Orleans, war damals kein Kind mehr. Er war die Seele der Gesellschaften im Palais-Royal, dem Sitz der Familie Orleans, wie auf den Bällen, welche die Herzogin von Berry in Roßny oder in den Tuilerien gab. Vorzügliche Aufmerksamkeit erwies der junge Herzog der Mademoiselle de France, Tochter der Herzogin von Berry. Der Gedanke lag nicht weit, beide bourbonsche Linien durch eine Heirath näher vereinigt zu sehen, und diese Idee fing schon an, am Hofe, wie im Publikum, einige Konsistenz zu gewinnen.

Nie waren Familien einiger gewesen, als jetzt die Königlichen Bourbons und die Orleans. Was Ludwig XVIII. dem Herzog von Orleans nie hatte verwilligen wollen, die Rückgabe seiner reichen Besitzungen vor der Revolution und den Titel Königliche Hoheit — das hatte Karl X. ihm, mit noch vielen andern Begünstigungen, auf eifrige Verwendung der Herzogin von Berry, verwilligt. Der Herzog von Orleans hatte eine Art der Feinheit im Benehmen, der zuvorkommenden Aufmerksamkeit und beredten Theilnahme für das geringste Ereigniß in der königlichen Familie, daß alle die bösen Erinnerungen an die Zeit der Revolution und den Königsmord ausgelöscht zu sein schienen, und nichts die Einheit dieser Familien gestört haben würde, wenn nicht der Herzog von Orleans die Politik gehabt hätte, sich den Anschein zu geben, daß er keine Politik habe. Bei seinem ungemein klaren, politischen Scharfblick hatte er vielleicht längst vorausgesehen, daß die Regierungsweise der Bourbons von der Art sei, daß sie die Revolution eher herauf zu beschwören, als zu bannen vermöchte. Der Herzog hielt es daher dem Interesse seiner Familie für angemessen, populär zu bleiben und trug kein Bedenken, unter dem Vorgeben, daß er aller Politik sich fern halten wolle, Personen von allen politischen Partheien und Meinungs-Schattirungen bei sich zu sehen. Das gab denn freilich nicht selten böses Blut. Die

Minister und Höflinge Karls X. beschuldigten den Herzog von Orleans einer feindseligen Politik gegen das königliche Haus; indeß die diplomatische Gewandtheit des Herzogs, die Freundschaft der Herzogin von Berry und die gutmüthige Kurzsichtigkeit Karls X. beseitigten leicht wieder jede Verstimmung, welche die Einigkeit beider Familien zu stören drohte.

Bei der Ankunft des Königs von Neapel in Paris wollte der Herzog von Orleans nicht zurückbleiben, den Bruder seiner Gemahlin so glänzend als möglich zu empfangen. Schon seit längerer Zeit waren im Palais-Royal, der Residenz des Herzogs, Vorkehrungen zu einer Soirée getroffen, welche die Erwartung auf's Höchste spannte; der Erfolg aber sollte diese Erwartungen noch weit übertreffen.

Die königlichen Familien von Frankreich und beider Sizilien waren dazu eingeladen; zwei Könige, Prinzen, Prinzessinnen, die Illustrationen der Armee, die Mächte der Tribüne in den Kammern, die Minister und die Opposition, die rechte und die linke Seite, so wie das Centrum der Opposition — Alles drängte sich zu den weiten Sälen des Palais-Royal. Durch Orangerie und Blumen aller Art erschienen die Salons und Galerien wie die hängenden Gärten der Semiramis; von Feenhand schien die wundervolle Erleuchtung geschaffen zu

sein, die, von weitem her gesehen, dem Palais-Royal das Ansehen eines Zauberschlosses gab.

Um neun Uhr Abends hatten der König von Frankreich, der König und die Königin von Neapel, der Dauphin und seine Gemahlin, die Herzogin von Berry und der Prinz von Salerno das Palais-Royal erreicht. Auch der junge Herzog von Bordeaux, mit seinem Gouverneur, und Mademoiselle de France, nebst den beiden jungen Marquisinnen von Toralba, geführt von der Gouvernante der Kinder von Frankreich, befanden sich in der Begleitung der höchsten Herrschaften. Unter den Hofleuten der Herzogin vermißte man den Herrn von Menars, der einer vorgeblichen oder wirklichen Unpäßlichkeit wegen an diesem Feste nicht hatte Theil nehmen können. Der Herzog von Orleans mit seinen beiden Söhnen, den Herzögen von Chartres und von Nemours, empfingen die hohen Gäste am Fuße der großen Treppe.

Das Fest war prachtvoll, in jeder Hinsicht würdig einer der reichsten Dynasten-Familien in Europa. Alles athmete Lust und Heiterkeit; aber mitten in dieser Atmosphäre von Licht, Blumen und Diamanten gedachte der alte König seiner Flotte, die in diesem Monate das mittelländische Meer durchsegelte, um ein Königreich zu erobern. Er trat an ein Fenster und indem er das Auge zu dem klaren, wolkenlosen Sternenhimmel aufschlug, sprach er zu seinen Umgebungen:

„Herrliches Wetter, meine Herren, für meine Flotte von Algier. In diesem Augenblick muß meine Armee bereits auf der Küste von Afrika gelandet sein."

In den Sälen aber sah man mitten unter den heitern jugendlichen Gestalten viele ernste Gesichter. Es waren alle Akteure des großen Drama zugegen, das sich im Stillen vorbereitete — die Sieger und Besiegten in den Juli-Kämpfen des folgenden Jahres. Endlich sprach Einer zu dem Festgeber, der in einer Fensternische stand: „wir tanzen auf einem Vulkane!" — und das war der richtige Ausdruck für die politischen Bewegungen, die noch in dunkler Tiefe schlichen, während auf der glänzenden Oberfläche die Bourbons und ihre Anhänger sich bewegten, ohne den glühenden Abgrund zu ahnen, der unter ihren Füßen sich befand.

In der That ereignete sich schon in demselben Augenblick, als der König im Innern des Palastes mit stolzer Sicherheit von dem Ruhme sprach, den seine Waffen erringen würden, in den Gärten eine Art von Emeute. Man riß dort Gesträuche aus, häufte Stühle und Tische auf einander und zündete sie an. Die aufschlagenden Flammen ließen eine Feuersbrunst vermuthen, und während unten die Polizei bemühet war, die Tumultuanten aus der Hefe des Volks zu zerstreuen oder zu verhaften, bemühte sich oben in den Salons Jedermann, dem Auge und Ohr des Königs ein Ereigniß

zu verbergen, das Alle in Schrecken setzte und doch Niemand wagte, dem Könige mitzutheilen, der der Einzige auf diesem Feste war, welcher nichts davon ahnete.

So werden die Könige von ihren Umgebungen mit Blindheit geschlagen, wenn sie nicht wissen, wo die Wahrheit zu finden ist.

Bei diesem Feste erschien unter den Tausenden von Gästen ein junger Mann, den man bisher in den Hofzirkeln noch nicht gesehen hatte — der aber früher bereits seinen Namen in das Buch des Oberkammerherrn hatte eintragen lassen zu denen, die dem Herzoge von Orleans präsentirt zu sein wünschten. Solche Präsentations-Kandidaten pflegten alsdann eine Einladung zur nächsten Soirée zu erhalten, und da hier kein Unterschied der politischen Meinung gemacht, überhaupt Mancher empfangen wurde, den man weder bei der Herzogin von Berry, noch am königlichen Hofe zu sehen gewohnt war, so pflegte solchen Einladungen keine bedeutende Nachforschung vorherzugehen, und dadurch läßt es sich erklären, daß der junge Marquis von La Grange ohne Weiteres, als Sohn einer alten und berühmten Adelsfamilie aus der Vendee, die Einladungskarte erhalten hatte, die ihn berechtigte, mit dem Könige, der Herzogin von Berry und seiner geliebten Ange-Marie in einer Gesellschaft zusammen zu sein.

Seine Augen suchten und fanden bald den geliebten Gegenstand seiner Wünsche. Ihre Blicke waren den seinigen begegnet und die zarte Carnation ihrer Gesichtszüge flammte auf von einer flüchtigen Röthe — dann beschwor sie ihn mit ausdrucksvoll flehenden Blicken, die er wohl verstand, sich keiner Gefahr auszusetzen, sondern schleunig zurückzuziehen; er aber zeigte ihr von Ferne seine Einlaßkarte und ihr Lächeln verrieth, daß sie damit alle Gefahr für beseitigt hielt. Nun suchte er unbemerkt in ihre Nähe zu kommen und flüsterte ihr zu, daß er wünsche, mit ihr zu tanzen.

„Ich darf nur," entgegnete sie, „Tänzer aus der Hand der Vicomtesse von Gontaud annehmen."

„Ich werde mich ihr vorstellen lassen," versetzte er schnell; „aber dann .....?"

„Mit tausend Freuden!"

Bald darauf geschah die Vorstellung und Charles trat mit Ange-Marie, die heute in ihrer einfachen, aber geschmackvollen und reichen Toilette wunderschön war, zu einer Polonaise an.

Dieser Tanz, der in seinen zahllosen Windungen mit leichten, graziösen Schritten, nach dem Takt eines von Musard dirigirten, grandiosen Orchesters, sich durch die glänzend erleuchteten weiten Räume des Palais-Royal zog, bot den beiden Liebenden die ersehnte Gelegenheit zu leiser Besprechung ihrer Verhältnisse — dazu animirte

die Musik das unbeschreibliche Glückseligkeitsgefühl, das Beide empfanden, wenn sie einander durch den zärtlichsten Händedruck, durch innige Blicke und flüsternde Reden ihre gegenseitige Liebe zu erkennen geben durften.

O hätte dieser Tanz ewig gedauert! — Kaum war er aber beendigt und Charles führte sein geliebtes Mädchen der Gouvernante der Kinder von Frankreich wieder zu, so stand er vor der Herzogin von Berry und zwar so plötzlich, so unerwartet, daß an ein unerkanntes Zurückziehen nicht mehr zu denken war. Ein Blick der Überraschung von ihrer Seite verrieth ihm, daß er erkannt war. Schnell gefaßt trat er auf sie zu, und mit der Sicherheit eines Mannes von Welt und Bildung redete er sie an.

„Madame, ich habe schon die Ehre, Ew. Hoheit bekannt zu sein und erkühne mich nur, vor Ew. Hoheit zu erscheinen, um mich über die Intriguen des Herrn von Menars zu beschweren, der mich verläumdet hat. Ich beschwöre Ew. Hoheit nicht um Gnade, sondern um Gerechtigkeit. Ich fordere keine andere, als die einer Privat-Audienz, indem ich bei Gott dem Allmächtigen versichere, den Beweis führen zu können, daß ich in Wahrheit der Retter der Comteß Ange-Marie gewesen bin und nicht jener Elende, den man Ihnen als solchen vorgestellt hat. Ich fordere die Gerechtigkeit, vor Gericht gestellt zu werden wegen der politischen Anschuldigungen

des Ministers, der seine Gewalt mißbrauchte, indem er mich aus der Hauptstadt verwies, ohne mich vor den Tribunalen des Landes eines Verbrechens anzuklagen."

„Mein Herr," entgegnete die Herzogin, „man soll nicht sagen, daß jemals ein Franzose vergebens an die Gerechtigkeit eines Bourbon appellirt habe. Ich werde Sie empfangen, sobald Sie sich politisch gereinigt haben werden, und noch heute mit dem Minister und dem Könige sprechen, um zu veranlassen, daß man entweder jenen Ministerialbefehl zurücknehme, oder Sie, Ihrem eigenen Wunsche gemäß, vor ein Geschworenen-Gericht stelle. Ich habe damit Ihren Bitten gewillfahrt, erfüllen Sie nun auch die meinige und entfernen Sie sich aus einem Kreise, wo, wie Sie selbst fühlen werden, Ihre Gegenwart, bis Sie sich völlig gereinigt haben, nur störend einwirken müsse."

Charles verneigte sich schweigend und zog sich zurück, mit einem Gefühle, das aus Ingrimm und Bewunderung, Liebe und Haß gemischt war.

Aber die Verwendung von Seiten der Herzogin für diesen Eindringling in die Hofzirkel kam zu spät. Schon lange hatten die Agenten der hohen Polizei den jungen Mann beobachtet, der auf ihren Proscriptionslisten stand. Ihn dort zu verhaften oder nur zu verweisen, gestatteten die Rücksichten nicht, die man dem Herzoge von Orleans schuldig zu sein glaubte; allein

kaum hatte Charles die Gemächer des Festes verlassen und in der Garderobe seinen Mantel umgehängt, so folgte ihm ein Offizier der Gensd'armerie mit zwei Mann und verhaftete ihn im Namen des Königs. — Charles knirschte vor Wuth und schwankte einen Augenblick, ob er gegen diesen Gewaltschritt den Beistand des Volks anrufen sollte, das unten auf der Straße vor dem Palais-Royal in großen Haufen stand und zahllose Verwünschungen ausrief gegen den König und seine Minister. Allein er zog es vor, sich auf seine Gewandtheit zu verlassen. Er stellte sich bereit, in die Haft sich abführen zu lassen und stieg ruhig in den vorgefahrenen Wagen; als aber der Offizier der Gensd'armerie ihm folgen wollte, um sich ihm gegenüber zu setzen, gab er ihm einen so kräftigen Fußtritt, daß dieser zurücktaumelte; diesen Augenblick benutzte er aber, um aus dem andern Wagenschlage zu entspringen, und damit verlor er sich unter der Menge, die immer bereit ist, den Einzelnen gegen eine Gewalt in Schutz zu nehmen, die sie für ungesetzlich hält. Ihm wurden die Reihen geöffnet, während seinen Verfolgern Hunderte sich entgegenstellten.

Mit diesem Augenblick faßte er den Entschluß, sich der großen Volksmasse anzuschließen, die mit der Regierung unzufrieden war. „Wo der Depotismus herrscht," sprach er zu sich selbst, „gilt das Recht der Selbsthülfe.

Mein Wahlspruch sei der der Gesellschaft der Menschenrechte: aide toi, et dieu t'aidera!" *)

Von diesem Tage an wurde die Richtung des jungen Mannes allerdings politisch gefährlich für das damalige Königthum. Sylvestre war von derselben Ächtung getroffen, wie sein Freund Charles; aber bei der Bestechlichkeit so vieler Büreaubeamten wurde es ihnen leicht, sich unter andern Namen falsche Legitimationspapiere zu verschaffen. Sie bezogen beide eine niedrige Dachstube im Quartier Latin, gaben sich für arme Studenten aus, deren es Tausende dort giebt, legten statt der eleganten Modekleidung den verwitterten, schwarzen Sammtrock, mit der genialen Unordnung der Studenten an und trieben sich mit diesen in den tollen und wilden Gesellschaften dieses Standes, mit Grisetten und jungen Wüstlingen herum, ohne jedoch an ihren Ausschweifungen mehr als einen scheinbaren Antheil zu nehmen; denn beide liebten: Charles die engelschöne Ange-Marie und Sylvestre die liebliche Cecilie. Die Liebe aber veredelt jede Gesinnung und hindert wenigstens jene geniale Emancipation des Fleisches, jener Religion der Sinnlichkeit, wie die jungen Leute ihre Orgien nannten, zur Beute zu werden. Immer blieben sie besonnen und

---

*) Hilf dir selber und Gott wird dir helfen.

beobachteten die Stimmung des Volks in den Mittelklassen, die ihnen früher in den höhern Regionen der Gesellschaften, welche sie als reiche und vornehme Kavaliere besuchten, ziemlich fremd geblieben war.

So entging es den Beiden nicht, daß große Ereignisse sich vorbereiteten, indem in allen Mittelständen eine tiefe und furchtbare Verstimmung der Gemüther gegen die Regierung eine große Katastrophe vorbereitete und bei der geringsten Ungesetzlichkeit von Seiten der Regierung den gefährlichsten Ausbruch erwarten lassen mußte.

Charles und Sylvestre befanden sich aber beide in einer Lage, die ihnen keine Hoffnung auf Rettung ihrer durch Minister-Despotismus, so wie durch Hofintriguen bedrohten persönlichen Freiheit und auf Erreichung ihrer Wünsche gewährte, als eine ausbrechende Revolution. Beide dachten nicht an die Entthronung des Königs und würden vor jedem Aufstande, der die Bourbons aus Frankreich verbannen sollte, zurückgebebt sein; aber sie meinten, eine tüchtige Lehre würde Karl X. so wenig als seinen Ministern schaden und diese zwingen, von dem Despotismus abzulassen, der ihre liebsten Hoffnungen vereitelte und ihre persönliche Freiheit gefährdete.

Früher bestand der Liberalismus der jungen Leute in einer allgemeinen Opposition der Jugend im Geist

der Zeit, jetzt aber erst, seitdem sie auf der Tribüne den Sitzungen der Deputirtenkammer beiwohnten, seitdem sie die freisinnigen Journale lasen und das oft gesunde Raisonnement in allen Volksklassen anhörten, jetzt erst wußten sie, was das Volk wollte und wie die öffentliche Freiheit bedroht wurde.

Nun sahen sie es auch ein, daß Ludwig XVIII., der gescheuteste unter allen zurückgekehrten Bourbons, der einzige war, der seine Zeit begriffen hatte, indem er weniger aus Neigung, als aus Klugheit dem Volke eine freisinnige Verfassung gab, welche geeignet war, das Volk gegen die Anmaßungen der Minister und künftigen Regenten zu sichern; aber Ludwig XVIII. liebte vor allen Dingen jene Gemächlichkeit, der der Hausfrieden über Alles geht und griff daher nur selten in die Zügel der Regierung, die unter den Einflüssen der zurückgekehrten Emigranten und Priester stand, welche um jeden Preis ihre alten Privilegien und Ansprüche wieder herauf beschwören wollten. Dadurch entstand ein Schwanken in den Regierungsmaximen hin und her, welches dem Ministerium Villele's den Namen des Schaukelsystems gab. Ludwig XVIII. kannte diese Richtung, aber auch den Charakter und die Neigungen seines Bruders, der nach ihm den Thron besteigen sollte, und ahnend soll er kurz vor seinem Ableben zum Herzoge de la Chatre gesagt haben: „Ich allein halte den

Sturm noch auf; aber nach meinem Tode wird er ausbrechen. Ich habe den Thron auf das Gesetz gegründet; man wird diese Grundsäule zu zerstören suchen und die Folge wird sein, daß das ganze Gebäude zusammenstürzt."

Achtzehnte Abtheilung.

Karl X. als Regent. — Villele's Ministerium. — Martignac. — Polignac. — Dessen Biographie. — Bourmont. — Montbel. — Preßfreiheit. — Die Eroberung von Algier macht keinen Eindruck. — Polignac's Stellung. — Die Boutiquiers. — Karl X. Verblendung. — Opposition der 221 Deputirten. — Versuch einer Bearbeitung der öffentlichen Meinung. — Ministerwechsel. — Die Ordonnanzen. — Furchtbare Aufregung im Volke. — Palais-Royal. — Zerschlagen der Laternen. — Volkswuth gegen Polignac. — Die tumultuarische Nacht vom 26. auf den 27. Juli. — Truppenmacht des Königs. — Vortheile des Volks. — Entschlossene Protestation der freisinnigen Zeitungen. — Angriffe der Regierung auf die Pressen am 27. Juli. — Richterspruch, welcher das Verfahren der Regierung für ungesetzlich erklärt. — Das Volk zieht vor Polignac's Palais. — Kampf. — Lage der Minister. — Abends 4 Uhr fließt das erste Blut. — Rache. Zu den Waffen! Revolutionsscenen. — Barrikaden. — Kampf. — Sieg der königlichen Truppen. — Volksstimmung. — Scenen. — Charles und Sylvestre unter den Revolutionairen. — Wir wenden uns nach St. Cloud.

Karl X., der im Jahre 1824 den Thron bestieg, besaß ohne Zweifel unter allen seinen Brüdern die geringsten Fähigkeiten des Kopfes und Herzens. Sein Hochmuth gegen das Volk, seine Jagdliebe, besonders aber

seine unselige Verbindung mit der Familie Polignac, welche den ersten Anlaß zu der Revolution von 1789 gegeben hatte, machte ihn in hohem Grade verhaßt. Er war damals einer der Ersten gewesen, der ausgewandert war, um seinem Vaterlande an allen europäischen Höfen Feinde zu erwecken; so wie er zur höchsten Stellung kam, wurde in Brochüren und mündlich an öffentlichen Orten die Chronik scandaleuse seines Jugendlebens aufgedeckt. Man erzählte schauderhafte Scenen der Ausschweifungen und betrachtete seine jetzige Frömmigkeit als das scheinheilige Ergebniß einer geistigen und physischen Erschöpfung. Seine persönliche Schwäche und Geistesbeschränktheit sah keine andere Rettung des Thrones, als durch die Gebete der Priester und die systematische Zerstörung aller Volksfreiheiten, die doch die Grundlage der Wiederherstellung der Bourbons auf den Thron von Frankreich gewesen waren.

Man kann denken, mit welchen kühnen Hoffnungen ein solcher Fürst die zahlreiche Klasse der herrschsüchtigen Priesterkaste erfüllte. Die Jesuiten, obgleich gesetzlich verbannt, hatten sich am Hofe Karl X. wieder eingenistet. Der König war ihren Einflüsterungen blind ergeben; ja man sagte, er habe sich heimlich in ihren Orden aufnehmen lassen. Nur wer den Jesuiten huldigte, konnte damals in Frankreich zu Ehren und Ansehn gelangen.

Villele stand an der Spitze des Ministeriums, als Karl X. den Thron bestieg. Obgleich persönlich den Freiheiten des Volks abgeneigt, besaß er doch in hohem Grade die Kunst, die Charte unter dem Schein des Rechts durch gesetzliche Mittel unwirksam zu machen. Er bekämpfte die Kammer durch ihre eigenen Mitglieder, indem er durch tausend kleine Intriguen Anhänger der Regierung in ihre Reihen zu bringen wußte. Nie würde ein Villele zu den plumpen Gewaltschritten seine Zustimmung gegeben haben, wodurch später Polignac den Thron seines Herrn stürzte. Villele fiel endlich durch die Kammer von 1828. Der König, erschreckt durch diese Manifestation des Volkswillens, wurde noch einmal seinen Grundsätzen untreu. Er stellte Martignac an die Spitze, um durch halbe Nachgiebigkeit den Sturm zu beschwören. Aber das Volk war einmal erbittert. Man wollte Alles oder Nichts und die Kammer verwarf einstimmig die halbliberalen Maßregeln, und zwar die Anhänger der Regierung, weil man nach ihrer Meinung zu viel zugestand, die Gegner, weil man zu wenig zugestanden hatte. Martignac mußte abtreten und die Jesuiten sprachen zu dem schwachen Könige:

„Sire, Sie sehen, welche Unterthanen Sie haben; wenn Sie ihnen mit Vertrauen, mit so vieler Gnade entgegen kommen, so wird Ihre gütige Hand mit Ver-

achtung zurückgestoßen. Man muß diese Menschen nur mit der Ruthe regieren."

Nur zu gut begriff Karl X. diese entsetzliche Lehre, die so sehr seinen Neigungen entsprach. Zwei Kandidaten zur ersten Ministerstelle wurden ihm vorgeschoben; der Kardinal Latil, dieser einflußreiche und intriguante Jesuit, griff den König auf seiner schwachen Seite an. Er stellte ihm das hohe Verdienst vor, das er im Himmel erwerben würde, wenn er einen Priester zur Herrschaft berufe. Allein auf der andern Seite drängte man den König, seinen „theuern" Polignac zu der Würde eines ersten Ministers zu erheben. Der König schwankte lange, denn Polignac war der auserkorene Liebling der ganzen königlichen Familie. Die Priester suchten ihn im Interesse der Religion zum Rücktritt zu bewegen; allein Polignac antwortete, daß er bei aller Achtung für den Himmel auch auf Erden etwas zu gelten wünsche, und durch zahllose diplomatische Intriguen unterstützt, wurde er Minister.

So trat am 8. August 1829 das berüchtigte Ministerium zusammen, das entschiedenste, welches in Frankreich seit der Restauration regiert hatte, aber auch das letzte, welches der ältern Linie der Bourbons diente.

Der freisinnige Deputirte Royer-Collard nannte es auf der Tribune „das Unmögliche," und der Erfolg hat seine Voraussagung nur zu sehr bestätigt.

Unbeschreiblich war schon damals die Aufregung, die diese Ernennung im ganzen Volke veranlaßte.

Man erinnerte laut an die famöse Lebensgeschichte dieses Ministers, dessen Biographie Charles schonungslos in einem der freisinnigen Blätter zum Besten gab.

Es hieß darin: „Polignac ist der uneheliche Sohn einer hohen Person und jener berüchtigten Madame Polignac, die ihre Gönnerin, die unglückliche Marie Antoinette, zu jener unsinnigen Verschwendung verleitet hatte, wodurch der Staatsschatz geplündert und die große Revolution heraufbeschworen wurde. Sein Name erinnert an alle Fehler der Regierung vor 1789. Seine Ernennung zum Minister-Präsidenten ist von der unglücklichsten Vorbedeutung. Im glühendsten Haß gegen die Freiheiten Frankreichs erzogen, war sein ganzes früheres Leben dem Kampfe gegen sein Vaterland geweiht. Zuerst trug er die Waffen gegen die Franzosen unter Condé; dann kam er mit George und Pichegrü nach Paris, um an der Verschwörung zur Ermordung des ersten Konsuls durch die Höllenmaschine Theil zu nehmen; darauf von der Polizei verfolgt und ergriffen, wurde er vor Gericht gestellt und zum Tode verurtheilt. Nur die Fürbitten seiner Freunde und ein Fußfall seiner Gemahlin vor Josephine, der Gattin Napoleons, retteten sein Leben. Er wurde zuerst auf die Festung Ham in den Niederlanden, dann nach Vincennes gebracht. Erst

im Jahre 1810 wurde er freigelassen; doch vergalt er sogleich diese Gnade durch Theilnahme an der Verschwörung des Generals Mallet. Nach dem Siege der Alliirten schickte ihn Ludwig XVIII. als seinen Geschäftsführer nach Paris und so wurde er der Held der Restauration. Als Mitglied der Pairskammer wurde er einer der eifrigsten Redner für blutige Maßregeln gegen die Volksparthei. Er nahm den thätigsten Antheil an der Verurtheilung Ney's, wurde später als Botschafter in London ein Werkzeug von Wellington's gegen die Freiheit der Völker gerichteten Politik und durch dessen Gunst Minister."

Polignac war ein Mann ohne französische Gesinnung. Seine stärkste Stütze war Karl X. selbst, dem er so ähnlich war an Gesinnung und Gefühllosigkeit für die Leiden des französischen Volks. Er war bigott, wie sein Gebieter, hatte aber den Ruf einer großen Energie, den die Schmeichelei der Hofleute und die Gunst der Priester ihm beilegten, und das schmeichelte in mehr als einer Beziehung der Eitelkeit des Königs.

Einem solchen Mann war nun das Geschick von zwei und dreißig Millionen Menschen anvertraut.

Und als ob es noch nicht genug sei, den Unwillen des Volks aufs Höchste zu treiben, so wurde einem verhaßten Premierminister ein verachteter Kriegsminister an die Seite gestellt.

Es war der General Bourmont, der Überläufer von Waterloo, den das Heer, wie das Volk einen Elenden nannte, welcher auf dem Schlachtfelde seinen Kaiser und Wohlthäter verrathen hatte. Diese Ernennung schlug dem französischen Ehrgefühl die tiefste Wunde. Es wurde klar, daß die Bourbons sich durch Verrath und Schande auf dem Thron erhalten wollten, indem sie der öffentlichen Meinung durch diese Ernennungen geradezu den Krieg erklärten.

Die andern Minister waren minder bedeutend. Graf de la Bourdonnaye, ein Fanatiker, der immer mit der Zuchtruthe und dem Blutgerüst regieren wollte, übrigens Polignac an Geist überlegen war und bei Napoleons Sturz einer der Ersten gewesen war, der zu der Fahne der Bourbons geschworen hatte; ferner der Finanzminister Chabrol, von dem die Priester sagten, er gleiche dem Rohre an Biegsamkeit, einer Natter in der Kunst zu schleichen und dem Fuchse an Schlauheit; dann der Groß-Siegelbewahrer Courvoisier, ein redlicher Mann, aber schwach von Charakter, der aus übertriebener Frömmigkeit und redlich verstandener Treue sich für verpflichtet hielt, dem Willen des Königs blindlings zu gehorchen. Der achtungswertheste von Allen war Montbel, Minister des öffentlichen Unterrichts. Seine frühere Laufbahn war rein. Er hatte sich immer als Mann von Ehre gezeigt; allein Partheigeist, Ängstlich-

keit und Furcht vor eingebildeten Plänen der Volkspar-thei, so wie Ergebenheit für den König, riſſen ihn hin, jene verhängnißvollen Ordonnanzen zu unterzeichnen, wo-von unten die Rede ſein wird. Verdiente es Einer, aus dem darauf folgenden Sturm durch die Flucht ſich zu retten, ſo war es Montbel, dem auch die Achtung der Beſſern folgte.

Gegen dieſes ſo verhaßte und verachtete Miniſte-rium, das beſtimmt war, Frankreichs Freiheit in Feſſeln zu ſchlagen, wendete die Nation eine unblutige, aber furchtbare Waffe an — eine Waffe, ohne welche die Herſtellung des abſoluten Königthums, der Macht der Geiſtlichkeit und des Adels und aller der Privilegien, Monopole und Mißbräuche, die einſt die große Revolu-tion von 1789 provocirt hatten, auf einige Zeit wenigſtens, gelungen wäre — die Macht der freien Preſſe.

Die Preßfreiheit iſt für einen guten Regenten das Auge, womit er in das Herz ſeiner Völker blickt, ohne von der Brille ſeiner Beamten oder Umgebungen geblen-det zu werden — für ſchlechte Regierun-gen das Richtſchwert, das ſie vernichtet, ehe noch der Griffel der Geſchichte ſie der Verdammniß der Nachwelt Preis giebt.

Die unabhängige Presse deckte Schritt vor Schritt die Fehler und Absichten der Minister auf und brachte Bewußtsein und Einheit in die Bewegung der ganzen Nation.

Als der König, ohne die Kammer zu fragen, viele Millionen aus dem Staatsschatz aufgewendet hatte, um Algier zu bekriegen, da enthüllten die Zeitungen, daß diese eigenmächtige Verschwendung des Staatsschatzes gesetzwidrig sei; daß die ganze Unternehmung nur begonnen sei in der kleinlichen Absicht, eine kriegerische Nation durch Thaten, die an den Ruhm der großen Armee unter Napoleon erinnern sollten, zu gewinnen, die politischen Partheien auf andere Gegenstände zu leiten und die Kammern den Schritten des Ministeriums geneigt zu machen. Zugleich sollte diese Expedition das Heer durch die ungeheure Beute der Regierung gehorsam und geneigt machen, die Volksfreiheiten mit dem Bajonet zu unterdrücken; vor allem aber dem Verräther Bourmont Gelegenheit geben, mit Algier seine Ehre wieder zu erobern.

Die Waffenthat der Eroberung von Algier war allerdings eine der glänzendsten in der neuern französischen Kriegsgeschichte, und Bourmont hatte sich als ein tüchtiger und tapferer Heerführer ausgewiesen. Unter andern Umständen würde Frankreich trunken gewesen sein vor Freude und Enthusiasmus; allein das Bekannt-

werden so elender Motive ließ keine Begeisterung für den Ruhm der französischen Waffen aufkommen. Man sah darin nur Schmach, Frevel und entsetzliche Verschwendung an Geld und Menschenleben. Es waren im Schatz des großen Seeräubers viele hundert Millionen gefunden; aber weder dem Heere noch dem Staatsschatz kam davon viel zu gute — Bourmont und seine Günstlinge hatten sich bereichert und des Königs Privat-Chatoulle hatte Antheil an diesem Raube des Raubguts von Europa genommen.

Das sagten die liberalen Blätter ohne Scheu; sie wurden gerichtlich verfolgt; aber die Geschwornen-Gerichte, aus den Notabeln des Volks gebildet, sprachen sie frei.

So sprachen die unabhängigen Zeitungen furchtlos ihre Meinungen aus, während die royalistischen Blätter jubelten und Karl X. als einen Helden bezeichneten, der es gewagt habe, seine Krone gegen die frevelhaften Umtriebe der neuen Jacobiner und Liberalen zu vertheidigen. Aber die öffentliche Meinung und ihre Organe der Presse sprachen es laut aus, es nahe die Zeit, wo Frankreich den heftigsten Kampf für seine Rechte zu bestehen haben werde. Polignac's Unfähigkeit wurde von allen Seiten beleuchtet und Bourmont's Ehrlosigkeit hervorgehoben. Man sprach es laut aus, daß vor der edlen französischen Nation, die mit einem Villèle fertig geworden sei, ein

Polignac unmöglich bestehen könne. Man wies in den Zeitungen darauf hin, daß die Zusammenberufung der nächsten Kammer den Tag des Gerichts für ein so elendes Ministerium bringen werde. In den Tuilerien und am Hofe des Königs wurde Polignac mit seinen Genossen, als der entschiedenste Liebling des Königs, wie ein Halbgott verehrt, und in den liberalen Blättern wurde er schonungslos als ein unfähiger Glückspilz, als ein Verschworener gegen die Rechte seines Vaterlandes, an den Pranger gestellt.

Man denke sich, in welche Wuth diese Sprache — eine solche unverhüllte, unhöfliche Wahrheit — die Machthaber vom 8. August versetzen mußte, die nicht bloß schwindelten auf ihrer Höhe vom Dünkel der Geburt, sondern auch von der Gunst des Königs und den Schmeicheleien ihrer Kreaturen.

Anfangs suchten sich diese hohen Seigneurs durch Verachtung gegen den Schmerz solcher Wunden zu schützen. Man nannte die Volkspartei spöttisch boutiquiers (Pfefferkrämer) und schob ihr die Absicht unter, Thron und Altar zu stürzen. — „Wir aber," so berühmten sich die Minister und ihre Freunde, „sind die Verfechter der Kirche und der Monarchie. Wir sind die wahren Helden, die, von reiner Liebe für die Sache Gottes beseelt, das Werk der Restauration des alten Königsthrons vollenden und die Revolution erwürgen sollen."

Doch in den Reihen der Vertheidiger des Thrones selbst entstand Zwietracht. Der vor Wuth schäumende de la Bourdonnaye verlangte gewaltsame Maßregeln, um die Volksparthei zu ecrasiren; Polignac aber bebte noch davor zurück. Jener beschuldigte ihn der Feigheit; er hoffte, damit Polignac zu stürzen und sich selbst den Weg zur ersten Ministerstelle zu eröffnen; aber der Günstling des Königs siegte über den enragirten Ultra-Royalisten — de la Bourdonnaye mußte weichen und ein unbedeutender Mann, Guernon de Ranville, trat zu seinem eignen Unglück an dessen Stelle.

Dieser Kampf offenbarte der Volksparthei noch mehr, daß nur die elendeste Selbstsucht das Motiv war, weshalb jene Männer Ergebenheit für den König und die Religion heuchelten. Die Verachtung gegen eine solche Regierung verbreitete sich immer weiter. Schon hatte sie damit völlig ihre moralische Kraft verloren, als der entscheidende Tag der Eröffnung der Kammern herannahte.

Die Zeitungen verkündeten triumphirend, daß, trotz aller Intriguen und drohenden Befehle an die Präfekten, das Volk unabhängige, ehrenwerthe Männer als Deputirte gewählt habe. Die linke Seite, die Deputirten der Krämer und Kanaille (wie die Hofparthei sie nannte) bildeten eine furchtbare Mehrzahl. Mit diesem Augenblick

war Polignac gerichtet; trat er jetzt nicht zurück, so stand die Monarchie auf dem Spiele.

Noch war Karl X. verblendet. Die Kammer eröffnete er mit einer drohenden Rede; die Bewegung seines Gemüths, in welcher er die letzten Worte sprach, war so heftig, daß ihm der Hut aus den Händen fiel. Der Herzog von Orleans hob ihn auf — ein schlimmes, seltsames Prognostikon!

Wenn Beifall erschallte von Seiten der Pairs und der rechten Seite der Deputirtenkammer, so war das nicht die Stimme des Volks; die Wirkung zeigte sich bald; 221 Deputirte vereinigten sich zu einer entschlossenen Antwort, worin dem Könige gesagt wurde, daß das Ministerium Polignac unvereinbar sei mit den Interessen Frankreichs.

Sonst hatte der König immer die Adresse der Kammer als das untrügliche Organ der Volksparthei betrachtet; jetzt ging es anders. In demselben Augenblick, als der Präsident diese Adresse vorlas, erhielt er den königlichen Befehl, der die Kammer auflösete.

Ruhig und dem Gesetze gehorsam gingen die Deputirten der Nation auseinander. Sie wußten, daß Frankreich seit der Charte Ludwigs XVIII. nicht ohne Kammern regiert werden konnte; denn ohne diese giebt es keine Auflagen, kein Geld, keine Mittel für die Gewalt, um die Staatsmaschine im Gange zu erhalten.

Eine neue Deputirtenwahl wurde also nöthig, und nach der allgemein herrschenden Stimmung durfte man überzeugt sein, daß diese neue Kammer noch ungünstiger gegen die Regierung zusammengesetzt sein würde, als die vorige. Die 221 Deputirten wurden die Männer des Volks; sie waren überzeugt, daß das Volk sie rächen werde — und das erfolgte auch.

Regierung und Minister waren außer sich. Sie verleiteten den König zu einem Schritt, der unausbleiblich seine Würde kompromittiren mußte, wenn er erfolglos blieb: der König erließ an die Nation eine Proklamation, worin er sie aufforderte, Deputirte von besserer Gesinnung, als jene 221, zu erwählen.

Diese Taktlosigkeit brachte aber die entgegengesetzte Wirkung hervor, als man davon erwartet hatte. Der König sollte verfassungsmäßig über den Partheien stehen — hier hatte er Parthei ergriffen. Die Wähler, aus den Notabeln der Nation bestehend, fühlten sich in ihrer Selbstständigkeit bedroht — die Intriguen der Regierung, die Chikanen der Präfekten und die strengen Befehle, auf jeden Fall dahin zu wirken, daß Anhänger des Ministeriums gewählt würden, erbitterten noch mehr — das Resultat war die Wiedererwählung der 221 und eine noch größere Anzahl liberaler Deputirten.

Der König hatte nun den deutlichsten Beweis, daß die Nation kein Ministerium Polignac an der Spitze

der Regierung haben wolle. Wenn er nur einen Funken von Achtung für die öffentliche Meinung besessen hätte, so mußte er jetzt diese Minister der Gewaltherrschaft entlassen. Ängstliche und selbst besonnene Anhänger des Königthums riethen ihm dazu; aber das Alles war vergebens. Polignac sah seine Existenz, der König seine Vorurtheile auf das Spiel gesetzt. Beide beschlossen, das Äußerste zu wagen.

Man suchte zum Voraus, einem großen Staatsstreich, der beabsichtigt wurde, den Schein der Rechtfertigung zu geben. Die Gazette de France, dieses von den Ministern abhängige Journal, brachte Sophistereien zu Gunsten eines Angriffs auf die Freiheit des Volks auf's Tapet. „Der König," hieß es, „hat das Recht, seine Minister zu ernennen. In Folge dieses Vorrechtes hat er Polignac zum Premierminister ernannt; die Revolutionäre aber greifen dieses königliche Vorrecht auf die empörendste Weise an, indem sie die Wahl des Königs mißbilligen und mit Polignac nicht einmal unterhandeln wollen. Das Volk hat also zuerst die Charte verletzt; der König ist daher, um sie wieder herzustellen, zu außerordentlichen Mitteln berechtigt."

Eine spätere Erklärung ging noch weiter. „Der König," hieß es, „erläßt alle zur Sicherheit des Staats nöthigen Befehle und Ordonnanzen."

Man kann sich denken, wie leicht es den Volksblättern wurde, dieses elende Blendwerk schlagend zu widerlegen. Man war auf seiner Hut, denn immer deutlicher wurde es, daß im Kabinette von Staatsstreichen wenigstens schon die Rede gewesen war.

Noch einmal entstanden im Kabinet Spaltungen. Polignac siegte abermals, Chabrol und Courvoisier gaben ihre Entlassung und Peyronnet nebst Chantelauze traten an ihre Stelle. Dieser war ein bedeutender Mann, ein guter Redner, aber ohne Redlichkeit und zu jedem Gewaltschritt geneigt.

Diese Änderung erfolgte Ende Juni 1830. Von da an war das Kabinet ein Schauplatz der Intriguen und der Sitz undurchdringlicher Geheimnisse. Der König selbst war ein Opfer fieberhafter Unruhe. Ein Entschluß und ein Manöver drängte das andere. Bald wollte man gesetzliche Maßregeln, bald ungesetzliche. Bald waren es die Gemäßigten, bald die Fanatiker, welche die Oberhand erhielten. Diese verkündeten mit lächerlicher Großsprecherei, der König müsse mit seinen treuen Dienern zu Pferde steigen und die Kanaille zur Raison bringen.

Ganz gewiß ist, daß bis kurz vor dem 25. Juli kein bestimmter Plan im Ministerium herrschte und daß die berüchtigten Ordonnanzen ohne reiflich überdachten Plan und im höchsten Tumult der äußersten Verwir-

rung beschlossen waren. Man hatte die Gefahr dieses Schrittes erkannt, aber nicht einmal so viel Besonnenheit gehabt, zuvor eine genügende Truppenmacht, um einen Aufstand unterdrücken zu können, in Paris zusammen zu ziehen.

Beunruhigende Gerüchte liefen darüber im Volke um. Die Fonds fielen auf der Börse. Der Fürst der europäischen Geldmacht, Baron von Rothschild, begab sich noch am 23. zu dem Minister Peyronnet und sagte ihm freimüthig, daß schon die Gerüchte von beabsichtigten Staatsstreichen namenlose Angst auf der Börse verbreitet hätten. Der Minister aber lächelte und entgegnete: „Beruhigen Sie sich. Es ist nichts Wahres an dem Gerede."

Aber am Montage, den 26. Juli, früh las man im Moniteur den famösen Bericht der Minister an den König, worin die Monarchie als bedroht durch die Frechheit der Presse dargestellt wurde. Es wurde darin dem Könige gerathen, diese gemißbrauchte Freiheit der Presse zu unterdrücken und andere Maßregeln zur Sicherheit der Krone zu ergreifen. Darauf folgten die Ordonnanzen, wovon die erste die Freiheit der periodischen Presse suspendirte, die zweite die Deputirtenkammer der Departements auflöse te, die dritte eine neue Wahlordnung erließ, wodurch die Regierung die Macht erhielt, Deputirte in

ihrem Sinne zu erwählen, die vierte die Versammlung der neuen Wahlkollegien und das Zusammentreten der dadurch neu gebildeten Kammer bestimmte, die sechste nur Ernennungen im royalistischen Sinne enthielt.

Der Moniteur, welcher diese unseligen Befehle verkündete, verbreitete zunächst die größte Bestürzung in den Häusern, wo er zuerst bekannt wurde. Aber Paris ist eine ungeheuer große Stadt, nur wenige Bewohner lesen dieses Regierungsblatt; es dauerte daher fast bis gegen Abend, bis die Kunde davon sich durch die ganze Stadt verbreitete. Sofort wurden alle Buden und Laden geschlossen. Eine unermeßliche Menschenmenge ergoß sich auf alle Straßen, die Gebildeten und Wohlgekleideten zeigten Trauer auf ihren Zügen, das Volk sprach Verwünschungen gegen die Regierung aus. Man hatte übrigens die Wachtposten nicht einmal verdoppelt; aber eine Menge von Polizeidienern, verkleidet und unverkleidet, zeigten sich besonders in den Kaffeehäusern und Lesekabinetten und erhöhten dadurch nur noch die Verstimmung des Volks gegen die Regierung.

Gegen vier Uhr wälzte sich der Strom in das Palais-Royal — dieses bekannte unermeßliche Gebäude, dessen Bel-Etage dem Herzoge von Orleans zur Wohnung bestimmt war, während die unteren Räume zu Restaurationen, Kaufläden und Kaffeehäusern, für unge-

heuere Preise vermiethet sind, und die Mansarden und obern Etagen, Spielsäle und die Spelucken feiler Dirnen zu Tausenden enthielten.

Dort, in den untern Räumen, im ungeheuersten Volksgewühl, wurden jene Ordonnanzen abgelesen und kritisirt. Man hörte Stimmen, die laut riefen: „Seit funfzehn Jahren haben sie uns geschunden, ihr Maß ist voll, sie müssen fallen!" Dieser Ausruf ertönte aus einem Haufen junger Studenten, in deren Mitte Charles und Sylvestre sich befanden. Der Ruf wurde mit ungeheuerm Jubel der Menge aufgenommen.

In den vielen Höfen und Säulengruppen des Palais-Royal fanden sich zahlreiche Lokale von Buchhändlern, die mit den Neuigkeiten des Tages handelten. Dort hörte man das Geschrei: „Es lebe die Charte!" — und alsbald rückte ein Trupp von Gensd'armen mit dem Säbel in der Faust auf die Volksmenge ein, bereit, sie niederzuhauen. Bei ihrem Anblick zog sich die Menge in guter Ordnung zurück. Die Buden wurden augenblicklich geschlossen und Weiber und Kinder stürzten sich unter die Gensd'armen und überhäuften diese Schergen der Gewalt mit Verwünschungen.

Das Volk wogte zunächst in den Garten des Palais-Royal. Aber dieser wurde um 9 Uhr ausgeräumt und geschlossen.

Auf der Rückkehr von dort steigerte sich die Volkswuth immer höher. Das Volk schlug in den Straßen, die es durchzog, eine Menge Laternen ein. Ein Haufen eilte auf die Elisäischen Felder, um dort dem Fürsten Polignac aufzulauern, der, von St. Cloud zurückkehrend, über diesen Platz fahren mußte. Der verhaßte Minister aber rettete sich durch eine List, indem er eine andere Person in seinem Wagen fahren ließ und von zwei Gensd'armen begleitet in einem Fiaker glücklich entkam. Er hatte sich in das Hotel des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten geflüchtet, bald aber wurde dieses ruchbar und die Volkswuth wendete sich gegen diesen Pallast. Man tobte und schrie, schleuderte Steine in die Fenster, suchte die Thore zu erbrechen und stieg in den Garten, wo die tobende Menge Alles demolirte — bis endlich eine Abtheilung Soldaten das noch unbewaffnete Volk vertrieb. Polignac soll sich während dieser Schreckensscenen in einem Kellergewölbe des Pallastes versteckt gehalten haben.

So verlief dieser Tag zwar tumultuarisch genug, aber ohne Blutvergießen. Die ganze Nacht vom 26. auf den 27. durchzogen zahlreiche Patrouillen der Garde, der Schweizer und Gensd'armen die Stadt. Sie mußten damit den mühsamen Dienst beginnen, der ununterbrochen bis zum Donnerstag fortdauernd den Truppen ihre beste Kraft entzog.

Das Volk war erbittert, aber ohne Waffen und Einheit, und der König hatte in Paris noch 17,600 Mann wohlgeübte Truppen mit 12 Kanonen stehen; die Truppen waren von Offizieren befehligt, die dem Könige und dem Premierminister blind ergeben waren. Es befanden sich darunter 1600 Mann Gensd'armen und ein Regiment der Garde, das aus lauter Vendeern bestand, von denen jeder Mann sich für seinen König hätte todtschlagen lassen; ein Regiment Schweizer-Garde hatte keinen Tropfen französischen Bluts in seinen Adern, würde also eben so leicht auf Franzosen gefeuert haben, als auf jeden Feind von Frankreich. Die Truppen waren trefflich eingeübt, gekleidet und bezahlt. Sie hielten die wichtigsten Plätze besetzt und daneben versah noch eine Menge von Polizeidienern den Dienst im Innern der Stadt.

Es stand also dem Könige noch eine große Macht zu Gebote. Zudem hatten alle Beamten in Frankreich ihm Treue geschworen; alle wichtigen Stellen in der Verwaltung, wie im Heere waren von Kreaturen der Minister besetzt; der ganze Klerus hing ihm an, schon aus eigenem Interesse, denn der Sieg der Liberalen hätte ihren weltlichen Herrlichkeiten ein Ende gemacht.

Auf der andern Seite war aber auch die Bevölkerung von Paris eine große moralische und physische Macht. Hatte sie auch keine Waffen und keine Na-

tionalgarde mehr, so waren doch die meisten Männer von reifern Jahren Krieger unter Napoleon gewesen, und die Jugend entflammte ihren Muth an den kriegerischen Traditionen ihrer Väter.

Der Hauptvortheil des Volks bestand aber in der ungeheuern Größe der Stadt. Volksaufstände können nur in den größesten Städten mit Erfolg durchgeführt werden. Dort nur giebt es jene Masse von Licht des Gedankens und Kraft des Willens, welche erforderlich ist, eine Empörung zu leiten, und dort giebt es die Menge der Arme, um zu schlagen. Zudem hatten die allgemein verbreiteten Zeitungen und die Öffentlichkeit der ständischen Verhandlungen eine Intelligenz über die Rechte des Volks und der Regierung verbreitet, welche nothwendig jene Ordonnanzen ganz allgemein für eine schreiende Ungerechtigkeit erkennen lassen mußte. Der König, der die beschworene Charte verletzt hatte, galt dem Volke als ein Meineidiger und damit war der letzte Schatten von Achtung und Liebe für das Königthum verschwunden. Die Menge von Fabriken und Werkstätten gab aber undurchdringliche Massen von kräftigen Arbeitern, die ihren Muth Einer am Andern entzündeten. Die Menge wirkt zauberisch und Gewehre und Bajonnette flößen großen Menschenhaufen keine Furcht ein.

Bei dieser Gährung, welche die ungeheuere Bevölkerung von Paris durchdrang, konnte sich am ersten

Tage noch kein Anführer, noch kein Ziel und Bewußtsein finden. Bald aber sollte ein Akt der freisinnigen Zeitungsredaktoren dem Volksaufstande Richtung und Einheit geben.

In derselben Nacht hatten sich die Redaktoren dieser vielgelesenen Journale versammelt und gemeinschaftlich eine publizistische Erklärung unterzeichnet, worin es am Schluß hieß:

„Die Regierung hat heute den Charakter der Gesetzlichkeit verloren; Gesetzlichkeit allein ist es, was den Gehorsam zur Pflicht macht. Wir unsers Theils leisten Widerstand; Frankreich mag über den Umfang des seinigen entschieden."

Dieser Akt war von großer Wichtigkeit, als Anfang des gesetzlichen Widerstandes und weil dieser muthige Widerstand dem Volke die klare Überzeugung gab, daß die Regierung seine heiligsten Rechte verletzt habe.

Auch Charles und Sylvestre schwammen im Strom der Revolution. Hatte unglückliche Liebe sie hineingestürzt, so riß die Macht der Ideen sie fort.

Nichts ist aber so zündend, als der Funke der Revolution, sobald das Volk sich in seinen heiligsten Rechten gekränkt sieht — nichts so hinreißend für die edelsten Gemüther der Jugend, als die Macht der libe-

ralen Ideen, wo Volks- und Menschenrechte in Frage stehen.

Man sah jene jungen Leute mitten im Haufen der Bewegung. Sie waren politische Schriftsteller, Volksredner und Führer der Studenten- und Volkshaufen geworden, ohne je die Absicht gehabt zu haben, die Bourbons von ihrem Thron zu vertreiben, woran damals noch kein Franzose dachte. Man wollte nur die Minister entfernen, welche die Volksrechte so empörend verletzt hatten, wollte die Ordonnanzen unwirksam machen und die Wahrheit der Charte wiederherstellen.

Der Minister Maguin hatte schon am 26. die Absicht der Redakteure, in corpore zu protestiren, erfahren und einen strengen Polizei-Befehl erlassen, wodurch das Lesen und Halten nicht zensirter Zeitungen auf das Strengste verboten war. Allein dieser Befehl wurde nicht befolgt. Am Dienstage, den 27. früh, war die ungeheuere Stadt noch bewegter in allen ihren Elementen, als am vorhergehenden Abend. Die Straßen und die öffentlichen Plätze waren voll Arbeiter, die in ihren Werkstätten nichts mehr zu thun fanden. Schon bemerkte man Studenten, namentlich die Eleven der medizinischen Schule, welche die Volkshaufen anredeten. Die Zeitungen wurden öffentlich vorgelesen und die entscheidendsten Stellen in den liberalen Blättern wurden beklatscht. Da und dort standen Redner auf erhöhten

Plätzen, auf Treppen oder umgekehrten Tonnen und ermahnten das Volk, die Thaten ihrer Väter, der Begründer der Freiheit von 1789, nachzuahmen.

An diesem Tage war der erste Gewaltstreich der Regierung gegen die Journale gerichtet. Der National, eine der neuesten, aber angesehensten Zeitungen, erzählte in seinem Blatte vom 27. Abends ganz einfach und in bescheidenem, aber Achtung gebietenden Ton folgenden Hergang:

„Diesen Morgen um neun Uhr war der Platz vor unserm Bureau von Gensd'armerie zu Fuß und zu Pferde besetzt; die nächstgelegenen Straßen wurden von Streifposten durchzogen. Um eilf Uhr erschienen zwei Polizei-Kommissäre, an der Spitze von Soldaten, in unserm Lokale und wiesen uns einen Befehl des Ministers Maguin vor, kraft dessen sie beauftragt seien, unsere Pressen in Beschlag zu nehmen, weil wir uns geweigert hätten, der Ordonnanz vom 25. zu gehorchen."

„Wir erklärten den Polizei-Kommissären, daß wir uns nicht für verpflichtet hielten, der Gewalt, die sie herschicke, Folge zu leisten, weil dieselbe die Bahn des Gesetzes verlassen habe; daß sie selbst, als Civilbeamte, welche nach den Vorschriften der Charte eingesetzt seien, dieselbe verletzten, indem sie sich zur Vollstreckung gesetzwidriger Maßregeln gebrauchen ließen; daß wir die Beschlagnahme, welche sie im Sinne hätten, als einen

Diebstahl betrachten würden, der nur durch Einbruch in unsere Wohnung bewerkstelligt werden könne; und endlich, daß uns nichts übrig bliebe, als gegen die Gewalt zu protestiren, weil wir ihr sonst keinen Widerstand entgegen setzen könnten."

„Dieser Protestation ungeachtet schritten die Kommissäre zur Beschlagnahme und drangen in unser Bureau ein, begleitet von Gensd'armen. Aber trotz der sorgfältigsten Nachforschung konnten sie nicht ein einziges Exemplar unseres diesen Morgen ausgegebenen Blattes finden; denn die große Angst, welche durch ganz Paris verbreitet ist, vermehrt durch das Nichterscheinen der meisten Oppositionsblätter, hatte in aller Frühe eine große Masse Menschen vor unsere Thür geführt, und in Zeit von einer Stunde war unsere ganze Auflage von 7000 Exemplaren vergriffen."

„Auf die Weigerung, unser Lokal, wo unsere Pressen stehen, freiwillig zu öffnen, ließen die Kommissäre die Thüren mit Gewalt einschlagen. Die Pressen wurden nicht weggenommen, auch nicht zerstört; die Kommissäre begnügten sich, dieselben auseinander legen zu lassen und die wichtigsten Stücke mit fort zu nehmen. Aber durch dieses Verfahren sind sie außer Brauchbarkeit gesetzt."

„So strafbar übrigens das Betragen dieser Polizeiagenten ist, und so gewiß wir erwarten, daß dieser

Eingriff in unsere Rechte durch Diebstahl seiner Züchtigung nicht entgehen werde, so müssen wir doch gestehen, daß sie höflich gewesen sind und durch ihre Manieren die Härte ihrer Befehle gemildert haben."

„Aus Achtung gegen die Freiheit haben wir den Gehorsam versagt, und sind dafür eines Theils unseres Eigenthums beraubt worden. Mögen die Bürger unserm Beispiele nachahmen; möge auch der niedrigste und ärmste Steuerpflichtige den Gehorsam verweigern; dieser Widerstand ist gesetzlich, und wenn er mit Kraft geleistet wird, so muß das Gebäude der Despotie einstürzen."

Noch gewaltsamer ging es bei der Beschlagnahme des Temps her, eines andern liberalen Blattes. Die Protestation dagegen war viel heftiger und bitterer.

„Heute, den 27. um halb zwölf Uhr," hieß es in diesem Blatt, am Abend, „ward im Namen gesetzwidriger Ordonnanzen unser Haus, die Wohnung ruhiger Bürger, welche unter dem Schutze der Gesetze stehen, mit Gewalt angegriffen. Leute, die wir nicht kennen, bleich, abgemattet, niedergedrückt vom Bewußtsein des Verbrechens, das sie begehen mußten, haben bei uns einen Diebstahl mittelst Einbruchs begangen."

„Einer von ihnen trug zwar eine Schärpe, wie sie die Polizeibeamten tragen, aber dies muß Täuschung gewesen sein, denn eine Magistratsperson handelt nur

im Namen des Gesetzes. Andere, welche das ehrwürdige Kleid französischer Soldaten trugen, waren mehr Zuschauer, als Gehülfen bei dieser Handlung, welche sie in sichtbaren Kummer versetzte. Obgleich sie seit Ein Uhr Morgens auf den Beinen waren, und nichts gegessen hatten, schien ihnen ihr Auftrag mehr Schmerz zu machen, als ihre Entbehrungen. Wir boten ihnen Erfrischungen an."

„Letztere haben sich während der langen Zeit, daß sie vor unserm Hause waren, mit einer musterhaften Würde und Mäßigung benommen und wir müssen nur bedauern, daß so brave Leute zu einem solchen Dienst verwendet werden."

„Sieben Stunden lang mühten sich die Diener der Gewalt ab, in unsere Wohnung zu dringen. Arbeiter haben Beamte gelehrt, die Gesetze zu ehren. Ein Schlossermeister, Namens Pein, wurde herbeigerufen, um unsere Thüren aufzubrechen. Da lasen wir ihm den Artikel des Strafgesetzbuches vor, der gegen Diebstahl mit Einbruch lautet. Darauf zog der brave Mann den Hut ab, und weigerte sich, Hand anzulegen."

„Ein anderer Arbeiter, noch jünger als dieser, widerstand zwei Stunden lang allen Drohungen und Versprechungen. Kurz, man konnte im ganzen Stadtviertel keinen Handwerker finden, der sich zu dem Vorhaben der Polizei brauchen lassen wollte."

„Zuletzt mußte man einen Menschen holen, der die Ketten der Galeerensklaven anschlagen muß. Nun wurde unser Eigenthum geplündert. Sobald die Ordnung und die Herrschaft des Gesetzes wieder hergestellt ist, werden wir das Inventarium des Gestohlenen vorlegen und Genugthuung verlangen."

So muthvoll und besonnen benahmen sich beinahe alle Herausgeber der freisinnigen Zeitungen. Nur zwei, der Constitutionel und das Journal des Debats, hatten nachgegeben aus Furcht vor Schaden, und waren den Ordonnanzen gemäß um Autorisation zum Fortbestehen eingekommen, obgleich zwei ihrer Redaktoren die Protestation mit unterschrieben hatten.

Ein anderer Fall setzte sogar einen Richter in die Verlegenheit, die Ordonnanzen durch einen Urtheilsspruch als ungesetzlich erklären zu müssen. Der Drucker des Journal de Paris, Namens Plassan, hatte sich aus Furcht geweigert, das Blatt vom 26. zu drucken. Da verklagte ihn der Redakteur und der Richter Debelleyne hatte den Muth, Leben und Freiheit zu wagen, um mit dem Entscheidungsgrunde, daß die Ordnonnanzen nicht in der gesetzlichen Form erlassen seien, den Drucker zu verurtheilen, das Blatt zu drucken.

Man kann sich denken, welch ein moralisches Gewicht ein solcher Richterspruch dieser großen Volkssache geben mußte. War es früher nur das Bewußtsein des

Rechts, was das Volk ermuthigte, so war es jetzt ein Richterspruch, der die Ordonnanzen für ungesetzlich erklärte.

Alle diese Angriffe auf die Presse erfolgten Dienstags am 27., Vormittags. Um diese Zeit waren noch manche kleine Buden geöffnet; aber um Mittag schlossen sie sich sämmtlich. Da zog eine große Masse von Bauarbeitern, Maurer, Zimmerleute, Schreiner, Schmiede und Schlosser, gegen den Boulevard der Kapuziner, nach dem Ministerpalais des Fürsten Polignac.

Dieses prachtvolle Hotel war stark besetzt durch Gensd'armen zu Fuß und zu Pferde, welche den Hof und den Garten anfüllten; ein anderer starker Posten hielt den Haupteingang besetzt und deckte die ganze Länge des Hauses. Dessenungeachtet flog ein Hagel von Steinen gegen die Fenster, wodurch eine Menge der großen, kostbaren Spiegelscheiben zerschmettert wurde. Nun stürzte sich eine Abtheilung Gensd'armen in Galopp auf die Menge. Diese zog sich langsam zurück und drang aber sogleich wieder vor, sobald die Gensd'armen gegen den Pallast zurückkehrten. Das geschah unter Pfeifen, Hohngeschrei und Steinwürfen von Seiten der erbitterten Volksmenge. Endlich kam noch eine Abtheilung Infanterie von der Linie hinzu, die sogleich den ganzen Platz vor dem Hause besetzte.

Sobald das Getümmel gestillt und der Weg wieder geöffnet war, fuhr der Minister, unter starker mili-

tairischer Bedeckung aus und begab sich in die Tuilerien, um dort mit seinen Kollegen sich zu berathen.

In derselben Zeit waren die Straßen im Innern der Stadt, die übrigen Boulevards, der Steinweg längs der Seine und besonders die Umgebungen des Palais-Royal mit Menschen dicht angefüllt. Am letztern Ort wurden die Posten verdoppelt und Nachmittags fing die Gensd'armerie an, die Menschen von dem Platz fort zu treiben, dadurch entstand ein ungeheueres Gedränge. Die anstoßenden Straßen waren alle vollgestopft von Menschen, die sich zurückzogen und natürlich nicht schnell fortkommen konnten. Aber die Gensd'armen bedrängten mit Gewalt im Rücken die Masse und da diese nicht weichen konnte, so entstand ein Kampf. Die Soldaten schlugen mit Gewehrkolben und flachen Säbeln auf die Bürger und diese wehrten sich mit Stöcken und einem Hagel von Steinwürfen.

Um diese Zeit war noch kein Blut geflossen, indeß begreift es sich, daß die Stimmung des Volks in jedem Augenblick leidenschaftlicher werden mußte.

Während dieser Zeit befanden sich die in den Tuilerien versammelten Minister in der äußersten Betroffenheit. Sie hatten die Ereignisse selbst gesehen und wurden überdies noch durch zahllose Polizeispione von dem wahren Zustand der Dinge unterrichtet. Diese Aufre-

gung im Volke und dieſen ſyſtematiſchen Widerſtand der muthigen Zeitungsredaktionen hatten ſie jedoch nie für möglich gehalten; ſonſt würden ſie ſchwerlich gewagt haben, die Sache ſo auf die Spitze zu treiben. Jetzt aber, da die Angelegenheit einmal ſo weit gekommen war, forderten die Umſtände gebieteriſche Maßregeln. Gewiß iſt, daß im Miniſterium der Vorſchlag gemacht und gebilligt wurde, funfzehn der angeſehenſten freiſinnigen Deputirten und Journaliſten in der Nacht zu verhaften, um ſie zu hindern, ſich an die Spitze des Aufſtandes zu ſtellen. Aber wer im Unrechte iſt, bleibt immer unentſchloſſen. Die Beſorgniß, das Volk noch mehr aufzuwiegeln und daß die Abtheilungen, die zu dieſen Verhaftungen ausgeſendet werden ſollten, in der Dunkelheit der Nacht leicht überwältigt werden könnten, veranlaßte die Aufſchiebung dieſer entſcheidenden Maßregel bis zum 28. An dieſem Tage war es dazu aber ſchon zu ſpät.

Aber indem ſo die Miniſter auf das Verderben der liberalen Deputirten ſannen, hatten dieſe nicht geſäumt, ihre Schuldigkeit zu erfüllen. Die muthigſten derſelben hatten ſich am 27. Nachmittags bei Caſimir Perier, einem Hauptgliede der linken Seite, verſammelt und als Deputirte eine kräftige Proteſtation gegen die Akte der Willkür der Regierung entworfen und unterzeichnet.

Diese Protestation wurde gegen Abend ausgefertigt. Um dieselbe Zeit, etwa um 4 Uhr, floß auch das erste Blut.

Es war nämlich auf dem Platze vor dem Palais-Royal ein Posten vom 31. Regimente der königlichen Garde aufgestellt. Dieses bestand aus lauter Vendeern, die den Bourbons blind ergeben waren. Auch ein starkes Kommando Gensd'armerie befand sich dort, um Ordnung zu erhalten. Das letztere wurde fortwährend vom Volke mit Steinwürfen angegriffen; da gab auf einmal ein Offizier des vorgedachten Vendeer-Gardecorps Befehl, daß seine Leute den Gensd'armen zu Hülfe kommen sollten. Diese Abtheilung gab Feuer und einige Menschen fielen, andere wurden schwer verwundet. Es entstand ein furchtbares Geschrei; unter diesem hörte man eine kräftige, Alles durchdringende Stimme: „Rache! zu den Waffen!" Es war Sylvestre, der sich damit an die Spitze eines Volkshaufens stellte. Er stürmte mit diesem Haufen einen Gewehrladen und hatte nun Waffen. Munition brachten die Kaufleute freiwillig herbei. Sobald wieder neue Haufen auf dem Platz vor dem Palais-Royal vordrangen, wurde darauf gefeuert. Der Bürgerkrieg war nun in vollem Gange.

War einmal Blut geflossen, so sollte es nun bald in Strömen fließen.

Um sieben Uhr Abends wiederholten sich ähnliche Scenen in der Straße St. Honoré, die gegen den Platz des Palais-Royal ausmündet. Es wurden dort zwei von den Stadtwagen, die man Omnibus nennt, angehalten und umgestürzt; das Straßenpflaster wurde aufgerissen und von den Steinen wurden jene improvisirten Verschanzungen gebildet, die seit diesem Tage unter dem Namen „Barrikaden" so berühmt geworden sind. Ähnliche Bollwerke wurden mit einer an die Regsamkeit der Ameisen erinnernden Thätigkeit an mehrern Orten aus umgestürzten Ziegelkarren, Balken, Brettern und Steinen gebildet, und bald sah die Straße einer belagerten Stadt ähnlich, die sich aufs Äußerste zu vertheidigen entschlossen war.

Jetzt aber erhielten die Truppen bestimmten Befehl, den Waffen des Königs Achtung zu verschaffen, und nun rückte eine starke Abtheilung Soldaten von der Linie in Schlachtordnung in die Straße ein. Das Volk brach in seltsamen Kontrast mit diesem ernsten, drohenden Anrücken in lauten Jubel aus. „Es lebe die Linie!" schrie die Menge und schwang die Hüte und die Verwegensten übersprangen die Barrikaden und boten den Soldaten die Hände. Diese stutzten und fast wären sie bereit gewesen, sich mit den Bürgern zu vereinigen; doch das geschah erst am andern Tage.

Die Offiziere, die sich auf diese Art Krieg zu führen nicht gefaßt gemacht hatten, wagten es noch nicht, auf ihre eigene Verantwortung hin den Angriff zu befehlen.

Der General Walsh, der an diesem Tage den Oberbefehl führte, stand auf dem Platze des Palais-Royal. Ihm wurde der Stand der Angelegenheiten berichtet und dieser befahl, um das Vereinigen der Soldaten mit der Volksparthei zu verhindern, daß die Linie zurückgehen und die Garde vorrücken solle.

Diese treue Garde, unterstützt von einer Abtheilung ihrer Lanziers, rückt nun im Sturmschritt, unter Trommelschlag auf jene Barrikaden los und giebt Feuer. Unter dem Geschrei: „es lebe der König!" werden von ihnen diese ärmlichen Festungen, die keine andere Waffe vertheidigt, als die Brust wehrloser Unterthanen, heldenmüthig erstürmt. Was sich widersetzt oder stehen bleibt, wird niedergehauen. Bei diesem grausamen Geschäft zeichnen sich die Lanziers besonders aus. Sie verfolgen die fliehenden Wehrlosen im Gallopp und hauen ohne Unterschied auf Jeden ein, den sie erreichen können. Selbst einige alte Leute wurden bei diesen entsetzlichen Scenen im Namen des Königs ermordet.

Auf der Flucht zerschlug das Volk eine Menge von Straßenlaternen; einige Haufen Gensd'armen, welche die Runde machten, wurden aus einander geworfen.

Auch drangen noch mehrere Volkshaufen an diesem Abend in die Buden der Waffenhändler und nahmen, was ihnen zur Wehr dienen konnte, alle Waffen, die sie fanden; Pulver, Kugeln und Flintensteine holten sie von den Krämern, die Polignac so verachtet hatte.

Für diesen Abend blieb der Sieg dem Könige. Aber damit war noch wenig gewonnen. Das Blut, was heute vergossen war, wurde zu einer dämonischen Macht, die furchtbar zur Rache aufrief.

Bei Revolutionen giebt es nur zwei Mächte, die den großen zügellosen Haufen, der dem Aufstande seine Arme und den Kugeln seine Brust bieten muß, in Bewegung setzen; das ist entweder eine Anarchie, die der Hefe des Volks zu plündern erlaubt, oder das auf das tiefste empörte und verletzte Nationalgefühl. Das letztere war hier der Fall; nicht nur die Idee der Verletzung der Volksrechte, deren Bewußtsein in Frankreich alle Stände durchdringt, war es, sondern mehr noch die tiefe Empörung über diese Mordscenen, die noch durch einzelne Ereignisse höher entflammt wurde, war es, was den Widerstand des Volkes bis zur äußersten Todesverachtung steigerte.

So u. a. wurde ein Weib von dreißig bis fünfunddreißig Jahren in der Straße St. Honoré von einer Kugel durch den Kopf getödtet. Da sah man einen

Menschen von riesiger Stärke und Größe, einen wildaussehenden Fleischerknecht mit aufgestreiften Hemdsärmeln, offener Brust und rother Mütze, den Leichnam ergreifen und über dem Kopf hochhalten und so unter dem wüthenden Geschrei: „Rache, Rache!" bis auf den Siegesplatz in der Nähe der Börse laufen. Hier legt er ihn vor die Bildsäule Ludwigs XIV. nieder, als wollte er dem Könige die Verbrechen vorhalten, die hier im Namen seines Enkels am Volke begangen sind. Er redet zu der umstehenden Menge mit jener hinreißenden Leidenschaft und der wilden Beredsamkeit, die nie ihren Eindruck auf die rohe Volksmasse verfehlt. Dann rafft er die Todte wieder auf und stürzt sie einer Schildwacht über den Kopf, mit dem Zuruf: „da seht, wie Eure Kameraden mit unsern Weibern umgehen; werdet Ihr es eben so machen?" „Nein," antwortete einer der Soldaten, indem er ihm die Hand drückte, „aber kommt mit den Waffen in der Hand und dann wollen wir uns wehren."

Ein anderer Leichnam wurde ebenfalls auf den Platz der Börse getragen. Die Wuth des Volks kannte in diesem Augenblick keine Grenzen mehr. Es stürzte sich auf die Gensd'armerieposten und schlug todt, was sich widersetzte und verbrannte das Wachthaus, das noch am andern Tage rauchte.

Noch eine Scene hatte ernstere Folgen.

Charles und Sylvestre, die einander nicht verließen, waren von diesen Mordscenen so ergriffen, daß sie bald zu den enragirtesten unter diesem Volkshaufen gehörten. Schon seit drei Tagen waren sie nicht aus ihren Kleidern gekommen und hatten tüchtig mit gearbeitet, Barrikaden bauen und Waffen herbeischleppen; ihre Kleidung war zerrissen, ihr Bart und Haar verwildert; so glichen sie mehr wüthenden Jakobinern, als gebildeten Menschen. Diese beiden exaltirten jungen Männer waren nun in einer Versammlung der Studenten der Medizin im Hause des Banquiers und liberalen Deputirten Casimir Périer gewesen. Dort hatte Sylvestre mit seiner tiefen Ironie und scharfen Zunge, Charles aber als begeisterter Redner lebhafte, junge Gemüther zum entscheidenden Kampf gegen die Tyrannei aufgerufen und rauschenden Anklang gefunden. Es waren zugleich einige Verabredungen getroffen, die nothwendig schienen, um Plan und Einheit in die Volksbewegungen zu bringen. So kamen sie um Mittag noch ganz erhitzt zurück, als ein Haufen von Arbeitern ihnen entgegen kam, die einen mit schwarzem Flor bedeckten Leichnam auf ihren Schultern durch die Straßen trugen. Da schrien sie diesen Leuten zu: „Rache, Rache!" und waren bald von dem ganzen Haufen umgeben, und einstimmig erwählten diese Leute sie zu Anführern und drangen darauf, sie gegen die Soldaten zu führen.

So zogen sie auf den Greveplatz, wo das Rathhaus steht. Hier redete Charles das Volk an und entflammte seinen Muth; aber bald wurden sie durch eine Abtheilung berittener Gensd'armen von dort vertrieben. Sie zogen sich nach dem Platz Notre-Dame, der Hauptkirche von Paris, zurück. Ehe sie aus einander gingen, beschwor sie Charles, morgen mit Tagesanbruch, wo möglich bewaffnet wieder zu kommen und den Tag über für die Freiheit zu kämpfen. Er zeigte ihnen dann den Thurm der Kirche und rief ihnen zu: „dort oben muß morgen um neun Uhr die dreifarbige Fahne wehen!"

Dieser Zuruf fand den ungeheuersten Anklang; doch ehe wir sehen, welche mächtige Wirkung er hervorbrachte, werfen wir einen Blick auf die königliche Familie, die sich während dieser entsetzlichen Katastrophe in St. Cloud befand.

Neunzehnte Abtheilung.

Der Hof in St. Cloud. — Betrachtungen. — Karls X. Verblendung. — Polignac. — Marmont. — Bemerkung der Herzogin von Berry. — Berathung im Kabinet. — Die Herzogin von Berry bittet vergebens, nach Paris gehen zu dürfen. — Ihre Sorge wegen ihrer Stieftöchter. — Die Thätigkeit des Volks in Paris. — Am 27. Juli. — Die Führer des Volks. — Die folgende Nacht. — Organisation der Nationalgarde. — Lebhaftigkeit des Verkehrs. — Der 28. Juli. — Beginn des Kampfes. — Lage von Paris. — Abreißen der königlichen Abzeichen und Farben. — Die Vorstädter. — Der tapfere Fahnenträger. — Kampf in der Straße St. Antoine. — Charles als Revolutionair. — Der alte Militair. — Kampf auf dem Platz St. Martin, — gegen die Küraſſiere, — auf dem Boulevard, — gegen die Vendeer von der Garde. — Kapitain Thierry. — Die Arbeiter, alte Soldaten. — Die Zöglinge der polytechniſchen Schule. — Die Studenten. — Artillerie. — Gegen die Kaſernen. — Zerſtörung des erzbiſchöflichen Palaſtes. — Die dreifarbige Fahne auf dem Thurm von Notredame. — Kampf an der Brücke des Grèveplatzes. — Der tapfere d'Arcole. — Herzog von Raguſa, Marſchall Marmont. — Sieg des Volkes. — Übertritt der Linientruppen. — Die zweite Schreckensnacht. — Die Truppen im Louvre und in den Tuilerien. — Der Hof in St. Cloud. — Die Miniſter in den Tuilerien. — Lafitte. — Proviſoriſche Regierung. — Die dritte Nacht. — Der 29. Juli. — Angriff und Erſtürmung des Louvre, — der Tuilerien. — Miniſterſcene. — Kampfſcene. — Die beiden jungen Mädchen. — Die Herzogin von Berry. —

Hofscenen. — Der Herzog von Bordeaux. — Der Herzog von Orleans. — General-Statthalter. — Ange-Marie und Cecilie zu Rambouillet. — Trennung. — Abreise.

In der Zeit jener Schreckensscenen in Paris befand sich der königliche Hof in St. Cloud in der größesten Beängstigung. Nur der König allein war sorglos und heiter.

Wenn Könige Niemand sprechen, als ihre nächsten Umgebungen oder die höchsten Staatsdiener; wenn sie jenen gestatten, die lästigen Supplikanten fern zu halten von ihrer hohen Person; wenn sie das Vorurtheil hegen, daß jede Opposition in den Kammern oder Journalen nur von Revolutionairs und Feinden des Throns herrühre, oder wenn sie keine ständische Vertretung, keine bescheidene Freimüthigkeit der Presse dulden, oder keine Zeitungen und Brochüren lesen: so ist davon nach dem Zeugniß der Geschichte die unausbleibliche Folge, daß sie an Macht so viel verlieren, wie ihre Minister und Beamten an Möglichkeit der Despotie gewinnen; daß sie Werkzeuge ihrer Umgebungen werden, während sie noch wähnen zu herrschen; daß sie verblendet bleiben über die wahren Interessen und die Zustände der Nation, während der Geringste im Volke die Mängel und Fehler

ihrer Regierung kennt; daß sie selbst mit der besten Absicht ihre Völker nicht glücklich machen können und doch von diesen verantwortlich gemacht werden für jede in ihrem Namen verübte Unbill; daß sie gehaßt werden, während sie sich noch geliebt glauben; daß die Revolution, wie ein Blitz aus blauem Himmel, sie von ihrer Höhe herabschmettert, während sie das Gewitter am Horizont nicht heraufziehen sahen, oder wähnten, den Sturm mit Kerker und Bajonetten beschwören zu können. Selbst wenn ihnen das Glück gute, tüchtige und das Volk liebende Minister zuführte, so würden diese, so wie ihre Beamten, ohne ein Organ der öffentlichen Meinung, nur selten die Wahrheit zu sehen bekommen, denn es liegt in der Natur der Dinge, daß jeder Gegenstand, aus der Vogelperspektive angesehen, anders erscheint, als in der Nähe betrachtet.

So auch Karl X. — Während seine Umgebungen zitterten, sagte man ihm, es sei nichts in Paris, als eine unbedeutende Straßen-Emeute, die bald gestillt werden würde. Der alte König, mit den langen, mageren, fauniſch bornirten Gesichtszügen, der noch gern für jugendlich und geistreich gelten wollte, wenn er nicht gerade mit Beten und Messehören beschäftigt war, spöttelte über diese Pariser Boutiquiers, die eine Brigade Gens-d'armen in fünf Minuten zu allen Teufeln jagen würde.

Während in Paris das erste Blut floß, befand sich Karl X. auf der Jagd im Walde von Fontainebleau und war sehr glücklich, einen Hirsch geschossen zu haben. Er ahnete nicht, daß seine Minister indeß einen tüchtigen Bock geschossen hatten, der indeß noch Kraft genug haben würde, ihn vom Throne zu stoßen. Spät Abends spielte er mit derselben Gemüthsruhe seine gewohnte Parthie Whist. Polignac, ein hochgewachsener, schöner Mann, mit markirten Gesichtszügen, etwas bleich von Schrecken und angegriffen von den Ereignissen, doch vollendeter Hofmann genug, um den Ausdruck seiner innern Bewegung unter einem bei ihm stationairen Lächeln zu verbergen, war so eben von Paris gekommen und stellte sich an die Seite des Königs, bis dieser, von den Karten aufblickend, ihn bemerkte und anredete.

„Ha, Monsieur de Polignac!" rief ihm der König heiter zu, „nun, wie befindet sich die Kanaille von Paris?"

„Sire," entgegnete der Premierminister, „man würde diese unruhigen Boutiquiers mit einem Blaserohr aus einander jagen können; indeß, foi de gentilhomme! man wird wohl thun, ihnen einen der großen Generale des kleinen Bonaparte entgegen zu schikken. So ein Skaramutz mit mächtigem Schnurrbart und langem Schleppsäbel jagt ihnen Furcht ein und wir werden dann wenigstens den Vortheil haben, das

Pulver der Kanonen ersparen zu können, das mehr werth ist, als die ganze Kanaille von Paris."

„Valet!" rief der König, den Buben ausspielend; „aber welchen Grand-Kapitaine unseres Heeres werden wir mit diesem seltsamen Auftrag beehren?"

„Ich wüßte keinen, der würdiger wäre, seine Landsleute todtschießen zu lassen," entgegnete Polignac, „als jenen Marschall Marmont, Herzog von Ragusa, der sich wenigstens um das Haus Bourbon verdient gemacht hat, indem er im Jahre 1814 seinen Herrn verrieth und die Thore von Paris den Alliirten öffnete."

„Ei!" sprach der König mit seiner durchdringenden, dünnen Stimme, „man hat mir gesagt, dieser Marmont sei ein trefflicher General, kühn, kaltblütig, ein Mann von großen militairischen Talenten; indeß ein famöser Verschwender; das Geld fließt ihm aus den Händen, wie Wasser, und beständig soll er brouillirt sein mit seinen Finanzen. Es sollte mich nicht wundern, wenn er nächstens Kommandant im Schuldthurm würde."

„Darauf eben baue ich meine Hoffnungen, daß er jenes Kommando annehmen werde. Dieser brave Soldat sitzt oft so fest, daß er jedes Mittel ergreifen muß, um wieder flott zu werden. Im Jahre 1814 soll er eine bedeutende Summe für den Verrath von Paris empfangen haben; später hat ihn des hochseligen

Königs Majestät nicht selten mit großen Summen unter die Arme gegriffen; nun aber ist die Zeit gekommen, wo er Gelegenheit haben wird, für so viele Wohlthaten den Preis zu zahlen."

„Reden Sie mit ihm, Polignac," sprach der König, „und disponiren Sie über meine Chatoulle; doch — Madame, was ist Atou? ich habe über diese dummen Geschichten vergessen, welche Farbe Sie gemacht haben."

„Treffle, Sire," entgegnete die Herzogin von Berry, die von der Parthie des Königs war, „das ist ein Kreuz, wie es auf Grabmälern steht," setzte sie leiser hinzu, indem sie auf das Treffle-As hinwies; „gebe der Himmel, Sire, daß es nicht sich auf das Grab des Glücks unsres Hauses deutet."

„Lassen wir die langweiligen Geschichten," entgegnete Karl X., „und spielen weiter!"

Er wußte nicht, daß, indem er ausspielte, seine Krone auf dem Spiele stand und daß er diese Parthie verlieren würde.

Der Herzog von Ragusa befand sich an diesem Abend mit vielen andern Notabilitäten des Hofes in der Soiree des Königs zu St. Cloud, jedoch in einem andern Salon. Polignac durfte ihn nur in eine Fenstervertiefung führen, um mit wenigen Worten ihm den

gedachten Antrag zu machen, der, nach der Meinung der Höflinge, die ihn umgaben, ein sehr ehrenvoller war.

„Monseigneur," entgegnete der Marschall betroffen, „ich gestehe, daß es mich mehr erfreut haben würde, wenn Ew. Excellenz mir den Befehl ertheilt hätte, gegen die Beduinen in den Wüsten von Algier zu kämpfen, ein Kommando, das ich mir so oft gewünscht habe."

„Indeß, mein Herr Marschall, es ist der ausdrückliche Befehl des Königs, der Sie vor hundert Andern vom ältesten Adel der Ehre würdigt, den Thron vertheidigen zu dürfen."

„Mein Leben steht zu Diensten des Königs," rief der alte Marschall; „aber gegen meine Mitbürger zu kämpfen, ihren Haß aufs Neue auf mich zu laden, Parole d'honneur, das ist doch eine allzugroße Last für einen Soldaten, dem seine Ehre heilig ist."

„Nun, lieber Marschall," spöttelte Polignac, „Sie brauchen ja nur ihr Geschäft von 1814 wieder aufzunehmen, Sie haben schon eine gewisse Übung in solchen Dingen erworben, und der König wird solche Dienste zu belohnen wissen."

„Der Fall war doch anders, mein Herr Minister," sprach Marmont, während ihn Polignac zum Spieltisch des Königs führte: „damals galt es, Paris den Frieden zu geben; jetzt gilt es, ihm den Krieg zu machen."

Der König, wie alle beschränkten Köpfe, wenn Aberglauben ins Spiel tritt, hatte sich durch die Bemerkung der Herzogin von Berry mehr beunruhigen lassen, als durch alle Berichte seiner Minister. Er legte mitten in der Parthie die Karten nieder und sagte: „die Sache ist doch am Ende gefährlicher, als man mich glauben lassen will. Warum sollte man sonst für nöthig erachten, einen Soldaten Bonaparte's an die Spitze der Armee zu stellen?" Der Dauphin, der von der Parthie des Königs war, stimmte ihm bei und äußerte, daß nach dem, was er unter den Hofleuten gehört habe, die Sache in Paris viel ernster zu sein scheine, als die Verfasser der unglücklichen Ordonnanzen seinem königlichen Vater glauben lassen mögten.

„Auf die Furchtsamkeit dieser feigen Valetaille gebe ich nicht viel," versetzte der König; „indeß Ragusa wird sie schon beruhigen, wenn er den Leuten nur die Zähne der Bajonette meiner Garde weiset."

„Ich mögte Ew. Majestät bitten," sprach die Herzogin von Berry bewegt, „mir zu erlauben, dem Volke den Herzog von Bordeaux zu zeigen. Die Wiege Heinrichs V. hat noch Liebe in Frankreich und ich selbst darf mich rühmen, in Paris populair zu sein. Meine Agenten haben mir gemeldet, daß die Rebellen, während sie die Lilien Ew. Majestät überall zerstörten, die Schilder der von mir brevetirten Kaufleute unversehrt gelassen

haben. Die Armen, mit denen ich meine Renten theilte, sind die Garde meines Wappens geworden und an ihrer Spitze verpflichte ich mich, Paris zu erobern."

„Wir werden sehen," sprach der König; „man rufe den Minister!"

In diesem Augenblick trat Polignac mit Marmont an den Spieltisch des Königs und der Marschall bat den König um die Gnade, die ihm zugedachte Ehre ablehnen zu dürfen.

Jetzt erst begriff der König die Gefahr, die ihm drohte und nun bestürmte er den alten Herzog von Ragusa, den Oberbefehl über die Besatzung von Paris anzunehmen, die in möglichster Schnelle, durch Heranziehung mehrerer Regimenter, verstärkt werden solle. Auch der Dauphin vereinigte seine Bitten und Vorstellungen mit denen des Königs. Es fehlte durchaus nicht an schmeichelhaften, verbindlichen Redensarten gegen den früher so oft zurückgesetzten Feldherrn Napoleons. Endlich siegte das Versprechen des Königs, seine Schulden zu bezahlen und ihm eine glänzende Belohnung zu geben.

Wer war glücklicher, wie Polignac, als dieser alte berühmte Krieger eingewilligt hatte, das Volk von Paris zusammenschießen zu lassen. Er mußte sich gestehen, daß das Schießen in der Stadt und die Angriffe des Volks auf seine Person ihn schon etwas ängstlich gemacht hatten, und nun hoffte er, daß die Tapferkeit

eines so berühmten Generals ihm helfen würde, den Staatsstreich, den er angegeben hatte, durchzuführen. Höchst vergnügt verkündete er den ankommenden Ministern dieses erfreuliche Ereigniß.

Maguin, der Polizeiminister, war diesmal weit weniger zuversichtlich, als im Ministerial-Conseil am Morgen. Er stattete dem Könige einen, der Wahrheit schon näher liegenden, doch noch immer sehr zurückhaltenden Bericht ab von der drohenden Gährung in der Hauptstadt und sprach von der Nothwendigkeit, die entschiedensten Maßregeln zu nehmen.

Dagegen nahm Polignac das Wort und erklärte, es sei keine Schonung mehr möglich gegen diese elende, verächtliche Parthei, die sich gegen die Regierung empört habe. „Nachgiebigkeit," rief er mit imponirender Entschiedenheit, „würde den Thron und den Altar in Gefahr bringen. Ohnehin ist das Blut dieser Kanaille, das vergossen werden muß, nicht so edel, daß man Ursach hätte, es so sehr zu bedauern."

Mit edlem Unwillen und einer nur durch den Drang der Umstände zu entschuldigenden Heftigkeit entgegnete Montbel: „Solche Äußerungen, einer so aufgeregten Volksmacht gegenüber, klingen mehr als leichtsinnig. Man muß unterhandeln mit dem Volke."

„Wer so etwas fordern kann," schrie Polignac,

verräth entweder Feigheit oder Kaltsinn gegen die königliche Sache!"

Peyronnet suchte beide Meinungen zu vermitteln, und es gelang ihm, Polignac zu überzeugen, daß die Gefahr größer sei, als dessen Hochmuth sich bis jetzt hatte einreden wollen, und Montbel, daß, da die Sache einmal so weit gediehen sei, man nicht einen Schritt nachgeben könne, ohne Alles zu verlieren; daß man nun der Revolution mit der äußersten Kraftentwickelung entgegentreten müsse.

„Gut dann," rief Polignac mit zum voraus triumphirender Miene, „so wird man von morgen an die Kanonen auf das Volk spielen lassen, um es zur Vernunft zu bringen."

„Ja — mit Gott und für die heilige Kirche: Kanonen gegen das Volk!" sprach Karl X. mit eiskalter Ruhe einer völligen Gefühllosigkeit, worin er seine Größe suchte, und mischte die Karten, um einen neuen Robber zu beginnen.

Kaum hatten die Minister sich zurückgezogen, so wagte es die Herzogin von Berry, den König auf's neue zu beschwören, daß er ihr erlauben möge, nach Paris zu gehen und dem Volke vertrauungsvoll ihren Sohn zu zeigen, was genügen würde, die Ruhe wieder herzustellen.

„Nein, Madame," entgegnete Karl X. mit entschiedener Strenge; „ich will nicht, daß mein Enkel der Gefahr ausgesetzt werde, in die Hände dieses rebellischen Volks zu fallen. Die Mutter eines Thronerben gehört an dessen Seite; deshalb kann ich auch Ihnen nicht erlauben, sich in dieser unruhigen Zeit nach Paris zu begeben."

Die Herzogin zog sich mit Trauer im Herzen zurück. Karl X. konnte Alles, nur keinen Widerspruch ertragen, wenn er sich einmal das Ansehen gegeben hatte, seinen Willen durchsetzen zu wollen. Noch weniger durfte sie wagen, ihm zu gestehen, daß sie um ihre beiden Pflegetöchter besorgt sei. Der König ließ sich nicht gern erinnern an jene Thorheit seines ermordeten Sohnes, der diese Kinder ihr Leben verdankten und er hielt es für unwürdig der Mutter eines Thronerben, an solche Bastardskreaturen, wie er diese unglücklichen Kinder zu bezeichnen pflegte, so viel Zärtlichkeit und Sorgfalt zu verschwenden. Sie hatte schon an demselben Tage Herrn von Menars und dann einen andern Vertrauten nach Paris gesendet, um diese jungen Mädchen mit ihrer Gouvernante nach St. Cloud zu holen; allein beide hatten sich durch den Volkstumult zurückschrecken lassen und berichtet, es sei nicht mehr möglich für einen treuen Royalisten, bis zu den Tuilerien durchzudringen.

Während das im Schlosse von St. Cloud vorging, war in Paris das Volk nicht unthätig gewesen.

Noch am 27. hatte man keinen sichtbaren Führer an der Spitze der tumultuirenden Volkshaufen bemerkt. Der Widerstand war eine Wirkung des allgemeinen Unwillens, noch ohne Verabredung und Plan. Doch schon in der Nacht fanden sich entschlossene und gebildete junge Männer, meistens Studirende der Medizin, wie oben erzählt ist, bei Casimir Périer zusammen, deren Verabredung, durch einsichtsvolle Deputirte im Geheim geleitet, Einheit und Bewußtsein in den Widerstand brachte. Sie standen bei dem Volke in bedeutendem Ansehen, da sie schon früher laut und offen gegen die Gewaltschritte der Regierung geeifert hatten. Sie waren zudem voll Enthusiasmus der Jugend und wurden daher gern zu Anführern gewählt.

Besonders klug berechnet war aber das Verfahren der Volkshaufen, sobald Militair von der Linie sich sehen ließ, zu rufen: „es lebe die Linie!" und diesen braven Soldaten, die als Konscribirte aus dem Volke selbst hervorgegangen waren, überall versöhnend die Hand zu reichen. Auch in den liberalen Zeitungen bemerkte man eine kluge Schonung der Linientruppen. Diese wohlberechnete Volksgunst der Linienfoldaten vor den Gensd'armen und Gardisten voraus, die sich so oft über die Linie erhoben hatten, verfehlte nicht ihre Wirkung.

Andere Verführungsmittel wendeten die jungen Leute und Bürger an. Sie machten sich besonders an die Feldwebel und Unteroffiziere, denen sie vorstellten, wie ungerecht man unter den Bourbons ihr Avancement gehindert habe, indem sie längst Offiziere sein würden, wenn man ihnen nicht die Junker und Andere vorgezogen hätte. Sie fügten hinzu, wie schimpflich es für ehrliebende Soldaten sei, für die Sache der Despotie zur Unterdrückung der Rechte der Nation, wozu sie ja auch gehörten, die Waffen zu führen.

Dergleichen Vorstellungen machten einen Eindruck, der sich wie ein Lauffeuer unter den Soldaten von der Linie verbreitete. So wurde in der Dunkelheit der Nacht eine gewisse Organisation eines planmäßigen Widerstandes vorbereitet und durch das Zerschlagen der Laternen war eine Dunkelheit über Paris gebracht, die es der Gensd'armerie und dem Militair unmöglich machte, in der ungeheuern Stadt die Volkshaufen zu zerstreuen oder ihre Bewegungen zu hindern.

Das Wichtigste, was für die Sache des Volks in dieser Nacht geschah, war die Organisation der Nationalgarde. Karl X. hatte diese ehrenwerthen Kohorten bewaffneter Bürger aufgelöset, um das Volk zu entwaffnen; aber die Uniformen waren Eigenthum dieser Bürgergardisten und ihre Waffen hatten die wenigsten abgegeben; die Auflösung der Nationalgarde, die Lud-

wigs XVIII. Ordonnanzen geschaffen hatte, galt dem Volke als der erste Schritt zur Despotie und ihre Wiederherstellung mußte als der erste Schritt zur Freiheit gelten. Emissaire gingen in dieser Nacht von Haus zu Haus, um die Bürger aufzufordern, sich am folgenden Morgen in Uniform und bewaffnet auf ihren früheren Sammelplätzen wieder einzufinden. Überhaupt war in dieser Nacht der Verkehr ungemein lebhaft. Alles war ein Herz und eine Seele; Freundschaften wurden geschlossen, Feindschaften versöhnt, Verabredungen getroffen, wodurch Wärme, Begeisterung und Übereinstimmung in das Volksleben kam. Die Reichen öffneten ihre Kassen und vertheilten Lebensmittel und Munition und die Armen verwendeten ihre letzten Sparpfennige zum Ankauf von Pulver und Blei. In den Küchen wurden Kugeln gegossen, in den Prunkgemächern Patronen gefertigt. Der kräftige Arbeiter mit seiner Blouse saß am Tisch des fürstlich lebenden Millionairs und die vornehmsten Damen gingen in die Kellerwohnungen der Armen, um dort mit gewinnenden Worten Geldgeschenke und Nahrungsmittel zu vertheilen. Aller Unterschied der Stände hatte aufgehört und doch erlaubte sich Niemand die geringste Unhöflichkeit gegen die vornehmere Klasse, denn diese gehörte ja jetzt auch zum Volke; der Banquier wie der reiche Notar stand neben dem ärmsten Schuhflicker und trank mit ihm aus einer

Flasche. Was der Mensch dem Menschen gilt, sieht man nur in einer Allen gemeinsamen Noth oder Gefahr. Die Protestation der Deputirtenkammer hatte dem Aufstand den Charakter der Gesetzlichkeit gegeben und das war es, was die wohlhabende Mittelklasse für den großen Kampf der Volksrechte gegen die höfische Anmaßung der Despotie gewann.

Alle diese Vorbereitungen gingen theils aus der natürlichen Intelligenz des Volks hervor, theils waren sie auch so wohl berechnet, daß man auf geheime Führer in der großen Volkssache schließen mußte. Man nannte als solche einige achtbare Namen, indeß Niemand wußte darüber etwas Gewisses.

Am 28. Juli begann der Kampf, durch den die ältere Linie der Bourbons vom Throne gestürzt wurde.

Die Stadt Paris ist bekanntlich durch die Seine in zwei Theile getheilt. Der größere Stadttheil, auf dem rechten Ufer des Flusses, war der Hauptschauplatz dieses Bürgerkrieges. Dort erhebt sich längs der Seine das Schloß der Tuilerien und das Louvre, und diese Schlösser mit den sie umgebenden Straßen und Plätzen bildeten das Hauptquartier der königlichen Truppen. Sie hatten alle Hauptstraßen in den Umgebungen jener Residenzschlösser besetzt. Auf den Straßen St. Honoré, Richelieu, den Quais längs der Seine, auf den Boule-

vards — diesen schönen Straßen, die aus den früheren Wällen von Paris, bei der Erweiterung der Stadt, geschaffen und mit Alleen besetzt waren — bivuakirten die Truppen und die Gensd'armerie, die aber schon vom ersten Tage an Mangel litten an den nothwendigsten Lebensbedürfnissen, wie an warmen Kleidungsstücken — denn es war nichts vorbereitet für diese Stellung, die sie doch behaupten mußten, weil nur auf den öffentlichen Plätzen und breiten Boulevards sich das Militär mit taktischem Vortheil gegen das Volk behaupten konnte; dieses aber ließ ihm keine Lebensmittel zukommen und hatte beschlossen, es nie zu einem geregelten Angriff auf die kompakte Masse des Militärs kommen zu lassen, sondern von den Dächern herab und aus den Fenstern der Häuser, so wie aus jedem Winkel auf die Soldaten zu feuern oder Steine auf sie herabzuschleudern, und so sie durch fortwährende Angriffe zu ermüden.

So brach endlich der Tag an, der ganz Paris in der furchtbarsten Aufregung sehen sollte. Schon um vier Uhr Morgens war Alles auf den Beinen. Die öffentlichen Plätze, die Boulevards, die Quais und die andern Hauptstraßen waren von einer unermeßlichen Menschenmenge gefüllt, die mit jedem Augenblicke noch mehr anwuchs.

Man begann zuerst damit, die Abzeichen der königlichen Würde, wo man sie fand, herabzureißen und zu

vernichten. An allen Straßenecken waren Zettel angeheftet, wodurch die ehemaligen Nationalgardisten aufgefordert wurden, sich bewaffnet und in Uniform auf ihren Mairien einzufinden. Es zeigten sich auch bald einige dieser braven Leute in Uniform und wurden mit Jubel empfangen. Eine Einmischung der Nationalgarde galt als eine Erklärung der Notabeln der Nation, daß sie diese Sache zu der Ihrigen machten. Gestern sah es allerdings noch aus, als solle der ganze Streit nur durch die Jugend ausgefochten werden; heute, am 28., waren es die ansässigen Bürger, die sich der Vertheidigung der gekränkten Volksrechte annahmen.

Ganz Paris war in Bewegung und diese hatte dadurch eine ungeheuere Ausdehnung gewonnen. Um ein geordnetes Bild der Scenen dieses Tages geben zu können, beginnen wir mit den äußersten Vorstädten und gehen von da nach und nach auf die Schilderung des Kampfes im Innern über.

Schon am 27. waren die Bewohner der Vorstadt St. Antoine in Bewegung gewesen. Sie bestanden größtentheils aus kräftigen Arbeitern, die fast sämmtlich unter Napoleons Heer gekämpft hatten. Es waren entschlossene Männer, voll Kriegserfahrung, die keine Furcht kannten. Am 28. wurde die Bewegung dieser Leute lebhafter; denn ihre Werkstätten waren geschlossen und mit den Mordscenen des vorigen Abends war ihre

Kampflust erwacht. So zogen die großen Schaaren dieser Männer in guter Ordnung, von der Vorstadt her, gegen die Boulevards. An ihrer Spitze wehete die dreifarbige Fahne. Eine Abtheilung der Garde-Küraſſiere wurde ihnen entgegen geſchickt und rückte in Galopp zum Angriff; indeß das Volk verſchanzte ſich auf den Stufen der proteſtantiſchen Kirche und eröffnete von da aus auf die Truppen ein lebhaftes Gewehrfeuer. Doch den geordneten Angriffen des Militairs konnten die noch mangelhaft bewaffneten Volkshaufen nicht widerſtehen. Sie zogen ſich zurück und ſammelten ſich ſogleich wieder hinter ſchnell aufgerichteten Barrikaden.

Nur ihr Fahnenträger, ein exaltirter, junger Menſch, konnte den Gedanken nicht ertragen, daß die heilige Volksſache den Söldnern der Despotie weichen ſolle; nachdem er vergebens verſucht hatte, die ſich zurückziehenden Maſſen im Kampf zu erhalten, ſchritt er allein mit wehender Fahne den in Galopp heranrückenden Kuiraſſiern entgegen, ſenkte ſich auf ein Knie, indem er die Fahnenſtange umklammerte und in den Boden eindrückte, und bald war ſein Körper von Säbelhieben und den Hufen der Pferde zerriſſen.

Dieſe kühne Aufopferung, eines Leonidas würdig, zeigte, bis auf welchen Punkt der Todesverachtung ſich die Volksbewegung erheben könne, feuerte zugleich

den Muth der Menge an, und entzündete die Jugend mit flammender Begeisterung.

Bald darauf entspann sich ein furchtbarer Kampf in der Straße St. Antoine, in die sich eine Menge Arbeiter geworfen hatten. Ein Hagel von Kugeln flog von dorther aus allen Fenstern auf die königlichen Truppen. Zugleich wurden sie durch große Steine, Balken und Ziegelsteine verwundet oder zu Boden geschmettert, die man von allen Seiten aus der Höhe auf sie herabschleuderte. Da wurde der erste Volkssieg entschieden, viele Soldaten blieben auf dem Platze, die andern mußten sich zurückziehen, und bei dieser Gelegenheit wurde eine große Anzahl derselben gefangen. Die Volkswuth hätte sie zerrissen, wäre nicht ein schöner, schwarzbärtiger junger Mann aufgetreten, der mit siegender Beredtsamkeit das Volk zur Mäßigung und Menschlichkeit in seiner gerechten Sache aufgefordert hätte. Dieser junge Mann, der die Gefangenen unter seinen Schutz stellte, der Anführer dieses siegenden Volkshaufens, war Charles.

Scenen dieser Art ereigneten sich an vielen Orten.

Der Kampf hatte fast an allen Punkten, die von Truppen besetzt waren, um acht Uhr Morgens begonnen. Auf dem Boulevard du Temple hatte sich eine imposante Macht von Reiterei, Fußvolk und Geschütz aufgestellt, stark genug, um besoldete Truppen im Zaum

zu erhalten; aber nicht genügend, um der Todesverachtung der für ihre Rechte kämpfenden Bürger zu widerstehen.

Dort sah man einen alten Militair umhergehen, der seinen rechten Arm in der Schlacht von Waterloo zurückgelassen hatte. Mit Feldherrnblicken rekognoscirte er die Stellung des Feindes. Er trug eine alte, schadhafte Militairuniform, an welcher noch einige Öffnungen die Säbelhiebe und Piekenstiche verriethen, die er empfangen hatte. An der Stelle des rechten Arms, den ihm eine Kanonenkugel losgerissen hatte, hingen nur noch einige Fetzen; aber im Knopfloch trug er das in hundert Schlachten wohlverdiente Offizier-Kreuz der Ehrenlegion, auf dem gebräunten, bärtigen Antlitz die Narben von Abukir, Jena und Austerlitz. Seine Haltung war martialisch und in seinem Wesen war er rauh, entschieden, aber doch milde und verständig.

Das war der alte Kapitain Dübourg, den Soldaten und Bürger kannten und ehrten. So ging er ungehindert durch die Glieder der Soldaten, ohne sie für heute eines freundlichen Wortes zu würdigen. Er überschlug ihre Anzahl, beobachtete ihre Stellung und begab sich dann eben so ungehindert zu den gegenüberstehenden Volkshaufen, denen er dann guten Rath mit militairischer Einsicht ertheilte.

Es war um elf Uhr, da stand er auf dem Platze vor dem Thore St. Martin. Er beobachtete, wie die Gensd'armerie zu Fuß in Schlachtordnung am Ende der Vorstadt St. Martin, in der Nähe ihrer Kaserne, aufmarschirte, während weiter unten auf dem Boulevard, nahe am Theater St. Martin, die Küraſſiere aufgestellt waren. Er schloß aus dieser Aufstellung, daß ein Angriff auf das Volk, sobald es sich in dieser Gegend der Boulevards sehen lassen würde, beschlossen sei und ging daher einem heranrückenden Zuge entgegen, um zu warnen und zu rathen.

Es waren etwa 500 junge Männer, die von einem ihrer Genossen geführt wurden. Dieser letztere war ein langer, blasser, junger Mensch in schwarzem Sammtrock, mit interessanten Gesichtszügen und lebhaften durchdringenden Augen. Ein Zug von Hohn und Satyre spielte um seinen Mund, dessen Oberlippe mit einem hübschen Schnurrbart geziert war. Der alte Kapitain trat ihnen entgegen. Er kannte den jungen Mann. „Herr Sylvestre," sprach er, „ich halte es für meine Pflicht, als Franzose und Vaterlandsfreund, Sie zu warnen," und nun entwickelte er ihm die Stellung der königlichen Truppen und gab ihre Stärke an mit der Sicherheit und Präcision eines erfahrenen Militairs. „Junger Mann," schloß er, „opfern Sie nicht vergebens die Blüthe der französischen Jugend. Warten

Sie lieber erst Verstärkung ab. Man wird Sie umringt haben, ehe Sie dem Feinde einen Mann getödtet haben können."

Mit Bewegung dankte der junge Mensch dem alten Militair für seine gute Absicht. „Indeß," schloß er, „bei uns wird der Muth die Anzahl ersetzen. Wir waren einmal entschlossen, anzugreifen, und diese günstige Stimmung darf ich nicht vorüber gehen lassen. Von der Aufstellung der Küraſſiere am Theater haben wir indeß nichts gewußt. Wir wollten die Gensd'armen angreifen; aber jetzt sehen wir uns genöthigt, uns auf die Küraſſiere zu stürzen. Allons, Tambours, schlagt zum Angriff; im Sturmschritt — marsch!"

Und die Trommeln rasselten, die jungen Leute fällten das Bajonnet und rückten rasch auf die Stellung der Küraſſiere los. Da wollte der alte Militair, hingeriſſen von so viel Heldenmuth, die jungen Männer in den augenscheinlich gewiſſen Tod begleiten. Er zog den Degen, ergriff ihn mit der linken Hand und setzte sich in den vorderſten Reihen in Bewegung. „Halt!" rief der Anführer, „Sie, mein Herr, haben für das Vaterland schon genug gethan, erhalten Sie ihm Ihren Kopf, das ist der Nation mehr werth, als wenn sie ihn hier verlieren." „Sie haben recht," entgegnete der würdige Invalide und trat zur Seite, indem er mit Worten den Muth der jungen Leute entflammte.

So brachen denn die jungen Männer auf die Küraſſiere ein mit der Gewalt eines brauſenden Stroms. Die Küraſſiere empfingen ſie mit Ruhe und geſchloſſen, indem ſie ihre Karabiner abfeuerten und Viele niederſtreckten. Dann ſetzten ſie ſich in Galopp, um die kleine Schaar der Volkshelden zu überreiten. Aber nun eröffneten dieſe ein ſo wirkſames Feuer, daß die königlichen Küraſſiere umkehrten und zurückwichen. Jetzt aber löſeten ſich die Reihen der Vertheidiger der Volksrechte auf, und im nächſten Moment befanden ſich ſchon Viele derſelben zwiſchen den Maſſen der Reiter, ſtachen und riſſen die Nächſten von den Pferden herunter, ſchwangen ſich auf die erbeuteten Roſſe und verfolgten in Galopp die fliehenden Küraſſiere bis zum Quai der Cöleſtiner.

Weiter oben auf dem Boulevard dauerte der Kampf unausgeſetzt den ganzen Tag. Dort ſtand eine Abtheilung tapferer Vendeer vom dritten Garderegiment, die mit dem dieſer Nation eigenen kaltblütigen Muthe fochten. Der Platz war bald mit Verwundeten und Todten bedeckt; aber immer neue Kämpfer traten an deren Stelle. Die königlichen Truppen hatten den Vortheil der Stellung. Sie hatten ſich auf dem Dache des Thors verſchanzt und feuerten von oben herab. Indeß das Volk blieb Sieger und behauptete den Platz.

Dort hatten Charles und Sylveſtre gegen ihre Landsleute nicht kämpfen wollen; allein ein Kapitän aus Napoleons Heer, Namens Thierry, zeichnete ſich beſonders aus. Er focht vom Morgen bis zum Abend, feuerte die Volkskämpfer an durch Wort und That, und obwohl am Fuß verwundet, hielt er mit unerſchütterlicher Ruhe im Kugelregen aus und verließ den Platz keinen Augenblick.

Solche Beiſpiele von Muth und Hingebung begeiſterten das Volk zur außerordentlichſten Kühnheit. Noch vor Einbruch der Nacht war der Boulevard in ſeiner ganzen Länge von den Soldaten geräumt und jubelnd zog die ungeheuere Volksmenge durch die langen Alleen, die freilich während des Kampfes ſehr gelichtet waren; denn man hatte die ſchönſten Bäume niedergehauen und Barrikaden daraus gemacht.

Wenden wir unſere Blicke auf die linke Seite der Seine, ſo hatten ſich dort die Bewohner der Vorſtädte, vielleicht mit noch größerem Eifer, als auf der andern Seite des Fluſſes, der Volksſache angeſchloſſen. Jene Vorſtädte von St. Jaques und St. Marceau waren nämlich größtentheils von Handwerkern bewohnt, die vom Buchhandel leben, und man hatte ihnen geſagt, wenn die Ordonnanzen durchgingen, welche die Preſſe beſchränkten, ſo würden ſie nichts mehr zu leben haben. Das war genug, um ſie auf's Äußerſte zu bringen.

Am 27. Abends bildeten sich diese kräftigen Arbeiter, die fast sämmtlich Soldaten unter Napoleon gewesen waren, in Korps, denen es jedoch an tüchtigen Führern fehlte. Da gab ihnen Sylvestre den Rath, sich an die Zöglinge der polytechnischen Schule zu wenden, die, sämmtlich für den Stand der Offiziere und Ingenieure wissenschaftlich vorbereitet, völlig geeignet waren, den Insurgenten tüchtige Anführer zu liefern. Ihre Gesinnung war immer liberal gewesen. Sie liebten den Ruhm Napoleons und verabscheuten die Bourbons. Diese Gesinnungen hatten sie mit jugendlicher Freimüthigkeit bei jeder Gelegenheit ausgesprochen und so waren sie nach und nach im Volke beliebt geworden. Noch an demselben Abend hatten diese Zöglinge unter der Disciplin ihrer Vorgesetzten mehrere Male der Aufforderung einiger Volkshaufen, sich an ihre Spitze zu stellen, widerstanden; aber am 28. waren sie nicht mehr zu halten. Mit der feuerigsten Begeisterung brachen sie aus ihrem Kollegium hervor, und wo sich ein polytechnischer Schüler in seiner Uniform zeigte, da unterwarfen sich die Volkshaufen willig seinen Befehlen. Diese gebildeten jungen Männer aber nützten der Volkssache nicht nur durch ihre Kenntnisse und ihren Muth, sondern auch durch die Milde, Menschlichkeit und Rechtlichkeit, die vorzüglich von ihnen ausging.

Neben ihnen leisteten auch die Studirenden der

Rechte und der Medizin die trefflichsten Dienste. Die Letztern besonders organisirten überall ambulante Lazarethe und übernahmen mit Hülfe der Frauen die Verpflegung und Heilung der zahlreichen Verwundeten, wobei gleiche Menschlichkeit gegen Freunde und Feinde beobachtet wurde.

Unter solchen Führern an der Spitze zogen nun die Vorstädter in großen Schaaren heran gegen die Seine. Die Quais waren von Truppen besetzt. Mit Heftigkeit wurden sie angegriffen und zogen sich auf die andere Seite des Flusses zurück. Schon früher waren die Posten der Veteranen überfallen und entwaffnet — sogleich bewaffneten sich die Insurgenten mit den erbeuteten Gewehren. Doch das wesentlichste Erforderniß zum Kriegführen — das Schießpulver — fehlte. Da kam endlich ein Wagen mit Pulverfässern, aus den Pulvermühlen von Deux-Moulins, heran, welche das Volk Abends genommen hatte, und die Vertheilung der Munition geschah mit Ordnung und Besonnenheit, um Feuersgefahr zu verhindern. In benachbarten Häusern wurden Kugeln gegossen und die Damen aus den höhern Ständen verschmähten es nicht, von den berußten Arbeitern das Anfertigen von Patronen zu lernen, die dann mit unbegreiflicher Emsigkeit hergestellt und schnell unter den Kompagnien vertheilt wurden, welche auf der Straße sich mit der größten Leichtigkeit ordneten. —

Tagelöhner und übergegangene Soldaten, selbst einige Leute in Lumpen, standen mit den elegantesten Männern in Reihe und Glied. Ein Gefühl beseelte Alle. Charles erhielt einstimmig das General-Kommando. Den Befehl über die Kompagnien erhielten Schüler der polytechnischen Anstalt und einige Bürger, die sich Tages vorher ausgezeichnet hatten. Die Organisation war eben so schnell als besonnen geschehen und die Disciplin und Ordnung war hergestellt, wie im besten Heere.

So setzte man sich denn militärisch in Bewegung. Überall empfing das Volk die Kämpfer für das Vaterland mit lautem Jubel. Man hatte sogar schon Artillerie gewonnen, welche die polytechnischen Schüler trefflich zu bedienen verstanden. Die Volkshaufen räumten Alles aus dem Wege, was dem Vorrücken der Artillerie hinderlich war. In der Straße Sevres wurde Halt gemacht und Parlamentaire an den Kommandanten der Kaserne abgesendet. Lange blieb die Antwort aus. Endlich hieß es: die Schweizer sind zum Kampfe bereit. — „Vorwärts!" erschallte von allen Seiten der Ruf.

Nun drangen die verschiedenen Abtheilungen durch die Seitenstraßen vor. Schnell waren die nächsten Häuser an der Kaserne genommen, die Dächer erstiegen und ein lebhaftes Gewehrfeuer begann auf allen Seiten. Aber die Schweizer waren im Vortheil. Hinter ihren Stroh-Matratzen verschanzt, schossen sie aus den Fenstern

und tödteten eine Menge jener Braven. Sogleich wurde der Vorschlag gemacht, Feuer an die Kaserne zu legen. Man begoß das Stroh aus den Strohsäcken mit Terpentin und Pech, und ein junger Mensch von achtzehn Jahren hatte den Muth, mitten unter den Kugeln der Schweizer diese Masse von Stroh vor dem Hauptthore anzuzünden. Die Flammen loderten haushoch empor; die Schweizer fürchteten, in ihrer Kaserne zu verbrennen und räumten sie in größter Eile, jedoch in guter Ordnung, ohne ihr Feuern einzustellen. Aber viele von ihnen wurden auf diesem Rückzuge erschossen. Jetzt entbrannte der Kampf immer heftiger. Jeder Erfolg erhöhte den Muth der Sieger und führte ihnen neue bewaffnete Streiter zu. Jede erbeutete Flinte und jede Patrone wurde sofort gegen die Soldaten des Königs verwendet. Die Schweizer hatten sich schon bis in die Mitte der Stadt zurückgezogen. Auf der großen Seine-Insel, wo die Hauptkirche von Paris und der Palast des Erzbischofs steht, dauerte der Kampf seit neun Uhr Morgens ohne Unterbrechung fort. Um diese Zeit stürzte die Volksmenge mit dem Geschrei: „nieder mit der weißen Fahne!“ in die Kirche; die Sturmglocke wurde gezogen und ertönte den ganzen Tag. Schnell waren hundert weibliche Hände beschäftigt gewesen, aus rothem, weißem und blauem Tuche die Fahne der Republik und des Kaiserreichs zu fertigen, und nun wurde diese von

bedeutender Größe auf dem Hauptthurm der Kirche Notredame aufgezogen.

Dieses Banner der Freiheit machte einen großen und mächtigen Eindruck auf die Bevölkerung von Paris und selbst auf die Soldaten des Königs; denn es war die Farbe, unter welcher die Nation und das Heer den höchsten Glanzpunkt ihres Ruhms erfochten hatten.

Vergebens bemühte sich die Gensd'armerie, dieses verhaßte Zeichen der Volks-Souverainität zu entfernen. Sie wurde abgetrieben und die dreifarbige Fahne wehte seit jenem Augenblick auf dem Thurme von Notredame.

Auch der an diese Kathedrale grenzende Palast des Erzbischofs wurde vom Volke mit Gewalt genommen. Man war gegen den Erzbischof sehr aufgebracht, weil er bei öffentlichen Gelegenheiten mehrmals den König im Sinne der Despotie und Hierarchie angeredet hatte. Anfangs wurde von der eingedrungenen Menschenmenge gute Ordnung gehalten. Neugierig zogen sich die Haufen der Sieger durch die lange Reihe prächtig möblirter Gemächer und Säle und bewunderten die kostbar gebundene Bibliothek, ohne irgend etwas anzurühren. Vor einem großen elfenbeinernen Kruzifix, das in einem Zimmer stand, wurde das Gewehr präsentirt. So würde Alles ohne Verletzung des Eigenthums des Erzbischofs vorübergegangen sein, wenn sich nicht die Nachricht verbreitet hätte, im Keller des erzbischöflichen Palastes seien

einige Fässer mit Pulver gefunden. — „Der Erzbischof," schrie man, „will das Volk bekriegen! das ist eines Geistlichen unwürdig; man zertrümmere den eitlen Prunk, der einem Priester nicht ansteht!" Und nun wurden alle Möbeln, Fenster, Spiegel, Uhren und andere Kostbarkeiten zerschlagen und aus dem Fenster auf die Straße und in die Seine geworfen; aber so viele arme Leute auch dabei waren, die sich durch einen einzigen Griff für immer aus aller Noth hätten helfen können, so wurde doch wenig oder nichts entwendet. Die Behörden fanden später fast Alles wieder. Das Volksgefühl war über kleinlichen Eigennutz erhaben; es schwärmte für die Freiheit und glühte in Haß gegen die Tyrannen.

Von der großen Seine-Insel führt eine kleine Brücke nach dem Greveplatz hinüber. Diesen engen Paß mußten die Bewohner des linken Seine-Ufers forciren, wenn sie ihren Brüdern auf der rechten Seite zu Hülfe kommen wollten. Aber dieser enge Raum war von einigen Kanonen der Garde bestrichen und von einem Regiment Soldaten vertheidigt. Das Volk zauderte und war unschlüssig. Da sprang ein junger Mensch aus der Masse hervor und rief: „Mir nach! die Kugeln tödten, aber thun nicht wehe. Wenn ich falle, so denkt an mich und gebt dieser Brücke meinen Namen — ich heiße d'Arcole!" Das waren mächtige Erinnerungen

an einen der berühmtesten Siege Napoleons und des Heeres der Republik, und mit diesen Worten ergriff er die dreifarbige Fahne und war damit der Erste auf der Brücke — im nächsten Augenblicke fiel er, von mehreren Kugeln getroffen. Aber das Beispiel von Kühnheit wirkte mächtig auf die Menge. Entflammt davon drängten sich die Bürger dem jungen Helden in Masse nach und Viele blieben; aber die Menge stürmte hinüber und die Brücke wurde fast in dem nämlichen Augenblick genommen, als man auf dem Stadthause gegenüber die dreifarbige Fahne aufgepflanzt erblickte.

Hier auf dem Greveplatz fielen die meisten Opfer. Die königlichen Truppen standen dort, von sechs Kanonen unterstützt. Aber schon Morgens früh wurden sie von bewaffneten Volkshaufen und von der Nationalgarde aus den Nebenstraßen angegriffen. Der Kampf war furchtbar. Die mit Kartätschen geladenen Kanonen bestrichen den großen, mit Menschen gefüllten Platz und rissen große Lücken in die Menge. Das Volk fiel, aber schwieg. Kein Verwundeter schrie. Die grausige Stille wurde nur durch Kommandoruf, Horn- und Trommelsignale, Gewehr- und Kanonenschüsse unterbrochen — eine furchtbare Symphonie, welche in jedem Augenblick die theuersten Familienbande zerriß.

Doch auf diesem Platz wurde der Volkssieg am 28. Juli und das Loos der königlichen Familie entschieden.

Der Herzog von Ragusa (Marschall Marmont) war bis Mittag auf unbegreifliche Weise unthätig geblieben. Es war nicht zu bezweifeln, daß ihn Vorwürfe seines Gewissens zurückhielten. Bald schmeichelte er sich mit der Hoffnung, daß der Sieg auch ohne seine persönliche Theilnahme entschieden werden würde; dann wieder kam er auf den Gedanken, seine Gewalt lieber niederzulegen, als sich beim Volke aufs Neue verhaßt zu machen.

Schon murrten einige Offiziere und hin und wieder hörte man unter den Getreuen das Wort: „Verräther," da mußte er sich endlich entschließen, Befehl zum Angriff zu geben. Nun ließ er Generalmarsch schlagen. In der Gegend des Palais-Royal kam es zum furchtbaren Kampf. Die Linienregimenter hatten schon das Feuern eingestellt und waren in Begriff gewesen, überzugehen, als der Marschall mit einem Lanzierregiment dazu kam und auf seinen Befehl das Feuern aufs Neue begann. Die Bürger zogen sich in guter Ordnung zurück. Aus der Straße Montmartre vertrieben, verschanzten sie sich in den engen Seitenstraßen, in den Häusern und auf den Dächern. Die Schweizer erhielten den schwierigen Auftrag, das Volk aus dieser Stellung zu verjagen, aber ein dichter Hagel von Kugeln, Steinen und Balken flog von der Höhe herab auf sie nieder, und so mußten sie immerfort feuernd zurückwei-

chen und sogar eine Kanone im Stiche lassen. Ein Jüngling von der polytechnischen Schule warf sich darauf und umklammerte sie mit dem Ruf: „die Kanone ist mein!" Kugeln pfiffen um ihn her, das Volk stürmte vorwärts, rettete den Jüngling und erbeutete die Kanone, die auch sofort gegen die fliehenden Soldaten gewendet wurde.

Die Garde hatte den Platz geräumt; Marmont vom obern Theil der Straße her, drängte wieder vor. Er selbst, an der Spitze seiner Truppen, erreichte den Eingang der Straße Jocquelet, in der Nähe der Börse. Hier aber wendete sich der Sieg. Das Volk hatte dort eine große Barrikade aufgeführt. Von dieser aus, so wie aus allen Häusern prasselte ein Hagel von Kugeln unter furchtbarem Krachen und Knattern von Hunderten der Gewehre, die schnell hinter einander oft viele zugleich abgefeuert wurden, auf die Soldaten nieder. Die gedeckt stehenden Schützen trafen besser, als die den Kugeln ausgesetzten Soldaten ihre unsichtbaren Feinde. Hunderte fielen, hundert Andere wurden von Steinen und Balken von der Höhe der Häuser herab zerschmettert. Es war unmöglich mehr, Stand zu halten. General Marmont zog sich zurück. Ihm folgte das Hauptquartier und die Soldaten ergriffen die Flucht. Hohngeschrei verfolgte sie und der donnernde Ruf: „es lebe die

Charte!" wurde dem Marschall auf den Weg gegeben. Das Volk stürzte den Fliehenden nach.

So war hier das Geschick dieses Tages gegen die Despotie des Königs am glänzendsten entschieden.

Nach einer Stunde traf der Marschall, man kann sich denken in welcher Verwirrung, in den Tuilerien ein. Dort waren die Minister versammelt. Das Volk verfolgte indeß rastlos seinen Sieg. Noch behaupteten die Truppen in der Straße St. Honore, unter dem hartnäckigsten Kampfe den Platz bis zum Abend; während der Nacht aber zogen sie sich auch von dort zurück.

Jede Straße von Paris hatte sich für geregelte Truppen in ein Defilé verwandelt, wo sie von allen Seiten beschossen, sich selbst mit dem größesten Muthe nicht halten konnten und noch dazu fehlte es ihnen schon seit fast sechsunddreißigstündiger unausgesetzter Anstrengung an den nothwendigsten Lebensbedürfnissen. Mangel und Erschöpfung aber entnerven auch den besten Soldaten.

Ungefähr um dieselbe Zeit, als der Marschall diese Niederlage erlitt, erfolgte auch der Übertritt der Linientruppen auf die Seite des Volks. Das geschah in den Straßen Rule und de Prouvairs. Mitten im Kugelregen wandte sich dort Charles an den Hauptmann Marshal, den er kannte und begann ihm zuzureden, daß er die ungerechte Sache des Königs aufgäbe. An-

fangs geschah es ohne Erfolg. Doch der muthige junge Mann siegte durch hinreißende Beredsamkeit über das Bedenken der Disziplin. Der Hauptmann und andere Offiziere gaben ihr Wort, nicht mehr zu schießen. Sogleich mischten sich die Bürger unter die Soldaten und umarmten sie wie Freunde. Noch einmal erwachte das Pflichtgefühl des Hauptmanns; er befahl, die Bürger zurückzudrängen und Feuer zu geben; doch Niemand gehorchte. „Ihr habt dem Könige Treue geschworen," rief er ihnen zu. „Allerdings," rief Charles, „aber auch der Nation, und der König hat Euch des Eides entbunden durch seinen eigenen Meineid." Dieses Argument zündete wie ein Blitz. Viele traten über, andere zogen sich zurück, das Beispiel dieser Abtheilung wirkte fortreißend auf die übrigen Soldaten der Linie und schon am Abend des 28. hatte das Volk einen bedeutenden Feind weniger, der König einen mehr. Wir würden nicht endigen, wollten wir alle die Scenen von Muth, Kühnheit, Todesverachtung und dabei doch Humanität und Großmuth erzählen, die der Beobachter in allen Theilen des Kampfes, ja fast in allen Familien hätte sammeln können. Der Kampf mit der Noth erweckt alle geistige Kraft des Menschen, wie einer Nation, veredelt den Charakter und erhebt das Gemüth. Wir haben einen solchen Aufschwung der edelsten Nationalbegeisterung von 1812 — 1815 in Deutschland gesehen,

hier in Paris war es derselbe Fall. Dort wie hier war das Volk in seinen Rechten verletzt, nur war dort es der Feind des Vaterlandes, hier der meineidige König, gegen den es sein Recht zu erkämpfen suchte. Dort war es der heilige Krieg, hier die Revolution, die jedoch niemals Recht werden kann, denn das Unrecht des Einen ermächtigt nie den andern Theil zum Unrecht; aber die Revolution, als geschichtliche Thatsache, war hier die letzte Nothwehr des Volks, um das Heiligthum der Nation, die Verfassung, zu retten.

Als es Nacht geworden war, hielten die königlichen Truppen nur noch das Louvre, die Tuilerien, den Platz des Palais-Royal und einen kleinen Theil der Straße St. Honoré besetzt. Aber in welchem Zustande befand sich dieses kleine Heer? Geschwächt durch Tod und Desertion, entmuthigt durch die unglücklichen Vorgänge des 28., ermattet durch die glühende Hitze des Sommertages,*) so wie durch den beständigen Dienst, der nun schon drei Tage und drei Nächte gedauert hatte und mehr noch durch den drückenden Mangel an Lebensmitteln waren sie keine Soldaten mehr, auf deren Tapferkeit und Disziplin man sich verlassen konnte.

Das Ministerium hatte bei seinen leichtsinnigen Angriffen auf die Rechte des Volks so wenig auf ern-

*) Noch Abends stand das Thermometer auf 25 Grade.

sten Widerstand gerechnet, daß für nichts im voraus gesorgt war. Es fehlte an Wein, Fleisch und Brod. Nur Branntwein wurde ausgetheilt; dieser aber erwirkte nach kurzer Aufregung nur eine um so größere Erschlaffung.

Wenden wir uns indeß nach St. Cloud, um zu sehen, wie sich die königliche Familie in diesem ihre Existenz bedrohenden, durch Karl X. Pflichtvergessenheit provocirtem Kampf benahm.

Im königlichen Schlosse von St. Cloud war man am 28. früh mit den besten Hoffnungen aufgestanden.

Die Hofleute führten das große Wort. Die Bevölkerung von Paris wurde von ihnen in die Reichsacht erklärt und sollte zur Strafe alle ihre Privilegien verlieren. Die Liberalen wurden ohne Gnade aufs Schaffot gebracht, versteht sich Alles mit großsprecherischen Worten. Man redete von nichts, als von dem Entschluß, zu Pferde zu steigen und mit dem Degen in der Hand den Thron und den König zu vertheidigen. Dieser werde sich an die Spitze stellen, um Paris zu massakriren.

Auch Karl X. und der Dauphin stimmten in diesen ritterlichen Ton mit ein. Man ist das oft am wenigsten, wofür man gern gelten möchte, und beide waren nicht wenig eitel darauf, von ihren Schmeichlern

Helden und große Generale genannt zu werden — dieser Dauphin, von dem man sagt, er sei noch weniger, als der Schatten vom Schatten eines Menschen, hatte den Zug der heiligen Allianz nach Spanien, um den König Ferdinand VII. von der liberalen Verfassung von 1812 zu befreien, mitgemacht und war belächelt; der alte König selbst aber, dessen schlotternde Knie bei jedem Schritt einknickten, dessen hängende Unterlippe beständig vibrirte, that nichts lieber, als von seinen Kriegesfahrten in der Condéschen Armee der Emigranten am Rhein zu erzählen, wo er kein Pulver gerochen hatte, als das seiner Jagdflinte, wenn er gegen Hasen zu Felde zog.

Die Einzige, die diesen allgemeinen Schwindel nicht theilte, war die Herzogin von Berry. Der Graf Menars hatte ihr schon am Morgen des 28. getreuen Bericht abgestattet von den Ereignissen des 27. Er hatte ihr nicht undeutlich zu erkennen gegeben, daß schlimme Folgen entstehen könnten, wenn man länger Anstand nehmen würde, nachzugeben.

Dazu kam noch ein anderer Zufall. Ein talentvoller junger Maler, der von Madame auf diesen Morgen bestellt war, um sie zu portraitiren, erschien bei ihr zur bestimmten Stunde. Aber sein Weg hatte ihn durch die Stadtviertel geführt, wo der Kampf am furchtbarsten wüthete. Zitternd und in der größesten Bestürzung war er in St. Cloud angekommen. Da fragte

ihn die Herzogin theilnehmend nach der Ursache dieser Gemüthsbewegung. Und nun erzählte ihr der Maler im ersten Affekt Alles, was er gesehen hatte. Die Wahrheit, die aus dieser lebendigen Schilderung des Augenzeugen hervorleuchtete, machte den tiefsten Eindruck auf die hohe Fürstin, welche damit den Thron der Bourbons, das Erbe ihres Sohnes, bedrohet sah. Sie führte den jungen Mann dem Könige vor und dort mußte er seinen Bericht wiederholen. Doch Karl X. hörte ihn mit der größesten Gleichgültigkeit an, als ob die ganze Erzählung eine bloße Intrigue wäre, erfunden, um ihn zu schrecken. „Es ist nichts," sprach er gegen die Herzogin gewendet, in unwilligem Ton, „beinahe nichts, sage ich Ihnen!" und entließ den betroffenen Maler mit einer Handbewegung.

Aber die Angst der Herzogin war damit nicht gehoben. Mit Thränen in den Augen flehte sie den König an, doch die Zukunft ihres Kindes, des Herzogs von Bordeaux, nicht aufs Spiel zu setzen. Doch ihre Bitten und Thränen schienen keinen Eindruck auf die Apathie dieses abgelebten Monarchen zu machen; da sank sie vor ihm nieder auf die Knie und beschwor ihn inständigst, nachzugeben, indem es noch Zeit sei.

Das machte den König verdrießlich. „Madame," rief er, „ich muß Sie ersuchen, mir um solcher Bagatelle willen keine Scene zu machen. Begeben Sie

sich auf Ihr Zimmer und beweinen Sie Ihre leichtgläubige Thorheit."

Später kam auf Befehl des Königs der Dauphin zu ihr, um sie zu beruhigen. Das war aber eben so vergebens. Doch Monsieur seinerseits war nicht im mindesten beunruhigt. Vergnügt rieb er sich die Hände und rief: „Nun, bei der Ehre meines Degens, diese kleine Meuterei wird bald gestillt sein und unsre Soldaten werden das Vergnügen haben, jener Kanaille eine derbe Lektion zu geben — was kann es mehr sein?"

Man wußte in St. Cloud, daß der Marschall um zwei Uhr Mittags einen vollständigen Angriff leiten wolle. Um drei Uhr verbreitete sich im Palast das Gerücht, daß der Marschall einen vollständigen Sieg erfochten habe und daß die Rebellion in Paris völlig gestillt sei. Nun war die Freude unter den Hofleuten, besonders unter den Priestern, grenzenlos. Die königliche Kellerei mußte viel Champagner dazu liefern; denn man glaubte das Siegesfest nicht besser als mit Wein feiern zu können, der vielleicht das einzige Vaterländische war, was diese Scene darbot. Aber kaum war der Schaum in den Gläsern verflogen, so kam auch am Abend die Nachricht hinterdrein, daß nach jenem Siege die königlichen Truppen auf die Tuilerien zusammen gedrängt seien. Nun aber gab es in den Antichambres und Salons von St. Cloud lang gezogene Physiognomien;

vom zu Pferde steigen war nirgend mehr die Rede. Aber jeder wollte an seine zahllosen Freunde, die Anhänger des Königs seien, schreiben, um sie aufzufordern, für den Thron Gut und Blut zu wagen; denn sie selbst konnten sich doch unmöglich unter so drängenden Umständen von der geheiligten Person des Königs trennen.

Karl X. affektirte bei dem Allen eine große Gemüthsruhe, was ihm um so leichter werden mochte, als man die Schonung hatte, um ihm die Nachtruhe nicht zu verderben, ihm von den schlimmsten Ereignissen nichts zu sagen.

Die Minister in den Tuilerien glaubten, hier mit Geld helfen zu können. Sie erließen spät in der Nacht einen Tagsbefehl, wodurch den Truppen als Gratifikation ein fünfundvierzigtägiger Sold bewilligt wurde. Doch Alles war vergebens. Unter andern hatte schon am 28. Abends das 55. Regiment der Linie so deutliche Spuren von Abneigung, gegen das Volk zu fechten, gegeben, daß der Oberst, in einem Anfall von Wuth ihm die Fahne entzog. Nun erklärten die Soldaten laut, daß sie auf das Volk nicht mehr schießen würden. Man führte darauf das Regiment noch spät in der Nacht auf den Platz Vendôme. Die Haltung der Soldaten war trotzig, selbst die Offiziere konnten ihren Unwillen nicht verbergen. Mehrere derselben sollten er-

schossen werden, aber es fand sich Niemand, diesen Befehl zu vollstrecken. Auch selbst unter der Garde griff die Unzufriedenheit um sich. Bedeutende Offiziere reichten ihre Demission ein. Es hieß u. a. in einem Schreiben des Grafen Raoul de la Tour du Pin an den Minister Polignac: „Nach einem Tage voll Mordthaten, die gegen alle göttlichen und menschlichen Gesetze unternommen wurden, verbietet mir mein Gewissen, länger zu dienen."

Die Minister befanden sich die Nacht hindurch in den Tuilerien, weniger um zu berathen, denn sie wußten ihres Leibes keinen Rath mehr, sondern mehr noch ihrer eigenen Sicherheit wegen. Es kam in dieser Nacht unter ihnen mehr zum Gezänk, als zu einer eigentlichen Berathung. Polignac sprach sogar davon, die Armee von Algier schleunig zu Hülfe zu rufen. „Und wenn sie innerhalb acht Tagen ankommen könnte," entgegnete der Herzog von Ragusa, „so würde bis dahin die Krone entweder schon gesichert oder verloren sein."

Blicken wir auf die siegreiche Parthei, so sehen wir die freisinnigen Männer mit jedem Augenblick bedeutender und das Ganze leitend, in den Vordergrund treten.

Der Banquier Laffitte, einer der liberalsten Deputirten, zugleich Geschäftsführer und Freund des Herzogs von Orleans, begab sich um drei Uhr Mittags, nachdem der Marschall zurückgeschlagen war, an der Spitze

mehrerer Deputirten noch unter dem heftigsten Kugelregen in die Tuilerien, zu dem Herzog von Ragusa. Im Namen seiner Kollegen setzte er ihm die ganze Lage von Paris aus einander und beschwor ihn, dem Blutvergießen ein Ende zu machen, indem er ihn persönlich für alles das Unglück verantwortlich machte, das ferner noch entstehen könne.

Aber der Marschall antwortete mit Kälte: „die militärische Ehre besteht im Gehorsam."

„Und die bürgerliche," entgegnete Laffitte lebhaft, „besteht darin, seine Mitbürger nicht zu erwürgen."

Der Herzog von Ragusa schwieg einige Augenblicke nachdenkend.

„Und welches sind Ihre Bedingungen?" sprach er dann.

„Wir hoffen," antwortete Laffitte in entschiedenem Ton, „die Ruhe wieder herstellen zu können, wenn man die Ordonnanzen vom 25. Juli zurücknimmt, wenn die Minister abgesetzt und die Kammern auf den fünften August zusammen berufen werden."

„Als Bürger," entgegnete der Marschall, „kann ich diese Meinung vielleicht nicht mißbilligen; ja, ich kann sie selbst theilen; aber als Soldat habe ich die Befehle des Königs und der Minister zu vollstrecken, wie unangenehm sie mir auch persönlich sein mögen. Wenn Sie indeß mit Herrn von Polignac selbst reden wollen, so

kann das augenblicklich geschehen. Er befindet sich in der Nähe."

Mit diesen Worten entfernte sich der Marschall. Eine lebhafte Bewegung ergriff die Deputirten. Sie fühlten das Gewicht des Augenblicks und die Bedeutung eines Entschlusses. Allein schon nach einigen Minuten kam der Marschall niedergeschlagen zurück. Er erklärte, daß Herr von Polignac jede Unterhandlung für unnütz halte, weil er nie in ihre Bedingungen einwilligen werde.

So scheiterte denn dieser Versuch der Sühne, den Niemand den Deputirten dankte, denn es war dem Volke schon klar geworden, daß ein König, der sich zu solchen Schritten hatte verleiten lassen, nie wieder Anspruch haben würde auf das Vertrauen der Nation und daß ein solcher König keine Wahl mehr habe, als entweder abzutreten vom Throne oder Frankreich durch militärische Gewalt despotisch zu regieren.

Von Seiten der Volksparthei erfolgte noch am Abend desselben Tages ein klug berechneter Schritt, der von wenigen Personen mit Schlauheit angelegt und mit Energie durchgeführt war. Es erschien an allen Straßenecken angeschlagen eine Proklamation, worin angekündigt wurde, daß von Seiten der Deputirtenkammer eine provisorische Regierung

eingesetzt sei, welche aus Personen bestehe, die im Volke sehr beliebt und geachtet wären, nämlich Lafayette, Gerard und der Herzog von Choiseul. Dieser letztere wußte nicht einmal etwas davon; aber er schwieg, um die große Volkssache nicht zu kompromittiren. Das Ganze war nur durch einige Deputirte eingeleitet. Eben so wurde Lafayette bewogen, den Oberbefehl über die Nationalgarde zu übernehmen, die von der provisorischen Regierung wieder hergestellt sei.

Mit gleicher Energie wurden auch von Seiten der Kämpfer des Volks die Vorbereitungen für die entscheidende Schlacht des folgenden Tages getroffen.

Während der Nacht wurden in den entfernteren Theilen der Stadt die Kasernen mit Gewalt genommen. Die Gensd'armerie leistete heftigen Widerstand, wurde aber überwältigt. Von den Effekten der erstürmten Kasernen wurden um Mitternacht Freudenfeuer auf den Straßen angezündet. So ging es an mehreren Orten; doch die Hauptarbeit der Nacht war die vollständige Verrammelung der Stadt. In allen Hauptstraßen wurde das Pflaster aufgerissen und die Steine wurden zu Barrikaden verwendet, die noch mit andern Materialien, als Waarenballen, Kabriolets, Fenster und Thüren vergrößert und erhöhet wurden. Die übrigen Steine schleppte man in die oberen Etagen der Häuser und häufte sie hinter den Fenstern an. Das war eine

beschwerliche Arbeit. Aber freudig liehen die Arbeiter dazu ihre Arme, Weiber und Kinder halfen und die Reichen öffneten ihre Schatullen, Küchen und Keller, um das Volk zu erquicken und zu stärken. Alles war ein Herz und eine Seele, voll freudigen Muths und nie rastender Thätigkeit. Ingenieure und polytechnische Schüler fanden sich überall, um die Arbeiter zu belehren und anzuweisen über die Art, ihre Schanzen aufzurichten. Während die königlichen Truppen fast verhungerten, herrschte hier Überfluß; doch so weit hatte sich schon ein edleres Selbstgefühl dieser Volksmassen bemächtigt, daß man nirgend einen Betrunkenen sah.

In dieser ganzen Nacht hat gewiß kein Mensch ruhig in Paris geschlafen, so groß war die allgemeine Aufregung, so lebhaft waren die Vorbereitungen und die Erwartung für den folgenden Tag. Es war ein mächtiges Getön, was damals alle Straßen durchhallte, das Klopfen und Hämmern der Arbeiter, das wimmernde Nothzeichen der Sturmglocken, die einzelnen Schüsse und der Zuruf der Patrouillen und Posten und dazwischen wieder die patriotischen Gesänge der im höchsten Grade exaltirten Jugend. Als endlich am 29. Juli früh um 3 Uhr die Sonne aufging, beleuchtete sie eine solche Menge von Vertheidigungsmitteln, daß an keinen Sieg der königlichen Truppen mehr zu denken war. Kein Pferd, kein Wagen, keine Artillerie hätte mehr

passiren können, und wenn sich das Volk nur auf einfache Vertheidigung seiner Barrikaden beschränkte, so war doch kein Vorrücken der Soldaten mehr möglich.

Wie am Tage zuvor, so fing auch am 29. der Kampf auf mehreren Punkten zugleich an. Wir können unmöglich den Ereignissen dieses Tages bis in jede Einzelnheit folgen. Auf der Friedensstraße hatten die Soldaten zuerst das Feuern eingestellt und mit den Bürgern sich verbrüdert. Die Soldaten gingen auseinander; die Bürger eilten zum Angriff auf das Louvre und die Tuilerien.

Das Louvre ist ein altes großes Gebäude mit sehr dicken Mauern, das in früheren Bürgerkriegen mehreren Angriffen siegreich widerstanden hatte. Dieses alte Schloß war von den Schweizern besetzt, diesen durch ihre Treue berühmten Söldnern, die mit dem Muth der Verzweiflung fechten mußten, denn sie waren überzeugt, daß sie vom erbitterten Volke weder Milde noch Gnade zu erwarten hatten.

Mit kluger Einsicht hatten ihre Führer alle Vorkehrungen zur Vertheidigung dieses festen Schlosses getroffen. Die Schweizer-Scharfschützen hielten alle Fenster bis zum obersten Stock besetzt; von den Garden standen zwei Regimenter mit mehreren Feldstücken sowohl im Schloßhofe, als in dem angrenzenden Garten.

Die Stellung war fest und schien uneinnehmbar durch eine nur unvollkommen bewaffnete und undisciplinirte Volksmenge. Allein dieser fehlte es weder an Muth, noch an tüchtigen Führern. Seitdem General Gerard und Lafayette sich an die Spitze der Bewegung gestellt hatten, verrieth jede Volksbewegung die Anordnung des geübten Taktikers. Gerard, unterstützt von einer großen Anzahl seiner alten Waffengefährten, die unter Napoleon den Krieg gelernt hatten, leitete den Angriff. Unter den Zöglingen der polytechnischen Schule fand er kenntnißreiche und begeisterte junge Männer, die jeden Platz eines Offiziers mit Ehren auszufüllen wußten. Alte, gediente Unteroffiziere gab es eine Menge unter den Volkshaufen. Ohne einen Streifen Papier zu verschreiben, machte sich die Organisation dieses improvisirten Heeres fast von selbst und noch dazu unter den Kugeln der Feinde. Wenige Minuten reichten hin, um ein Werk zu vollenden, woran Könige und ihre Minister und Generale ein Jahr lang zu arbeiten haben.

Von drei Seiten zugleich wurde planmäßig der Angriff begonnen. Die eine Kolonne drang über die Seine auf der Brücke des Arts hinüber; eine andere machte den Angriff von Quai de l'école her; und die Hauptmasse griff auf der Vorderseite an.

Schon um vier Uhr Morgens eröffnete dort ein kleiner Haufen von Pariser Schützen das Feuer. Doch ihre Zahl war zu gering, um etwas Bedeutendes auszurichten. In einem nahe gelegenen Hause wurden Kugeln gegossen, die sie sogleich verschossen. Die Schweizer, zum Äußersten entschlossen, zogen sich in das Innere des Louvre zurück. „Wir wissen wohl," sprachen Mehrere „daß wir zum Tode bestimmt sind; eben deshalb aber können wir uns nicht ergeben. Schon sind zwölf unserer besten Offiziere gefallen; was können wir Andern Besseres thun, als sie rächen?"

Und nun begannen die Schweizer, hinter den Säulen der großen Halle auf der Vorderseite des Gebäudes und unter den Kreuzstöcken verschanzt, ein wohlgerichtetes Feuer, das viele Tapfere aus dem Volkshaufen tödtete. Doch fünf kühne junge Männer drangen mitten im Kugelregen vor bis auf die Mitte des Platzes und deckten sich hier hinter einer kleinen Mauer, wo sie auf dem Boden liegend mit wohl gezielten Kernschüssen viele der Schweizer erlegten, sobald sie hinter einer Säule nur den Kopf hervorstreckten, um zu schießen. Zu jenen fünf Männern schaarten sich bald noch mehrere und so wurde der Angriff mit jedem Augenblick lebhafter. Endlich schritt einer der Bürger, mit der dreifarbigen Fahne, furchtlos bis an das Gitterthor vor und trotzte damit alleinstehend auf dem freien Platze den zahllosen

Kugeln aus hundert auf ihn gerichteten Feuerröhren. Seinem Beispiele folgte ein Zögling der polytechnischen Schule, an der Spitze eines großen Haufens. Drei von ihnen stiegen auf eine kleine Pforte, die neben dem großen Gitterthore angebracht war und drohten zu schießen, wenn man nicht augenblicklich öffne. Aber noch schneller wurde von der andrängenden Volksmasse die Pforte aufgerannt und dann eben so rasch von den Eindringenden das Gitterthor von innen geöffnet. Nun strömte das Volk in hellen Haufen hinein und der äußere Hof wurde genommen; die Gardisten, die sich in das Innere des Louvre retten wollten, fanden dort verschlossene Thüren und indem sie diese zu erbrechen suchten, geriethen sie in die Hände der wüthenden Volkshaufen. Schon waren die Bajonette derselben gegen ihre Brust gesenkt, da rief eine Stimme: „Achtet den Muth auch am Feinde. Diese Braven thaten ihre Pflicht. Aber zieht ihnen die Uniform des Despoten aus und zwingt sie, die Charte leben zu lassen. So rächen sich Franzosen nur durch Großmuth an ihren Feinden."

Der junge Mann, der hier mitten im wüthendsten Kampfgetümmel als ein Apostel der Humanität auftrat, war Charles. Es gelang ihm, die Revolution unbefleckt vom Morde der Gefangenen zu erhalten.

Schnell war nun die Säulenhalle geräumt, die Thüren wurden erbrochen und die Volksmenge strömte

in das Innere dieses ungeheueren Gebäudes. Dort wurden mitten in den glänzenden Prunksälen eine Menge Schweizer, die noch Widerstand leisten wollten, erschlagen. Man sah dort viele alte Offiziere, die unbewaffnet und mit kaltem Blute unter dem Pfeifen und Prasseln der Kugeln umhergingen, um Rath zu ertheilen und zur Menschlichkeit zu ermahnen.

Im Louvre befand sich eine kostbare Kunstsammlung. Die Maler unter den Mitkämpfenden beschützten sie und nur drei Gemälde gingen zu Grunde; unter diesen ein Bildniß Karls X. und das Bild seiner Krönung, die von vielen Kugeln durchlöchert wurden. Das Volk wollte an diesen Bildern ein Strafgericht vollziehen.

Nun befand sich nur noch das Schloß der Tuilerien in den Händen der königlichen Truppen. Um Mittag wurde es von allen Seiten lebhaft angegriffen und verzweiflungsvoll vertheidigt.

Im Innern dieses Sitzes der Regierung ereignete sich indeß eine Scene, die eine lebhafte Vorstellung von der bedrängten Lage der Minister zu geben vermag.

Schon Tages vorher hatten die Minister den Beschluß gefaßt, durch den königlichen Gerichtshof zu Paris den Aufstand für ungesetzlich erklären zu lassen. Sie versprachen sich davon große Wirkung zur Beruhigung

des Volks und erließen an den Stellvertreter des General-Prokurators, Herrn Bayeux, während der Abwesenheit des Erstern, den Befehl, bei dem Gerichtshofe auf eine solche Erklärung zu dringen. Dieser, der die Volksstimmung kannte, wollte sich sogleich in die Tuilerien begeben, um Gegenvorstellung zu machen; allein es gelang ihm nicht, dahin durchzudringen. Doch am folgenden Tage durchbrach er muthig das furchtbarste Kampfgetümmel und traf um Mittag, bald nachdem der Hauptangriff begonnen hatte, die Minister Chantelauze, Peyronnet und d'Haussez versammelt.

Die beiden Ersteren saßen auf einem Divan; es war ihnen anzusehen, daß sie die Nacht nicht geschlafen hatten. Peyronnet hatte den Rock ausgezogen und saß in Hemdsärmeln da. Alle Drei waren äußerst niedergeschlagen. Als der Substitut des General-Prokurators eintrat, fragte ihn Chantelauze mit erkünstelter Ruhe: „wie steht es in der Stadt?"

„Vortrefflich," antwortete Bayeux; „die Bevölkerung ist ruhig, aber voll Muth und Festigkeit."

„Ohne Zweifel," bemerkte Peyronnet, „sind es die Mitglieder der alten Nationalgarde, die ihre Organisation heimlich beibehalten haben."

„Nein," entgegnete der Prokurator, „es ist die ganze Bevölkerung, die sich gegen die Minister bewaffnet hat. Alles nimmt Theil am Kampfe. Weiber

und Kinder tragen Steine auf ihre Zimmer, um sie auf die Soldaten herabzuwerfen."

Als dawider einige Zeichen des Zweifels laut wurden, fuhr Bayeux lebhafter fort: „In weniger als zwei Stunden werden die Tuilerien erobert sein. Sie haben keine Vertheidigungsmittel mehr, und das Einzige, was Sie thun können, ist, dem Blutvergießen ein Ende zu machen, indem Sie Paris augenblicklich verlassen."

D'Haussez führte ihn an ein Fenster, das nach dem Tuileriengarten hinaus lag und zeigte auf die dort aufgestellten Bataillone der Garde, mit den Worten: „das sind noch unsere einzigen Vertheidiger; aber sie haben seit vierundzwanzig Stunden nichts gegessen."

Die Minister gingen in ein anderes Zimmer, um Kaffee zu trinken. Dann wurde Bayeux durch einen unterirdischen Gang in die Zimmer gegen den Karoussel-platz geführt, wo er den Marschall Marmont und Andere fand. Auch diesen wiederholte er, was er den Ministern gesagt hatte, doch ohne Eindruck zu machen. Man übergab ihm jetzt einen, von Chantelauze unterzeichneten Befehl, welcher den königlichen Gerichtshof in die Tuilerien berief.

„Es wird unmöglich sein," erklärte Bayeux, „dieser Ordre Folge zu leisten." Allein es half nichts. Man bestand darauf. — „Nun, dann gebe man mir wenigstens einen Offizier mit, der mich durch die gereizte

Garde bringt." — „Sie werden einen Paß erhalten," entgegnete Marmont trocken. „Wird mich," fragte der Prokurator zweifelnd, „das Papier gegen die Soldaten schützen, deren Feuer sich nach allen Seiten hin verbreitet?"

Der Marschall zuckte die Achseln und entließ ihn ohne Weiteres. Nur auf Umwegen und mit großer Gefahr kam Bayeux zurück und seine Vorausverkündigung erfüllte sich nur zu bald; in weniger als zwei Stunden waren die Tuilerien von den Volkshaufen eingenommen.

Der letzte Kampf aber war noch fürchterlich.

Als das Volk von der Seite des Palais-Royal eindrang, hatte sich ihm ein Haufen Menschen entgegengestürzt, die alle bürgerlich gekleidet, von dem Volke mit Jubelgeschrei empfangen wurden. Aber plötzlich fielen sie mit Dolchen und Pistolen über die Eindringenden her und richteten unter ihnen ein großes Blutbad an. Jetzt erst erkannten die getäuschten Bürger, daß es verkleidete Soldaten und Offiziere gewesen waren, die sich dieses verrätherischen Mittels bedient hatten, um Jene überraschen und überfallen zu können; damit aber hatten sie nur die Wuth des Volks gegen sich selbst entflammt und bald wurden diese Mörder übermannt und ihre Leichname in die Seine geworfen.

Die Kolonnen der Angreifer hatten sich indeß im großen Hofe, der zwischen dem Louvre und den Tuilerien liegt, vereinigt, um den letzten Kampf gegen Karl X. zu beginnen.

Von beiden Seiten krachten in diesem beschränkten Raume fürchterlich die Kanonen, unterstützt von lebhaftem Gewehrfeuer; allein der Kampf war ungleich und so neigte sich der Sieg auf die Seite der Nation. Ein junger Mann drang an der Spitze eines Bataillons, mit dem Säbel in der Faust, bis vor die Gitterreihe, welche das königliche Schloß umgab und rief nach dem Kommandanten des Postens. Darauf erschien ein Offizier. „Öffnen Sie," sprach der junge Volksführer zu ihm, „wenn Sie nicht wollen, daß Sie mit allen ihren Leuten vertilgt werden; der Sieg ist unser!" Statt der Antwort drückte der Offizier ein Pistol auf ihn ab, indem er sich zurückzog; zum Glück versagte die Waffe und nun wendete sich der junge Mann ruhig zu seinen Gefährten: „Sie wollen es nicht anders, meine Freunde," sprach er, „übersteigen wir das Gitter und rächen uns durch Großmuth, wie es einer edlen Nation gebührt."

So wurden rasch die eisernen Barrieren unter dem heftigsten Kanonen- und Gewehrfeuer überstiegen, und wenn zehn der kühnen Männer fielen, so waren augenblicklich zwanzig Andere an ihrer Stelle; endlich sollte

eben jener junge Mann den Beweis geben, daß seine Aufforderung zur Großmuth kein leerer Schall gewesen war. Denn im Kampfgewühl erblickte er eben jenen Offizier, der so verrätherisch auf ihn geschossen hatte und im nächsten Augenblick packte er ihn an der Kehle und setzte ihm den Degen auf die Brust.

„Ihr Leben ist in meinen Händen," rief Jener ihm zu, „ich könnte Sie tödten, will aber kein Blut auf diese Weise vergießen."

„Braver junger Mann," rief der Besiegte, von so vieler Großmuth überwunden, indem er sich die Dekoration des Ordens der Ehrenlegion abriß, „nehmen Sie dieses Ehrenzeichen. Sie sind dessen würdiger, als ich es bin. Ich bitte um ihren Namen."

„Ich heiße Charles, das genüge," entgegnete der uns wohl bekannte, junge Mann, indem er die Ordensdekoration zurückwies. „Sie haben diese Dekoration der Ehre mit Meuchelmord und Bürgerblut befleckt, ich danke dafür."

Indeß ergoß sich der Strom des Volks durch die langen Gänge des Schlosses und zog sich die Treppen hinauf. Noch im Zimmer leisteten die Garden einigen Widerstand, aber zu ihrem eigenen Verderben. Ein Zögling der polytechnischen Schule wurde im Schlosse erschossen. Seine Kameraden trugen ihn in den Thronsaal und legten ihn auf dem Thronsessel Karls X. nie-

der; — so war der Königssitz seinem Opfer zum Katafalk geworden und die Gefährten des Gefallenen standen ergriffen von diesem mächtigen Kontrast daneben und beteten, daß der Himmel diese Hekatomben zum Heil von Frankreich wenden wolle.

In kurzer Zeit waren die letzten Garden aus dem Innern des Schlosses, selbst aus den Winkeln, wo sie sich verborgen hatten, ja sogar aus dem Tuileriengarten vertrieben. Es blieb ihnen nichts übrig, als den Rückzug über den Platz Ludwigs XVI. und über die elysäischen Felder nach St. Cloud zu nehmen, und selbst dieser war nicht gefahrlos. Eine Abtheilung dieser Flüchtlinge wurde bei dem Dorfe Sevres, mit der berühmten Porzellanfabrik, von einem Haufen Bauern angegriffen und traf erst auf langen Umwegen, spät in der Nacht, in St. Cloud ein.

Genau um ein Uhr wurde die dreifarbige Volksfahne über dem Prachtsaal der Marschälle von Frankreich aufgepflanzt.

Die Revolution war beendigt; Karl X. und sein Haus waren gestürzt. Ein ungeheueres Freudengeschrei, tausend Gewehrsalven und der Donner der Kanonen, abgefeuert von den Artilleristen des Volks, begrüßten dieses Zeichen der neu errungenen Freiheit. Das Volk wogte voll Selbstgefühl in der stolzen Königsburg um-

her, wo es jetzt selbst Herrscher war, und zum Zeichen dessen warfen sich einige der Sieger in das Bett des Königs und riefen: „nun ist das Volk souverain!"

Als ein Volkshaufen in ein Gemach gedrungen war, worin die Statuen der Könige standen, stürzte sich einer der Arbeiter auf die Marmorstatue Ludwigs XVIII. und wollte sie zerschlagen. „Halt!" riefen darauf hundert Stimmen und hundert Arme erhoben sich, um den Frevel zu hindern; „dieser Bourbon verdient den Dank der Nation, er ist Vater der Charte. Aber den da zertrümmert, der ist der Mörder unserer Verfassung!"

Und im Augenblick wurde die Statue Karls X. in tausend Trümmer zerschlagen und das Volk trat unwillig darauf herum, während man die Bildsäule Ludwigs XVIII. mit einem schwarzen Flor behing, weil man überzeugt war, daß er trauern würde über den Frevel seines Bruders an der Nation.

So hatte das Volk symbolisch Gericht gehalten über Karl X. und damit zu erkennen gegeben, daß die Revolution nicht gegen die Bourbons, nicht gegen das Königthum, sondern nur gegen den einen Bourbon und den einen König gerichtet war, der Eid und Pflicht vergessen, sich des Hochverraths an der Verfassung des Reichs hatte zu schulden kommen lassen.

Ungeachtet der größeste Theil der eingedrungenen Volksmenge der niedrigsten und ärmsten Klasse der Na-

tion angehörte, so wurde doch wenig entwendet und nur Einiges zerschlagen. Im Ganzen beobachtete das Volk eine edle und gesetzte Haltung. Das Bewußtsein, für eine große Sache gekämpft zu haben, erhob alle Gemüther und alle niedrigen Leidenschaften schwiegen; wer irgend Etwas, war es auch eine Kleinigkeit, mitnehmen wollte, erhielt von den Übrigen derbe Zurechtweisungen; Juwelen, Geldsummen und Kostbarkeiten wurden oft von armen Leuten auf das Stadthaus in Sicherheit gebracht und gingen nicht selten durch mehrere Hände, ehe sie dorthin gelangten. Man sah, gewiß den seltensten Fall in der Weltgeschichte, eine Revolution vollendet ohne Anarchie.

Während im Schlosse der Tuilerien und rings umher Schüsse krachten, aus allen Fenstern gefeuert und die Fensterscheiben durch Kugeln zerschmettert wurden, befanden sich in den Gemächern der Herzogin von Berry zwei schöne, junge Mädchen in namenloser Beängstigung. Sie irrten hülflos aus einem Zimmer in das andere. Ihre Dienerschaft hatte sie verlassen, und selbst ihre Gouvernante war verschwunden. Diese hatte sich entfernt, um Mittel zur Flucht aufzusuchen, und war ohne Zweifel durch die Macht der Umstände an der Rückkehr gehindert. Wenn sich die von allen Seiten geängstigten jungen Mädchen einer Thür nahten,

so schreckte sie das Krachen der Gewehre zurück und vom Fenster verscheuchten sie die eindringenden Kugeln. Durch diese wurden bald der Kronleuchter von Kristall, bald ein Trümeau oder eine kostbare Uhr zertrümmert. Ihr Leben hing am Haar eines Zufalls, weinend umarmten sich die beiden unglücklichen Kinder und jammerten, daß man sie so verlassen habe. „Ach," seufzte die kleine Cecilie, „wenn Madame unsere leibliche Mutter wäre, sie würde uns nicht zurückgelassen haben, als sie dem König nach St. Cloud folgte."

„Aber, liebes Herzens-Schwesterchen," sprach die ältere, Ange-Marie begütigend, „Madame wollte nicht, daß unsere Lektionen unterbrochen würden, und der König liebt uns nicht."

„Ha, das ist eben das Unglück," rief die kleinere, daß wir hier an diesem Hofe Stiefkinder sind, die man hier umkommen läßt, während man Mademoiselle, unsre jüngere Schwester, mit nach St. Cloud genommen hat."

„Man hat wahrscheinlich nicht gewußt, daß es Krieg geben würde," entgegnete Ange-Marie in ihrer kindlichen Arglosigkeit; „aber horch, wer klopft? wenn es Madame, unsere Bonne wäre, oder Betty, unsere Kammerfrau; ich werde gehen und öffnen."

„Bei der heiligen Jungfrau, nein!" rief Cecilie, indem sie die ältere Schwester umklammerte, „so stark

würden sie nicht wagen, zu pochen; das sind Kolbenstöße und wilde Soldatenstimmen."

„Es sind ohne Zweifel Leute von des Königs Garde," sprach Ange-Marie, die kommen, um uns zu beschützen, vielleicht hat sie uns Madame von St. Cloud geschickt; ich werde gehen, um ihnen die Thür zu öffnen."

Als aber das junge Mädchen zögernd und nur erst halb entschlossen, einige Schritte gegen die Thür machte, wurde diese von außen aufgestoßen und ein Kommando Schweizersoldaten von der Garde trat herein. „Hélas, mes demoiselles!" rief der Sergeant in seinem gebrochenen Französisch, „das wird hier ein Gericht blaue Bohnen geben, die ein wenig schwer im Magen liegen, möchte daher rathen, sich in jenes Kabinet zu begeben, bis wir mit der rebellischen Kanaille dort unten fertig geworden sein werden."

Und damit führte er sie in das Betzimmer der Herzogin, das, nach einem der innern Höfe hinausliegend, für jetzt noch vor den Kugeln der Angreifenden gesichert war.

Hier verweilten sie betend und weinend mehrere angstvolle Stunden, während die entsetzlichen Töne dieses gräßlichen Gefechts von außen zu ihnen hereindrangen.

Endlich ließ das Schießen nach, aber die armen, jungen Mädchen wagten sich noch nicht aus ihrem Versteck hervor, doch wenn sie an der von innen verriegel-

ten Thür horchten, so schallte ihnen ein seltsames, fernes Getöse dumpf und verworren entgegen, — es war ohne Zweifel durch die abziehenden Schweizer und eindringenden Volkshaufen veranlaßt; aber Ange-Marie und Cecilie kannten die Ursache davon nicht und wurden durch diese Ungewißheit nur noch mehr geängstigt. Plötzlich aber krachten Salven aus tausend Gewehren, untermischt vom Donner der Kanonen, vom Läuten der Glocken und rollendem Jubelgeschrei einer zahllosen Volksmenge.

„Was ist das nun wieder?" fragte Cecilie, indem sie sich bleich und erschrocken an ihre geliebte Schwester schmiegte.

„Ach, wenn Einer unsere Noth wüßte," seufzte Ange-Marie, mit Thränenglanz in den großen, dunkeln Augen, „er würde gewiß herbeieilen, uns zu retten."

„Und noch Einer," versetzte Cecilie leise. Und jedes dieser jungen Mädchen hatte jetzt seine eigene kleine Träumerei, die es in den nächsten Augenblicken des Schweigens sinnend verfolgte.

Plötzlich aber öffnete sich die Thür, durch einen Kolbenstoß eingerannt, und eine seltsame, erschreckende Erscheinung wurde sichtbar; es war ein zerlumpter Kerl mit aufgekrämpten Hemdärmeln und nackten Beinen, der aber einen prächtigen Federhut und ein breites gewässertes Ordensband trug. Den erstern hatte, wie

man später erfuhr, der General Walsh (der unter Marmont die Garde befehligte) und letzteres der Minister Polignac zurückgelassen. Jener entsetzliche, riesige Mensch aber war ein Lumpensammler, der mit rauher Stimme und komischer Galanterie fragte, ob keine Spitzbuben aus der Kanaille des Volks hier eingedrungen seien, um zu stehlen; „denn Ihr müßt wissen, mes demoiselles, Maître Jaques hat die Pallastwache übernommen, um zu hindern, daß man nichts stehle. Bei allen Göttern der Republik, man hat die Freiheit erobert und die Ehre des französischen Namens soll nicht durch Diebstahl befleckt werden."

„Aber was giebt es hier?" fragte Ange-Marie schüchtern.

„Was es hier giebt?" entgegnete der Lumpensammler mit Humor und zwischen dem schwarzen Barte blitzten die weißen Zähne, Ventre de Saint Gris, wir haben einen König fortgejagt, der sein Volk verrathen hat; nun wird jeder Narr aus der Kanaille, wie sie uns nennen am Hofe, König sein wollen — sacre! — das wird eine Wirthschaft werden — mais bas! was geht das mich an? es wird viel Kehricht geben in diesen Tagen, also werde ich Brod haben für meine Kinder, kann schon mit der Revolution zufrieden sein. Vive la liberté!"

Es lag im ganzen Wesen dieses Menschen eine so komische Tüchtigkeit und naive Gemüthlichkeit, daß

Cecilie mit ihrer dreisten Besonnenheit es wagte, ihn um Schutz zu bitten.

„Foi d'honneur!" entgegnete er, indem er galant salutirend die Hand an den Federhut legte, „wenn die Engel des Himmels mich um ihren Schutz bitten, so muß ich unser Herr Gott selbst sein und diese Charge darf sich ein Lumpensammler allemal zur besondern Ehre schätzen, — ergebenst zu dienen!"

In diesem Augenblick aber füllte sich das Gemach mit Menschen, die schrecklich aussahen; denn ihre Gesichter waren von Pulverdampf geschwärzt, mehrere bluteten aus noch offenen Wunden; man kann sich denken, mit welchem Schrecken dieses Eindringen die hülflosen jungen Mädchen erfüllte. Aber der schrecklichste der Schrecken das ist die Galanterie solcher Franzosen in ihrer Siegesfreude. Der Lumpensammler kündigte ihnen mit einem gewissen Selbstgefühl an, daß diese engelschönen, jungen Damen unter seinen Schutz sich gestellt hätten und nun wollte Jeder an ihnen zum Ritter werden. Einer um den andern schwur, daß er sich lieber zu Frikassee und Ragout zerhacken lassen würde, als dulden, daß ihnen nur ein Haar auf ihrem schönen Kopfe gekrümmt werde. Man ging im Eifer so weit, ihnen die Hände zu küssen und sie aufs Sopha zu führen, während andere mit tausend Schwüren versicherten, sie

hätten nichts zu befürchten, denn sie alle wären Ehrenmänner, die Frankreich gerettet hätten.

Man kann sich denken, wie sich bei einer höflichen Zudringlichkeit dieser Art, von Menschen, deren Anblick schon Entsetzen einflößte, zu der Angst dieser jungen Mädchen noch die peinlichste Verlegenheit gesellen mußte.

Unterdeß stöberten Einige dieser höflichen Gesellen unter „milles excuses!“ in allen Schränken, Sekretairs und Nähtischen herum, bewunderten mit lauten Exklamationen jede niedliche Kleinigkeit und legten sie wieder an Ort und Stelle; doch endlich fand Einer eine Kassette, die sehr schwer war. Man sprengte sie auf und fand sie voll Goldstücke.

„Ha, das ist unsere Beute, Kameraden!“ rief Einer.

„O welche Gemeinheit der Gesinnung!“ sprach der Lumpensammler mit Pathos, „es ist die Schatulle der Herzogin von Berry und ihre Kasse war immer den Armen geöffnet. Entziehen wir Madame nicht die Mittel zur Wohlthätigkeit!“

„Wohl gesprochen!“ rief ein Anderer, „wir bringen die Schatulle aufs Stadthaus, um sie der Herzogin wieder zustellen zu lassen.“

„Gut,“ erklärte der Lumpensammler, „und hier ist noch eine Handvoll Diamanten und Perlen, leicht einige Millionen werth. Ihr, mein junger Freund,“ sprach er

zu dem jungen Kommis, der sie gefunden hatte, „übernehmt es wohl, den Schatz der Behörde zu überliefern.“

„Sehr wohl, General,“ entgegnete der junge Mensch; ich heiße Bourgois und mein Name diene Euch als Quittung.“

„Wer zweifelt an dem Ehrennamen eines Franzosen,“ erklärte der Lumpensammler mit einer gewissen Würde in der Haltung; „nun geht mit Gott!“

Darauf trug der junge Mensch mit Hülfe eines Andern die Schatulle fort und soll sie richtig auf dem Stadthause abgeliefert haben, von wo aus später dieser Privatschatz der Herzogin nach England nachgesendet wurde.

Indeß war in dem mit Menschen aus allen Ständen angefüllten Zimmer eine lebhafte Bewegung entstanden. Ein schöner, junger Mann mit angenehm gebräunten Zügen, vollem Bart und etwas nachlässiger Studentenkleidung, war eingetreten und sprach laut: „Meine guten Freunde und Kameraden, ich vernehme, dieses sind die Gemächer der Herzogin von Berry; diese hohe Dame aber war immer eine Freundin des Volks, ich schlage daher vor, ihre Gemächer zu verlassen, sie zu verschließen und unter die Obhut einer Sauvegarde zu stellen.“

Diese Worte fanden allgemeine Zustimmung; man räumte das Gemach und ließ es sich gefallen, daß der

Lumpensammler, im Federhut und mit dem Ordensbande, so emsig, als durchsuche er einen Kehrichthaufen, alle Taschen der Hinausgehenden durchsuchte.

Indeß hatte Ange-Marie, indem sie ihre Schwester umarmte, leise ausgerufen: „dem Himmel sei Dank, er ist es, unser Retter!" und im nächsten Augenblick sah sie Charles, und mit dem Ausruf: „Heiligster Gott, Ange-Marie, mein Engel!" sank er vor ihr auf ein Knie und zog ihre Hand an seine Lippen. Ein unbeschreiblicher Ausdruck der Liebe und Zärtlichkeit, der Besorgniß und Freude lag in den Blicken der beiden Liebenden. Sie schwammen in einem Meer von Wonne und es währte lange, ehe sie Worte finden konnten, einander mitzutheilen und zu besprechen, was jetzt Noth that.

Charles versprach, die beiden jungen Schwestern nach St. Cloud zu Madame zu führen und Sylvestre, der gleich nachher dazu kam, übernahm es, die liebliche, kleine Cecilie zu beruhigen und bot ihr seine Begleitung an. Charles ließ sie unter dem Schutz seines Freundes, um Anstalten zu dieser Reise zu treffen.

Eine halbe Stunde später kam er zurück, begleitet von der Gouvernante, die sich wieder angefunden hatte. Wegen der vielen Barrikaden waren die nächsten Straßen in den Umgebungen der Tuilerien völlig unfahrbar geworden. Paris konnte nur zu Fuß verlassen werden und mit Mühe gelang es Charles, an der Barriere

einen Miethwagen nach St. Cloud zu bekommen. Aber die ganze Chaussee war so sehr mit Menschenströmen von Fliehenden und Verfolgenden bedeckt, daß man nur langsam und schrittweise vorrücken konnte.

So dunkelte es schon und St. Cloud lag noch fern. Aber von den fünf Personen, die im Wagen saßen, waren die beiden jungen Paare so sehr in ihre innere Welt versunken und so innerlich glücklich, daß die Außenwelt alle ihre Schrecken und ihre Bedeutung vor ihren Augen verloren hatte.

Am 29. Juli stand die Herzogin von Berry an einem Fenster des zweiten Geschosses im Schlosse von St. Cloud und richtete ein Fernrohr auf Paris, dessen höhere Gebäude an einem klaren Himmel, an welchem nur hin und wieder leichte Wolkenflocken vorüberzogen, sichtbar waren. Plötzlich rief sie aus: „o mein Gott, ich erblicke die dreifarbige Fahne.“ Niemand wollte ihr anfänglich Glauben schenken; der Dauphin hatte indeß auf der Terrasse des Schlosses durch ein Dollandsches Teleskop Paris beobachtet, da rief er plötzlich, die Farbe wechselnd: „Zum Teufel mit dieser Kanaille, sie hat die Tuilerien eingenommen; die dreifarbige Fahne weht auf dem Pallaste!“

Dieser Ruf wirkte auf die anwesenden Hofleute wie ein Donnerschlag aus blauem Himmel. Alles drängte

sich, ohne Rücksicht auf die Etikette zu nehmen, hin zu dem verhängnißvollen Glase und überzeugte sich durch eigenen Augenschein von dem unerhörten, nie für möglich gehaltenen Ereignisse.

Der Dauphin eilte zu seinem Vater, dem König, der bei dessen Mittheilung in die schmerzlichsten Ausrufungen ausbrach. Die Herzogin von Berry schwamm in Thränen. Niemand hatte den Muth, nur ein Wort zu sagen. Bald darauf kamen auch die Minister aus den Tuilerien an. Polignac hatte seinen Stolz abgelegt; er weinte wie ein Kind, und wagte kaum, die Augen aufzuschlagen. Der im Glück so hochfahrende Mann spielte jetzt die kläglichste Figur. Peyronnets Kühnheit war ebenfalls verschwunden und die andern Minister hatten den Kopf verloren; nur Montbel dachte an die Sicherheit der königlichen Familie.

Wie gern hätte man jetzt die Ordonnanzen ungeschehen gemacht; aber das war nicht mehr möglich. Nun mußte man die Folgen tragen, aber dazu fehlte es an Resignation, wie an Muth.

Gegen Abend kam Marmont an mit den aufgelöseten Resten des einst so schönen Gardekorps. Man kann sich denken, daß er nicht besonders gnädig empfangen wurde. Der ganze Hof schob alle Schuld auf diesen Marschall und auf Polignac, den die Garde du Korps beinahe erschossen hätte. Man warf dem Erstern

vor, daß er nicht früher schon angefangen habe, auf die Pariser mit Kartätschen zu feuern; dem Letztern, daß er die geächteten Deputirten nicht habe verhaften lassen; dem Marschall wieder, daß er am 29. früh in einem Tagesbefehl an die Truppen von Unterhandlungen mit den Insurgenten gesprochen und dadurch ihren Muth geschwächt habe.

Der alte Marschall Napoleons, der in so vielen Schlachten Sieger gewesen war und nur aus Menschlichkeit und Scham Bedenken getragen hatte, mit mehr Energie und Grausamkeit gegen das Volk zu operiren, hatte noch den schwersten Kampf seines Lebens zu bestehen, und das war gleichsam die Nemesis, die ihn für seine Versündigung an seinem Vaterlande bestrafte. Das geschah, indem er dem Dauphin, Herzog von Angoulême, Bericht erstatten mußte.

Dieser hinfällige, schwächliche Held der heiligen Allianz, der, als nomineller Feldherr des im Volke wie vor den Augen von ganz Europa so unbeliebten Feldzuges nach Spanien, sich darin gefiel, einen zweiten Napoleon spielen zu wollen, saß zu Pferde, umgeben von seiner Generalität, als der Herzog von Ragusa, Marschall Marmont, demüthig zu Fuß herantrat und mit unsicherer Stimme und niedergeschlagenen Blicken von den Ereignissen Bericht abstattete. Der Dauphin ließ ihn kaum ausreden, sondern unterbrach ihn in stol-

zem Tone mit der Frage: „Herr, wissen Sie, mit wem Sie reden?"

„Mit Monsieur, dem Dauphin," antwortete der Marschall betroffen.

„Mit dem Obergeneral der französischen Armee," sprach der Herzog von Angoulême in einem hohen Tone, der fast an Falsetstimme grenzte und wenig geeignet war, die große Würde, die er damit geltend machen wollte, zu repräsentiren, — „der Sie kennt," fuhr er fort, „als den elenden Verräther, der Frankreich an die Verbündeten und uns an die Liberalen verrathen hat!"

Der Marschall vermochte kaum einige Worte der Entschuldigung herzustottern.

„Geben Sie mir ihren Degen!" schrie der Dauphin, und als der Marschall gehorchte, versuchte der Prinz mit immer steigender Heftigkeit, diesen Degen auf dem Knopf seines Sattels zu zerbrechen; das gelang endlich nach bedeutenden Anstrengungen seiner schwachen Kraft; aber er benahm sich dabei so ungeschickt, daß er sich an der Hand verwundete. Kaum sah der Obergeneral der ganzen französischen Armee, bei diesem ohnmächtigen Akt der Energie, einige Tropfen seines edlen Bluts fließen, so schrie er im Wahn, daß ein Angriff auf sein Leben geschehen sei: „Garden her! man will mich ermorden, ich blute schon!" Und sogleich stürzten

ein Dutzend Gardisten mit gefälltem Bajonnet herbei und würden den Marschall niedergestoßen haben, hätte nicht der Dauphin es verhindert, indem er sich die Miene der Großmuth gab und sprach: „er ist ein elender Verräther; aber laßt ihn leben.“

Diese ganze unwürdige Scene hatte eben so viel Lächerliches als Empörendes für jedes Herz voll Ehrgefühl; allein die bourbonschen Prinzen rühmten die Energie dieses erhabenen Prinzen und verglichen ihn mit dem zürnenden Ajax Homers und allen Heroen des Alterthums.

Als jedoch der König diesen Vorfall erfuhr, suchte er den Ausbruch der Hitze seines Sohnes wieder gut zu machen; denn er setzte noch immer Vertrauen in die militairischen Talente Marmonts, deren er jetzt noch so sehr benöthigt war. Es erfolgte nun eine Versöhnungsscene, wie sie an Höfen wohl vorkommt — die Gesichter wurden glatt; aber die Herzen blieben voll Scham und Bitterkeit.

Der Einzige, vor dem man alle Ereignisse sorgfältig geheim gehalten hatte, war der junge Prinz, der Herzog von Bordeaux, dessen heiligste Interessen man so leichtsinnig und pflichtvergessen aufs Spiel gesetzt hatte.

Am 29. Juni schlug die Stunde seines Unterrichts; aber zum ersten Male verfloß sie, ohne einen seiner Lehrer

herbeigeführt zu haben. Dann kam die Zeit seines gewöhnlichen Spaziergangs heran, aber Niemand erschien, um ihn zu begleiten. Diese Unterbrechung seiner gewohnten Lebensordnung beunruhigte ihn; aber alle Fragen an seine Umgebungen waren vergebens, denn es war streng verboten, den Prinzen nicht ohne Noth zu beunruhigen.

Sogar der König hatte ihn heute nicht rufen lassen, und kaum hatte er seine Mutter umarmen können. „Ach," klagte er am Abend, „seit gestern habe ich viel verloren!"

Der arme, junge Prinz! während er diese verhängnißvollen Worte sprach, war schon Alles für ihn verloren: die Krone und die Heimath, und er war der Einzige, der es nicht wußte. Wie kurz ist der Blick des Menschen! wie oft ist ihm das Theuerste schon untergegangen, während er sich noch glücklich träumt in dessen Besitz. Das sind eben die tragischen Momente im Leben des Menschen, die ihn mächtig daran erinnern, daß er nur ein armer, vergänglicher Erdensohn ist, dessen Glück des Daseins, gleich einem Gefäß von Glas, schon ein leichter Anstoß vom Geschick in Scherben zerbricht.

Doch wenden wir uns zu dem andern Zweige des Hauses Bourbon, zu den Orleans, deren Glück zu blühen begann, als das der königlichen Linie erlosch.

Es war am 30. Juli, als der Vicomte de Conny nach St. Cloud eilte. Er war ein Mann, von dem man rühmte, daß sein Muth nie erschüttert sei und daß seine Treue für die Bourbons nie gewankt habe.

„Wie kommt es, Sire," fragte er den König, als er dessen kummervolle Züge erblickte, „daß bei den furchtbaren Umständen, in denen die Monarchie in diesem Augenblick schwebt, der Herzog von Orleans nicht in die Nähe Ew. Majestät geeilt ist?"

„Ich vermuthe ihn in St. Leu," entgegnete Karl X. „Mein Vetter wird aber gewiß nicht in die ihm gemachten Vorschläge willigen. Es muß ja stets die Erinnerung an seinen Vater ihm wie ein Schreckbild vor Augen schweben. Gewiß, der Herzog von Orleans ist uns treu ergeben."

Indeß, dieser kluge Fürst war es gerade, dessen Vermittelung die Angelegenheiten des Königs noch mehr verwickeln sollte, ohne daß man dem Herzoge Schuld geben konnte, diese Verwickelungen herbeigeführt zu haben. Wie während der ganzen Periode der Restauration er sich vorsichtig in der Mitte zwischen dem Liberalismus und dem Kabinet der Tuilerien gehalten hatte, so hielt er sich während dieses Kampfes zwischen Paris und St. Cloud auf seinem schönen Schlosse zu Neuilly, gleich fern von beiden Partheien und wurde dennoch mit in die Ereignisse hinein gerissen.

Schon am 28. Juli, Mittwochs, hatte der liberale Banquier Laffitte von Paris aus einen Vertrauten nach Neuilly gesendet, um den Prinzen von dem Stande der Sachen zu unterrichten. Er ließ ihn dringend bitten, *sich wohl zu hüten vor den Netzen in St. Cloud* — so wenigstens hieß es wörtlich in dem vertraulichen Privatschreiben seines Banquiers.

Der Herzog befand sich in der äußersten Unruhe und Verlegenheit. Er wollte der Volksparthei sich nicht anschließen, aber auch nicht als Vater einer zahlreichen und hoffnungsvoll blühenden Familie sich von den Bourbons mit in den Abgrund hinabreißen lassen, den sie durch eigene, unverzeihliche Schuld sich geöffnet hatten. Er brachte daher die Nacht vom 29. auf den 30. in einem Kiosk seines Parks zu, um nach den Umständen entweder hervortreten, oder verschwinden zu können.

Am Morgen des 30. erhielt er von Laffitte die erschütternde Mittheilung, daß die Ereignisse jetzt weiter geschritten seien und daß die Sachen so ständen, ihm nur noch die Wahl zu lassen *zwischen einer Krone und einem Reisepasse*.

Wer kann es ihm verdenken, daß er nicht lange schwankte, um die erstere anzunehmen? Für die ältere Linie der Bourbons war doch einmal unwiederbringlich Frankreich verloren; sollte er nun nicht, der dieser Linie

am nächsten in der Erbfolge stand, für sich und sein Haus noch zu retten suchen, was noch zu retten war?

Er gab die Antwort, daß er nicht das Recht habe, sich dem Willen der Nation und nicht die Macht, sich der Gewalt der Umstände zu widersetzen, und Laffitte legte der Deputirtenkammer ein geschickt entworfenes Memoire vor, worin er vorschlug, den Herzog von Orleans zum Generalstatthalter des Reichs zu berufen. Dieser Vorschlag aber, der unter den obwaltenden Umständen sicher der verständigste war, wurde von der Kammer mit großer Majorität angenommen. Noch an demselben Abend kam der Herzog von Orleans nach Paris und übernahm auf dem Stadthause nach einigem Zögern das ihm angetragene Amt.

Wir übergehen die näheren Details der interessanten Scene auf dem Stadthause, die lebhaften Akklamationen des Volks, das besonnene und kluge Benehmen des Herzogs von Orleans, und theilen statt dessen ein wichtiges Aktenstück mit, das Karl X. erließ, als er sich nach Rambouillet zurückgezogen hatte.

Dem Übermuth, wenn er seine Anmaßungen verfehlt sieht, folgt in der Regel Muthlosigkeit. Karl X. sah keine Möglichkeit mehr, die Krone für sich und seinen Sohn zu erhalten, und so that er einen Schritt, von dem er glaubte, daß er die Krone seinem Enkel retten würde. Er verzichtete zu dessen Gunsten und er-

kannte den Herzog von Orleans als Regierungsverweser an. Sein Sohn, der Dauphin, stimmte diesem bei und der König erließ an den Herzog von Orleans nachstehendes Schreiben.

„Mein Vetter!"

„Zu sehr durchdrungen bin ich von den mein Volk bedrückenden und bedrohenden Übeln, als daß ich nicht eifrig nach den Mitteln, ihnen abzuhelfen, hätte streben sollen. Ich habe daher beschlossen, die Krone zu Gunsten meines Enkels, des Herzogs von Bordeaux, niederzulegen."

„Der Dauphin, der meine Gefühle theilt, verzichtet gleichfalls zu Gunsten seines Neffen auf seine Rechte."

„Als Reichsverweser (Lieutenant-général) werden Sie demnach die Gelangung Heinrichs V. zum Throne öffentlich bekannt machen lassen. Eben so werden Sie alle weitern Maaßregeln treffen, um die Formen der Regierung während der Minorennität des Königs einzurichten. Ich enthalte mich, weitere Anordnungen zu treffen. Manchen Übeln kann dadurch vorgebeugt werden."

„Diese meine Absichten wollen Sie dem diplomatischen Korps mittheilen, und sobald als möglich die Proklamation zu meiner Kunde bringen, durch welche mein Enkel, Heinrich V., anerkannt wird."

Im Übrigen enthielt das Schreiben noch einige Arrangements wegen der Abreise der königlichen Familie, die hier unwesentlich sind, und schloß mit den Worten:

„Ich wiederhole Ihnen, mein Vetter, die Versicherung der Gefühle, mit denen ich bin Ihr wohlaffektionirter Vetter. (Unterzeichnet:) Karl, Ludwig, Anton."

Dieses wichtige Schreiben war, wie gesagt, von Paris datirt. Der König beging den Fehler, während der Verhandlungen sich immer weiter von Paris zu entfernen und damit die Macht zu verlieren, seinen Absichten noch einigen Nachdruck zu geben.

In dieser furchtbaren Verlegenheit des königlichen Hofes war die Mutter des legitimen Thronerben noch die einzige Person, die den Kopf nicht verloren hatte. Schon während des Kanonendonners hatte sie St. Cloud verlassen und sich nach Paris begeben wollen; jetzt aber fühlte sie lebhaft, daß jeder Schritt, der sie weiter vom Mittelpunkt der Ereignisse entfernte, auch ihren Sohn immer weiter von der Hoffnung auf die Krone entfernen würde. Sie kam daher auf ihren frühern Plan zurück, als der Hof in Rambouillet angelangt war. Einer ihrer Hofbeamten mußte sich ins Geheim zu dem Unterpräfekt Herrn von Fraissinous begeben, um ihm den Befehl zu bringen, Postpferde anzuschaffen. Indeß ging die Herzogin zum Könige, fest entschlossen, ihren Willen durchzusetzen. Doch Karl X. war viel zu ängst-

lich, um einen so energischen Plan zu billigen. Er erklärte auf das bestimmteste, daß er nie einwilligen werde, seinen Enkel der Wuth der Partheien auszusetzen.

„So will ich meinen Heinrich hier lassen," versetzte sie und fügte dann hinzu: „ich werde allein gehen."

Doch die Bitten der Dauphine waren so rührend und dringend, die väterlichen Befehle des Königs so bestimmt, daß sie endlich, nachdem sie alle Gründe erschöpft hatte, ihren Entschluß aufgeben mußte. Das geschah jedoch erst nach langem Widerstand, unter tausend Thränen, und so sah man ihre mit sechs Postpferden bespannte, offene Reisechaise von zwölf Uhr Mittags bis Abends sieben Uhr im innern Schloßhofe zu Rambouillet halten, ohne daß die Abreise erfolgte.

Nichts ist aber gewisser, wenn alle Umstände erwogen werden, daß die Reise der Herzogin nach Paris, zumal wenn sie ihren Sohn der Nationalerziehung übergeben hätte, dem minderjährigen Herzoge von Bordeaux die Krone von Frankreich erhalten haben würde.

Diese Behauptung zu rechtfertigen, ist hier der Ort nicht, denn wir haben es mit dem Kampfe der Thatsachen gegen die Legitimität zu thun, nicht mit politischen Wahrscheinlichkeitsberechnungen.

Die Thatsache aber war, daß Karl X. von drei Kommissairen der neuen Regierung mit aller Höflichkeit über die Grenze aus Frankreich hinaus geführt wurde,

daß der Herzog von Orleans unter dem Namen: Louis Philipp die Krone annahm und daß der Herzog von Bordeaux von allen schönen Hoffnungen, die seine Wiege umgaben, nichts behielt, *als das Recht eines legitimen Thronfolgers von Frankreich* — ein Recht, das ihm auch noch heute nicht bestritten werden kann, obgleich er längst schon jede Hoffnung aufgegeben haben wird, es jemals zur That werden zu sehen.

Als Charles und Sylvestre mit ihren beiden Schützlingen spät in der Nacht nach St. Cloud kamen, war die königliche Familie schon nach Rambouillet abgereis't.

Dort aber hielt es schwer, die Herzogin zu sprechen. Sie war so sehr mit den wichtigsten Sorgen belastet und dabei gewissermaßen in die Nähe des Königs gebannt, daß es der Gouvernante erst nach einigen Stunden Wartens möglich wurde, die Herzogin zu benachrichtigen, daß ihre beiden Pflegetöchter sich unten vor dem Schloßhofe in einem Wagen befänden und zwar unter dem Schutz von zwei jungen Revolutionairen, die sie gerettet hätten.

„O mein Gott!" rief sie aus, ‚diese armen Kinder, wo sind sie, ich werde sie sehen!"

In diesem Augenblick meldete ihr Herr von Menars, daß der König nach Madame gefragt habe und

daß man sich bereit halten müsse, Frankreich zu verlassen.

„Entsetzlich!" rief die Herzogin, „ich werde nicht zurückbleiben dürfen und die Kinder von Frankreich werden ihr schönes Vaterland nie wiedersehen!"

Ein Strom von Thränen unterbrach diesen schmerzlichen Ausruf. Dann warf sie ihren Blick auf die beiden jungen Mädchen, die ihr mit dem Ausdruck von Bekümmerniß gegenüber standen, an einander geschmiegt, wie ein Paar schlank aufgeschossene Blumen, die keine andere Stütze haben, als indem sie sich an einander lehnen.

„Und was soll ich mit Euch beginnen?" fragte die Herzogin, sie mit wehmüthigen Blicken betrachtend; „Euch mitnehmen? das hat tausend Schwierigkeiten; Euch zurücklassen, ist eben so bedenklich."

„Befiehlt Madame vielleicht," nahm Herr von Menars, nicht ohne Unruhe zu verrathen, das Wort, „daß ich diese jungen Damen gleichsam unter meine Flügel nehme? man könnte sie ja in eine Pension schicken."

Cecilie warf bei diesem Vorschlage einen lebhaften Blick des Unwillens auf den Oberstallmeister und die Herzogin sprach zu ihm:

„Bemühen Sie sich nicht, Herr von Menars; überhaupt giebt es für Sie jetzt so wichtiges zu thun, daß man Ihnen empfehlen könnte, gewisse kleine Angele-

genheiten bis auf bessere Zeit bei Seite zu schieben. — Ihr aber, meine theuern Kinder," so wendete sie sich gegen die beiden jungen Mädchen, „werdet Euch gefaßt machen müssen, von mir getrennt zu werden. Ich könnte es vor Gott und meinem seligen Gemahl nicht verantworten, Euch in mein schweres Geschick mit hineinzuziehen."

Ange-Marie und Cecilie warfen sich ihr zu Füßen und baten mit Thränen, sie nicht zu verstoßen.

In diesem Augenblick kam ein Kammerherr, der die Herzogin dringend zum Könige berief.

„Welche Verlegenheiten," rief sie aus; „in diesem Augenblick wird man abreisen, und der König hat mir noch nicht die Erlaubniß gegeben, Euch mitzunehmen."

„Madame," sprach Charles vortretend, „jeder Edelmann in der Vendee würde sich glücklich schätzen, die Töchter des Herzogs von Berry bei sich aufzunehmen. Wir haben ihnen im Namen unsrer Eltern und Verwandten ein Asyl auf La Grange oder Vezin angeboten und werden, wenn es Ew. Hoheit erlaubten, Sie sicher dorthin führen."

„Madame," fuhr Sylvestre fort, „würde damit den treuen Vendeern ein Pfand der einstigen Rückkehr der Bourbons auf den Thron von Frankreich gewähren."

„Sie, meine Herren!" rief die Herzogin überrascht, indem sie beide erkannte, „was muß ich hören? Söhne

von Edelleuten aus der Vendee und Revolutionaire? und jetzt wieder Royalisten, welche die Rückkehr des Königs wünschen, den zu vertreiben Sie mit geholfen haben? Welche Widersprüche!

„Nur scheinbar," entgegnete Sylvestre; „wir haben nur Krieg geführt gegen die verantwortlichen Minister, welche durch Unterzeichnung der Ordonnanzen einen Hochverrath an der Nation begangen haben und sind selbst entsetzt und betrübt darüber, daß dieser Schlag den König und die königliche Familie getroffen hat."

„Sie haben recht," rief die Herzogin in lebhaftem Billigkeitsgefühl; „die Ordonnanzen waren eine Ungerechtigkeit. Man hat den König dazu verleitet; sie sollten zurückgenommen werden, aber es war zu spät. Die Ungerechtigkeit unserer Freunde hat uns vernichtet. Sie beide haben als Männer von Ehre gehandelt. Ich erkenne in Ihnen die braven Edelleute der Vendee. Man that Ihnen Unrecht; man hatte Sie verläumdet. Ihr Wahlspruch bleibt darum doch: „Gerechtigkeit und Ehre und Treue dem Könige!" Mit Vertrauen übergebe ich Ihnen dieses Pfand meiner Liebe für Frankreich. Ich werde es einst selbst wieder einlösen, um in der Mitte meiner treuen Vendeer Frankreichs Krone zurückzufordern. Doch der König erwartet mich, lebt wohl!"

Damit umarmte sie rasch ihre beiden Stieftöchter und entfernte sich schnell.

Diese aber bestiegen weinend wieder den Wagen und reiseten in Begleitung der beiden jungen Männer und ihrer Gouvernante nach der Vendee. Dort wurden sie von dem alten Marquis von La Grange und dessen trefflicher Gemahlin mit Liebe aufgenommen. Die Bourbons aber folgten ihrem unwiderruflichen Geschick, das sie selbst über sich herauf beschworen hatten, indem sie ihre Zeit nicht verstanden.

Zwanzigste Abtheilung.

Reise des Königs nach Cherbourg. — Lulleworth. — Die Herzogin von Berry erhält Adressen aus der Vendee, — auch von Charles und Sylvestre. — Erklärung Karls X. zu Gunsten seines Enkels. — Holyrood. — Die Thätigkeit der Herzogin. — Ihre Abreise von England. — Reise durch Deutschland nach Sestri bei Genua. — Incognito unter dem Namen einer Gräfin Sagana. — Abreise aus dem Genuesischen. — Aufnahme in Piemont. — Reise nach Rom und Neapel. — Der junge Italiener. — Aufenthalt in Massa. — Die Kaserne. — Deutz. — Leben der Herzogin. — Charles. — Dessen Charakteristik Louis Philipps. — Verhaftung seines Vaters. — Legitimistische Ansichten über die Regierung des Julithrons. — Stimmung in der Vendee. — Manifest der Herzogin. — Heimliche Vermählungsscene. — Die Cholera in Paris. — Die Herzogin bestimmt den Armen daselbst 12000 Franken, die aber das Ministerium verweigert. — Reise nach Marseille. — Das Dampfschiff Karlo Alberto. — Die Herzogin in der Nähe von Marseille. — Die Nacht der Erwartung. — Verunglückter Aufstand. — Entschlossenheit der Herzogin. — Ihre Reise durch Frankreich nach der Vendee. — Abenteuer und Gefahren. — Nachtmarsch. — Geistesgegenwart. — Reise mit Postpferden. — Der treue Toulouser. — Als Kousine im Schlosse eines Legitimisten. — Lakonische Billets und bildlicher Styl ihrer Depeschen.

Höchst traurig war die Reise des verbannten Königs nach Cherbourg, dem Hafen der Einschiffung.

Es zeigten sich wohl noch hin und wider einige Sympathien für die Bourbons im Volke, doch nur vereinzelt und schwach. Beim Anblick der jungen Kinder der Herzogin von Berry, des Henri Dieudonné und seiner Schwester, riefen einige mitleidige Frauen: „O mein Gott, so jung noch und schon so unglücklich!" In einem andern Orte, dem Dorfe Montebourg, drängten sich Leute an die Herzogin, mit der Bitte, dem jungen Prinzen die Hand küssen zu dürfen, indem sie erklärten: „es ist uns zwar verboten, Theilnahme zu zeigen, aber das ist uns einerlei. Es leben die Bourbons! Kehrt bald zurück!"

Dergleichen Äußerungen waren indeß nur einzelne Tropfen Balsam in die schmerzende Wunde geträufelt. Öfter hatten sie Gelegenheit, zu erkennen, daß im Ganzen die Volksstimmung ihnen ungünstig war. Karl X., der, von den Kommissairen der Nation begleitet, immer traurig, finster und niedergeschlagen im Wagen saß, sprach kein Wort; die Dauphine war gefaßter und nachdenkend ernst, die Herzogin aber, die noch im vergangenem Jahre die Reise nach Cherbourg unter steten Akklamationen des Volks gemacht hatte, rief jetzt aus: „O mein Gott, welcher Unterschied!"

Am 10. August erfuhr die königliche Familie zu Argenton die am 9. August erfolgte Thronbesteigung des Herzogs von Orleans, unter dem Namen Louis

Philipp. Da zuckte ein schmerzliches Lächeln der Ironie über die bleichen, eingefallenen Wangen des alten Königs und die Herzogin von Berry rief, mit hervorstürzenden Thränen, aus: „o Tante, o Tante!"

Den Rest der Reise verbrachte die Herzogin nachdenkend und schweigend. Es war ihr klar geworden, daß ihr Sohn den Thron nicht verloren haben würde, wenn der König sie nicht verhindert hätte, ihn vertrauungsvoll dem Volke zu übergeben. Da schon war der große Entschluß in ihrer Seele gekeimt, einst zurückzukehren und die Rechte Heinrichs V. zu reklamiren.

Rührend war der Abschied des Königs von der Abtheilung seiner Garde, die ihn nach Cherbourg begleitet hatte.

Dort schiffte sich Karl X. mit seiner ganzen Familie und einigen ihm treu gebliebenen Hofleuten und Geistlichen auf einer amerikanischen Fregatte ein, um nach Schottland zu gehen.

Noch lange sahen die am Ufer nicht ohne Theilnahme befindlichen Zuschauer auf dem Verdeck eine Frau zwischen zwei Kindern stehen. Das war die Herzogin von Berry, die in der Mitte von Sohn und Tochter mit dem letzten Schmerzensblick von ihrem schönen Frankreich schied.

So war die Revolution vollendet. Viel Fehler waren begangen und Vorsichtsmaaßregeln waren vergessen, welche den Bourbons die Krone gerettet haben

würden. Ein großes Verhängniß schien alle Kräfte gelähmt und alle Ereigniſſe beherrſcht zu haben. Die Bourbons hatten ihr Schickſal erfüllt. Unfähig, die Civiliſation in ihren mächtigen Fortſchritten zu begreifen, waren ſie von dieſer ausgeſtoßen.

Das Schiff, auf welchem ſich die zum dritten Male vertriebenen Bourbons befanden, ſegelte nach England.

Den erſten Aufenthalt nahmen ſie in Lulleworth, einem Landſitz der jacobitiſchen Familie der Weld's, deren Beſitzer den König mit achtungsvoller Kourtoiſie empfing.

Überall erblickte der verbannte König den häufig angebrachten Wahlſpruch des erlauchten Hauſes: „Nihil sine numine!“ (Nichts geſchieht ohne den Willen der Vorſehung.) Karl X. erkannte darin einen Fingerzeig Gottes, daß er ſich geduldig dem über ihm verhängten Geſchick unterwerfen ſolle. Das that er denn auch bald mit jener ſtarren Reſignation, die er ſo gern für Seelengröße ausgegeben hätte. Er gab ſich wieder ſeinen Lieblingsneigungen hin: zu beten und zu jagen.

Dort erhielt die Herzogin die meiſten Briefe aus der Vendee. Ihre beiden Pflegetöchter ſchrieben mit der achtungsvollſten Zärtlichkeit, daß ihnen nichts fehle, als das Glück, Madame zu ſehen; denn von dem Marquis und der Marquiſe von La Grange wären ſie mit

väterlicher und mütterlicher Liebe aufgenommen. Der alte Marquis schrieb dazu, die ganze Vendee sei auf alle möglichen Fälle gerüstet. Man halte dort nur Heinrich V. für den legitimen Thronfolger und den Bürgerkönig Ludwig Philipp hielte man für den ungesetzlichen Inhaber des Throns.

Auch Charles und Sylvestre hatten gewissermaßen Ergebenheitsadressen eingesendet. Sie erklärten abermals die Revolution für eine gerechte Nothwehr gegen die Verfassungsverletzung, waren aber entsetzt über die Folgen der Verbannung der Bourbons.

„Mit demselben Gerechtigkeitsgefühl," schrieb Charles, „das mich gegen die Kanonen des Louvre trieb, werde ich mich nie entschließen können, den Herzog von Orleans anzuerkennen; denn," schloß er, „durch Revolutionen werden Könige wohl entthront, denn das geschieht durch ein historisches Faktum, welches die Politik am Ende anerkennen muß; aber die vollendete Thatsache kann nie den mangelnden Rechtstitel ersetzen. Indem Karl X. und der Dauphin nur zu Gunsten ihres Enkels und Neffen dem Thron entsagten, hatte er Louis Philipp von Orleans nur zum Regenten von Frankreich gemacht. Die Nation aber hatte nicht das Recht, ihn zum König zu wählen, wir müßten sonst eine Volkssouverainität anerkennen, die, ohne Gefahr für alle Throne, nie zugestanden werden kann."

Wir erwähnen hier nur das Raisonnement der beiden jungen Leute, ohne es unbedingt für richtig anzuerkennen. Wir wissen wohl, daß das praktische Staats- und Völkerrecht nach dem Zeugniß der Geschichte auch eine andere Art von Legitimität anerkennt, als aus dem Rechte der Geburt hervorgegangen ist; wir wissen, daß Louis Philipp in diesem Sinne legitimer König von Frankreich geworden ist, können aber dennoch dem jungen Herzog von Bordeaux mit seinem angeborenen Rechte auf den Thron, mit diesem ohnmächtigen Rechtstitel, der ihn in eine schiefe Stellung zu der Welt und ihren Verhältnissen bringt, unsere Theilnahme nicht versagen, und eben so wenig werden wir es der Mutter des seiner erhabenen Bestimmung beraubten Sohnes verdenken, wenn sie Himmel und Erde in Bewegung setzt, um ihm sein gutes Recht wieder zu erkämpfen. — Es ist ein tragisches Geschick, große Ansprüche zu haben und sie nicht geltend machen zu können.

Um diese Zeit erfolgte die wichtige Protestation Karls X. von Lulleworth aus, am 24. August 1830 datirt.

Es erklärte darin der König, daß der Herzog von Orleans wider seinen Willen den Titel eines Königs der Franzosen usurpirt habe. Er widerrufe daher die ihm ertheilte, so sehr gemißbrauchte Vollmacht zur Re-

gentschaft, behalte sich vor, eine solche, wenn es nöthig werden würde, bis zur Volljährigkeit seines Enkels einzusetzen, welche mit dessen vierzehntem Jahre, am 30. September 1833, eintreten würde, und ernannte dessen Mutter, die Herzogin von Berry, für den Fall, daß er selbst noch während der Zeit der Minderjährigkeit seines Enkels sterben würde, zur Vormünderin und Regentin des Reichs.

Gegen die Rechtsgültigkeit dieser Urkunde würde sich selbst von dem scharfsinnigsten Juristen kein Bedenken aufwerfen lassen. Die Mittheilung derselben an die Monarchen Europas erfolgte auf diplomatischem Wege; allein auf demselben Wege wurde auch Louis Philipp als König der Franzosen anerkannt, und die Herzogin von Berry übernahm es mit männlicher Entschlossenheit, den Versuch zu machen, diese Politik der Nothwendigkeit zu durchkreuzen und die Akte Karls X. in Vollzug zu setzen.

Bald nach Erlassung dieser Protestation hatte der König von England Karl X. das Schloß Holyrood anbieten lassen, welches Anerbieten auch dankbar angenommen wurde.

Schon einmal, während der Revolution, hatte die königliche Familie dort gewohnt. Sie richtete sich auch jetzt ein, so gut es gehen wollte.

Holyrood ist ein weitläufiges Schloß, an einem Ende der Altstadt von Edinburg belegen. Ein öffentlicher Platz trennt es von den niedrigen Häusern und engen Straßen der armen, aber stark bevölkerten Vorstadt Canongate. Von allen Seiten umgeben es Anhöhen. Ein Halbkreis von kleinen, weißen Gebäuden umringt den Schloßplatz. Eins derselben bezog die Dauphine, ein zweites war für die Herzogin von Berry eingerichtet. Vier Thürme verliehen der Facade des Schlosses einen grandiosen Charakter. Das Wappen der altschottischen Könige zeigte sich über dem hohen Portal des Eingangsthors. Die entgegengesetzte Facade, an deren Ende sich eine halb verfallene Kapelle befindet, bezog Karl X. mit seinem Enkel Heinrich Dieudonné, den er unter seinen Augen erziehen ließ. Mademoiselle bezog die rechts vom Eingangsthor belegenen Appartements.

Holyrood lag aber zu weit von der Meeresküste entfernt, um dort bei der thätigen Korrespondenz der Herzogin Nachrichten aus Frankreich schnell genug erhalten zu können. Sie beschloß daher, sich von ihren Kindern zu trennen, um ihre heiligsten Interessen besser wahrnehmen zu können und blieb vorerst noch in Lulleworth.

Schon jetzt traf sie Vorbereitungen zu dem gefährlichen Unternehmen, das sie später ausführte. Herr von Blacas war an die Höfe Europas gesendet, um

die Kabinette zu sondiren über den Plan einer dritten Restitution der Bourbons. Der ostensible Vorwand zu dieser Mission war der, daß das Klima von England der Gesundheit der hohen Verbannten nicht zuträglich sei.

Alle Nachrichten aus Frankreich, natürlich in legitimistischem Sinne geschrieben, stimmten dahin überein, daß Louis Philipp es mit allen Partheien verderbe, indem er ein vermittelndes juste-milieu zwischen den Meinungsverschiedenheiten festzuhalten suche, das keine Faktion befriedigen könne. Ebenso verblendete man diese Fürstin über die wahre Stimmung des Volks. Man ließ sie glauben, daß sie sich im Süden Frankreichs nur zu zeigen brauche, um ihres Oheims usurpirte Macht über den Haufen zu werfen. Sie beschloß daher, abzureisen, zuvor aber noch ihren Kindern in Holyrood einen Besuch abzustatten.

Dort bezog die Prinzessin für einige Zeit das kleine Haus, das man für sie eingerichtet hatte. Es bestand aus zwei Etagen und nicht mehr als sechs Zimmern. Niemand war bei ihr, als Frau von Bouillé, nebst einer einzigen Kammerfrau und einem Bedienten, den sie bisweilen scherzweise ihren Koch nannte. Die Tafel war dessenungeachtet sehr frugal bestellt, der Salon nur von einer einzigen Lampe erleuchtet; denn die Herzogin beschränkte ihre Ausgaben, um ihre Wohlthätigkeit nicht einschränken zu müssen. Ihre Armen, selbst in Paris,

empfingen fortwährend die gewohnte Unterstützung und ihr Krankenhaus in Rosny litt keinen Mangel.

Überhaupt, seitdem die Herzogin ihren hohen Beruf erkannt hatte, für die Wiederherstellung der Rechte ihres Sohnes zu wirken, war die Richtung ihres Geistes und ihrer Neigungen viel ernster geworden. Ihre frühere Neigung zu Eleganz und Pracht war jetzt in ihren Augen eine Kinderei, die zu ihrer erhabenen Mission, wie sie ihre große Aufgabe nannte, nicht mehr paßte. Man erstaunte oft, in ihren kurzen Bemerkungen, womit sie ihr jetzt gewöhnliches Schweigen nicht selten unterbrach, jenen schnellen und richtigen Blick in Staatsangelegenheiten zu bemerken, der den größesten Staatsmännern zur Ehre gereicht haben würde. Ihr Takt in dieser Hinsicht war so fein, daß sie das zu errathen schien, was sie nicht gelernt hatte. Die Lebhaftigkeit und Schärfe ihres Geistes war allen politischen Fragen gewachsen und die Kühnheit ihres Charakters kannte das Wort Unmöglichkeit nicht.

So mit den besten Hoffnungen ausgerüstet, schiffte sie sich ein, um von Italien aus, in der Nähe des Schauplatzes ihrer Thaten, den rechten Augenblick wahrnehmen zu können, das Panier des legitimen Aufstandes gegen die Fahne der Revolution zu erheben.

Die Herzogin hatte England am 17. Juli 1831 verlassen. Sie nahm ihren Weg durch Holland, den Rhein aufwärts bis Mainz, und durchzog einen Theil von Deutschland, Tyrol, die Lombardei, bis sie zuletzt in Genua ankam. Von dort begab sie sich nach Sestri, einer kleinen Stadt in den Staaten des Königs von Sardinien, zwölf italienische Meilen von Genua belegen.

Sie reisete unter dem Namen einer Gräfin von Sagana. Bis zu ihrer Ankunft zu Sestri wurde sie nicht erkannt, obgleich sie mit einem ziemlich zahlreichen Gefolge reisete und wenig darauf bedacht gewesen war, sich unkenntlich zu machen.

Zwei Tage hatte sie sich in Genua aufgehalten, ohne daß der König Karl Albert, der dort gerade residirte, etwas davon erfuhr. In Sestri bezog sie das Hotel von Malta und hier erregte bald das Zuströmen von vielen Fremden, die, mit Päſſen auswärtiger Gesandtschaften versehen, sich für Spanier, Engländer, Russen oder Deutsche ausgaben, gleichwohl nichts als französisch sprachen, den Verdacht des französischen Konsuls. Dieser mittelte bald aus, daß es französische Legitimisten von hohem Stande waren, die mit der fremden Dame in geheimen politischen Beziehungen standen und nun war es kein Geheimniß mehr, daß es die Herzogin von Berry sei, die sich in Italien befand, um eine Gegenrevolution in Frankreich herbei zu führen. Auf die

Beschwerde der französischen Regierung schrieb ihr der König von Sardinien, ihr naher Verwandter, einen langen Brief, worin er sie bat, seine Staaten zu verlassen, um ihm nicht politische Verwickelungen zu bereiten.

Sie begab sich darauf nach Piemont. Vorher aber gab sie den Royalisten, die nach Italien gekommen waren, um sich mit ihr in Verständniß zu setzen, ihr Wort, daß sie bei dem ersten Aufruf und sobald die Umstände günstig wären, in Frankreich erscheinen würde.

Endlich faßte sie den Entschluß, nach Neapel zu gehen. Sie kam bei dieser Gelegenheit durch Rom, wo sie der Pabst mit aller ihrem Range gebührenden Achtung empfing. Er ließ ihr Glück wünschen zu ihrer Ankunft und die Kardinäle wie die fremden Gesandten machten ihr ihre Aufwartung.

Nach einem Aufenthalt von drei Wochen in Rom kam sie endlich nach Neapel. Das Zusammentreffen mit ihrer königlichen Familie in dem Lande ihrer Geburt und ihres Jugendlebens war rührend und schmerzlich zugleich. Funfzehn Jahre früher hatte sie dort ihren Vater in der Blüthe der Jahre auf dem Throne verlassen, jetzt lag er in der Gruft der Könige, die alles Erhabene in Staub und Moder verwandelt.

Welche Gefühle mußten in ihrer Seele erwachen, wenn sie Damals und Jetzt verglich. Mit welchen Hoffnungen, in welchen glänzenden Verhältnissen hatte sie Neapel

verlassen und wie sollte sie es nun wiedersehen! Damals Braut des Thronerben von Frankreich, jetzt Mutter eines solchen; früher jedoch im Glanz einer Krone, jetzt als Vertriebene zurückkehrend. Aber große Entwürfe hatten ihrem Charakter eine Kraft gegeben, die sie über ihr Geschick erhob.

Neapels ewig klarer Himmel und die tiefblaue Färbung des schönen Golfs wiegte ihre Phantasie in süße Jugendträume; aber das Leben forderte Thaten von ihr. Sie fühlte die Nothwendigkeit, sich loszureißen von ihren geliebten Anverwandten, um Frankreich näher zu sein und begab sich nach Massa in Toskana, einem freundlichen Städtchen in der herrlichsten Gegend, nur eine Meile von der Meeresküste entfernt.

In Neapel hatte sie in diplomatischen Verhältnissen denselben jungen Italiener wieder gesehen, für den sie sich auf ihrer Reise durch die Vendee, vor einigen Jahren, so lebhaft interessirt hatte. Es lag ihr daran, am Hofe von Neapel einen zuverlässigen Vertrauten zu haben, der sie von den Einflisterungen und Intriguen der französischen Parthei auf das schnellste in Kenntniß setzen konnte. So sah sie ihn öfter und allein noch spät Abends, wenn ihre Damen schon zu Bett gegangen waren. Das Geheimniß dieser Zusammenkünfte wurde so vorsichtig maskirt, daß Niemand am Hofe nur das geringste von diesen näheren Beziehungen ahnete.

Aus Vorsicht war das Zimmer ihrer Kammerfrau, der ehrbaren Madame Bontems, das mit den Gemächern der Herzogin durch eine verborgene Treppe in Verbindung stand, der Ort des Rendezvous, und wenn unter der Hofdienerschaft einiger Verdacht entstand, so mußte die ehrbare alte Dame mit guter Miene die kleinen Spöttereien darüber ertragen.

In Massa erschien der junge Mann wieder von Zeit zu Zeit bei der Herzogin, unter dem ostensiblen Vorwand, daß er Nachrichten von der königlichen Familie aus Neapel hinterbringe; allein bald vermuthete man mehr dahinter; doch wollte Niemand so recht mit der Sprache heraus.

Es hielten sich damals in Massa mehrere Männer von politischer Bedeutung auf, die gleichsam in allen Angelegenheiten der großen Bewegung, die im südlichen Frankreich vorbereitet werden sollte, das geheime Konseil der Herzogin bildeten.

Die Herzogin war in einem kleinen Gasthofe der Stadt abgestiegen, den sie scherzend ihre „Kaserne" nannte, weil sie in der That dort eng logirt war und mehrere Royalisten aus der Vendee, nebst verbannten Offizieren der königlichen Garde aus Paris, dort zugleich mit ihr wohnten. Auch befanden sich daselbst mehrere legitimistische Damen aus berühmten, alten Adelsfamilien, die den kleinen Hof der Fürstin bildeten.

Doch der Herzog von Modena bestand mit vieler Artigkeit darauf, daß die Herzogin einen Palast beziehen solle, den er in jener Stadt besaß. Es war dieses zierliche Gebäude gleichsam eine Miniaturkopie des Schlosses von Versailles, und steht auf einem Platze, der mit Orangerie umgeben war. Allein die Herzogin wollte arm wie eine Bearnerin, als die Mutter Heinrichs V., auftreten. Sie blieb daher in ihrer Kaserne, wo ihr indeß, auf Befehl des Herzogs, ein Wachtposten vor die Thür gestellt wurde.

So hatte sich dort nach und nach ein kleiner royalistischer Freistaat gebildet, der insgesammt an der Gasttafel des Herrn François, so hieß der Eigenthümer des Hotels, speisete. Die Gesellschaft bot einen seltsamen Anblick dar: graziöse Damen sah man neben tapfern Kriegern und diplomatisch feinen Politikern. Man sah Uniformen mit dem rothen Bande der Ehrenlegion und alte Ludwigsritter im altfranzösischen Hofkostüm. Man unterhielt sich mit Rückblicken auf die Vergangenheit und Hoffnungen auf die Zukunft. Frauen begeisterten die Männer und diese fanden in ihrer Galanterie gegen die Damen einen Sporn des Ruhms.

Gegen die Mitte des Februars kam ein berühmter italienischer Gelehrter nach Massa, der einen getauften Juden, Namens Deutz, der Herzogin vorstellte.

Da dieser Mensch später eine verabscheuungswürdige Rolle im Leben der Herzogin spielte, so erscheint es angemessen, diesen gefährlichen Menschen etwas näher ins Auge zu fassen.

Hyazinth Simon Deutz wurde im Jahre 1802 in Köln geboren. Im Alter von achtzehn Jahren trat er als Arbeiter in die berühmte Didot'sche Buchdruckerei in Paris. Damals trat sein Schwager, Namens Drake, zum katholischen Glauben über. Der junge Deutz wurde darüber so aufgebracht, daß er die wüthendsten Drohungen gegen ihn ausstieß, so daß dieser sich deshalb an die Polizei wenden mußte. Doch schon drei Jahre später sprach er selbst den Wunsch aus, Katholik zu werden, und auf den Rath des Prälaten, an den er sich wendete, ging er nach Rom, um dort die Taufe, seiner Meinung nach, wirksamer und noch einige Geldvortheile zu erlangen. Diese scheinen überhaupt der vorzüglichste Grund seiner Bekehrung gewesen zu sein. Er war auf das dringendste an den Kardinal Capellari, der damals Präfekt der Propaganda war, und nachmals unter dem Namen Gregor XVI. zum Pabst erhoben wurde, empfohlen. Endlich wurde Deutz durch den Kardinal Ostini getauft. Der Baron Mortier, erster Legationssekretair der französischen Gesandtschaft, vertrat dabei die Stelle eines Taufpathen. Er hatte die Ehre, dem Pabst vorgestellt zu werden, der ihn mit Wohl-

wollen aufnahm. Eine monatliche Penſion von 25 Piaſtern war ihm ſchon ſeit ſeiner Ankunft in Rom auf die Kaſſe der Propaganda angewieſen. Nach ſeiner Taufe ließ ihn der Pabſt in das Kloſter der heiligen Apoſtel aufnehmen. Auch hier fuhr der Neubekehrte fort, öffentlich die tiefſte Frömmigkeit zu heucheln, und der jüdiſche Schriftſetzer geſtand ſich heimlich, daß er mit ſeiner Bekehrung ein ganz gutes Geſchäftchen gemacht habe. Man ſieht, es ſteckte der Keim eines tüchtigen Jeſuiten in dem getauften Juden.

Er hatte dadurch eine Wichtigkeit erhalten, die er ſich nie zuvor hätte träumen laſſen. Der Pabſt hatte ihn der Herzogin, bei ihrer erſten Anweſenheit in Rom, als ein brauchbares Werkzeug für ihre Plane empfohlen. Die Herzogin empfing ihn daher auch mit vieler Aufmerkſamkeit. Dieſes Mal blieb er jedoch nur 24 Stunden in Maſſa, aber drei Monat ſpäter kam er zurück und berichtete, daß er mit einigen Geiſtlichen ſich nach Portugal begeben und zu dieſem Behuf nach Genua einſchiffen werde. Er hielt ſich dabei drei bis vier Tage in Maſſa auf und bat die Herzogin um Aufträge nach Madrid und Liſſabon.

Die Herzogin ließ ihm einige Briefe zuſtellen und ſagte zu einer der Perſonen ihrer Umgebung: „ich fürchte, der arme Deutz wird Mangel an Geld leiden; ich ſelbſt habe aber in dieſem Augenblick keine Fonds, über die

ich gebieten könnte. Ich müßte fürchten, sein Zartgefühl zu verletzen, wenn ich ihm diesen Diamant zu verkaufen gäbe, der, wie ich glaube, 6000 Franken werth ist. Haben Sie die Güte, ihn selbst zu verkaufen und ihm das Geld zuzustellen, wobei Sie ihm aber vor allen Dingen das kleine Opfer nicht sagen dürfen, das ich ihm wegen dieses Geldes bringe."

Deutz sprach während seines Aufenthaltes in Massa von nichts, als von griechischer und römischer Literatur. Er affektirte die größeste Vorliebe für literarische Erzeugnisse. Er zeigte vielen Personen in den Umgebungen der Herzogin eine Brochüre seines Schwagers über das ächte Kreuz und deklamirte mit vielem Pathos Gedichte von Schiller. Bei dem allen war sein gemeines, zurückstoßendes Wesen vielen Personen unangenehm. Der Schöpfer legt bisweilen in die Gestalt und Züge eines Menschen den Ausdruck seiner Seele. Das war auch bei Deutz in hohem Grade der Fall. Er war von mittler Größe, seine Gesichtsfarbe schwarzbraun, das Haar schwarz und kraus, die Augen lebhaft, aber klein und tiefliegend, der Mund sehr groß, mit dicken wulstigen Lippen, dabei würde ein jüdischer Zug des Gesichts, mit einer widrigen, zudringlichen Freundlichkeit, und ein verliebtes Grinsen, selbst der Herzogin gegenüber, diese zurückgeschreckt haben vor einer solchen Erscheinung; allein edle Seelen, wie die der Herzogin, sind in der Regel

großmüthig im Vertrauen und die Empfehlung des Pabstes und so ehrwürdiger Prälaten konnte nicht anders als dazu beitragen, jedes Mißtrauen, das seine Persönlichkeit anregen mußte, zu verscheuchen. Selbst die Warnungen des Grafen Santarem beachtete die edle Fürstin nicht und entließ Deutz mit den wichtigsten, geheimen Aufträgen, die er jedoch, wie sich später zeigte, mit großer Klugheit und Ergebenheit ausrichtete.

Die Herzogin verwendete während ihres Aufenthalts in Massa nur wenige Zeit auf Zerstreuungen. Der Rest des Tages war den Geschäften gewidmet, und außer den langen Spaziergängen, wodurch sie ihren zarten Körper abzuhärten suchte, empfing sie Abends französische Edelleute und brachte oft ganze Nächte mit Briefschreiben hin.

Die Herzogin fürchtete und verabscheute den Bürgerkrieg; sie liebte Frankreich und war zu menschlich, Blut vergießen zu wollen nur im Interesse ihres Sohnes; allein Alles trug dazu bei, ihr die Überzeugung zu geben, daß die Lage Frankreichs gebieterisch ihr Einschreiten zu Gunsten der legitimen Regierung erheische. Eines Abends ließ sich ein junger Mann bei ihr melden, mit dem Beifügen, daß er unmittelbar aus der Vendee komme und ihr Briefe und Nachrichten von

der allergrößesten Wichtigkeit zu überbringen habe. Der Graf von Menars war gerade abwesend.

Die Herzogin ließ den ihr angemeldeten Fremden sogleich eintreten, obgleich es schon sehr spät war. Es war Charles, Marquis von La Grange.

Mit einem Ausruf des Erstaunens empfing ihn die Fürstin.

„Madame," sprach er, „ich komme, um schwere Irrthümer abzubüßen. Meine Seele ist voll Liebe sowohl für mein Vaterland, als für den Engel, der unter der mütterlichen Pflege Ew. Hoheit so herrlich sich entfaltet hat. Indem man diesen Gefühlen Gewalt anthat, zwang man mich, alle Kraft meines Herzens auf die Liebe für mein Vaterland zu werfen. Die modernen, liberalen Ideen der jüngern Generation in Frankreich hatten auch mich angesteckt, als ich mich auf der Militairschule von St. Etienne befand. Und so warf mich mein Geschick der Revolution in die Arme. Indem ich gegen die Ungerechtigkeit der Minister den Schild erhob, hätte ich nie geglaubt, daß dieser Streich die Bourbons von Frankreichs Boden verbannen würde. Noch fließt ächtes Vendeerblut in meinen Adern. Ich bin außer mir, daß jenem erhabenen Kinde, das einst berufen sein würde, Frankreichs Krone zu tragen, dieses schöne Vorrecht geraubt ist. Ja, noch mehr: ich sehe, daß Frankreich durch Louis Philipp nicht glücklich wer-

den kann. Dieser kluge Fürst dient dem Auslande, um seine Dynastie auf dem Throne zu erhalten; er unterdrückt durch jedes Mittel die Wahrheit der Charte, um die Revolution zu ersticken und macht Frankreich zum Sklaven von Europa, um ein Napoleon des Friedens zu werden.“

Diese allerdings bedeutend übertriebene Charakteristik hatte den Beifall der Herzogin, sie gab ihm dieses mit einigen Worten zu erkennen, und Charles fuhr fort:

„Ich hielt es daher für eine höhere Pflicht, den begangenen Fehler, so viel als noch möglich ist, wieder gut zu machen. Ich sondirte die Stimmung der Vendeer und fand sie einer Gegenrevolution unbedingt geneigt. Ganz Frankreich theilt diese Stimmung. Es bedarf nur des geringsten Aufstandes im Süden oder Westen von Frankreich und der zündende Funken wird sich über die ganze Monarchie verbreiten und diesen Julithron wieder über den Haufen werfen, so schnell wie er erbaut ist. Ja noch mehr, und ich habe es bis zuletzt verspart, zu erwähnen, daß die Polizei offen und im Geheim äußerst thätig und gefährlich in der Vendee zu wirken anfängt. Fassen Sie es, Madame, der Präfekt des Departements hatte meinen ehrwürdigen Vater arretiren lassen und nach Blaye auf die Citadelle geschickt. Ich entging nur durch die Flucht diesem Geschick und floh nur, um mich nicht gelähmt zu sehen im Dienst, den ich von Stunde an Ew. Hoheit und

dem legitimen Erben des französischen Throns weihe. Mit diesen Tyrannen, die friedliche Greise einkerkern lassen, habe ich nur Krieg. Mein Freund Sylvestre und alle Edelleute der Vendee sind mit mir einverstanden und verschworen. Madame, Sie fürchten sich, durch Ihre Gegenwart den Ausbruch des Bürgerkrieges zu veranlassen. Aber hundert Mal weniger zu beklagen wäre das, als der jetzige Stand der Dinge. Dann könnten die treuen Royalisten sich doch wenigstens vertheidigen. So aber werden sie wehrlos gefangen gesetzt. Wenn Ew. Hoheit zögert, wird Niemand da sein, Sie zu empfangen. Ich rede nicht im eigenen Namen," schloß er, „sondern im besondern Auftrage vieler Hunderte Ihrer treuen Anhänger."

Diese und andere Reden ähnlicher Art machten auf die Herzogin den tiefsten Eindruck.

Zahlreiche Briefe aus der Vendee und der leidenschaftliche Eifer der Männer ihres Konseils schlugen noch die letzten Bedenklichkeiten nieder, die ihr Verstand oder ihr Wohlwollen einer solchen Unternehmung entgegenstellten.

„Die bestehende Regierung," hieß es, „ist unaufhörlichen Aufständen preis gegeben. Sie sieht täglich die öffentliche Ruhe durch neue Verwirrungen gestört und hat dadurch alle Popularität verloren, ohne Kraft zum fernern Bestehen gewonnen zu haben. Dem revo-

lutionären Laffitte ist Casimir Périer im Ministerium gefolgt; dieser aber hat eine rein revolutionäre Monarchie begründen wollen und sich dadurch beim Volke verhaßt gemacht, während Jener es bei den Notabeln der Nation geworden ist. Das Widerstandssystem der Regierung gegen alle Fortschritte erregt täglich neue Unzufriedenheit. Furchtbare Enttäuschung ist an die Stelle der utopischen Hoffnungen getreten, und jetzt steht Ludwigs Philipps Regierung nicht fester, als früher die von Karls X. und hat nicht einmal den Rechtstitel für sich, wie jene."

„Mitten in diesen Wirren und Antipathien," hieß es, „könne die Herzogin auf die feuerige Ergebenheit der südlichen und westlichen Provinzen rechnen und besonders auf die Anhänglichkeit und die bewährte Thatkraft der kriegerischen Vendee. Durch einen kühnen Schritt würde sie eine allgemeine Veränderung in Frankreich bewirken. Der Geist der Armee sei unentschieden und wankend; der erste glückliche Erfolg würde dort viele Abfälle veranlassen und sei einmal ein Regiment zu der Fahne der Herzogin übergegangen, so sei Alles gewonnen."

Ängstliche und bedenkliche Personen in den Umgebungen schützten die Gefahren und Hindernisse einer solchen Unternehmung vor, um wenigstens noch einen Aufschub des abenteuerlichen Zuges, den man ihr von anderen Seiten angerathen hatte, zu bewirken; allein

Andere gaben ihr zu bedenken, daß, je länger sie die Entscheidung hinausschiebe, desto mehr würde die Lage Frankreichs sich verschlimmern. Man schilderte ihr das immer steigende Unglück Frankreichs mit den dunkelsten Farben und schloß mit den Worten: „Macht es nicht dem Nationalgefühl Ew. K. Hoheit mehr Ehre, diesem Unglück zuvor zu kommen, indem Sie durch einen kühnen Schritt die Frage entscheiden, ehe Frankreich im Zustande der Schwäche und Nichtigkeit die Achtung der Welt verloren haben wird? Mit einem Worte: wäre es nicht besser, dem Unglück zuvor zu kommen, als zu spät versuchen wollen, es wieder gut zu machen?"

So waren es die Umgebungen der Herzogin, die ihr endlich die Überzeugung gegeben hatten, daß die rechte Zeit zum Handeln gekommen sei. Man darf ihr dabei weniger unbesonnenen Leichtsinn schuld geben, als äußeren Umständen, die auf einen so entschlossenen Charakter, wie der dieser Fürstin war, und bei dem hohen Bewußtsein einer edlen Mutter, die es für Pflicht hält, das verletzte Recht ihres Sohnes um jeden Preis wieder zu erobern, so entscheidend einwirken. Auch eine romantische Hinneigung zu Abenteuern und überspannte Begriffe mögen mitgewirkt haben, um sie endlich nach langem Zögern zu dem Entschluß zu bringen, in Frankreich, als Regentin ihres Sohnes, aufzutreten.

So wurde denn ihre Abreise auf den Monat April 1832 bestimmt und durch eine Art von Manifest in Form von Briefen an ihre Vertrauten, diesen ihr Entschluß angekündigt.

„Ich werde," hieß es in einem solchen Briefe, „in Nantes, Angers, Rennes und Lyon kund thun, daß ich mich in Frankreich befinde. Meine Anhänger mögen sich bereit halten, um in dem Augenblick, wo ihnen diese Nachricht zugehen wird, die Waffen ergreifen zu lassen; auch können sie darauf zählen, daß dieses ungefähr am 2. oder 3. Mai geschehen wird. Sollten Kuriere nicht passiren können, so wird die Royalisten das öffentliche Gerücht von meiner Ankunft unterrichten, und sie haben dann ungesäumt zu den Waffen zu greifen."

So war denn der verhängnißvolle Schritt geschehen. Die Herzogin berief sich dabei auf die zu Lulleworth erneuerte Abdankung Karls X, so wie auf einen Brief desselben, der sie zur Regentin von Frankreich erklärte, von dem Augenblick an, wo sie den französischen Boden betreten würde.

Man wird gestehen, daß das strenge Recht auf ihrer Seite war; aber der Julithron stand ihr als vollendete Thatsache so mächtig und festbegründet entgegen, daß in den Augen der Welt ihre Unternehmung nicht ohne einen Anstrich von Abenteuerlichkeit erscheinen konnte.

Ehe die Herzogin Massa verließ, ereignete sich noch ein Vorfall, der einen ächt romantischen Charakter trägt und damals sehr geheim gehalten wurde.

Es war nämlich um Mitternacht, als der Sakristan der Pfarrkirche des heiligen Guideon, mit einem Laternchen in der Hand, in eine der Seitenpforten dieses seiner Aufsicht anvertrauten Gotteshauses zwei tief in Mäntel verhüllte Personen hineinführte, wovon die kleinere, eine weibliche Gestalt, verschleiert war, die größere aber, eine männliche Figur, einen die Augen beschattenden, breitgekrämpten Hut trug. Ihnen folgten zwei andere Personen, die weniger verhüllt waren, so daß, wer mit den Persönlichkeiten des kleinen Hofes zu Massa genau bekannt und diese kleine Gesellschaft beobachtet hätte, leicht den Oberstallmeister der Herzogin, Herrn von Menars und die vertrauteste Gesellschaftsdame derselben, Frau von Bouillé, erkannt haben würde, wogegen die beiden erstern völlig unkenntlich waren.

Diese vier Personen begaben sich durch das Schiff der Kirche in eine der Seitenkapellen, wo man das eine, nach dem Kirchhofe hinausliegende Fenster verhüllt hatte. Dort brannte eine Votivlampe zu Ehren des Schutzheiligen der Kirche und der Sakristan zündete zwei auf einem kleinen Betaltar stehende Wachskerzen an. Jetzt war es hell genug, um den ehrwürdigen Priester erkennen zu lassen, der aus dem vergitterten

Beichtstuhl hervortrat und seine Stellung vor dem Altar einnahm. Ihm gegenüber stellten sich die beiden zuerst genannten Verhüllten, ohne ihre Verkleidung zu lüften, und der Pfarrer von St. Guideon verrichtete nach dem Ritual der Kirche die Trauung und Einsegnung des gedachten Paars. Der Sakristan hatte während dieser Handlung die Kapelle verlassen müssen, und obwohl sich kaum bezweifeln läßt, daß er neugierig gehorcht haben wird, so sind wir doch überzeugt, daß er die Namen der so heimlich kopulirten Personen nicht erlauscht hat; denn diese wurden so leise ausgesprochen, daß selbst der Erzähler Dieses Bedenken tragen möchte, seine Vermuthungen darüber vor der Zeit zu verrathen, zumal da sich das Geheimniß am Ende dieses Buches hoffentlich aufklären wird.

Gedulden wir uns also bis dahin und fahren fort, die Geschichte der Mutter des Legitimen, die jetzt mit ihrem Eintritt in Frankreich anfängt abenteuerlich zu werden, historisch treu zu erzählen.

In Paris und in vielen Theilen Frankreichs herrschte die Cholera. Noth und Elend, so wie die Aufregung des Volks waren groß; da beauftragte die Herzogin einen der treuesten Legitimisten, den berühmten Schriftsteller Chateaubriand, den zwölf Munizipalitäten von Paris eine Unterstützung für die Armen von 12,000 Franken in

ihrem Namen zuzustellen; allein das Ministerium sah darin einen Versuch der Herzogin, sich populär und beliebt zu machen und versagte die Erlaubniß zur Annahme dieses Geschenks. Dieses Benehmen schien ihr eine Schwäche der Regierung zu verrathen, die den Muth der Herzogin und ihrer Freunde noch erhöhte.

Die Herzogin wendete sich zuerst nach Marseille. Die Behörden waren dort wachsam. Ein Dampfschiff unter sardinischer Flagge wurde auf der Rhede von Marseille von einem französischen Schiffe, Le Sphinx, angehalten, untersucht und nach Ajaccio geführt. Das Dampfschiff führte den Namen: Karlo-Alberto. Darauf befand sich die Herzogin von Berry mit ihrem Gefolge. Sie selbst hatte jedoch das Dampfschiff in der Nacht vorher, ehe es genommen wurde, verlassen. Ihr zurückgelassenes Testament und vergoldetes Silbergeschirr mit ihrem Wappen verrieth ihre frühere Anwesenheit. Als der Karlo-Alberto genommen war, gab sich die darauf befindliche Kammerfrau der Herzogin, Le Bechu, für ihre Herrschaft aus, um die Aufmerksamkeit der Polizei abzuleiten und der Herzogin Zeit zu lassen, in Sicherheit zu kommen.

Marseille, wo die Herzogin von Berry vor mehreren Jahren so begeistert aufgenommen war, hielt sie für den Ort, der am geeignetsten sei, die Fahne des legitimistischen Aufstandes zuerst zu erheben. Sie nahm

daher mit einem kleinen Gefolge von ihr ergebenen Personen ihren Weg dorthin und erreichte spät Abends das kleine Haus eines Legitimisten, das in einiger Entfernung von der Stadt lag. Dort hielt sie sich verborgen bis der erste große Schlag erfolgt sein würde.

Es war in der Mitte Aprils, als sie Massa verließ, um nach Marseille zu gehen. Die Wege und Mittel, dorthin zu gelangen, blieben ein Geheimniß. Legitimistische Berichte sagen darüber: „Die wichtigsten Gründe der Delikatesse verbieten uns, das Mittel bekannt zu machen, wodurch sie sich Eingang in Frankreich verschaffte." Die Reise dorthin war voll Schwierigkeiten und Gefahren; die Herzogin überwand sie, ohne das geringste Zeichen von Bewegung oder Entmuthigung zu verrathen. Gerade solche Augenblicke waren es, wo sich ihre Seelenstärke zeigte. Ihre mächtige Willenskraft siegte über jede leibliche Schwäche. Aus ihrem Muthe schöpfte sie neue Kräfte.

Die Nacht vom 29. auf den 30. April war zur Schilderhebung bestimmt. Alles war verabredet; man war überzeugt, jeden möglichen Zwischenfall zum voraus berechnet und den Aufstand vollständig organisirt zu haben. Man rechnete auf die Sympathien des Volks und zweifelte nicht am vollständigen Gelingen des Unternehmens; dann sollte die Herzogin sich zeigen und

Heinrich V. als König, sich selbst aber als Regentin proklamiren.

Es läßt sich denken, daß die Herzogin in der Nacht, welche dieser Bewegung vorausging, keinen Augenblick schlief. Sie empfand jene fieberische Ungeduld der Erwartung, welche Feuer in die Pulse zu gießen scheint. Unruhig ging sie auf und nieder in dem engen Gemach, das sie bewohnte, und berechnete alle nur denkbaren Möglichkeiten. Sie bestieg den Söller des kleinen Hauses und indem sie aus einer elenden Bodenluke nach Marseille hinschaute, hoffte sie von Minute zu Minute auf irgend ein Zeichen des siegreich vollendeten Aufstandes. Allein nichts der Art erfolgte. Kein Schuß ließ sich vernehmen; kein Aufsteigen einer Rakete brachte das verabredete Zeichen des Sieges. Kein Volksjubel und Glockengeläut wurde gehört.

Von Minute zu Minute heftete sie ihre Blicke auf die Uhr; aber die Zeit schien zu schleichen, der Zeiger nicht fortzurücken.

Endlich wurde es Tag. Sie horchte durch die in der Natur herrschende Stille nach der Gegend von Marseille hin, und es schien ihr einige Mal, als wenn sie Glockengeläut und Trommelschall von dorther vernehme. Seitdem der Morgen dämmerte, ließ sie das Fernrohr nicht vom Auge; doch der weiße, dampfende Nebel verhinderte jede Bewegung. Endlich zerriß der

Nebelschleier und es schien ihr, als hätte sie die weiße Fahne vom Thurm einer der Pfarrkirchen wehen sehen; doch schon im nächsten Augenblick war dieses Zeichen eines Sieges verschwunden und die Prinzeß war ungewiß geworden, ob ihr nicht die Phantasie ein Blendwerk vorgegaukelt habe.

So harrte sie im peinlichsten Schwanken zwischen Furcht und Hoffnung den ganzen Morgen auf Nachricht aus Marseille. Sie schwebte in einer Art von Todesangst. Bis gegen Mittag hatte sie noch einige Geduld gezeigt; aber als zwei Uhr herankam, als es endlich Drei schlug, ohne das tiefe Schweigen, das ihren Versteck umgab, durch das leiseste Geräusch unterbrochen zu sehen, da wuchs ihre Angst zu einer erschreckenden Heftigkeit an. Endlich war es beinahe zwei Uhr geworden, als zwei Boten ihr ein Billet überreichen ließen, das nichts enthielt, als die mit Bleifeder geschriebenen, lakonischen Worte:

„Der Streich ist mißlungen; es ist nun nothwendig, Frankreich zu verlassen."

„Frankreich zu verlassen!" rief die Herzogin aus, „das scheint mir noch nicht bewiesen zu sein. Nothwendig ist es bloß, dieses Haus zu verlassen, um diese braven Leute nicht ins Unglück zu bringen, und nicht selbst gefangen zu werden."

Erst später erfuhr sie den Zusammenhang des Ereignisses, der im Folgenden erzählt werden soll.

Während der Nacht vom 29. auf den 30. hatten nämlich einzelne Haufen von Royalisten unter Vortragung einer weißen Fahne die Stadt durchzogen und den Ruf: „es lebe Heinrich V." erschallen lassen. Gegen drei Uhr Morgens hatten sich einige Bewaffnete der Kirche von St. Laurent bemächtigt und die Sturmglocke geläutet. In demselben Augenblick zeigten sich andere Bewaffnete auf den Plätzen von Patache und Consigne und rissen dort die dreifarbige Fahne nieder. Auf der Tourette-Esplanade waren eine Menge Menschen zusammengelaufen, um das Dampfschiff zu erwarten, das, wie verlautete, den General Bourmont bringen sollte, um den Oberbefehl über die legitimistische Bewegung zu übernehmen. Auch strömte eine große Volksmenge nach dem Justizpallast, unter dem Ruf: „es lebe die Armee! es lebe Heinrich V."

So ließ sich Alles günstig an; doch jetzt schon zeigte es sich, daß die Bewegung einer bestimmten Organisation und des Zusammenhanges entbehrte. Aus Furcht, das Unternehmen den Behörden verrathen zu sehen, hatte man zu wenig Personen in das Geheimniß gezogen und es versäumt, das Volk zu bearbeiten und auf diese Bewegung vorzubereiten. Geheimnisse sind gut in der Diplomatie, aber schlecht in Revolutionen,

wo es darauf ankommt, die Menge aufzuwiegeln und fortzureißen. So erschienen statt imposanter Massen nur kleine Haufen, deren Geschrei: „es lebe Heinrich V." mehr lächerlich, als furchtbar war. Der Soldat aber läßt sich durch so kleine Bewegungen nicht fortreißen. Ein Unterlieutenant vom 13. Infanterie-Regiment der Linie forderte die Volkshaufen auf, sich zu zerstreuen. Es entspann sich ein Streit zwischen jenem Offizier und einem jungen Mann, der die Volkshaufen anführte. Der Offizier befahl, sich der Person des Rebellen zu bemächtigen und das geschah von den Soldaten, nach einem heftigen Widerstand des Volksführers, der wie ein junger Löwe um sich hieb. Die Menge aber ergriff ein panischer Schrecken und der ganze Haufen zerstreute sich. So endigte die ganze Bewegung, worauf die Herzogin so große Hoffnungen gesetzt hatte, auf die kläglichste Weise, und erschütterte damit die moralische Macht der Sympathien, die ihr früher noch zu Gebote gestanden hatte.

Nun galt es, einen raschen Entschluß zu fassen. Der festeste Charakter hätte hier wanken können. Der Aufstand der Südprovinzen war fehlgeschlagen. Es war nicht wahrscheinlich, daß die andern Städte des Südens sich von einer Bewegung hinreißen lassen würden, die Marseille kalt gelassen hatte. Eine solche

Unternehmung muß mit Glück begonnen werden, wenn sie gelingen soll. Alle Hülfsquellen schienen damit auf einmal verstopft zu sein. Es war unmöglich, länger zu bleiben, aber auch fast eben so unmöglich, zu entfliehen. Entweder mußte sie sich unter tausend Gefahren auf dem Festlande gegen die Gränze wenden, oder, allen Gefahren Trotz bietend, Frankreich in seiner ganzen Länge durchziehen, um sich in die Vendee zu werfen. Die Herzogin wählte, ohne zu zaudern. Sie war gekommen, nicht um feige zu entfliehen, sondern um muthig Krieg zu führen.

„Da ich einmal nach Frankreich gekommen bin," erklärte sie, „so werde ich es auch nicht mehr verlassen."

Eben so rasch in der Ausführung, wie im Entschluß, gab sie Befehl zur Abreise.

Aber es war kein Transportmittel schnell genug herbeizuschaffen. „Gut," sprach sie, „so werde ich den Weg, den mir meine Pflicht vorzeichnet, zu Fuß machen." Der Tag neigte sich schon seinem Ende, als sie von ihrem Wirth Abschied nahm, der sie mit Thränen beschwor, sich nicht in noch größere Gefahren zu stürzen. Allein nichts konnte sie erschüttern. Sie schenkte der Familie, die sie so gastlich aufgenommen hatte, als Entschädigung 25 Louisd'or und entfernte sich mit den Personen ihres Gefolges zu Fuß, um eine Hoffnung ärmer, als sie gekommen war.

Die Abenddämmerung war bald in die tiefste Dunkelheit übergegangen. Die Nacht war so rabenschwarz, daß man kaum einen Schritt vor sich sehen konnte. Schweigend zog die Herzogin mit ihrem Gefolge weiter. Sie befanden sich nicht mehr auf gebahnten Wegen und mußten auf einem Boden weiterschreiten, wo der Fuß der Fürstin jeden Augenblick an einige Felsentrümmer oder an den Stamm der Olivenbäume anstieß, die man auf das steinige Terrein gepflanzt hatte, welches durchzogen werden mußte. Zuletzt steigerte sich die Verlegenheit noch um ein Bedeutendes. Der Führer blieb auf einmal stehen und erklärte endlich, nach einigen vergeblichen Versuchen, sich zu orientiren, daß er selbst nicht mehr wisse, wo er sich befinde.

Die Herzogin aber war im höchsten Grade ermüdet. Nach der Anspannung einer in so furchtbarer Aufregung durchwachten Nacht, war völlige Abspannung eingetreten. Sie legte sich daher auf den Boden, hüllte sich in ihren Mantel und schlief nach wenigen Minuten schon so fest ein, daß kaum ein Kanonenschuß sie hätte erwecken können. Es war ein betäubender Schlaf, der wenig erquickt. Als sie erwachte, war sie wie erstarrt von der Kälte und Feuchtigkeit der Nacht. Ihr zarter Körper war noch nicht an die Strapazen eines Bivouaks gewöhnt. Sie erschien so leidend, daß ihre Gefährten, die in der Nacht für ihre Sicherheit gewacht

hatten, höchst besorgt wegen ihrer Gesundheit wurden. Doch zum Glück entdeckte man in der Nähe eine unbewohnte Hütte, die zum Schutz für die Schäfer, während eines Sturmwetters, bestimmt war. Dort ließ sich die Herzogin nieder. Man zündete im Innern ein Feuer an. Die Fürstin ließ sich daneben nieder und fühlte so, wie ihre Glieder durch die angenehme Wärme gleichsam wieder aufgethauet wurden. Sie wollte die Rückkehr eines zuverlässigen Mannes, der in jener Gegend heimisch war und sich entfernt hatte, um irgend ein Transportmittel herbeizuschaffen, abwarten. Dieser erschien endlich, bald nach Sonnenaufgang, mit einem dreisitzigen Kabriolet.

Man hatte beschlossen, die Herzogin in die Familienwohnung des Mannes, der das Kabriolet gebracht hatte, zu führen.

„Vorher aber," sprach er, „müssen wir noch bei einem unserer Verbündeten anhalten, um noch einige Nachrichten, die für die Sicherheit von Madame nothwendig sind, einzuziehen. Allein der Mann, der das Kabriolet fuhr, gab unangenehme Nachricht, daß diese Person abwesend sei; indeß in der Nähe wohne dessen Bruder.

„Dem ist nicht zu trauen," fiel der erste Führer ein, „ich halte mich für verpflichtet, Ew. Hoheit zu

bemerken, daß dieser Mann politische Gesinnungen hegt, die den unsrigen gradezu entgegengesetzt sind."

„Gut," entgegnete die Herzogin, „führen Sie mich zu ihm."

Dieser Entschluß erfüllte ihre Umgebungen mit Schrecken.

„Mein Entschluß ist gefaßt," sprach die Fürstin mit der Hochherzigkeit, die keines niedrigen Mißtrauens fähig ist: „Wir müssen uns trennen. Ohnehin würden wir nicht so zusammen reisen dürfen, denn dadurch würden wir unvermeidlich die Aufmerksamkeit der Spione der Regierung auf uns ziehen. Ich sehe Sie alle wieder am bewußten Ort. Leben Sie wohl, meine Herren!"

Damit bestieg die Herzogin das Kabriolet und bald darauf langte sie in der Wohnung des Mannes an, dessen republikanische Gesinnungen die Prinzessin wohl kannte. Sobald sie ihn jedoch erblickte, ging sie gerade auf ihn zu. „Mein Herr," redete sie ihn an, „Sie sind Republikaner, ich weiß es; aber gegen eine Geächtete gelten keine politischen Grundsätze: Ich bin die Herzogin von Berry."

Die Herzogin täuschte sich nicht. Wer Republikaner von Gesinnung ist, dem fehlt es auch selten an hochherzigen Gesinnungen. Die Mutter von Heinrich

Dieudonné, die Irrende und Geächtete, fand herzlichen Empfang und verschwiegene Gastfreundschaft.

Dieser Besuch dauerte nur einige Stunden. Dann bestieg sie ihren Wagen wieder und nahm die Richtung nach dem Landsitz des Mannes, der ihr seit ihrem Eintritt in Frankreich als Führer gedient hatte.

Auf dieser Fahrt sollte sie noch einmal Gelegenheit haben, ihre Geistesgegenwart zu beweisen. Das Pferd konnte das zweiräderige Kabriolet nicht aufhalten, als der Weg einen steilen Abhang hinabführte. Es ging daher durch, in rasender Karriere den Berg hinunter. Schon war es ziemlich dunkel geworden; da sah man etwas aus dem Wagen fallen. Einige Landleute, die das Durchgehen des Pferdes gesehen hatten, glaubten, es sei die im Wagen sitzende Dame, und eilten hinzu, sie aufzuheben; allein es war nur ihr Mantel — die Prinzessin selbst war ruhig im Wagen sitzen geblieben und hatte ihre ganze Kaltblütigkeit in Gefahren behauptet, bis es dem Führer gelungen war, wieder Herr seines Pferdes zu werden.

Endlich war die Herzogin in dem Hause ihres Führers angekommen, wo sie von dessen Familie mit ehrerbietiger Gastlichkeit aufgenommen wurde.

Der unglückliche Fehlschlag ihrer Pläne in Marseille konnte sie wohl betrübt, aber nicht muthlos machen. Mehrere Gefährten ihrer kühnen Unternehmung

waren indeß ebenfalls in diesem Hause angekommen. Die Herzogin erklärte ihnen aufs Neue, daß sie entschlossen sei, sich in die südlichen Provinzen zu werfen.

„Es ist dieses eine Pflicht für mich," sprach sie; „wenn ich Frankreich verließe, ohne mich in der Vendee gezeigt zu haben, so würden mir es jene braven Leute nie verzeihen. Ich habe ihnen vor vier Jahren versprochen, mich, im Fall eines Unglücks, in die Mitte der Vendeer zu begeben; ich bin in Frankreich und werde nicht unterlassen, mein Versprechen zu erfüllen."

So hatte die hohe Fürstin ihre schöne Reise vor vier Jahren nicht vergessen. „Gott und die heilige Anna werden mir beistehen," sprach sie am folgenden Morgen zu ihren Begleitern, „ich habe eine gute Nacht gehabt und mich völlig erholt. Heute Abend werden wir abreisen."

In einem offenen Wagen mit Postpferden bespannt, wagte es Madame, in Begleitung von drei ergebenen Freunden, Frankreich in seiner ganzen Breite zu durchreisen.

Einer dieser Begleiter, ein Italiener, der von Neapel aus sie einige Male in Massa besucht hatte, derselbe schöne und interessante junge Mann, für den sie sich schon früher in der Vendee, dann später in Paris und zuletzt in Neapel, am Hofe ihrer Verwandten,

lebhaft interessirt hatte, führte einen Paß für sich, als neapolitanischer Legationssekretair und — seine Frau. Dafür sollte die Herzogin gelten, mit welchem Rechte, wird sich später finden, und Herr von Menars mußte sich gefallen lassen, im Fall sie angehalten werden würden, für den Kammerdiener des Erstern zu gelten. Vorher aber mußte sich die Herzogin von ihren übrigen Begleitern trennen, die sich sämmtlich bei ihr in dem gedachten Hause wieder eingefunden hatten.

Ihr letztes Wort war: „Auf denn, meine Herren, nach der Vendee!"

Eine Menge von Episoden und Gefahren machten schon diese Reise reich an Abenteuern.

Ein Gensd'arme war dem Wagen mehrere Stationen lang unter bedenklichen Umständen gefolgt, und obgleich diese an sich unbedeutende Kollision mit der französischen Polizei viel Ängstigendes hatte, so ging sie doch zum Glück ohne Folgen vorüber.

Wir übergehen eine Menge kleiner Züge, welche unsere Erzählung nur aufhalten würden. Man reisete Tag und Nacht und hielt sich nur Morgens einige Augenblicke auf, um zu frühstücken. Man kam durch bekannte Gegenden, die die Herzogin auf ihrer Reise vor vier Jahren berührt hatte. Welch ein Unterschied zwischen damals und jetzt!

In den ersten Tagen des Monats Mai kam die Herzogin in einem offenen Wagen in Toulouse an. Es war Abends um sieben Uhr. Sie hatte keine Verkleidung anwenden wollen, um sich unkenntlich zu machen. Der Erfolg ihrer Unternehmung hing ja davon ab, daß sie, allen Gefahren Trotz bietend, überall von ihren Anhängern erkannt würde.

Unter der Menge, die vor dem Posthause von Toulouse ihren Wagen neugierig umgab, befand sich auch ein alter Royalist, dessen Augen stets auf die hohe Dame gerichtet waren. Endlich war er gewiß, daß er sich nicht irre und wendete sich an Herrn von Menars, den er ebenfalls, trotz einer Verkleidung, erkannte, als dieser sich etwas vom Wagen entfernt hatte.

„Mein Herr Oberstallmeister," sprach er zu dem überraschten Edelmann, „ich sehe, die Herzogin von Berry ist hier; wo führen Sie dieselbe hin?"

„Ah, sieh da, Maitre du Bossu!" rief Jener, und drückte dem treuen Toulouser die Hand: „ich bin vergnügt, Sie wiederzusehen. Sie werden uns an die Polizei nicht verrathen. Wir gehen in die Vendee."

„Sie setzen mich in Erstaunen!" entgegnete der Bürger von Toulouse; „hat man Sie nicht unterrichtet, daß der ganze Westen von Frankreich voll Soldaten ist? Wäre es deshalb nicht rathsamer, eine neue Bewegung im Süden zu versuchen? Ich erlaube mir, vorzuschlagen,

daß die Herzogin einen sichern Zufluchtsort von mir annehme, um von dort aus einen zweiten Aufruf an die Südprovinzen zu erlassen."

„Ihr Vorschlag, mein lieber Bossu," sprach Herr von Menars, „verdient Überlegung; jedenfalls müssen sie die Herzogin selbst sprechen und das wird nicht unbemerkter geschehen können, als wenn Sie sich im Augenblick der Abreise mit auf den Bock schwingen und mit uns hinaus ins Freie fahren."

Das geschah denn auch bald und die Herzogin erstaunte nicht wenig, als sie gerade vor sich auf dem Wagen denselben Mann erblickte, der schon früher ihre Aufmerksamkeit erregt hatte, indem er sie so lange angestarrt hatte, was ihrer Aufmerksamkeit nicht entgangen war.

Kaum waren sie ins Freie gekommen, so wendete der Toulouser sich um und bat die Herzogin artig um die Gnade einer Audienz. Jetzt erst erkannte sie ihn, als einen der treuesten, alten Anhänger ihres Hauses, der früher einmal Offizier in der Garde gewesen war. Vorher hatte er mehrere Feldzüge unter Napoleon mitgemacht.

„Sie sendet mir der Himmel," sprach sie erfreut; „ich habe einige Adressen meiner Freunde verloren und Sie werden mir darüber Auskunft geben können."

„Mit Vergnügen, Madame," entgegnete der Toulouser und entwickelte nun ein Gemälde vom heutigen Zustande Frankreichs, worin er sich als einen sehr unterrichteten und verständigen Mann zu erkennen gab. Er schilderte mit Besonnenheit und treuen Farben und wiederholte ihr, was er bereits dem Herrn von Menars gesagt hatte.

Die Herzogin aber ließ sich dadurch nicht abschrecken.

„Die Vendee ist voller Soldaten," sprach sie; „nun gut, ich brauche auch Soldaten. Ich kenne Viele von denen, die bei der Garde standen, sie werden auch mich kennen und sich wohl hüten, auf mich zu schießen. Ich bin nach Frankreich gekommen, um das Land von der Schande einer fremden Einschreitung zu bewahren. Die Vendeer haben mein Versprechen; ich werde es halten. Seitdem ich in Frankreich bin, habe ich es gemacht, wie jener Feldherr, der seine Schiffe verbrannte, um sich selbst, wie seiner Armee, jede Möglichkeit zur Rückkehr abzuschneiden. Man wird Mühe haben, mich daraus zu vertreiben. Meine Ankunft im Westen ist schon angekündigt, meine Anhänger in Paris sind davon unterrichtet. Mein Entschluß steht unerschütterlich fest."

„In diesem Fall, Madame," sprach der Toulouser, „hätte ich nur noch ein Wort zu sagen. Ich bin zwar ein schlichter Bürger; aber ich habe unter dem

größesten Feldherrn aller Zeiten den Krieg gelernt; ich biete Ew. Hoheit meinen Degen an."

Die Herzogin reichte ihm ihre Hand, die der treue Royalist mit Ehrerbietung küßte und setzte sodann ihre Reise fort.

Sie verließ die Straße nach Bordeaux und fuhr über Bergerac, Sainte Foy, Libourne und Blaye. Hier war es, wo vor vier Jahren eine Deputation, Ehrenpforten und Akklamationen die Mutter Heinrichs Dieudonné empfangen hatten, jetzt mußte sie still einziehen, und so unbemerkt, als möglich, ihre Freunde aufsuchen, um diese nicht zu kompromittiren; damals erschien sie wie eine Königin, jetzt als eine Geächtete: welche Kontraste, welche Betrachtungen mußten sich ihr aufdrängen?

So zog sie von Schloß zu Schloß, wo adelige Familien wohnten, die sie damals so glänzend und gastfrei aufgenommen hatten und fand auch jetzt überall Theilnahme und Anhang. Sie hatte ein neues Mittel erfunden, sich unkenntlich zu machen, ein Mittel, das nur den Muthigsten zu Gebote steht, nämlich das, sich überall offen zu zeigen. So wurde die Polizei durch ihr eigenes Spürsystem düpirt; denn sie konnte unmöglich glauben, daß eine verbannte Fürstin, die das Land in Aufstand bringen wolle, sich so offen und unbefangen der Gefahr aussetzen würde, erkannt und verhaftet zu werden.

Sie besaß im höchsten Grade die Gabe der Geistesgegenwart. Keine noch so schwierige Lage setzte sie in Verlegenheit. Auf dem Schlosse eines der Royalisten, die sie besuchte, befand sich z. B. eine Gesellschaft von zwanzig Personen. Der Eigenthümer des Schlosses machte sie auf diesen Umstand mit einiger Ängstlichkeit aufmerksam. „Haben Sie nicht eine Kousine, die funfzig Stunden von hier wohnt?" fragte die Herzogin.

„O ja, Hoheit!"

„So stellen Sie mich Ihren zwanzig Gästen als Ihre Kousine vor."

Das geschah und die ganze Gesellschaft beeiferte sich, sie für die Kousine des Gutbesitzers zu nehmen, wofür sie sich ausgab, obwohl Manche wußten oder vermutheten, wen sie vor sich sahen.

Auf diesem Schlosse verweilte sie neun Tage, nicht um zu ruhen, sondern um ihren Eintritt in die Vendee vorzubereiten. Es war das letzte Schloß eines Vertrauten zunächst der Grenze der Vendee, nur noch 30 Stunden davon entfernt. Hier hatte sie gleichsam ihr Hauptquartier aufgeschlagen, um durch sichere Boten im Innern der Vendee ihre Freunde auf ihre Ankunft vorzubereiten. Wenn sie Billete an ihre Anhänger schrieb, so geschah dieses im bildlichen Styl, um die Polizei zu täuschen, für den Fall, daß etwa eins dieser Papiere in ihre Hände fallen sollte. So z. B. hieß

es in dem einen Billet ganz kurz: „Meine Advokaten mögen sich bereit halten; ich will, daß der Prozeß beginne.“ In einem andern sagte sie ganz lakonisch: „Man wird Ihnen sagen, wo ich bin; kommen Sie herbei, ohne einen Augenblick zu verlieren; kein Wort wird mitgetheilt, wenn es auch nöthig sein möchte.“

Gleich einem besonnenen Heerführer rüstete sie Alles zur entscheidenden Schlacht.

Einundzwanzigste Abtheilung.

Bild der Vendee und Charakter der Vendeer. — Die Bretagne. — Plan der Herzogin. — Politische Stellung der Vendee und der Regierung. — Proklamation der Herzogin. — Uneinigkeit ihrer Freunde. — Abenteuerliches Leben. — Übergang über den Fluß. — Charles als Führer und Retter. — Die Nacht im Kuhstalle. — Gefahr einer Moorstelle. — Charles Muth und Hingebung. — Hin- und Herzüge bis zum 21. Mai. — Militärische Ordnung der Vendeer. — Reise des legitimistischen Advokaten Berryer. — Wohnzimmer der Herzogin. — Vergebliche Abmahnung. — Ihre beharrliche Entschlossenheit. — Aufgefangener Brief. — Gegenbefehl. — Thätigkeit der Regierung. — Mobile Colonnen. — Der 4. Juni. — Sturmglocken in der Vendee. — Schlacht bei dem Dorfe Chêne. — Wanderung der Herzogin, um auf den Kampfplatz zu kommen. — Überraschung. — Verkleidung. — Das Begegnen einer Patrouille. — Sylvestre. — Ruheloses Leben. — Der verwundete Chouan. — Heldenmüthige Vertheidigung des Schlosses la Penissière. — Die beiden Brüder. — Gerücht, die Herzogin sei im Schlosse mit verbrannt. — Aufgeben der Hoffnung. — Mühseligkeiten. — Rückzug der Herzogin.

Die Provinzen des Westens von Frankreich bilden ein Land für sich, das mitten im gewaltsamen Umsturz alles Bestehenden seine alten Sitten und Gesinnungen beibehalten hat. Der eigenthümliche Charakter der Bewohner der Vendee und Bretagne wies Alles streng

zurück, was von Außen kam, fremde Sitten, wie fremde Laster, die Revolution mit der Frivolität der modernen Pariser.

Die Bretagne mit ihren zahlreichen Handels- und Kriegshäfen, ihren Salinen und mit ihrer kriegerischen Bevölkerung, beherrscht auf der einen Seite das Meer, auf der andern ist sie von der Mayenne begrenzt, die mitten durch die dichtesten Waldungen dahin fließt. Dort haust ein Adel, der noch alte, ritterliche Tugenden bewahrt und wie jeder Bretagner ein gewisses Nationalgefühl voll Stolz, Thatkraft und Innigkeit besitzt. Dieses nationelle Selbstgefühl der Bretagner war von jeher dem System der Centralisation abgeneigt, das sie, wie jede andere Provinz von Frankreich, denselben Gesetzen und derselben Administration unterwarf.

Am Eingange der Bretagne fängt die Vendee an und zwar derjenige Theil, welcher die Boccage genannt wird. Dort die melancholischen Thalgründe der Sevre, zumal bei Nantes, und die traurigen Hügel, die sie umgeben, das ist die Boccage, die früher so unbekannt war, wurde 1789, als Schauplatz der furchtbarsten Bürgerkriege so berühmt. Die Vendee hat vierzehn Flüsse, von denen aber nicht einer schiffbar ist. Dieses Land ist gleichsam eingehüllt in Hecken und Waldungen und erscheint gleich undurchdringlich vom Festlande aus, wie längs des Laufs der Gewässer.

Der Krieg in beiden Ländern hatte keinen verschiedenen Charakter. Die Vendee erhob sich in Masse, organisirte den großen Vendeerkrieg, indem die Bevölkerung des ganzen Landes auf dem Schlachtfelde erschien, und erst als das Schicksal der Vendee schon durch Vernichtung der großen Westarmee entschieden war, erhob sich die Bretagne und besonders Morbihan, dieses Land von so düsterm Ansehen, und führte den kleinen Krieg, der sich von Baum zu Baum, von Defilee zu Defilee hinzog und dem Feinde aus unsichtbaren Feuerröhren Hunderte von Streitern dahinstreckte, ehe nur ein Bretagner von einer der republikanischen Kugeln getroffen wurde, welche die in den Thälern sich zusammendrängenden Kolonnen in blinder Verzweiflung auf die undurchsichtigen Hecken abfeuerten.

Man könnte sagen: als die Epopöe der Vendee schon beendigt war, fügte die Bretagne noch einen Gesang bei.

Wenn auch nach und nach es den Bemühungen der französischen Machthaber gelungen war, die Städte der Vendee und Bretagne für die neuen Institutionen, Sitten und Gewohnheiten zu gewinnen, so hingen doch die Bewohner des flachen Landes mit aller ihrer Kraft an Religion und Thron, wie beides ihnen von ihren Vätern überliefert war. Der zahlreiche Adel, der eben wegen seiner großen Anzahl nicht überflüssig reich gewor-

den war, lebte von jeher auf seinen ländlichen Besitzungen, in der Mitte seiner Bauern und kleinen Pächter, zu welchen der Gutsherr mehr im patriarchalischen, als im oberherrlichen Verhältniß steht, das den Edelmann eben so populär, als geachtet macht. Die Pächter kleiner Höfe zahlen statt der Pacht an baarem Gelde die Hälfte vom Ertrage des Bodens und der Viehzucht, und dadurch entsteht jenes gemeinschaftliche Band der Interessen, das den Gutsbesitzer zum Theilnehmer ihrer Leiden und Freuden, Arbeiten und Hoffnungen macht.

Es giebt keinen Menschen, der weniger Übermuth besäße, als der Bauer der Vendee, aber auch keinen, der einen so edlen, selbstbewußten Stolz besitzt. Sein Benehmen gegen die, welche er als seine Oberen betrachtet, ist eine Mischung von achtungsvoller Vertraulichkeit und ernster, würdiger Ehrerbietung. Er weiß zu gut, was er zu thun schuldig ist, um nicht auch eben so genau zu wissen, was man gegen ihn zu beobachten hat. In allen seinen Handlungen gehorcht er weniger den Geboten der Menschen, als dem Bewußtsein seiner Pflicht. Er ist ergeben, ohne abhängig zu sein, und während er gehorcht, trägt er Kopf und Herz gleich hoch.

So war diese Nation beschaffen, welche die Revolution von 1830 nie begriffen und mit Erstaunen und Unwillen angesehen hat. Die Vendee hatte ihre mili-

tärische Organisation behalten, sie war so lange ein Schlachtfeld gewesen, daß sie sich noch immer wie ein Feldlager betrachtete.

Die Herzogin kannte genau alle diese Verhältnisse in der Vendee und Bretagne. Sie rechnete nicht auf die vom modernen Geiste angesteckten Städte, wohl aber auf das Land, dessen Organisation nach Kirchspielen leicht eine tapfere Armee wie aus der Erde hervorzaubern konnte. Dabei kannte die Herzogin die Schwäche und schwankende Stellung des Julithrons in Paris, dessen Bürgerkönigthum sich eben so wenig populär und beliebt zu machen gewußt hatte, als das legitime der Bourbons. Sie war überzeugt, daß Alles möglich sei, wenn man nur rasch, entschlossen und zweckmäßig handle. Vielleicht rechnete sie dabei zu viel auf die Menge ergebener Gemüther, die man ihr vorgespiegelt hatte, und so war ihr Operationsplan folgender:

In der Vendee sollte ein allgemeiner Aufstand angeordnet werden. Die Regierung hatte, wie man ihr sagte, 50,000 Mann, genügend, um die ganze Bevölkerung eines so kleinen Landes im Schach zu erhalten; aber diese Armee war in lauter kleine Detaschements zersplittert und im ganzen Lande vertheilt. Nach ihrer Absicht sollten sie alle an einem Tage aufgehoben und entwaffnet werden. Auf die Nationalgarde im Lande konnte die Regierung nicht rechnen. Indem man sie

bewaffnete, gab man ihnen die Mittel zum Aufstande in die Hände.

So meinte die Fürstin die Truppen überraschen zu können und mit einer imposanten Macht dem ersten Regimente entgegen zu treten und dieses zum Abfall zu bewegen. Es schwebte ihr dabei das Beispiel Napoleons bei seiner Rückkehr von Elba vor, und ihre Begeisterung für die Sache ihres Sohnes ließ sie den Unterschied der Situationen und Persönlichkeiten nicht erkennen.

Man muß gestehen, ihr Selbstvertrauen, wie ihre Hoffnungen waren gleich kühn und großartig. Mit 10,000 Mann, die sie auf einen Ruf zusammen zu bringen hoffte, dachte sie ein ganzes Regiment auf ihre Seite zu ziehen; mit diesem die Armee, mit der Armee ganz Frankreich.

Über diesen Gegenstand hielt sie lange Berathungen mit ihren Freunden, die sich zahlreich bei ihr eingefunden hatten auf dem Schlosse von Saint Rouge.

Schon hier erfuhr sie, daß manche Hindernisse ihre Pläne durchkreuzen würden. So war es ihr besonders unangenehm, daß General Bourmont, der den Oberbefehl über die legitimistischen Bewegungen in der Vendee übernehmen sollte, noch nicht angekommen war. Sie war indeß zu fest von seiner Anhänglichkeit überzeugt, um nicht hoffen zu dürfen, daß er im rechten Augenblick schon eintreffen würde. Aber der 15. Mai war da

und noch fehlte der Anführer. Alles war vorbereitet zum Aufbruch und dieser durfte keinen Augenblick länger verzögert werden, wenn nicht Alles verloren sein sollte.

Sie erließ daher ungesäumt ein Cirkularschreiben an ihre Freunde, worin es hieß:

„Meine Freunde mögen sich beruhigen; ich bin in Frankreich und werde bald in der Vendee sein. Von dort aus werden Euch meine bestimmten Befehle zukommen. Ihr werdet sie noch vor dem 25. d. M. erhalten. Ich bin mit den Gesinnungen des Südens zufrieden; er wird seine Versprechungen halten. Meine treuen Provinzen des Westens haben die ihrigen noch nie gebrochen. In Kurzem wird ganz Frankreich berufen werden, sein altes Glück und seine alte Würde wieder einzunehmen."

Zu gleicher Zeit wurde eine Proklamation gedruckt und in großer Menge in der Vendee und Bretagne ausgetheilt.

Diese Proklamation schloß mit den Worten:

„Heinrich V. ruft Euch auf; seine Mutter, die Regentin von Frankreich, weiht sich ganz Eurem Glück. Einst wird auch mein Sohn Euer Waffenbruder sein, wenn der Feind unsere getreuen Länder bedrohen sollte."

„Unser Feldgeschrei sei: es lebe der König! es lebe Heinrich V.!"

Leider erkannte sie jetzt zu spät, daß selbst ihre Freunde nicht einig waren über die Wahl der Mittel, um Heinrich V. auf den Thron von Frankreich zu setzen. Ein Theil, selbst des Adels in der Vendee, war entschieden gegen gewaltsame Maßregeln und wollte die Regierung der Orleans durch Beredtsamkeit im Parlament besiegen, ein anderer Theil wollte Krieg um jeden Preis. Es war unmöglich, diese verschiedenen Meinungen zu vereinigen und daher wurde ihre Macht geschwächt, wohin sie sich auf wenden mochte.

Jene Parthei glaubte, der Augenblick zu handeln sei noch nicht gekommen. Die Regierung könne über 300,000 Mann gebieten, mehr als genug, um eine so kleine Provinz völlig zu vernichten. Vergebens sagte ihnen die Herzogin, daß, ehe diese Truppen nur zusammengezogen werden könnten, der Sieg für das gute Recht ihres Sohnes längst entschieden sein müsse. Noch andere Gründe stellte sie mit schlagender Beredtsamkeit den Bedenken der ängstlichen Parthei entgegen.

„Meine Freunde," sprach sie u. a., „das Glück des Krieges muß versucht werden. Was sollte daraus werden, wenn die Mutter Heinrichs V. aus diesem Lande wieder entweichen müßte, ohne den allgemeinen Aufstand bewirkt zu haben. Dann müßte ich die heilige Sache meines Sohnes für verloren geben, ohne nur den Versuch gewagt zu haben, sie zu retten; ich müßte

fern von Frankreich beweinen, daß ich zu viel auf die Versprechungen meiner Freunde gebaut habe; ich müßte irre werden an diesen Freunden, die doch bis hieher allen Gefahren getrotzt haben, um mir treu zu bleiben."

So blieb der Befehl der Herzogin, am 24. die Waffen zu ergreifen, für beide Provinzen des Westens unverändert, wenn auch unter minder günstigen Umständen, als sie vorausgesetzt hatte.

Wir beginnen jetzt die Schilderungen eines Lebens voll Anstrengungen und abenteuerlichen Zügen einer Frau, die man so furchtbar getäuscht hatte in Hinsicht der Mittel, daß ihre Kreuz- und Querzüge den Irrfahrten des Ritters von La Mancha geglichen haben würden, wenn uns nicht das Bild einer standhaften Mutter, die ihr Leben daran setzt, um das Recht ihres Sohnes auf den ihm geraubten Thron wieder zu erobern, mit Achtung und Ehrerbietung erfüllte.

Es war in der Mitte des Mai's, in dem Monat, wo die ganze Natur sich verjüngt hat und im neuen grünen Hoffnungskleide erscheint, als die Herzogin das Schloß verließ. Zugleich mit der Gefahr wollte sie sich im Westen zeigen. Sie schlug den Weg nach der Vendee ein. Immer noch reisete sie mit Postpferden und kam durch eine bekannte Gegend, wo sie vor vier Jahren auf jeder Station ein Fest empfangen hatte. Jetzt war

sie unerkannt. Nur von zwei Freunden begleitet, ging sie dem blutigen Feste eines schrecklichen Krieges entgegen.

Sie hielt zuerst in einem Schlosse, nicht weit von Nantes. Hier hatte sie eine Zusammenkunft mit mehreren Häuptern der Vendee. Es galt jetzt, tiefer in das Innere der Vendee vorzudringen, ohne die Aufmerksamkeit der Polizei auf sich zu ziehen. Die Herzogin beschloß deshalb eine nächtliche Wanderung zu Fuß, begleitet von mehreren adeligen Personen und Landleuten aus der Vendee. Man mußte entweder weite Umwege machen, oder die Maine bei Remoille überschreiten. Dieser Übergang war aber äußerst gefährlich; denn einige Pfeiler, die zum Theil in Trümmer zusammengefallen waren, bildeten die sogenannten Springsteine, worauf die gewandten Vendeer, von einem Pfeiler zum andern springend, den Fluß zu passiren pflegten, der hier fünf Fuß tief war.

Man hatte die Herzogin auf die Gefahr dieses Überganges aufmerksam gemacht, allein ihr Muth kannte keine Gefahr. Die Nacht war rabenschwarz. Kaum konnte man die Pfeiler erkennen, die wenig über den dunkeln Wellen hervorragten. Ein junger Mann, der kein Wort sprach, in der Kleidung eines Landmanns, mit tief in die Augen gedrücktem, breitgekrämptem Hut, stieg voran, um der Herzogin die Hand zu reichen. Diese aber sprang jedoch mit Leichtigkeit von einem

Pfeiler zum andern, wobei ihr die natürliche Grazie ihrer Haltung und körperliche Gewandtheit sehr zu statten kam. Doch unglücklicher Weise war der mittlere Pfeiler schon so morsch, daß er das doppelte Gewicht des Unbekannten und der Fürstin nicht ertragen konnte. Er brach zusammen und die Herzogin stürzte Kopf über in die Fluthen. Sogleich sprang der junge Mann ihr nach und trug die Gerettete an's Ufer.

Die Herzogin hatte keinen Augenblick ihre Besinnung verloren. Sie erkannte Charles, der sich aber ihrer Dankbarkeit schnell entzog, während ein Anderer es übernahm, sie nach dem Landhause zurückzuführen, wo sie erst trockene Kleider anziehen mußte.

Eine Stunde später saß die Herzogin schon wieder zu Pferde und wendete sich in derselben Nacht, abermals unter Führung eines jungen Landmannes, dem Orte zu, wo man sie erwartete. Sie war dabei so unbefangen, daß Niemand ihr anmerken konnte, daß sie erst einer so großen Gefahr entronnen sei.

Die Herzogin redete ihren Führer an und nöthigte ihn, zu antworten. Am Ton der Stimme erkannte sie Charles, den sie sogleich mit vieler Wärme begrüßte.

„Mein Himmel!" rief sie, „welch ein glücklicher Zufall — Sie haben mich gerettet. Warum entzogen Sie sich meiner Dankbarkeit? Ange-Marie und ich, wir Beide verdanken Ihnen unser Leben. Sie scheinen

die Gewohnheit angenommen zu haben, die Leute zu zwingen, undankbar gegen Sie zu erscheinen. Mein Herr von la Grange, ich bin Ihnen doppelt verpflichtet."

„Madame," sprach der junge Mann bescheiden, „es war beide Male ein glücklicher Zufall im Spiel; ich that nicht mehr, als ihn benutzen. Jeder an meiner Stelle würde so gehandelt haben. Madame — mein Verdienst ist in der That sehr gering."

„Wie geht es meinen guten Kindern?" fragte sie.

„Madame, es fehlt nichts zu ihrem Glücke, als die Erlaubniß, Ew. Hoheit begleiten und alle Gefahren und Beschwerden mit Ihnen theilen zu dürfen."

„Nein, nein!" rief die Herzogin lebhaft — „sie sind noch zu jung und sind mir zu theuere Unterpfänder meines verewigten Gemahls, um es verantworten zu können, diese jungen Wesen in die Gefahren zu verwickeln, die mich stündlich umringen. Aber ich werde sie wiedersehen — gewiß, ich werde sie wiedersehen. — Wie geht es Ihrem Vater?"

„Madame!" sprach Charles mit Betrübniß, „er befindet sich auf der Citadelle von Blaye — zwar wird er anständig behandelt, wie einem französischen Edelmann zukommt, aber man will, wie es scheint, ihn als Geisel behalten für den Frieden der Vendee. Der Präfekt hat auf Verwendung unserer Familie geantwortet: der Marquis von la Grange wird so lange in Gewahrsam bleiben

bis die Herzogin von Berry entweder Frankreich verlassen hat oder gefangen genommen ist."

„Den dritten Fall," entgegnete die Herzogin lächelnd, „hat der gute Präfekt übersehen; es ist der Fall, wenn die Mutter Heinrichs V. als Regentin auf Frankreichs Thron sitzt. In diesem Falle werden sich die Kerkerthüren Ihres Vaters ebenfalls öffnen."

Charles seufzte.

„Was seufzen Sie?" fragte die Prinzessin; „zweifeln Sie an meinem Glück und Frankreichs Heil? Beide sind eng mit einander verbunden, und Gott wird einer Mutter gnädig sein, die nichts sucht, als das Recht ihres Sohnes."

„Madame, ich seufze, weil die Halbschwestern eines Königs von Frankreich, die Stieftöchter der Regentin, nicht das Recht haben werden, bei der Wahl ihres Gatten die Stimme ihrer Herzen zu fragen."

„Glauben Sie, daß ich im Glück die Freunde in der Noth vergessen könnte? — o dann irren Sie sehr!"

„Aber Herr von Menars ....."

„Sie haben recht, er ist auch einer der treuen, erprobten Freunde im Glück und Unglück; aber das rein Menschliche steht mir zu nahe, um es auf dem Thron unbeachtet zu lassen; ich werde meinen Pflegetöchtern die Wahl des Gatten unbedingt selbst überlassen."

„O wie glücklich werden Madame vier dankbare Herzen machen!“ rief Charles aus.

„Ich will aber nicht,“ sprach die Herzogin, „daß solche Hoffnungen Sie an mein Interesse binden. Deshalb gebe ich zu bedenken, daß, wenn mein Unternehmen fehlschlägt, Sie sich so kompromittirt haben werden, daß Sie nicht im Lande bleiben dürfen. Sie haben es jetzt in Ihrer Hand, mit der Dame Ihres Herzens zu entfliehen und mich meinem Geschick zu überlassen.“

„Madame, ich halte es für meine Pflicht, dem Unglück treuer zu dienen, als dem Glück, weil ersteres meiner Hülfe bedarf, letzteres aber nicht. Ew. Hoheit geruhe, danach meine Gesinnungen zu ermessen.“

„So bleiben wir Freunde unter allen Umständen,“ sprach die Herzogin mit gewinnender Freundlichkeit, indem sie ihm die Hand reichte, die er achtungsvoll küßte.

Wir müssen hier bemerken, daß es in allen Nachrichten, die wir von legitimistischer Seite mit den genauesten Details über diese abenteuerliche Reise der Herzogin in der Vendee erhalten haben, vermieden ist, die Orte zu nennen, wo sie hier und dort Versteck und Aufnahme gefunden hat, und die Namen der Personen, die ihr behülflich gewesen sind. Wir zweifeln nicht, daß das aus zarter Schonung der treuen Edelleute geschehen ist, die sonst leicht hätten kompromittirt werden können

und halten uns daher für verpflichtet, das Geheimniß zu ehren, wo dessen Veröffentlichung Schaden bringen könnte.

Die Herzogin war noch nicht zwei Tage in dem Asyl, wohin sie Charles geführt hatte, als ihr treue Bauern in aller Eile die Nachricht brachten, daß man in der Richtung, wo das Haus liege, worin sie sich aufhielt, eine Abtheilung Gensd'armen habe marschiren sehen. Sie verließ nun sogleich das Haus und man führte sie in eine nahe Maierei, wo sie im Kuhstalle die Nacht hinbrachte. Es war das erste Mal, daß ihr der Kontrast zwischen vormals und jetzt so schroff entgegen trat; doch besaß sie im hohen Grade die Gabe, zum bösen Spiel gute Miene zu machen.

„Ich werde," sprach sie lachend, „sobald es sich thun läßt, die köstliche Scene malen lassen: die Regentin von Frankreich im Kuhstalle residirend. Es wird ein köstliches Bild voll Ironie sein, das aber gekrönten Häuptern nützliche Wahrheiten sagen wird.

Dieses Mal ging die Gefahr der Entdeckung glücklich vorüber; die Gensd'armen durchsuchten das Herrnhaus, ohne zu ahnen, wie nahe und in welcher Gesellschaft sich die Regentin von Frankreich befand.

In der folgenden Nacht wurde der geheimnißvolle Marsch und zwar zu Fuß fortgesetzt. Es war sehr dunkel und wurde ein schreckliches Wetter. Sturm und

Regen peitschten die Luft und alte Bäume wurden abgebrochen oder entwurzelt; die Gipfel der schlanken, italienischen Pappeln bogen sich zur Erde nieder. Man mußte ohnehin die Landstraße verlassen und zwischen Hecken und nassem Gebüsch auf den einsamsten Fußsteigen fortschreiten, die so schlecht waren, daß der geübteste Jäger Mühe gehabt hätte, sie zu passiren. Klippen und Steine machten jeden Tritt unsicher und wo jene aufhörten, begannen Sümpfe, die bei jedem Schritt mit langen Stangen zuvor untersucht werden mußten, um nicht in ein mooriges Grab zu versinken.

Auch hier war Charles, der von früheren Jagdpartien her die Gegend genau kannte, der treueste Führer. Ein Mal sah er sich genöthigt, die Herzogin auf seinen Arm zu nehmen, um sie über eine Moorstelle zu tragen, die zu tief war, um von ihr durchwadet zu werden. Das Gewicht dieser kleinen, zierlichen Figur war nicht so bedeutend, um diese Aufgabe schwierig zu machen; aber plötzlich fühlte er den Boden unter seinen Füßen weichen, da sprach er mit dem edlen Muth der Hingebung, die bereit ist, sich selbst zu opfern: „Madame, wenn ich auch gänzlich versinke, so bitte ich Ew. Hoheit, auf meinem Körper stehend sich nach vorn hinüber zu werfen; solche Moorlöcher pflegen selten breit zu sein.“ Kaum hatte er diese Worte gesprochen, so versank er in den Schlamm bis an den Mund, indem

er die Herzogin so hoch als möglich in die Höhe hob. Sie befolgte seinen Rath und wurde gerettet, indem sie auf festen Boden fiel. Ihm selbst aber gelang es noch, sich mit Hülfe des zweiten Führers aus dem Sumpfloche heraus zu arbeiten.

Ermüdet langte endlich die Herzogin noch vor Tagesanbruch an ihrem Bestimmungsort an. Ihr Gesundheitszustand war so angegriffen, daß ihre Freunde nicht ohne Besorgniß waren. Das rauhe Leben des Partheigängerkrieges stand in so schroffem Widerspruch mit allen Gewohnheiten des höchst verfeinerten Lebens, daß nur die überwiegende Charakterstärke und die feste Willenskraft ihrem zarten Körper die Macht geben konnte, solche Anstrengungen zu ertragen.

Kaum angekommen in ihrem neuen Zufluchtsorte, begab sich die Herzogin sogleich in die Versammlung der einflußreichen Personen des Bezirks, wo sie mit der lebhaftesten Freude empfangen wurde.

Von da zog sie wieder weiter und diese beschwerlichen Hin- und Herzüge dauerten bis zum 21. Mai.

Von diesem Tage an, bis zum folgenden Monat, verweilte die Herzogin in der Gemeinde Legé. In dem kleinen Hause, das sie dort bewohnte, war sie mehr als einmal in Gefahr, entdeckt zu werden.

Durch den Geist der militärischen Ordnung, der einmal den Vendeern zur andern Natur geworden war,

hatte sich, ohne daß sie es wußte, ein wahrer Kordon von Sicherheitsmaßregeln um ihre Person gezogen. Die ganze Provinz war im Geheimniß ihrer Anwesenheit; aber es gab nicht einen Verräther unter den vielen Tausenden, die darum wußten.

Am besten zeigte sich dieses bei der Reise, die ein loyaler Advokat, der berühmte Redner Berryer, von Paris aus unternahm, um sie aufzusuchen.

Seine Reise mitten durch die Boccage der Vendee trug den Charakter des Geheimnisses und der Feierlichkeit. Die Straße, die zu ihrem Aufenthalte führte, war gleichsam in Etappen eingetheilt. In jeder derselben forderte man dem Reisenden ein besonderes Losungszeichen ab. Diese Wachsamkeit hatte sich von selbst gebildet und wurde von der ganzen Bevölkerung geübt. Sobald etwa ein Detachement der Regierungstruppen die Gegend durchzog, beobachteten die Landleute, wohin es sich wendete und sogleich eilte Jemand durch die Hinterthür seines Hauses hinaus, um die royalistischen Anführer von der Annäherung der Truppen der Regierung zu benachrichtigen, während diese durch kein Mittel der Gewalt, List oder Bestechung erfahren konnte, wo sich die Herzogin oder ihre Anhänger aufhielten.

Berryer hatte seinen Marsch angetreten, als es schon ziemlich dunkelte. Er verfolgte schweigend seinen Weg, begleitet von einem Vendeer, während einer dieser

muthigen Landleute weit vorausging, ein anderer folgte, um bei der geringsten Annäherung einer Gefahr durch Zeichen warnen zu können. Nach zweistündigem Marsch hielt der Führer vor einem Hause, sprach, auf die Schwelle tretend, die Worte: „Hier ist Jemand, der weiter begleitet werden muß!" und verschwand. Dort mußte Berryer nochmals seine Papiere vorweisen und seinen Namen nennen, der selbst in der Vendee schon eine gewisse Popularität gewonnen hatte, und dann erst übernahmen drei andere Führer, auf dieselbe Weise ihn weiter zu bringen.

Die königlichen Truppen hatten alle Straßen besetzt und in jedem Augenblick mußte man fürchten, auf Seitenpatrouillen zu stoßen, die das ganze Land durchstreiften.

Ein einziges Mal mußte angehalten werden. Das Anrufen des vordern Führers war nicht beantwortet worden, ein Zeichen, daß Gefahr oder ein Hinderniß sich der Fortsetzung der Reise entgegenstelle. Die drei Führer sammelten sich um die Reisenden und stellten ihre kleinen, gewandten Gebirgspferde unter eins der dunkeln Gewölbe, welche die Natur selbst dort angelegt zu haben scheint, um zum Schutz oder zum Hinterhalt zu dienen. Es war richtig eine Patrouille von königlichen Soldaten, die vorüber zog, ohne dieses Versteck zu kennen. Sobald das regelmäßige Geräusch des Truppenmarsches sich entfernte, zog man weiter.

Bald kam man zu einem kleinen Gehölz, an deſſen Saum ein tiefer Moraſt ſich ausdehnte. Das war die natürliche Befeſtigung der Meierei, in welcher die Herzogin ſich aufhielt.

Als man in der Nacht am Thore dieſes Gehöftes angekommen war und in einer gewiſſen Kadance dreimal klopfte, forderte eine Stimme aus dem Innern des Hauſes das Loſungswort. Nachdem dieſes gegeben war, öffnete eine alte Frau die Pforte; ſie war eskortirt von einem jungen Bauer von hoher Statur und ſtarkem Körperbau, der mit einem jener langen, mit Eiſen beſchlagenen Stachelſtöcke bewaffnet war, welche, ſowohl als Pike, wie als Keule angewendet, eine ſo furchtbare Waffe in den Vendeerkriegen geweſen ſind.

Berryer wurde nun in ein niedriges Gemach geführt, das, nach dortiger Landesſitte, durch eine Kienfackel ſpärlich erleuchtet war. Seine Begleiter entfernten ſich ſodann, um ihn der Herzogin zu melden.

Noch war keine Viertelſtunde verfloſſen, als man ihn die ungleichen Stufen einer ſchmalen, halsbrechenden Treppe hinaufführte. Dort öffnete ſich eine niedrige Thür und er ſtand in dem kleinen Wohnzimmer der Herzogin von Berry.

Die Einrichtung dieſes kleinen Gemachs war eben ſo ländlich als ärmlich. Einige weiß angeſtrichene Bretter vertraten die Stelle des Bettes; ein Stuhl, ein

Tisch mit Papieren bedeckt, auf welchem man ein Paar Pistolen bemerkte, bildeten die seltsame Ausstattung der Appartements der Regentin von Frankreich.

Die Herzogin lag ganz angekleidet auf dem Bette, als sie den berühmten, legitimistischen Advokaten empfing. Ein grün und rother Shawl war über sie geworfen und auf dem Kopfe trug sie eine weiße Haube, wie sie die Frauen jener Gegenden auf dem Lande gewöhnlich tragen.

Berryer war gekommen, um der Herzogin freimüthig und gewissenhaft seine Meinung zu sagen, daß der ganze Aufstand vergeblich und ohne Hoffnung auf Erfolg sein würde. Mit musterhafter Beredtsamkeit und seltenem Scharfsinn enthüllte er die wahre Lage Frankreichs und zeigte sie der Fürstin freilich von einer andern Seite, als sie bisher gewohnt war, dieselbe anzusehen. Er wußte auf solche Weise mehr als eins der schönen Luftschlösser zu zertrümmern, die sich die Herzogin mit ihrer Wärme des Gefühls für ihre große Idee aufgebaut hatte. Allein eine Frau von großer Energie des Charakters läßt sich nicht so leicht überzeugen und von einer einmal gefaßten Lieblingsidee abbringen. Der berühmte Redner erschöpfte vergebens alle Gründe, um sie zu bewegen, Frankreich zu verlassen. Für jede seiner Schlußfolgerungen fand er eine lebhafte Erwiderung von ihrer Seite, deren Schärfe und schla-

gende Wahrheit ihn nicht selten überraschte. Bis um drei Uhr Morgens dauerte die Verhandlung fort und das Resultat derselben war eine unruhige Nacht für die Fürstin und der um so festere Entschluß, um jeden Preis ihren Plan durchzusetzen.

„Ich bin hierher gekommen," erklärte sie in ihrer beharrlichen Selbsttäuschung, „weil ich will, daß mein Sohn Alles Frankreich, Nichts aber dem Auslande verdanken soll; denn sollte er den Thron von Frankreich erkaufen müssen durch die Abtretung nur einer Provinz, einer Stadt oder nur eines Hauses, ja selbst nur einer Hütte, wie diese hier, so gebe ich Ihnen mein Wort als Regentin und Mutter: dann soll er lieber nie König von Frankreich werden."

Als Berryer die Herzogin verließ, war sie müde vom Streiten, aber nicht überzeugt. In der Lebhaftigkeit ihrer Phantasie schuf sie eine Menge Hülfsmittel, von denen wenige in der Wirklichkeit vorhanden waren.

Den Rest der Nacht verwendete sie zum ernsten Nachdenken über diesen Gegenstand und am andern Morgen erklärte sie mit einer Festigkeit, die keinen Widerspruch duldete, daß ihre Parthei nicht ohne Hülfsmittel, ein Rückzug aber schimpflich sei; sie sei daher fest entschlossen, es auf die Entscheidung der Waffen ankommen zu lassen.

Diesen Entschluß theilte sie Berryer in einem Briefe mit, den sie ihm nachsandte. „Ich habe," schloß sie dieses Schreiben, „schon zu viel Interessen, die ihre Existenz an die meinige geknüpft haben, kompromittirt, ohne mich einer Unternehmung entziehen zu können, deren Folgen auf die Häupter meiner Freunde zurückfallen würden."

Öfters ging sie unter den Landleuten umher in der Kleidung eines jungen Vendeer Bauern und nannte sich dann „der kleine Peter." Jeder Vendeer wußte, wer dieser „kleine Peter" war und unter diesem Namen schrieb sie nicht selten auf einem Zettel, mit Bleifeder, eine Ordre, die Jeder verstand, nur nicht die französische Polizei. Z. B. „Der kleine Peter wird seine Freunde nicht verlassen," und der Empfänger antwortete eben so lakonisch: „Der kleine Peter ist ein wackerer Junge; seine Freunde werden ihm beweisen, daß sie seiner würdig sind."

An demselben Tage schrieb sie folgenden Brief, der aber aufgefangen wurde, an den Hauptanführer des Aufstandes:

„Ich habe den festen Entschluß gefaßt, die Provinzen des Westens nicht zu verlassen, sondern mich ihrer so lange erprobten Treue anzuvertrauen. Ich zähle dabei auf Sie, daß Sie alle erforderlichen Maßregeln zu dem Aufstande treffen werden. In der Nacht vom

3. auf den 4. Juni soll er ausbrechen. Ich rufe zu meinem Beistande alle Männer von Muth auf; Gott wird uns helfen, unser Vaterland zu retten. Keine Anstrengung, keine Gefahr soll mich entmuthigen. Man wird mich bei der ersten Versammlung erscheinen sehen.

Vendee, den 25. Mai 1832.

Maria Karolina,
Regentin von Frankreich."

Der Aufstand war also unwiderruflich beschlossen; aber der Brief war aufgefangen und deshalb konnte es nicht an dem dazu festgesetzten Tage geschehen.

Dieser Aufschub war jedoch ein Unglück für die Sache der Herzogin. Der Brief eines Vendeers erklärte sich darüber deutlich genug:

„Meine Überzeugung," schrieb er, „steht fest, daß dieser Gegenbefehl als ein Unglück zu betrachten ist. Überall hätten wir die Liberalen überrascht; unsere Leute waren voll glühenden Eifers. Jetzt ist dieser Eifer, wie ihr Vertrauen, schon geschwächt. Ich könnte nichts ausrichten, wenn ich nicht drei oder vier Tage vorher davon benachrichtigt würde. Ich hatte meine ganze Mannschaft versammelt; die braven Leute gehorchten mir wie ein Regiment — jetzt haben sie Lust und Muth verloren zum Kampf. Die Offiziere, die unter meinen Befehlen dienen, sind voll Schmerz, daß eine, wie uns allen däucht, günstige Gelegenheit versäumt wurde."

Die Zeit aber, welche die Vendee verloren gehen ließ, wußte die Regierung zur Verstärkung ihrer Maßregeln um desto besser zu nützen. Von Seiten des Militärs und der Polizei entwickelte man die größeste Thätigkeit. Mobile Kolonnen, vom General Dermoncourt mit seltener Geschicklichkeit geleitet, durchzogen das Land, durchsuchten die Schlösser und bewirkten die Gefangennehmung vieler verdächtiger Personen, so wie die Entdeckung wichtiger Papiere.

Die unangenehmste Entdeckung dieser Art, und der wichtigsten für die Regierung, war die, im Schlosse la Charlière, das dem Herrn von Laubépin gehörte, aufgefundene Flasche, welche gefüllt war mit Briefen, Notizen, Billets in Ziffern — kurz mit der ganzen Korrespondenz, die die Herzogin mit den Hauptanführern des Aufstandes geführt hatte; diese Papiere verriethen den ganzen Plan des Aufstandes von 1832.

So waren die Rollen gewechselt. Die Regierung, anfangs überrascht, war jetzt der überraschende Theil. Die Royalisten des Westens befanden sich damit schon beim Beginn ihrer Unternehmung in der schlimmen Lage, sich vertheidigen zu müssen — gewiß die übelste Stellung für Revolutionäre, die Alles verlieren, wenn sie Zeit verlieren.

Am 4. Juni, vor Sonnenaufgang, erschallten die Sturmglocken an mehreren Punkten der Vendee, die nicht von Truppen der Regierung besetzt waren.

Einer der Hauptvereinigungspunkte der Legitimisten war das Dorf Fiacre, an dessen Namen sich große geschichtliche Erinnerungen knüpften. Dort war im Jahre 1793 zuerst die Fahne des Aufruhrs erhoben, und wie ein Lauffeuer hatte sich der Aufstand von hier aus schnell über das ganze Land ausgebreitet. Doch damals war die Volksbewegung allgemein, jetzt erschien sie nur vereinzelt; es war damals die Regierung der Republik überrascht und mit auswärtigen Kriegen beschäftigt — jetzt war die Regierung des Königthums vorbereitet und hatte Frieden von Außen. Alle Punkte, wo die Vendeer von heute sich zu sammeln suchten, um Heinrich V. zu proklamiren, waren schon von Louis Philipps Soldaten besetzt. Statt Siege zu erfechten, erlitt man Niederlagen. Schon deshalb mußte man auf die Hoffnung verzichten, einen Theil der Armee an sich zu reißen, und auf der andern Seite war dadurch die große Masse der Bevölkerung unthätig und blieb Zuschauer der Bewegung, anstatt daran Theil zu nehmen. Und dennoch geschahen von beiden Seiten Heldenthaten. Die Vendeer verläugneten so wenig ihren altberühmten Muth, als die Soldaten der Armee, welche die Erben eines großen Ruhmes waren. Von beiden Seiten stieg die Erbitterung

und floß viel Blut; aber schrecklich genug — es war Bürgerblut!

Wir wollen keine Geschichte dieses unglücklichen Vendeerkrieges schreiben und daher nur erwähnen, daß die beiden Hauptgefechte bei dem Dorfe Chêne und dem Schlosse Penissière für die Angelegenheit der Herzogin einen unglücklichen Ausgang hatten. Es knüpfen sich jedoch daran interessante Einzelnheiten, die in Folgendem erzählt werden sollen.

In dem Dorfe Chêne hatten sich gegen 400 Vendeer versammelt, von welchen bloß die Hälfte mit Waffen versehen waren; aber an ihrer Spitze standen ehemalige Offiziere der Garde, Männer von erprobtem Muth und bewährter Kriegserfahrung.

Bald erschien ein starkes Detaschement Linientruppen der Regierung, um diese Chouans auseinander zu jagen. Die Vendeer aber hatten hinter dem Dorfe auf einer waldigen Fläche, wo jeder Einzelne gedeckt stand, eine treffliche Stellung eingenommen und empfingen die königlichen Truppen mit dem wirksamsten Feuer. Jede Vendeer Kugel traf den von den tüchtigsten Schützen aufs Korn genommenen Mann — die Soldaten aber schossen blind in den Wald und Busch hinein; denn sie sahen keinen Gegner, und nur, wo ein Schuß aufblitzte, wurde die Anwesenheit eines Chouans vermuthet; wenn aber dorthin

sich die Kugeln der Linie richteten, so war der Vendeer längst in ein anderes Versteck übergesprungen.

Erst, nachdem die königlichen Truppen noch ein ganzes Bataillon zu ihrer Verstärkung herangezogen hatten, konnte der Wald mit gefälltem Bajonnet gesäubert werden und die Vendeer zogen sich in guter Ordnung zurück.

Auf beiden Seiten war der Verlust beträchtlich; der der Legitimisten aber am schmerzlichsten; sie hatten einige ihrer tapfersten Offiziere zu beklagen, die auf dem Platze geblieben waren.

Die Herzogin von Berry kam so rasch als möglich heran, um diesem Gefecht beizuwohnen. Aber um diese neue Gefahr aufzusuchen, mußte sie erst noch viele andere bestehen.

In der Nacht vom 31. Mai war sie aus der Gegend von Legé aufgebrochen; aber die abscheulichen Wege im Walde von La Roche Sevière hielten sie auf.

Dort in der Vendee laufen die tief eingeschnittenen Hohlwege gleichsam zwischen zwei hohen Uferwänden dahin, und da es ihnen an Abzugsgräben fehlt, so sind sie meistens mit tiefem Schlamme ausgefüllt, in welchen große Steine hineingeworfen werden, um einigermaßen einen festen Grund zu gewinnen; dieser ist aber so uneben und tief, daß die Pferde bis über die Brust ein-

sinken und in jedem Augenblick Gefahr laufen, die Beine zu brechen oder zu stürzen.

In einer solchen Lage sah sich die Herzogin einst völlig allein, getrennt von ihren Führern, mitten im wilden Forste, ohne zu wissen, nach welcher Seite hin sie sich wenden sollte. Zu rufen durfte sie nicht wagen, weil eben dadurch ein feindliches Detaschement herbeigelockt werden konnte. Dazu war es dunkle Nacht — eine furchtbare Lage für eine Frau, die in steter Gefahr, gefangen genommen zu werden, noch fürchten muß, zu dem bevorstehenden Kampfe zu spät zu kommen; denn das Eine wie das Andere konnte das Fehlschlagen ihrer großen Lebensaufgabe nach sich ziehen.

Doch die Herzogin vertraute, wie immer, ihrem guten Glück und ritt weiter in der einmal eingeschlagenen Richtung. Der Zufall führte sie auch so gut, daß sie endlich wieder mit ihren Führern und ihrer Eskorte zusammentraf. Doch die Folge der daraus entstandenen Verzögerung war äußerst nachtheilig. Sie erreichte jetzt erst den Sammelplatz am hellen Tage, wo sie schon in der Nacht hätte eintreffen sollen. Das war ein sehr übler Umstand, denn Streifkolonnen der Feinde durchstrichen das Land in allen Richtungen und leicht konnte sie in die Hände derselben fallen, indem sie sich auf das Schloß begab, wo man sie in der ängstlichsten Ungeduld erwartete. Um dieser Gefahr zu entgehen, flüch-

tete sie sich in ein einsam belegenes Haus, das, wie man ihr sagte, von einer Verwandtin des Schloßherrn bewohnt wurde, zu dem sie sich begeben wollte, um dem Kriegsschauplatz näher zu sein.

Hier wurde der Herzogin eine Überraschung eigener Art zu Theil. Kaum war sie dort abgestiegen, so sah die Fürstin zwei bildschöne junge Mädchen auf einem Pferde sitzend vor dem Hause halten und absteigen. Ein junger Vendeer von schlankem Wuchs und kräftigem Wesen mit einer Jagdflinte und einem Stachelstock bewaffnet, hatte das Pferd geführt. Die beiden jungen Mädchen waren in der reizenden schwarzen Landestracht gekleidet, die schon etwas ähnliches mit dem spanischen Kostüm hat, wenigstens fehlte nicht der lange, schwarze, dichtgewebte, mit Spitzen bedeckte Schleier, der, theils auf dem Rücken herabwallend, theils das Oval des Gesichts beschattend und gleichsam einrahmend, getragen wird.

Kaum hatten beide junge Mädchen die Herzogin am Fenster gesehen, als sie mit einem Aufschrei der Überraschung und Freude in das Haus und zu ihren Füßen niederstürzten.

Es waren Ange-Marie und Cecilie, geführt von Charles, die nicht länger mehr auf dem fernen Schlosse von La Grange hatten weilen können und sich deshalb schon vor einigen Tagen nach eben jenem Schlosse

begeben hatten, wo man die Herzogin wegen der großen Expedition der Legitimisten bei dem Dorfe Chêne mit Bestimmtheit erwartete. Da ihre geliebte Pflegemutter ausblieb, so war es ihnen unmöglich, hier länger zu weilen. Sie beschlossen, ihr entgegen zu gehen und sie um jeden Preis aufzusuchen. Das Reiten selbander auf einem Pferde ist dort in der Bretagne und Vendee gewöhnlich — hier bildeten die beiden jungen Waisen, die sich einander auf dem Pferde umschlungen hielten, die rührendste und anmuthigste Gruppe, die man sich nur denken kann.

Welch ein Gefühl für beide Theile, ein Wiedersehen unter solchen Umständen! Sie waren hierher gekommen zu der Verwandtin des Gutsherrn, der sie so gastlich aufgenommen hatte, um sich zu erkundigen, ob man nicht wisse, wo sich die Herzogin aufhalte, und nun waren die Umstände so dringend, daß die Herzogin kaum wußte, ob sie sich über ein Wiedersehen freuen oder betrüben sollte, das die Sorgen, die auf ihr lasteten, nur noch vermehrte.

Doch die Herzogin wußte vollkommen ihre Gefühle zu beherrschen. Sie erkannte die Nothwendigkeit augenblicklicher Trennung, und mit der Geistesgegenwart, die unter allen Umständen das rechte trifft, wußte sie selbst diesen Zufall für ihre Zwecke zu benutzen; sie tauschte nämlich mit der ältern ihrer Pflegetöchter, die ihr an

Wuchs und Gestalt ähnlich war, die Kleider, und während Ange-Marie unter dem Schutz ihres Geliebten in jenem Hause zurückbleiben mußte, setzte sie sich hinter Cecilie auf die Croupe des Pferdes, indem sie jedoch aus Vorsicht mit dem Schleier ihr Gesicht verhüllte.

Zu dem Schlosse, wohin sie sich wendete, konnte man nur auf der großen Landstraße gelangen. Bald sollte es sich zeigen, daß ihr ohne diese Verkleidung unmöglich gewesen wäre, dieses Ziel zu erreichen. Sie waren nämlich erst eine kurze Zeit fortgeritten, als ein Detachement Soldaten der Regierung ihnen entgegen kam. Zum Glück hatte der Offizier, der es befehligte, Tages zuvor in dem Schlosse im Quartier gelegen, wo Ange-Marie und Cecilie ihm als Nichten des Gutsherrn vorgestellt wurden. Die Schönheit und bescheidene Anmuth der jungen Mädchen hatten einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn gemacht und indem er Cecilie erkannte, glaubte er Beide zu sehen. Er grüßte sie mit vieler Achtung und machte ihnen Vorwürfe, daß sie sich in so unruhiger Zeit allein auf die Landstraße gewagt hätten. Cecilie stellte sich erfreut, den Offizier wieder zu sehen und gab als Ursache ihrer Reise die Krankheit einer nahen Verwandten an, die sie vor ihrem Ende noch zu sehen gewünscht habe. Der Vendeer Bauer, der sie führte, machte dabei ein so einfältiges Gesicht, daß dem Offizier das Schweigen der Herzogin, die er für die viel schüch-

fernere Ange-Marie hielt, nicht auffiel. So verlangte er zum Glück nicht, daß diese den Schleier lüften solle, und artig erbot er sich, den beiden jungen Damen eine Eskorte zur Sicherheit bis zu dem Schlosse ihres Onkels mitzugeben, ein Erbieten, das die Herzogin mit stummem Verneigen, Cecilie aber mit lauter Danksagung annahm.

So hatten denn die legitimistischen Bewohner des Schlosses die seltsame Überraschung, die längst erwartete Herzogin durch eine Sicherheitswache von Seiten ihrer Feinde bei sich eingeführt zu sehen.

Auch hier hielt sich die Herzogin nur eine einzige Nacht auf. Ihr Geschick war einmal ein ruheloses geworden. In jedem Augenblick konnte der verliebte Offizier zurückkehren, den Irrthum entdecken und sie festnehmen lassen; oder eine der vielen umherstreifenden Patrouillen, welche die Schlösser wie die Hütten bis in den entferntesten Winkel zu durchsuchen pflegten, konnte sie aufheben. Wer malt aber ihren Schreck, als sie am andern Morgen das Schloß an allen Eingängen mit Soldaten besetzt sah.

Der Abzug war schwierig und fast unmöglich. Es kam in diesem Augenblick der Neffe des Besitzers dieses Schlosses von der Höhe des Thurmes herab, auf welchem er die Umgegend beobachtet hatte. „Alles ist besetzt mit Soldaten," rief er, die Herzogin erblickend.

„Ew. Hoheit müssen sich verstecken; leider wüßte ich hier nur kein Plätzchen, das nicht diese verdammten Soldaten der Regierung schon durchstöbert hätten.“

„Sie sind es, Herr von Vezin,“ rief sie überrascht, indem sie Sylvestre erkannte; „aber es ist gut, daß ich Sie habe. Sie werden mich führen und sollten wir durch das Feuer eines ganzen Regimentes marschiren müssen.“

„Zum Glück,“ sprach Sylvestre, „war ich schlau genug, mich mit diesen Soldaten zu befreunden. Es gelang mir, das Losungswort zu erfahren.“

„Auch die Nacht wird uns helfen. Geben Sie mir die Kleidung einer kleinen Bäuerin und einen Tragkorb und nehmen Sie einen zweiten.“ Das geschah, und beide passirten als Boten, die Lebensmittel aus der Stadt holen sollten, früh Morgens noch vor Tagesanbruch die Reihe der Schildwachen. Sylvestre gab das Losungswort und die Herzogin beantwortete lachend im Vendeer Patois die galanten Scherzreden der Soldaten, die einer hübschen Magd einige Leichtfertigkeiten sagten, welche die Regentin von Frankreich nicht übel nehmen durfte.

Ihr nächster Zufluchtsort war eine Mühle und sodann ein Pachthof unweit Nantes.

In der Nacht vom 4. auf den 5. Juli kamen mehrere Gensd'armen, die auf der Brücke von James entwaffnet waren, in dasselbe Haus, um sich ein Obdach zu erbitten. Die Herzogin verlangte, daß man ihnen die Aufnahme nicht versage, da Menschlichkeit im Unglück auch am Feinde geübt werden müsse. Aber mitten unter diesen unaufhörlichen Beunruhigungen blieb sie besonnen, wie ein guter General in der Schlacht. Öfters erhielt sie Depeschen und ertheilte Befehle oder hielt Besprechungen mit einflußreichen Personen des Landes. Sie schien in der That überall und nirgends zu sein und sich selbst vervielfältigt zu haben, um alle Obliegenheiten ihrer gewagten Stellung erfüllen zu können.

Von hier aus sendete sie Sylvestre ab, der sie begleitet hatte, um die Vendeer von ihrem Aufenthalt in Kenntniß zu setzen und selbst sichere Kunde von den Ereignissen zu erhalten. Der junge Mann wurde indeß durch eine Kolonne abgeschnitten und fand erst spät in der Nacht Gelegenheit, zurückzukehren.

Er fand sie in einem Zustand von Aufregung, der ihr einen Fieberanfall zugezogen hatte. Dieser Zustand brachte sie aber an die Grenzen der Verzweiflung, als Sylvestre ihr verkündigen mußte, daß am Tage zuvor ein Gefecht Statt gefunden habe, dem sie nicht hatte beiwohnen können.

Am folgenden Tage brachte man einen schwer verwundeten Vendeer in dieses Haus, der bei dem Dorfe Chêne mitgefochten hatte. Die Herzogin selbst übernahm es, seine Wunde zu verbinden; doch als sie den Rockärmel vom geronnenen Blute in der Wunde festgeklebt sah, als der üble Geruch und die schwüle Wärme der von Menschen fast überfüllten Stube auf sie eindrangen, wurde ihr so unwohl, daß sie sich fortführen lassen mußte. Doch kaum hatte sie ein wenig Luft geschöpft, so rief sie: „nein, man soll nicht glauben, es fehle mir an Muth!" und damit kehrte sie zurück, und der Kraft ihres Willens gelang es abermals, die Schwäche ihres zarten Körpers zu überwinden, und mit Hülfe einer jungen Vendeerin vollendete sie den Verband.

Kaum war sie damit fertig, als man eine Patrouille bemerkte, die auf den Hof zu kam. Die Herzogin und ihr Begleiter sprangen zur Hinterthür hinaus und versteckten sich in der Eile in einem tiefen Graben. Zum Glück wurde sie nicht entdeckt.

An dem nämlichen Tage, wo bei dem Dorfe Chêne so unglücklich gefochten wurde, war das Schloß La Penissière Zeuge eines noch blutigern Kampfes.

Die Ereignisse dieses Kampfes sind selbst nach dem Bericht des feindlichen Generals so außerordentlich, daß

es kaum eine Waffenthat in der französischen Kriegsgeschichte giebt, welche mit dieser verglichen werden könnte.

Charles hatte sich keinen Augenblick länger, als es nöthig war, bei seiner geliebten Ange-Marie aufgehalten. Er wußte, daß am 6. Juni eine Versammlung der Chouans auf dem Schlosse la Penissière de la cour, anderthalb Lieues von Closson, Statt finden werde. Ihr Zweck war, Cugan und La Brussières zu überfallen und die dortige Nationalgarde zu entwaffnen. Um neun Uhr Morgens hatten etwa fünf und vierzig dieser entschlossenen Männer sich versammelt. Auch Charles traf hier ein, nach einer acht und vierzig stündigen Wanderung voll unglaublicher Gefahren und Mühseligkeiten. Es waren meistens junge Männer von gutem Herkommen, die mit dem Muth des Vendeers das Ehrgefühl des Edelmanns verbanden.

Hier hatte Charles die Überraschung, einen geliebten Bruder wieder zu finden, den er seit vielen Jahren nicht gesehen hatte; denn Reisen im Auslande, durch politische Verdächtigungen veranlaßt, hatten ihn fern gehalten.

Die Freude war unbeschreiblich, die Umarmung lebhaft; aber es war jetzt keine Zeit, solchen Gefühlen Raum zu geben; man sah eine Abtheilung von 45 Voltigeurs und zwei Gensd'armen heranrücken, um die Chouans aufzuheben, und beschloß, sich zu vertheidigen.

Beide Brüder wurden zu Anführern gewählt und der Kampf begann. Der Feind hatte noch zwei Mal Verstärkung an sich gezogen, zuerst 90 Mann und dann noch 40 Soldaten; er war also stark genug, um das Schloß von allen Seiten zugleich anzugreifen.

Zu schwach, die äußere Umfangsmauer in ihrer bedeutenden Ausdehnung zu vertheidigen, zogen sich die Vendeer in das Innere des Hauses zurück, dessen Eingänge sie von innen verrammelten.

Nun eröffneten sie aus den Fenstern des Erdgeschosses und aus den Fenstern des ersten Stocks ein so lebhaftes und sicher treffendes Gewehrfeuer, daß zweimalige Angriffe der Soldaten zurückgeschlagen wurden.

Seltsam klang das lustige Blasen von zwei Hornisten der Chouans aus dem obern und untern Fenster während des furchtbaren Kampfes. Es waren zwei Vendeer Bauern, die das Jagdhorn zu blasen gelernt hatten und durch keinen Kugelregen sich abhalten ließen, zu diesem entsetzlichen Todtentanz am offenen Fenster Musik zu machen.

Der Adjutant des neunundzwanzigsten Regiments, der diese Versammlung ausgekundschaftet hatte und den Angriff auf das Schloß leitete, gab jetzt Befehl zum dritten Angriff, während er auf der Rückseite des Schlosses, wohin keine Fenster sich öffneten, Leitern anlegen und das Dach ersteigen ließ. Durch dieses wurden nun

unbemerkt von den Belagerten brennbare Materialien auf den Boden des Hauses gebracht und diese wurden angezündet. Darauf zogen sich die königlichen Soldaten zurück und unmittelbar nachher stieg die Rauchsäule auf und helle Flammen schlugen durch die Sparren des Daches empor.

Die Soldaten erhoben ein Siegesgeschrei, und dadurch aufmerksam gemacht, entdeckten die Chouans den Brand auf dem Boden ihres Hauses, während die königlichen Truppen auf's neue heranrückten.

„Verlieren wir keine Zeit mit Löschversuchen!" rief Charles, „das Feuer pflegt schnell nach oben und langsam nach unten zu brennen — hier aber haben wir mehr zu thun, als gegen Flammen zu kämpfen."

So wurde auch dieser Angriff zurückgeschlagen, während die tapfern Hornbläser keinen Augenblick aufhörten, unter dem Prasseln der Flammen und Krachen der Gewehrsalven ihre lustigen Nationalmelodieen zu blasen.

In diesem Augenblick langte der Bataillonschef Gorge bei den feindlichen Soldaten an. Mit einem Blick hatte er die Lage der Chouans übersehen und befahl nun, auch die untern Räume des Hauses, aus welchen noch fortwährend geschossen wurde, in Brand zu setzen.

Soldaten und Sappeurs, mit einander wetteifernd, stürzten sich gegen das Schloß. Dieses Mal kamen

sie, unter furchtbarem Feuern aus allen Fenstern, bis an das Thor. Die bärtigen Sappeurs schickten sich an, die Thüren zu zertrümmern. Da befahl Charles, daß alle Chouans, die sich noch im untern Stock befänden, heraufkommen sollten, während andere die Bohlen der Decke, die den obern Fußboden bildeten, aufrissen. Kaum waren sie damit fertig, so krachten die Thorflügel des Einganges, von den Schlägen der Äxte zertrümmert. Nun drangen die Soldaten in dichten Haufen herein; aber während die Hälfte der Vendeer aus den Fenstern das Feuern fortsetzte, hatte die andere Hälfte durch die Öffnungen in der Decke ihre Feuerröhre auf die eindringenden Soldaten gerichtet und sie mit so mörderischen Gewehrsalven empfangen, daß die meisten auf dem Platze blieben; die andern aber verwundet zurückprallten. Die Chouans begleiteten diesen Rückzug mit verstärktem Hörnerschall und dem Rufe: „Es lebe Heinrich V.!"

Nun befahl der Bataillonskommandant, während die Flammen noch zwischen den zusammenbrechenden Balken des Daches hervorschlugen, auch die unteren Räume des Hauses mit brennbaren Materialien zu füllen und anzuzünden. Das geschah, indem die von allen Seiten heranstürmenden Soldaten trockenes Holz, Reisig und Stroh, nebst brennenden Fackeln, durch die offenen Fenster des untern Geschosses und die einge-

schlagene Thür des Hauses hineinwarfen, und nach wenigen Minuten prasselten die Flammen empor und wütheten über ihrem Haupte, wie unter ihren Füßen.

Nun schien es unmöglich, daß dieser kleine Haufen tapferer Männer noch dem Tode entrinnen könne. Ihr ununterbrochenes Gewehrfeuer und das furchtbare Hornblasen schien der letzte Ausbruch der Verzweiflung zu sein.

Ihre Lage war in der That schauderhaft. Die Flammen ergriffen die Balken, worauf sie standen und Rauch erfüllte die Gemächer, in denen sie athmen sollten und wirbelte zu den Fenstern hinaus, die noch immer als Schießscharten gebraucht wurden, um mit derselben Sicherheit im Treffen und Schnelligkeit im Laden jedem Nahenden von den Soldaten den Tod zu bringen. Nun schien die Besatzung keine Wahl mehr zu haben, als zwischen den verschiedenen Todesarten: von den Flammen verzehrt, vom einstürzenden Gebälk erschlagen, vom Rauch erstickt oder von den Soldaten der Regierung erschossen zu werden.

Unter diesen Umständen war ein verzweifelter Entschluß gerechtfertigt. Um Einige zu retten, mußten Andere sich opfern. Während die Masse einen Ausfall machte, um sich durchzuschlagen, mußten Zurückbleibende durch lebhaftes Gewehrfeuer aus den Fenstern diesen Rückzug decken. Alle Berathungen über diesen Gegen-

stand geschahen mitten unter prasselnden Flammen und krachenden Schüssen mit einer Besonnenheit, wie im ruhigsten Berathschlagungssaale. Charles erklärte, daß er bleiben werde und forderte Freiwillige auf, sich mit ihm dem gewissen Tode zu weihen. Sogleich traten acht Mann auf seine Seite. Charles jüngerer Bruder versuchte auf alle Weise, ihn zu bewegen, als der Erbe der Familiengüter und die Stütze des Hauses, sein Leben zu retten und ihm das Kommando im Schloß zu überlassen.

„Wenn ich falle," sprach Charles, „so wirst Du der Stammerbe unseres Hauses werden und mir, als dem Ältesten, gebührt es, ein Beispiel von Muth und Hingebung zu geben, das unsrer großen Ahnen würdig ist."

„Um Dich wird eine Geliebte sich zu Tode grämen," sprach François, so hieß der Bruder des jungen Helden.

„Sie würde mich verachten," entgegnete Charles, „hätte ich nicht den Muth, mich für die Sache ihrer zweiten Mutter zu opfern. Doch die Zeit drängt; ich bleibe! Nun durchbrecht die Mauern und beschleunigt den Ausfall. Habt Ihr jenes Gebüsch dort erreicht, so seid Ihr gerettet; Gott aber wird unsern Seelen gnädig sein."

Unterdeß hatten die Chouans die untere Wand des Hauses nach der Seite des Waldes hin, wo keine Fenster hinauslagen, durchbrochen, während jene acht Schützen, von einem Fenster zum andern springend, ein so lebhaftes Gewehrfeuer unterhielten, daß die Belagerer noch immer glauben mußten, es sei noch die ganze Besatzung, die sich vertheidige. Als nun das Loch in der Wand genug erweitert war, umarmten sich beide Brüder und trennten sich, nach kurzem Wiedersehen, für immer. François stellte sich an die Spitze der Besatzung, die in guter Ordnung durch jene Maueröffnung das brennende Haus verließ. Noch war ein ziemlich weiter Raum des Gartens bis zur Hecke und dem dahinter liegenden Walde zu durchschreiten, ehe sie in Sicherheit waren. Der Hornist an der Spitze blies wie toll. Alle im raschen Lauf, um sich schießend und schlagend, empfingen die volle Salve der überall aufgestellten Soldaten und Mehrere wurden getödtet. Den braven François traf eine Kugel tödtlich dicht vor der ersehnten Hecke, die ihn gerettet haben würde. Ehe er starb, sah er noch die Rettung seiner Kameraden. Der tapfere Hornist war schon von drei Kugeln getroffen, aber er hörte nicht auf zu blasen, als mit dem letzten Athemzuge am Saum des nahen Waldes. Die übrigen Chouans waren im Gebüsch verschwunden und aus den

Fenstern wurde die Vertheidigung immer schwächer; endlich hörte das Schießen dort ganz auf.

Der Abend dämmerte schon, als das Feuern der Belagerten nachließ.

„Die entgehen ihrem Schicksal nicht," sprach der Anführer der Feinde. „Aber lassen wir jetzt die Flammen das Strafgericht dieser Rebellen vollenden. Wir wollen unsere Hände nicht mit dem Blut dieser Tapfern beflecken; Gott wird sie richten."

Aber Gott war ihnen gnädig; doch erst nach schweren Prüfungen.

Die Lage der im Schlosse zurückgebliebenen acht Männer wurde mit jedem Augenblick fürchterlicher. Der Boden unter ihren Füßen brannte, wie die Decke über ihrem Kopfe, die brennenden Balken krachten und droheten, auf sie zusammenzustürzen oder mit ihnen in die Tiefe niederzubrechen. Die Chouans zogen sich in eine Mauernische zurück, wo sie wenigstens gegen diese Art des Todes gesichert waren, wenn auch der Widerschein der Glut oder der dicke Qualm sie zu ersticken drohte. Plötzlich brachen das Dach und das Gebälk im Innern des Hauses zusammen und höher schlugen die Flammen empor durch die leeren Fensterhöhlen. Da erhoben die Soldaten draußen ein Siegesgeschrei, indem sie Alle für erschlagen hielten.

Als die Chouans merkten, daß die Soldaten der Regierung sie für todt hielten, blieben sie still und unbeweglich in ihrem Versteck.

Wie nun endlich die Nacht hereinbrach, zogen sich die Soldaten zurück, mit der natürlichen Scheu vor einer Brandstätte, die Freund und Feind zugleich verzehrte. Doch die acht Männer, die man für zerschmettert und verbrannt hielt, wagten sich im Dunkeln hervor aus ihrem Versteck, schlüpften durch die Maueröffnung nach der Gartenseite zu und erreichten, auf dem Boden fortkriechend, ungefährdet jene Hecke, durch welche sich ihre Kameraden gerettet hatten, und bald waren auch sie unbemerkt entkommen.

Nun war auf dem Kampfplatze, der noch kurz vorher so geräuschvoll gewesen war, keine Spur von Leben mehr zu finden. Tiefes Schweigen herrschte rings um die noch rauchenden Trümmern und wenn die Flamme noch einmal in die dunkle Nacht hinaufzüngelte, so beschien sie blutende und halbverbrannte Leichen, und der Brandgeruch von diesem Menschenopfer scheuchte jedes lebende Wesen von hinnen und lockte nur Raben und Geier an, die, sobald der Morgen graute, die noch rauchende Brandstätte umschwärmten.

Es hatte sich ziemlich allgemein das Gerücht verbreitet, die Herzogin von Berry habe unter den Trümmern des Schlosses von la Penissière ihr Grab gefunden. Selbst mehrere Zeitungen meldeten ihren Tod, den ihre Freunde, wenn auch nur auf kurze Zeit, betrauerten.

Die Herzogin von Berry befand sich jedoch lebend, aber in einer Lage und Seelenstimmung, für die der Tod in diesem Augenblick eine Wohlthat gewesen wäre.

Sie war noch zeitig genug auf dem Kampfplatz erschienen, um mehreren Versammlungen der Vendeer beiwohnen zu können; aber überall waren die Versammlungen nur schwach gewesen und ihre geringe Zahl hatte ihnen den Muth benommen. Es war eben jene unglückliche Spaltung in den Meinungen ihrer Anhänger, welche jede großartige Kraftentwickelung unmöglich machte. Während ein Theil dafür hielt, daß es noch zu früh sei, loszuschlagen, fühlte der andere Theil sich nicht stark genug zum Handeln. So gingen viele Volksversammlungen, von denen sich die Herzogin große Wirkung versprochen hatte, wieder aus einander, weil sie zu sparsam besucht waren.

Wir dürfen auch nicht verkennen, daß die Wachsamkeit der Regierung, deren Truppen und Gensd'armen überall vertheilt waren, alle nur einigermaßen vorsichtige Hausväter zurückhielt, sich zu kompromittiren.

Die meisten wollten erst Erfolge sehen, ehe sie sich entschieden, und eben diese Unentschlossenheit machte jeden Erfolg unmöglich.

Eine Menge kleiner Gefechte hatten alle dieselbe Wirkung, die ohnehin schwache Parthei der Herzogin noch mehr zu schwächen.

Die Herzogin selbst, die so lange guten Muth gehabt hatte, verlor endlich die Hoffnung, eine allgemeine Volkserhebung bewirken zu können. Es war schmerzlich, Hoffnungen aufgeben zu müssen, die mit allen ihren schönen Illusionen sie nach Frankreich gelockt hatten; allein die Macht der Wahrheit war stärker als die der Phantasie. Bei so überwältigenden Beweisen der Unmöglichkeit, zu siegen, hätte auch der stärkste Muth sinken müssen.

Es kam noch hinzu, daß endlich auch der zart organisirte Körper der Herzogin den Leiden des Gemüths und den fortwährenden Anstrengungen erlag, welche auch einen Körper von Eisen aufgezehrt haben würden.

Die Nächte ohne Schlaf, die Tage ohne Sicherheit, das beständige Hin- und Herziehen, dieses umherirrende Dasein, dieses ängstigende Eilen von einem Schlupfwinkel zum andern, die anstrengenden Märsche, beinahe immer in dunkler Nacht, oft zu Fuß und nur selten zu Pferde, niemals im Wagen, und das Alles auf ungangbaren Wegen, durch Moräste, über Felder,

die von Hecken durchschnitten waren, welche man durchschlüpfen oder über welche man springen mußte, oder durch Weingärten, welche die Füße der Reisenden mit einem Netz von Schlingpflanzen umgarnten: so viel Anstrengungen mußten wohl endlich die Kräfte der Herzogin völlig aufreiben.

Es waren nur die Straßen ihr geblieben, die den Soldaten zu schlecht waren, um sie zu passiren — jene tiefen Hohlwege voller Schlamm und Steine, welche die Truppen der Regierung gern umgingen, um nicht ihre krapprothen Beinkleider zu beschmutzen, welche die Soldaten des Königs der Franzosen tragen.

Doch in allen diesen harten Prüfungen bewahrte sie jene Heiterkeit und Gemüthsstärke, die auch das schwerste Unglück leichter tragen hilft. Wenn Alles sie niederschlug, so belebte sie wieder das wohlthuende Gefühl von Liebe und Anhänglichkeit, das ihr von allen Seiten entgegenkam.

Der Vendeer zeigt Energie in seinem Haß, wie in seiner Liebe. Diese Ergebenheit machte das Volk erfinderisch in den Vorsichtsmaßregeln, die es für die Sicherheit der Prinzessin traf. Wie oft geschah es, daß die Bauern, welche die Prinzessin auf einem Nachtmarsch begleitet hatten, mit Tagesanbruch zurückkehrten, um den Abdruck ihres kleinen, zierlichen Fußes im feuchten Sande oder auf dem weichen Boden auszulöschen, der

ihre Gegenwart verrathen haben würde. Die Polizei mit ihren besoldeten Spionen vermochte nichts gegen diese Wachsamkeit der Volksliebe. Die Vendeer betrachteten die Herzogin, die ganz unter ihnen lebte und alle ihre Gewohnheiten mitmachte, als eine der Ihrigen. Vergebens verhieß die Regierung große Belohnungen für den Verrath ihres Aufenthaltes und vertheilte ihr Signalement; allein unter der ganzen Bevölkerung dieser Provinz, die um das Geheimniß ihres Asyls wußte, war auch nicht Ein Arm, der sich erhoben hätte, um sie zu ergreifen, nicht Eine Stimme, die sie verrathen haben würde.

Indeß konnte das Leben der Herzogin, wie sie es jetzt führte, nicht länger mehr dauern, wenn sie nicht völlig den übermenschlichen Anstrengungen erliegen sollte. Man beschloß deswegen, eine sichere Zufluchtsstätte für sie zu suchen, wo sie sich erholen konnte, bis eine günstige Gelegenheit sie entweder auf den Kampfplatz zurückrufen, oder ihr die Mittel zur Entfernung aus Frankreich geben würde.

Man war zu einem solchen Zaudern um so mehr gezwungen, als in Paris sich Dinge ereignet hatten, welche die Kraft der Regierung noch verdoppelten.

Wir wollen uns indeß nicht damit aufhalten, die politische Geschichte der Regierung Louis Philipps zu schreiben, sondern die große Katastrophe erzählen, der die Herzogin von Berry unaufhaltsam entgegen ging.

Zweiundzwanzigste Abtheilung.

Nantes. — Wanderung in der Kleidung von Bauermädchen dorthin. — Der bekannte Offizier. — Die Obsthökerin. — Das Plakat, das den Belagerungszustand erklärt. — Das Haus der Demoiselles Duguigny. — Thätigkeit der Herzogin. — Verlegung der Regierung. — Deutz Bestechung. — Cholera. — Präfekt Dübois. — Deutz, unter dem Namen Hyazinth, in Nantes. — Dessen Bemühungen, den Aufenthalt der Herzogin zu erforschen. — Militärkommandant Graf d'Erlon. — 1200 Mann Militär werden aufgestellt, um eine kleine Frau zu verhaften. — Gesellschaft im Schlafzimmer. — Flucht in das Versteck. — Visitation. — Feuer im Kamin. — Furchtbare Lage der Eingesperrten. — Nochmalige Gluth der Kaminplatte. — Benehmen und Erlebnisse der Übrigen. — Entdeckung der Herzogin. — Ihre Abführung nach Blaye. — Ende.

Lange hatte man geschwankt in der Wahl des Orts, den man für die Sicherheit der Herzogin am angemessensten hielt.

Endlich wurde Nantes gewählt. Der größte Theil der Bevölkerung in dieser Stadt war durchaus nicht günstig für sie gestimmt. Aus diesem Grunde aber durfte man hoffen, daß die Regierung ihre Aufmerksamkeit weniger auf diesen Punkt richten würde. Es blieb

also nur noch übrig, Mittel aufzufinden, sie unbemerkt in diese Stadt zu bringen. Es mußten bis dahin noch drei Wegestunden in einer offenen Gegend, die von Soldaten belebt war, zurückgelegt werden. Man hielt deshalb eine lange Berathung, zu welcher die Herzogin kam.

„Meine Freunde," sprach sie, „ersparen Sie sich jede weitere Überlegung. Mein Entschluß ist gefaßt. Ich werde als Bäuerin verkleidet in die Stadt gehen und nur eine Person, die mir lieb und werth ist, soll mich begleiten." Sie warf dabei ihren Blick auf ein schönes junges Mädchen, das nicht von ihrer Seite gewichen war und sich jetzt dankbar und liebevoll ihr anschmiegte — es war Cecilie, deren Klugheit und Gewandtheit ihr schon in mehr als einer Verlegenheit von großem Nutzen gewesen war.

Gleich am folgenden Morgen setzte sie ihren Plan in's Werk. Der Zufall wollte zum Glück, daß es gerade Markttag in Nantes war; daher war die offene Landstraße, welche sie verfolgte, voller Weiber vom Lande, die mit Körben zur Stadt gingen. Dadurch eben verminderte sich die Aufmerksamkeit der Polizei und des Militärs, welche Beide sonst bestimmt angehalten haben würden.

Es war sechs Uhr Morgens, als die Herzogin mit ihrer lieben kleinen Cecilie, Beide als Bauermädchen verkleidet, mit Körben auf den Köpfen, jenes kleine Haus

verließ, worin sie sich in der letzten Zeit verborgen aufgehalten hatte.

Nachdem Beide eine Stunde gegangen waren, fühlte die Herzogin, daß ihre Füße schmerzten und bluteten von den groben Strümpfen und den mit Stroh ausgestopften Holzschuhen, worin sie nach der Landessitte gehen mußten, um sich nicht zu verrathen. Indeß, ihren Schmerz überwindend, setzte sie noch eine Zeitlang ihren Weg fort; doch war es ihr unmöglich, in der schweren Fußbekleidung noch einen Schritt weiter zu gehen. Sie setzte sich daher an einen Graben und zog Schuhe und Strümpfe aus; dann ging sie munter weiter in nackten Füßen.

Doch gewohnt, aufmerksam die Vorübergehenden zu beobachten, bemerkte sie, daß ihre kleinen weißen Füße, im Widerspruch gegen ihre von der Sonne gebräunten Gesichtszüge, den Bäuerinnen, die nach Nantes zu Markte gingen, auffielen, und sogleich trat sie seitwärts an einen Moorgrund, um durch die dort aufgefundene braune Erde die letzte Spur des vornehmen Lebens einer Prinzessin zu vertilgen.

Die Herzogin hatte sich an die Tracht und das Wesen der Bäuerinnen dieser Gegend gewöhnt und spielte ihre Rolle vortrefflich. Unter den vielen Landleuten, die vorübergingen und nicht selten mit ihre plauderten, kam nicht Einer auf den Gedanken, daß dieses Kleid von

grober Wolle eine Prinzessin von Frankreich bedecke, die als Regentin-Mutter Heinrichs V. das Land durchzog.

Endlich erblickten sie die Thore von Nantes. Die Herzogin glaubte schon aller Gefahr entronnen zu sein, und dachte nur noch darauf, ihre Schuhe und Strümpfe wieder anzuziehen, da das rauhe Pflaster der Straßen es ihr unmöglich machen mußte, auf bloßen Füßen zu gehen. Die vorübergehenden Bäuerinnen, die sie am Graben sitzend damit beschäftigt sahen, belobten sie wegen ihrer Sparsamkeit, indem sie auf diese Weise auf dem Markte Staat machen könne, ohne ihre Schuhe und Strümpfe auf dem Wege zu verderben. Aber auf der Brücke Pyrmile kam der Herzogin plötzlich ein Detaschement Militär entgegen, das von einem ehemaligen Gardeoffizier kommandirt wurde. Ihr Schreck war nicht gering, denn sie erkannte ihn noch von der Zeit her, als er den Dienst im Schlosse der Tuilerien hatte. — „Ich bin überzeugt," sagte sie später zu ihren Vertrauten, „der Offizier, der das Detaschement kommandirte, hat mich erkannt; denn er sah mich scharf an und wechselte die Farbe. Ist das der Fall und sollte ich einst noch glücklich werden, so wird er sehen, daß Karoline von Frankreich noch wissen wird, welche Schulden die Karoline der Vendee zu tilgen hat."

Schon waren die Herzogin und Cecilie bis zum Bouffai gelangt, als sich die erstere sanft auf die Schulter

geklopft fühlte. Rasch und nicht ohne Besorgniß drehete sie sich um. Es war eine alte Frau, die ihren Korb auf den Boden gestellt und nicht Kraft genug hatte, ihn wieder auf den Kopf zu heben.

„Kinder," sprach sie freundlich, „helft mir ein wenig; ich werde Euch auch Jeder einen Apfel für Eure Mühe schenken."

Die Herzogin ergriff den einen Henkel und ihre Begleiterin den andern, und so hoben sie Beide der Alten den Korb auf den Kopf. Die Frau schien aber ihr Versprechen vergessen zu haben und wollte sich mit einem „Gotteslohn!" entfernen; die Herzogin aber ergriff sie beim Arm und fragte: „Nun, Mutter, wie steht es mit meinem Apfel?" Da gab ihr die Bauerfrau einen, und die Prinzessin war eben beschäftigt, ihn mit dem größesten Appetit zu verspeisen, als sie einen Maueranschlag erblickte, der mit großen Buchstaben das Wort: „Belagerungszustand" enthielt.

Cecilie bat sie inständigst, sich nicht aufzuhalten, da jede Minute Verzug Gefahr bringen könne.

„Ei, mein Kind," antwortete sie, „aber diese Sache geht mich nahe an!" Und nun trat sie näher an die Mauer und las den Anschlag des Ministeriums, welches die Departements der Vendee, Maine und Loire und andere in den Belagerungszustand erklärte. Die Herzogin las aufmerksam diesen Anschlag, ohne ein

Zeichen von Besorgniß zu verrathen, und dann erst setzte sie ihren Weg weiter fort.

Nach wenigen Minuten hatte sie das Haus, in welchem sie erwartet wurde, erreicht. Hier legte sie ihre ganz mit Staub bedeckte Bauerkleidung ab, die man jetzt noch in ihrem Familienarchive, zum Andenken an diese Begebenheit, aufbewahrt.

Nicht lange nachher begab sie sich zu den beiden Fräuleins Duguigny, die in der obern Schloßstraße wohnten. Dort sollte sie eine mit Sorgfalt vorbereitete Zufluchtsstätte finden, die sie bezog in der Hoffnung auf eine freundlichere Wendung des Geschickes.

Das Haus, in welchem die Herzogin gastliche Aufnahme gefunden hatte, war im höchsten Theile der Stadt gelegen. Von dessen Fenstern aus, besonders im obern Stocke, genoß man eine reizende Aussicht über die Gärten des Schlosses, den Lauf der Loire und die blumenreichen Wiesen, welche ihre Wellen bespülten.

Das Zimmer der Herzogin war eine Mansarde im dritten Stock; man hatte es gewählt, weil dort ein Versteck angebracht war, das noch vom Jahre 1793 herrührte, aus einer Zeit, als Nantes dem gräßlichsten Blutvergießen der revolutionären Anarchie preisgegeben war.

Dieses alte Asyl für Geächtete bestand aus einem Winkel, der von dem Kamin gebildet wurde, dessen

Platte den Zugang zu dem Versteck in der Feuermauer bildete und sich durch den Druck einer Feder öffnen ließ. Dieser Zufluchtsort hatte damals mehreren bedeutenden Royalisten das Leben gerettet und so hoffte man auch gleich gute Dienste davon für die Mutter des legitimen Thronfolgers. Wir werden später Gelegenheit haben, dieses Asyl näher zu beschreiben. In der Familie war die Existenz desselben stets als ein Familiengeheimniß betrachtet, das nicht einmal dem Dienstpersonale bekannt werden dürfe. Wir werden sehen, wie weit auch der sicherste Zufluchtsort gegen Verrath und unglückliche Zufälligkeiten zu schützen vermag.

Wir haben gesehen, wie dies thätige Leben der Herzogin in der Vendee eine beständige Kette von Bewegung und Abenteuern war. Ihr jetziges Leben war nicht minder beschäftigt. Obgleich zur äußern Ruhe verurtheilt und gleichsam eine Gefangene der Verhältnisse und ihres eigenen Willens, so war sie doch keineswegs unthätig. Sie hatte den Kriegsschauplatz verlassen und warf sich wieder auf die Diplomatie. Obgleich kränklich und überreizt, schlaflos und in beständiger Aufregung, ihr die unbedingte Ruhe wohlthätiger gewesen wäre, so schrieb sie von hier aus zahlreiche Briefe an ihre Freunde des In- und Auslandes, empfing Depeschen von allen Seiten, las die bedeutendsten Zeitungen und überwachte die politischen Interessen der legitimen Ansprüche ihres

Sohnes. Sie zweifelte nicht, daß ein allgemeiner Krieg im Anzuge sei, und daß alsdann alle legitimen Monarchen Europa's die Interessen der ältern Linie der Bourbons würden vertreten müssen. Sie forderte ihre Freunde auf, beim ersten Kanonenschuß am Rhein die weiße Fahne aufzustecken. Der Angriff Frankreichs auf die Citadelle von Antwerpen, mitten im Frieden, schien ihr ein Attentat zu sein, das Louis Philipp vom Thron stoßen müsse.

So bildet sich der Unglückliche in der Einsamkeit stets ein neues System von Hoffnungen, das aus eben so vielen Täuschungen zusammengesetzt ist, als es Grundlagen enthält; denn er wird der Welt entfremdet und betrachtet ihre Verhältnisse nur noch durch die Brille seiner eigenen Selbsttäuschungen.

Um sich einen Begriff zu machen von der rastlosen Thätigkeit, der sich die Herzogin in diesem Versteck überließ, so erwähnen wir nur, daß die Zahl der Briefe, die sie von hier aus schrieb, sich über neunhundert belief. Wenn ein Kourier oft zwanzig bis dreißig Briefe mitzunehmen hatte, so arbeitete sie Tag und Nacht, und die wasserhelle sympathetische Dinte, der sie sich dabei bediente, die nur im Widerschein des Lichts von ihr beim Schreiben gesehen werden konnte, so lange die Zeilen noch naß waren, griff ihre Augen furchtbar an. Dabei bediente sie sich an vierundzwanzig verschiedener

Chiffern, die sie mit der größesten Geläufigkeit schrieb und dechiffrirte.

Wie oft sehnte sie sich wieder hinaus in die freie Bewegung der Gefahren, denen sie kaum entgangen war. Ihre Phantasie verirrte sich oft in's Ungeheuere und raubte ihr so die Ruhe, deren sie so sehr bedurfte. Ihre Gedanken durchschweiften die Vendee, ganz Frankreich und halb Europa, und dabei war ihr Körper in einen Raum von wenigen Quadratfuß eingeschlossen. Sie empfand unendliche Qualen der Seele, weil es ihr an wohlthuender Zerstreuung fehlte, und Mangel an freier Bewegung machte sie erst eingebildet, dann wirklich krank.

Nur das Andenken an ihren Sohn Heinrich und an ihre Tochter hielt sie aufrecht in allen Prüfungen, die sie jetzt betrafen. Sie war überzeugt, daß, wie auch immer die Politik der Kabinette und die Meinung der Welt, die ihr Urtheil durch die Erfolge bestimmen lassen, ihr Unternehmen verdammen würden, doch ihre mütterliche Liebe, die der Beweggrund ihrer Handlungen gewesen war, in den Herzen ihrer Kinder ihr angerechnet werden würde.

„Und wenn der Feldzug," sprach sie, „noch so unglücklich ausgefallen ist, so hat er doch das eine gute Resultat gehabt, daß nunmehr die Welt erkannt hat, wer der wahre Repräsentant der Rechte der durch die Revolution von 1830 vom Throne verdrängten Familie ist."

Dieser Gedanke bildete den traurigen Trost der unglücklichen Fürstin und Hoffnungen auf die Zukunft waren die Luftschlösser, womit sie sich in ihrer Zurückgezogenheit unterhielt.

Ihr Aufenthalt zu Nantes hatte fünf Monate gedauert. Es ist zum Erstaunen, daß das Geheimniß nicht früher errathen oder verrathen wurde. Die Vendee war seit ihrem Verschwinden beruhigt; aber die Regierung war nicht ohne Sorgen für die Zukunft.

In keinem Theil von Europa hatte man sie wieder gesehen; sie mußte also noch in Frankreich sich befinden; aber alle Nachforschungen in der ganzen Vendee waren vergebens; so kam das Ministerium zu Paris endlich auf den Gedanken, daß sie sich in Nantes befinden müsse, diesem Mittelpunkt der im Aufstande befindlich gewesenen Provinzen.

Aber diese Wahrscheinlichkeit brachte die Sache nicht weiter. Die französische Polizei gehört zu der gewandtesten in der Welt, die an Erfolgen um so viel reicher ist, als die anderer Länder, weil sie sich jedes Mittels bedient und vor keinem, sei es auch noch so unmoralisch, zurückschreckt.

So hatte man unter den Royalisten durch Bestechungen Verräther zu finden gesucht; allein zur Ehre

von Frankreich sei es gesagt: Kein Franzose ließ sich zu einem so ehrlosen Dienst erkaufen.

Um diese Zeit war aber der getaufte Jude Deutz aus Portugal zurückgekehrt. Er hatte für die Royalisten in Frankreich mehrere wichtige Briefe bei sich und namentlich einige für die Herzogin von Berry. Dadurch hatte Deutz erfahren, daß sie sich in Nantes aufhielt. Ein gewisser Düval war für die Präfektur von Nantes bestimmt. Er war einer jener rauhen Beamten aus der Schule des Kaiserreichs, die gewohnt sind, den Willen ihres Herrn durch jedes ihnen zu Gebot stehende Mittel durchzusetzen. Er kannte zufällig den Convertiten Deutz und dessen Beziehungen zu den Royalisten, und beschloß, diesen schlauen und habsüchtigen Mann durch Bestechung zu vermögen, ihm das Geheimniß des Aufenthalts der Herzogin zu verrathen. Allein Deutz war schlauer, als der rauhe Beamte und erkannte in dessen ungeschickten Anträgen nur die Wichtigkeit, welche die Regierung auf diese Entdeckung setzte. Er wollte daher mit einem Beamten zweiten Ranges nicht unterhandeln, sondern beschloß, sein kostbares Geheimniß theuer zu verkaufen und sich seine Schande so hoch als möglich bezahlen zu lassen. Er wendete sich deshalb unmittelbar an das Ministerium und bald hatten sich der kleine Thiers und

der große getaufte Jude, der eine so wichtige Person geworden war, mit einander verständigt.

Maurice Düval erhielt am 18. Oktober die Präfektur des Departements der Niederloire; Thiers war Minister des Innern geworden und Deutz war der Mann, der beide in diesen Posten befestigen sollte, indem er ihnen Gelegenheit gab, die Herzogin von Berry zu verhaften.

Die Herzogin von Berry war indeß in Nantes von einer andern Gefahr bedrohet. Ihr Aufenthalt dort war schon durch manchen Schrecken verbittert. Sie pflegte, wenn Alles ruhig war, in den zweiten Stock herabzusteigen, um ihre Mahlzeit mit den beiden liebenswürdigen Fräulein Duguigny, deren Gastfreundschaft sie genoß, und andern legitimistischen Damen einzunehmen. Mehrere Male wurde die Herzogin bei dieser Gelegenheit durch falschen Lärm aufgeschreckt. So oft man eine Uniform auf das Haus zukommen sah, gab ein Glockenzug, welcher vom Hausflur in das Zimmer hinaufreichte, das Zeichen zum Verstecken.

Doch bald kamen noch größere Gefahren dazu. Die Cholera, die sich über einen so großen Theil von Europa verbreitet hatte, war auch in Nantes ausgebrochen. Jeden Morgen sah sie die schwarzen Leichenwagen ohne Begleitung vor ihrem Fenster vorüber fahren,

welche die nächtlichen Opfer jener furchtbaren Krankheit zur Ruhe brachten. Endlich fühlte sich auch die Herzogin von den Symptomen dieser furchtbaren Krankheit ergriffen und der Tod nahte sich ihr in der furchtbarsten Gestalt.

Doch der Himmel hatte ihr ein anderes Geschick aufgespart. Sie genas von ihrer Krankheit, um durch einen Judas Ischarioth verrathen zu werden.

Einige Tage vor dem Eintreffen des neuen Präfekten erschien ein Fremder in Nantes, der sich Hyacinth nannte. Dieser Fremde war der getaufte Jude Hyacinth Simon Deutz aus Köln.

Der Minister des Innern hatte ihm einen Polizeikommissair, Namens Joly, beigegeben; denn einem Verräther ist nie zu trauen.

Sobald Deutz in Nantes angelangt war, hatte er der Herzogin anzeigen lassen, daß er ihr wichtige, mündliche Mittheilungen von ihren Verwandten aus Portugal zu machen habe. Die Herzogin selbst war ohne Argwohn. Deutz hatte ihr einige Sendungen mit Klugheit und Verschwiegenheit ausgeführt. Er stand mit mehreren einflußreichen Personen in Verbindung und war ihr ja früher vom Pabste selbst empfohlen. Zudem hatte die Herzogin durch ihren Aufenthalt in der Vendee verlernt, zu glauben, daß es noch Verräther in der Welt geben könne.

Doch hatte die Ernennung des Herrn Düval zum Präfekten in den Umgebungen der Herzogin neue Besorgnisse erregt. Man hegte kein Mißtrauen gegen seine Person; aber man fürchtete, daß irgend ein Mauchard der Polizei seinen Namen angenommen haben möge, um das Geheimniß zu erforschen. Man gab daher zur Antwort, daß er die angeblichen Depeschen, die er der Herzogin zu übergeben habe, bei einem Dritten deponiren möge; alsdann würde man sich entscheiden, ob der Überbringer Anspruch habe, der Herzogin persönlich vorgestellt zu werden.

Nach einiger Weigerung entschloß er sich dazu; denn es gab kein anderes Mittel, ihr Versteck zu erforschen, als daß er ihr unbedingtes Vertrauen einzuflößen suchte. Durch diese Papiere überzeugte man sich, daß es wirklich Deutz sei, der die Herzogin zu sprechen wünsche. Er hatte hinzugefügt, daß er noch mündliche Aufträge habe, die er nur persönlich der Herzogin mittheilen dürfe.

So wurde er denn am letzten Oktober bei den Fräulein Duguigny eingeführt. War auch die Herzogin für ihre Person ohne Mißtrauen, so hatten doch ihre Umgebungen es so eingerichtet, daß Deutz glauben mußte, sie wohne nicht in dem Hause, worin er sie sprach. Man führte ihn in einen Salon, worin auch bald die Herzogin eintrat, aber so gekleidet, als habe sie eben das

Haus erst betreten, nur um Deutz zu sprechen. Nach einer kurzen Unterhaltung schöpfte sie schon einigen Verdacht, indem sie aus einer gewissen Befangenheit und so manchen Symptomen, die das feine Gefühl bald erkennt, sein böses Gewissen ahnete. Sie verdoppelte daher ihre Vorsicht und stand auf, um den Salon zu verlassen; doch, als ob sie sich eines Bessern besinne, blieb sie noch und sagte: „es wird doch angemessen sein, wenn Sie erst fortgehen; man darf uns nicht beisammen erblicken."

So mußte sich Deutz zurückziehen, ohne zu wissen, wo sie wohnte. Er war in Verzweiflung, diesen Streich mißlungen zu sehen; denn er war fest überzeugt, die Herzogin wohne nicht in diesem Hause. Aber wo? wie sollte er sein Versprechen erfüllen? wie den Handel richtig machen? Er konnte dem Präfekten bloß eine Ungewißheit mittheilen. Auch dieser befand sich darüber in der äußersten Verlegenheit. Sollte er Nachsuchung in dem Hause der Fräulein Duguigny anstellen lassen? Aber wenn die Herzogin sich dort nicht befand, mußte ihr dann nicht Deutz Verrätherei klar werden? mußte man sich dadurch nicht selbst des Mittels berauben, ihren Aufenthalt zu erforschen? würde damit nicht der ganze Plan vereitelt werden und die an die Regierung schon verkaufte Gefangene jeder Nachforschung entschlüpfen?

Nach langer Berathung entschied man, Deutz müsse um jeden Preis Alles versuchen, zu einer zweiten Unterredung mit der Herzogin zugelassen zu werden.

Das Mittel, dessen er sich dazu bediente, war niederträchtig. Er machte gewissermaßen den Namen Gottes zum Theilnehmer seines Verbrechens. Er konnte nur den Verrath vollenden, indem er die Heiligkeit der Religion mißbrauchte.

Es lebte zu Nantes eine Nonne, die ganz das Vertrauen der Herzogin besaß. Sie war eine ungemein fromme und gottesfürchtige Person. Deutz, der vom Pabste und so vielen Prälaten empfohlen war und im Verkehr mit Mönchen und Jesuiten es gelernt hatte, die Maske der Frömmigkeit und christlichen Demuth vorzunehmen, wußte bald dadurch sich bei der guten Nonne einzuführen und sie zu überzeugen, daß er der gottesfürchtigste Mensch auf Erden sei und in der That der Herzogin die wichtigsten, geheimen Mittheilungen zu machen habe. Er sagte ihr, daß die Gemüthsbewegung, welche ihn bei dem Anblick der unglücklichen Fürstin ergriffen habe, es ihm unmöglich gemacht hätte, ihr sogleich in der ersten Audienz das Geheimniß mitzutheilen.

Die Nonne, wohlwollend und ohne Menschenkenntniß, hielt ihn für aufrichtig und tugendhaft, und that

Schritte, um die Herzogin zu bewegen, ihm zum zweiten Male den Zutritt zu gestatten.

Die nähern Umgebungen der Herzogin hatten ihr dagegen die dringendsten Vorstellungen gemacht und die Herzogin hatte nachgegeben, Deutz die abermalige Erlaubniß, vor ihr zu erscheinen, zu versagen, obwohl sie ihm nicht mißtraute, sondern nur, weil sie fürchtete, daß die Schritte dieses Mannes, als eines Fremden, leicht von der Polizei beobachtet werden könnten und daß dadurch die Entdeckung ihres Aufenthaltes herbeigeführt werden könne.

Doch durch die Vorstellungen und Bitten der Nonne hatte sie sich endlich bestimmen lassen, dem Verräther eine zweite Audienz zu verwilligen. Als Ort der Zusammenkunft war ebenfalls das Hotel der beiden Fräulein Duguigny bestimmt. Dieses Mal aber empfing sie ihn in dem Mansardenzimmer, das ihr Wohn- und Arbeitszimmer war.

Am 6. November begab sich Deutz dorthin. Jeden Augenblick hatte er gefürchtet, Gegenbefehl zu erhalten. Schon seit einigen Tagen lebte er in dem Zustande einer fieberhaften Aufregung. In seinem Innern kämpften Habsucht und Geldgier mit dem letzten Rest von Ehrgefühl und Gewissen; aber wenn er jetzt auch Augenblicke hatte, wo ihn das Verbrechen gereute, so hatte er sich schon zu tief darin verstrickt, um noch

zurücktreten zu können. Er hatte schon eine Summe auf Abschlag erhalten und die Million, die er sich ausbedungen haben sollte, übte auch ihren blendenden Reiz; endlich verfolgte ein Polizeiagent jeden seiner Schritte und die Regierung hatte er ohnehin so weit auf die Spur gebracht, daß sie am Ende die Herzogin auch ohne sein Zuthun aufgefunden haben würde. Das war das Raisonnement, womit er sein Gewissen zu beruhigen suchte; er fügte noch hinzu, es geschehe ja doch eigentlich zum eigenen Heil der Herzogin; denn zu hoffen habe sie nichts mehr, sie müsse sich versteckt halten wie eine Gefangene und das Ärgste, was ihr passiren könne, sei, daß man sie über die Grenze bringe; darin aber liege ja doch ihre Befreiung. Er wolle ja weiter nichts, als sie glücklich machen, und daß dieser Dienst, den er eigentlich der Fürstin leiste, vom Ministerium so unsinnig bezahlt werde, sei eine Thorheit; er selbst aber würde ein Narr sein, wenn er davon nicht Vortheil ziehen wollte.

Eines Tages, vor dem 6. November, sprach er an der öffentlichen Wirthstafel von der Last des Lebens, und äußerte, er könne gar wohl den Selbstmord begreifen.

„Nun, warum bringen Sie sich nicht um, wenn Ihnen das Leben zur Last ist?" fragte ihn sein Nach-

bar, und setzte hinzu: „Sie werden dann von sich sprechen machen."

„Sein Sie nur ruhig," entgegnete Deutz mit einem Ausdruck von bitterer Ironie, „ehe acht Tage vergehen, wird man von mir sprechen und zwar ohne daß es mir das Leben gekostet haben soll."

Als Deutz endlich es erlangt hatte, vor der Herzogin zu erscheinen, machte er ihr die vorher schon in Bereitschaft gehaltene Mittheilung.

Während er noch mit ihr sprach, empfing sie ein Billet, das mit sympathetischer Dinte geschrieben war. Sie tauchte es in die für solche Fälle immer bereitstehende Galläpfeltinktur und sogleich wurde die mit einer Auflösung von Eisenvitriol geschriebene Schrift sichtbar.

Nachdem die Herzogin den Brief gelesen hatte, wendete sie sich lächelnd gegen Deutz, mit den Worten: „Man benachrichtigt mich hier, daß ich von Jemand verrathen werden solle, der mein ganzes Vertrauen besitze. Das sind Sie, Deutz, nicht wahr?"

Deutz hatte so viel Frechheit, nicht die geringste Betroffenheit zu verrathen. „Wie kann man mich," entgegnete er im Ton der gekränkten Unschuld, „einer so ungeheuern Schändlichkeit für fähig halten? mich, der ich schon so viele Beweise meiner Treue und Ergebenheit geliefert?"

Die Herzogin entließ ihn ungemein gütig mit einigen beruhigenden Worten und gerade wie das vorige Mal, damit er glauben solle, sie wohne nicht in diesem Hause.

Doch der Verräther hatte seine Augen überall; indem er fortging, warf er einen Blick durch die halb offene Thür des Speisesaals und sogleich bemerkte er, daß dort sieben Kouverts aufgelegt waren. Es war bekannt, daß die beiden Damen Duguigny das Haus allein bewohnten; er schloß also aus den bemerkten mehreren Kouverts ganz richtig, daß die Herzogin mit ihrem Gefolge entweder mit im Hause wohne, oder doch wenigstens dort zu Mittag speisen würde.

Sogleich begab er sich zum Präfekt Düval und theilte ihm seine wichtige Entdeckung mit; dabei forderte er ihn auch auf, seine Maßregeln zu beeilen, um die Herzogin noch während der Mittagstafel überraschen und aufheben zu können.

Schon am Morgen dieses Tages hatte der Präfekt mit dem Militaircommandanten Grafen Erlon die nöthigen Verabredungen getroffen. Dieser hatte, wegen des Belagerungszustandes, worin sich die Vendee befand, die höchste Militair- und Civilgewalt in Händen. Er ließ sogleich den Truppen Befehl ertheilen, sich bereit zu halten, in fünf Minuten aufbrechen zu können.

Nachdem nun Deutz dem Präfekten die obige Mittheilung gemacht hatte, gab dieser einem Polizeibeamten Befehl, den Verräther in einem Nebenzimmer zu bewachen, bis sich seine Angabe bewahrheitet haben würde; dann begab er sich sogleich zum Militairkommandanten und zehn Minuten nachher rückten zwölfhundert Mann mit scharfen Patronen aus, um eine kleine Frau zu verhaften, die ein Einziger hätte festhalten können.

Allein eine so große Militairaufstellung hielt man für nothwendig, theils um der Möglichkeit eines Aufstandes zu Gunsten der Herzogin zu begegnen, theils um das Quarré von Häusern, worin das der Demoiselles Duguigny in der obern Schloßstraße lag, zu umringen, für den Fall, daß etwa Kommunikationen im Innern der Häuser es ihr möglich gemacht haben würden, aus einem Hause in das andere zu entfliehen.

Diese Einschließung geschah durch eine kombinirte Bewegung so vollständig und überraschend schnell, daß ein Entrinnen der Herzogin nicht mehr denkbar blieb, wenn anders Deutz, der unter polizeilicher Aufsicht stand, die Wahrheit berichtet hatte.

Außer den gewöhnlichen Gästen waren die Baronin de Charette und Fräulein Cöleste de Kersabiec mit eingeladen. Ihre Schwester, Stylite von Kersabiec, ein geistreiches, junges Mädchen voll Leben und An-

muth, war fast beständig in Gesellschaft der Herzogin. Sie hatte beinahe alle die abenteuerlichen Züge derselben durch die Vendee mitgemacht und fand viel Geschmack an der Romantik eines solchen Lebens.

Jetzt, um halb sechs Uhr, kurz vorher, ehe man zur Tafel gehen wollte, befand sich die Gesellschaft im Schlafzimmer der Fräulein Pauline Duguigny; das Gemach war nur vom Monde beleuchtet, der einen milden Schein verbreitete und die Unterhaltung drehte sich um dieses schöne Schauspiel, dessen Erhabenheit und Ruhe wohlthätig auf den gestörten Seelenfrieden der Herzogin einwirkte.

Um diese Zeit trat einer der Begleiter der Herzogin, Namens Guibourg, an das Fenster, das in einem andern Zimmer nach der Richtung der Rue d'Eveque hin geöffnet war. Plötzlich erblickte er Bajonette im Mondlicht blitzen und hörte das Geräusch klirrender Waffen.

„Retten Sie sich, Königliche Hoheit!" rief er, „retten Sie sich! — Soldaten umstellen das Haus."

Es war die Kolonne des Obersten Lorcière, die sich vor dem Hause aufgestellt hatte. Die Herzogin eilte sogleich die Treppe hinauf nach jenem Mansardenzimmer, wo das oben beschriebene Versteck sich befindet.

Man hatte schon früher einmal zur Probe sich in dieses Versteck begeben, damit Alles, im Fall einer Überraschung, mit Ordnung vor sich gehe. Und so war

denn auch jetzt augenblicklich die Platte geöffnet. Man hatte verabredet, sich nach der Größe zu stellen und daher mußte Herr von Mesnard zuerst hineintreten; ihm folgte Herr Guibourg und jetzt war die Reihe an Fräulein Stylite von Kersabiec, jener treuen Freundin der Herzogin, die sie auf allen Zügen durch die Vendee begleitet hatte. Sie wollte aus schuldiger Ehrerbietung die Herzogin zuerst eintreten lassen; doch diese erwiederte scherzend: „nach den Regeln der Kriegskunst, meine Liebe, muß der Kommandant bei einem Rückzuge immer hinten marschiren."

In diesem Augenblick kam noch ein junges Mädchen voll Ängstlichkeit die Treppe herauf, um das Versteck zu theilen. Es war Cecilie, die, in der Lektüre eines Buchs vertieft, im Wohnzimmer der Demoiselles Duguigny sich verspätet hatte. Sie fand die Platte des Verstecks bereits verschlossen und da sie das Geheimniß kannte, flehte sie die Herzogin an, ihr zu erlauben, mit ihr diese Gefangenschaft zu theilen.

„Es ist unmöglich!" rief die Herzogin, „es fehlt an Raum und jedenfalls möchte ich Dich, armes Kind, nicht in diese Klemme bringen; eile hinab und gieb Dich für eine Dienerin der Demoiselles aus; deine häusliche Kleidung wird das glaubhaft machen; doch — fort — geschwind — ich höre schon Geräusch der Waffen."

In der That waren bereits Soldaten durch die ihnen bereitwillig geöffnete Thür in das Erdgeschoß getreten. Sogleich wurden überall eine Menge Lichter angezündet, die man mitgebracht hatte und in wenigen Minuten war das ganze Haus erleuchtet. Den Soldaten gingen Kommissaire der Polizei von Paris und Nantes voraus. Jeder dieser Leute, die nicht mit Waffen umzugehen wußten, hatte ein Pistol in der Hand. Das Pistol des Einen ging aus Unvorsichtigkeit los und verwundete ihn selbst an der Hand. Dieser Zufall verbreitete zugleich Schrecken und Alarm im ganzen Hause.

Die Truppe der Polizeibeamten und Gensd'armen, die sich in jedem Augenblick vermehrte, verbreitete sich bald im ganzen Hause. Es war Sache der Polizei, dieses zu durchsuchen; der General Dermoncourt beschränkte sich darauf, das Haus umzingeln zu lassen.

Der Polizeikommissair aus Paris, Herr Joly, der dem Verräther mitgegeben war, kannte das ganze Innere des Hauses, so weit es Deutz gesehen hatte, nach dessen Beschreibung genau. Er fand noch die Tafel mit den sieben Kouverts und da die beiden Fräulein Duguigny, nebst Frau von Charette und Fräulein Cöleste von Kersabiec scheinbar die einzigen Bewohner des Zimmers waren, so begann er damit, sich der anwesenden Damen zu versichern. Cecilie entging diesem

Geschick vorerst noch, indem sie sich für ein Kammermädchen der Fräulein Duguigny ausgab und im Domestikenzimmer aufhielt.

Nun flieg Joly sogleich, wie ein völlig im Hause Bekannter, die Treppe hinauf in die Mansarde, wohin ihm einige Polizeioffizianten folgten.

Sobald er in dieses Zimmer trat, erkannte er augenblicklich, daß es das Wohn- und Arbeitszimmer der Herzogin gewesen sei, worin sie zum letzten Male Deutz empfangen hatte.

„Das ist der Audienzsaal!" rief er so laut, daß er von der Herzogin verstanden werden mußte, wenn sie sich, wie er nicht bezweifelte, in der Nähe befand. Die Herzogin hörte in der That diese Äußerung und erkannte daraus, daß Deutz dennoch der Verräther war.

Auf dem Tische lag ein Brief, dessen sich der Polizeiagent sogleich bemächtigte. Dieser war derselbe Brief von Paris, worin man sie gegen Verrath gewarnt hatte. Daß also die Herzogin sich im Hause noch befinde, war nach diesen Umständen nicht mehr zu bezweifeln. Es kam nun darauf an, sie zu finden.

Sogleich wurden Schildwachen in alle Zimmer gestellt, während auch alle Zugänge besetzt waren. Man verfuhr dabei äußerst methodisch, und die Ruhe, Besonnenheit und Ordnung, womit jedes Zimmer und jedes

Möbel geöffnet und durchforscht wurde, ließ keinen Zweifel über den Erfolg dieser Maaßregel. Wo sich die Schlüssel fanden, bediente man sich dieser zur Öffnung, wo aber keine zur Hand waren, wurden die Behältnisse erbrochen. Die mitgebrachten Sappeurs und Maurer untersuchten die Wände und Panele durch Daranklopfen mit dem Beil oder Hammer und Architekten wurden in jedes Zimmer geführt; diese erklärten jedoch, daß, wenn man die innere Bauart mit der äußern vergleiche, es völlig unmöglich sei, daß sich dort in irgend einer Mauer ein Versteck befinde.

Gleichwohl hatten sich diese guten Leute geirrt. Es war das Versteck durch einen schiefen Winkel der äußersten Umfangsmauer gebildet, die im Innern mehr rechtwinkelicht durch den vorspringenden Kamin bekleidet war. Das Versteck hatte nur 3 bis $3\frac{1}{2}$ Fuß in der Länge und die Tiefe desselben war an einem Ende achtzehn Zoll, am andern nur acht bis zehn Zoll. Dabei war die Höhe gegen das schmale Ende hin abnehmend, so daß nur auf der hintern, breitern Seite ein Mann stehen konnte, nicht aber an der schmalen Seite, die wieder für ein Frauenzimmer fast zu eng war.

Die davor durchgehende eiserne Platte, welche zugleich die Rückwand des heizbaren Kamins bildete, berührte die Kleider der darin stehenden Personen. Die Decke dieses unbequemen Aufenthalts war durch die

Sparren und Beschalung des Schieferdachs gebildet. Dort standen die Unglücklichen in der peinlichsten Erwartung. Nachdem lange genug geklopft und gehämmert war, wurde in allen Kaminen des Hauses Feuer angezündet, in der Absicht, diejenigen, die sich etwa im Schornstein versteckt hielten, durch den Rauch zu zwingen, herabzusteigen. Es erfolgten auch Nachsuchungen in den benachbarten Häusern und zwar auf so gewaltsame Weise, daß fast von dorther die Mauer ihres Verstecks eingeschlagen wurde, was nicht wenig dazu beitrug, ihre Besorgnisse noch zu erhöhen.

Unter diesen Umständen benahmen sich die beiden Fräulein Pauline und Marie Louise Duguigny mit vieler Fassung. Sie thaten wie Leute, die sich keiner Gesetzwidrigkeit bewußt waren und daher mit Recht erwarteten, daß die unangenehme Störung ihrer häuslichen Ruhe eine bald vorübergehende sein würde. Sie setzten sich mit der Baronin von Charette und dem Fräulein Cöleste von Kersabiec an den Tisch und speiseten mit dem Anschein von Ruhe und gutem Appetit.

Indeß wurde die Kammerfrau der Herzogin, Charlotte Moreau, die Deutz als sehr treu und ergeben geschildert hatte, unter Aufsicht gestellt; der Köchin Marie Bussy aber wurden bedeutende Summen geboten, sogar aufgezahlt, wenn sie den Aufenthalt der Herzogin verrathen würde; diese aber blieb dabei, daß sie ihn nicht

wisse. Man soll die Versprechungen, die ihr gemacht wurden, bis auf 200,000 Franken gesteigert haben — aber Alles vergeblich!

Die Baronin von Charette hatte die Vorsicht gebraucht, um nicht den Verdacht zu vermehren, sich für Fräulein Stylite von Kersabiec auszugeben und so wurde sie mit ihrer angeblichen Schwester Cöleste nach dem Hotel der Letztern gebracht.

Mit der armen kleinen Cecilie machte man weniger Umstände. Da man sie für ein gewöhnliches Kammermädchen hielt, so führte man sie zu Fuß über die Straße, nach der Gensd'armerie-Kaserne und dann auf die Präfektur, wo man ihr die verfänglichsten Fragen vorlegte. Doch die kluge Kleine blieb dabei, sie sei erst seit heute vom Lande herein gekommen in den Dienst der Demoiselles Duguigny und habe nicht das Geringste von der Anwesenheit der Herzogin bemerkt. Man ließ sie daher im Verhörzimmer des Präfekturbüreaus durch einen Polizeidiener bewachen, um erst die beiden Damen Duguigny darüber zu vernehmen. Mit diesen aber war in der Eile keine Verabredung getroffen und so entstanden Widersprüche, die die arme Cecilie noch mehr verdächtigten. Man wollte sie eben in das Gefängniß abführen, als bei dem die Wache habenden Polizeidiener ein junger Mann, schwarz gekleidet, mit

dem Anstande und der Aufgeblasenheit eines Klerk oder Gerichtsschreibers, eintrat.

„Öffnet nur," sprach dieser im gebietenden Ton, „ich habe Befehl vom Herrn Präfekten, die Person noch einmal zu vernehmen; es leidet keinen Zweifel, ich werde sie schon zur Raison bringen."

Man ließ ihn hinein und nachdem der Polizeidiener sich zurückgezogen hatte, sank Cecilie mit dem leisen Ausruf: „o, mein Sylvestre, Sie sendet der Himmel zu meiner Rettung!" an seine Brust.

Bis jetzt hatten die Herzogin von Berry und ihre treuen Unglücksgefährten noch guten Muth behalten. Sie zweifelten nicht, daß diese Nachsuchung endlich aufgegeben werden würde und dann durften sie auf desto längere Ruhe hoffen.

Die Nacht verging indeß auf nicht angenehmere Weise, wie sie begonnen hatte. Es war feucht und kalt geworden und das unfreundliche Wetter, Zugluft und Regen, drang durch die Dachsparren ein und umspielte ihre Köpfe und den Obertheil ihrer Körper. Daher kam ihnen anfänglich die Wärme vom Kamin, worin man Feuer angemacht hatte, ganz behaglich vor. Doch auch den Gens'darmen, die in dieser Nacht in dem hochbelegenen Dachstübchen Wache halten mußten, wurde die Nachtkälte unangenehm und sie zündeten daher ein großes

Feuer im Kamin an. Bald wurde den Versteckten die Hitze davon lästig, dann fast unerträglich; denn die Eisenplatte, welche als Rückwand des Kamins sie von den Flammen trennte, war rothglühend geworden. Wenn man sie nur berührte, und das war nicht zu vermeiden, gab es Brandmale.

Indeß war es noch lange hin bis zum Anbruch des Tages und das Ende dieser schrecklichen Lage ließ sich nicht voraussehen. War es dort in einer Stellung zu unerträglich geworden, so suchten die Gefangenen sich an einander herumzuschieben, wobei es jedoch nicht ohne Brandwunden abging. So war endlich die Herzogin gerade vor die glühende Kaminplatte zu stehen gekommen und einige Male fing ihre Kleidung Feuer. Sie sah sich genöthigt, die Gluth auszuschlagen, wobei sie sich aber schmerzlich verbrannte. Ihre Kleider waren so heiß, daß sie dieselben kaum noch mit der bloßen Hand zusammenhalten konnte. Doch wollte sie keinen Andern an ihre Stelle bringen, weil, wie sie, noch immer den Scherz von vorhin fortsetzend, flüsterte, der Kommandant den schlimmsten Platz für sich behalten muß.

So verging die Nacht unter Qualen, die nicht zu mildern waren, man mochte sinnen wie man wollte. Die Arbeitsleute begannen schon vor Tagesanbruch ihre schrecklichen Untersuchungen auf's Neue. Es hatte den Anschein, als sollte das Haus der Demoiselles Duguigny

mit allen benachbarten Häusern niedergerissen werden. Mit Eisenstäben und eichenen Bohlen wurde überall an die Wände gestoßen. Es ließ sich besorgen, daß, wenn die Herzogin dem Flammentode entgehen sollte, sie doch von den einstürzenden Mauern erschlagen werden würde.

Und dennoch — wer sollte es glauben — war diese schreckliche Lage nicht ganz ohne Reiz für die drei Leidensgefährten der Herzogin. Mit und für eine Fürstin zu leiden, die Jeder bewunderte und liebte, der sie näher kannte, war ein erhebendes Gefühl, während es eine kleine unschuldige Schadenfreude erweckte, die ganze Polizei und Garnison vergeblich auf den Beinen zu wissen, um eine Person zu ergreifen, deren Fußstapfen sie ehedem geküßt haben würden. Die Klagen dieser Leute zu vernehmen, die Äußerungen ihres Mißvergnügens zu hören, daß sie die Herzogin nicht finden konnten, deren Verhaftung für den Einen die Bedingung eines großen Gehalts, für den Andern Veranlassung zu Belohnungen und Ehrenstellen gewesen sein würde — das war eine Genugthuung, welche auf Augenblicke die Schmerzen der Brandwunden milderte und Müdigkeit und Hunger vergessen ließ.

Es giebt Menschen, deren Seele stark genug ist, selbst die Leiden und Schwächen der Natur zu besiegen, und dazu gehörte die Herzogin und ihre treuen Leidensgefährten.

Endlich hatten die wachhabenden Gensd'armen aufgehört, das Feuer zu unterhalten; die Luft hatte sich nach und nach zwischen den Dachsparren hindurch erneuert und die Eisenplatte war abgekühlt; so wurde der Aufenthalt etwas erträglicher; doch schienen sich die Untersuchungen rings um das Versteck her noch mehr zu konzentriren. Wohl zum zwanzigsten Male kehrte die genaueste Nachforschung dorthin zurück. Es wurde sogar ein Feld in der Wand durchbrochen und man untersuchte das Schieferdach, wodurch den Gefangenen noch ein wenig mehr frische Luft zukam.

Von Neuem waren auch die beiden Wände des Verstecks Gegenstand der sorgfältigsten Untersuchung geworden. Sie ertönten von Hammerschlägen, besonders um die Kaminplatte herum; der Kalk fiel ab und es wäre um die Gefangenen geschehen gewesen, wenn die Arbeiter nicht endlich diesen so genau durchforschten Ort verlassen hätten.

„Nein!" sprach jetzt leise im Versteck das Fräulein von Kersabiec, „sie werden die Herzogin nicht finden; Gott will, daß sie gerettet werde. Wir haben jetzt keine Feinde mehr, als Müdigkeit und Hunger."

„Nur Muth gefaßt!" rief die Herzogin eben so leise; „sie werden des Suchens und Einbrechens jetzt müde; vielleicht ist unsere Befreiung nahe!"

Es verließen auch wirklich die Handwerksleute und die Behörden das Haus zum zweiten Male. Die Wachen hatten sich in das untere Stockwerk zurückgezogen; oben in dem Dachstübchen der Herzogin befanden sich nur noch zwei Gensd'armen zur Wache, und mit Sehnsucht erwarteten die Versteckten, daß auch diese bald abziehen würden.

Doch diese Hoffnung sollte nicht von langer Dauer sein. Der wachhabende Gens'darme wollte die augenblickliche Stille benutzen, die auf den teufelischen Lärm gefolgt war, um sich einige Minuten dem Schlaf zu überlassen; er weckte daher seinen Kameraden, der bis dahin geschlafen hatte; dieser aber war während seines Schlafes fast vor Kälte erstarrt. Kaum hatte er die Augen geöffnet, so schüttelte er sich und rief: „Teufel, wie kalt! — das Feuer ist ausgegangen; wir müssen es wieder in Brand bringen." Er blies sogleich die Gluth wieder an, legte Lohkuchen darauf, und damit es heller brenne, ergriff er ein Paket von der Zeitung „Quotidienne," die in ungeheuerer Masse unter einem Tisch lag und warf es auf das Feuer im Kamin. Nun aber prasselte plötzlich die Flamme auf; die Eisenplatte erhitzte sich zum zweiten Male und jetzt bis zur Rothgluth; durch die von den Hammerschlägen geborstene Mauer drang der Rauch in den Schlupfwinkel, so daß die Luft darin untauglich zum Einathmen wurde. Die

Unglücklichen mußten bald den Mund an den Schiefer des Daches legen, um den glühenden Athem durch die äußere Luft zu kühlen. Es kam noch dazu die dringende Besorgniß, bei lebendigem Leibe verbrennen zu müssen; denn schon hatte der Rock der Herzogin einige Mal Feuer gefangen. Beim Anblick dieser glimmenden Funken fühlten Alle sich von einem furchtbaren Entsetzen ergriffen. Jeder sah ein, daß man nicht zehn Minuten länger in diesem glühenden Ofen zubringen könne, ohne das Leben der Herzogin und ihr eigenes der größten Gefahr auszusetzen. Sie selbst erkannte die Unmöglichkeit, hier länger auszudauern, und doch konnte sie sich nicht entschließen, sich den Feinden auszuliefern.

Nun wurde die Luft immer dünner. Sie war kaum noch zu athmen. Die Herzogin befand sich auf der dem Feuer am meisten ausgesetzten Stelle. Man beschwor sie leise, ihren Platz zu vertauschen; aber sie war nicht dazu zu bewegen. Plötzlich ergriff das Feuer ihr Kleid zum dritten Male. Sie bückte sich, um mit der Hand die Gluth auszulöschen; dabei stieß sie aber aus Versehen an die Eisenstange, welche die Platte verschloß und die sich in der Gluth so verbogen hatte, daß sie schon bei dieser leisen Berührung aufging. Fräulein Stylite von Kersabiec wollte den Versuch machen, die Platte wieder zu schließen, verbrannte sich aber die Hand dabei. Durch diese zuckende Bewegung mit der nach

Außen aufgehenden Platte hatten sich aber die brennenden Lohkuchen verschoben und dieser Umstand war dem Gensd'armen aufgefallen, der, um sich die Langeweile zu vertreiben, in den aufgefundenen Blättern der Quotidienne las.

„Was tausend!" rief er aus, „Ratten und Mäuse giebt es auch hier, die sich zu verbrennen fürchten! — laßt uns ihnen den Garaus machen!" Damit zog er seinen Säbel, und der andere Gensd'arme, der aus dem Schlafe auftaumelte, folgte seinem Beispiele.

Unterdessen vermehrten Rauch und Hitze mit jedem Augenblick die Qualen der vier Gefangenen. Ein neuer Versuch, die nach Außen hin aufgesprungene Platte wieder zu schließen, veranlaßte eine neue Bewegung derselben.

„Wer da?" brüllte der Gensd'arme mit einer vom Schreck noch fürchterlicher gewordenen Stimme.

„Ergeben wir uns," sagte die Herzogin leise. Und Fräulein von Kersabiec rief: „Wir ergeben uns — löscht nur das Feuer aus."

Die Gensd'armen, glücklich über den Fang, stürzten sich sogleich auf die Flammen und traten sie mit den Füßen aus. Nun aber war es für die Gefangenen ungemein schwierig, herauszukommen. Die Öffnung war so niedrig, daß man nur kriechend durchschlüpfen konnte und der ganze innere Raum füllte sich mit er-

stickendem Rauch. Die Herzogin war die Erste, die auf solche Weise hervorkam. Sie mußte dabei Hände und Füße auf den glühenden Heerd aufsetzen, was nicht ohne die heftigsten Schmerzen zu empfinden geschehen konnte. Ihre Gefährten folgten ihr. Es war gegen halb zehn Uhr Morgens; seit sechszehn Stunden hatten sie sämmtlich in diesem zwei Mal glühend gewesenen Ofen eingeschlossen stehend zugebracht und seit noch längerer Zeit nichts genossen. Die Herzogin war höchst angegriffen; doch das Gefühl ihrer Würde gab ihr Kraft.

„Ich bin die Herzogin von Berry," sprach die Prinzessin, nachdem sie sich muthig aufgerichtet hatte. „Ihr seid Soldaten und Franzosen; Eurer Ehre vertraue ich mich an!"

Die Gensd'armen waren Soldaten der Garde gewesen und hatten in früheren Verhältnissen vor den Zimmern der Herzogin Wache gehalten. Andere Soldaten kamen von unten herauf. Keine Feder beschreibt die Scene dieses Augenblicks. Man betrachtete das Opfer der Politik mit eben so viel Bewunderung als Rührung.

Die Herzogin fühlte sich dadurch bewegt. Sie reichte Einigen, die sie persönlich wiedererkannte, die Hand, mit den Worten:

„Edle Männer! erfreut Euch des Zeugnisses Eures Gewissens. Eure Hand hat sich noch nie mit dem

Blute eines wehrlosen Feindes, vor Allem noch nie mit dem Blute eines Franzosen befleckt. Ihr gehört nicht zu Denen, die im Wechsel der Zeiten ihren Charakter gewechselt haben."

Die alten Krieger, die jetzt das friedliche, aber verhaßte Amt von Gensd'armen bekleideten, ergriffen die ihnen dargebotene Hand mit scheuer Ehrfurcht und tiefer Bewegung. Nun aber verlangte die Herzogin den kommandirenden General zu sprechen und begab sich in das Seitenzimmer, worin sie damals jenen Verräther empfangen hatte, um nicht länger den Blicken der Neugierigen ausgesetzt zu sein.

Alsbald erschien der General Dermoncourt, in Begleitung des Substituten des General-Prokurators und mehrerer zufällig anwesenden Offiziere, in dem Zimmer, wo das jetzt geöffnete Versteck befindlich war. Nachdem Fräulein von Kersabiec seine Ankunft der Herzogin gemeldet hatte, trat diese aus dem erwähnten Nebenzimmer hervor.

„General!" sprach sie mit dem Anstande einer Frau, die sich auch im tiefsten Elende ihrer Würde bewußt ist, „ich ergebe mich Ihnen und vertraue Ihrer Rechtlichkeit."

„Ihre Königl. Hoheit," entgegnete der General mit ehrerbietiger Festigkeit, „befinden sich unter dem Schutze der französischen Ehre."

Er führte sie hierauf zu einem Stuhle, worauf sie sich niederließ. Ihr Gesicht war bleich, ihr Kopf unbedeckt, das Haar in Verwirrung; sie trug ein einfaches braunes Kleid, das jedoch durch öfteres Anbrennen beschädigt war. An ihren Füßen hatte sie kleine, von sogenannten Tucheggen geflochtene Pantoffeln. Sie war sichtbar angegriffen; dieser Umstand und ihre zerrüttete Kleidung trugen dazu bei, ihr das Gepräge des Unglücks zu geben, das unwillkürlich Ehrerbietung einflößt, wenn es mit Seelengröße getragen wird.

„General," sprach sie, indem sie sich setzte, „ich hatte die Pflichten einer Mutter zu erfüllen, die das Erbe ihres Sohnes wieder erobern zu müssen glaubte."

Kaum hatte sie sich niedergesetzt, als sie mit den Blicken ihre Leidensgefährten suchte. Sie wendete sich darauf zu dem General und erklärte: „ich wünschte, von meinen Unglücksgefährten nicht getrennt zu werden."

Der General Dermoncourt glaubte, dieses im Namen des Obergenerals, Grafen d'Erlon, versprechen zu dürfen; denn er war überzeugt, daß dieser sein Wort ehren würde.

Mitten unter diesen Achtungsbeweisen, die man wenigstens dem großen Unglück schuldig ist, wenn man sie auch nicht der doch immer ausgezeichneten Frau oder der Mutter des legitimen Thronfolgers weihen zu dürfen glaubt, entstand eine unangenehme, verletzende Störung.

Ein groß gebaueter Mann von rauhem Wesen, im Oberrock und mit dem Hut auf dem Kopf, trat rasch ein und fragte die Umstehenden in barschem Ton: „Wo habt Ihr die Gefangene?"

Die Achtung, die man ihm bewies, verrieth allein, daß er ein Mann von Bedeutung sein müsse, sonst hatte er weder die Manieren noch die elegante Kleidung eines vornehmen Mannes. Als man zurücktretend und schweigend auf die Herzogin gedeutet hatte, näherte er sich ihr, sah sie einige Augenblicke starr an, wobei er ganz flüchtig die Hand an den Hut legte, und sprach dann zu den Umstehenden: „Ja wahrhaftig, Die ist es!"

Mit diesen Worten entfernte er sich, um weitere Befehle zu ertheilen.

„Wer ist dieser Mensch?" fragte die Herzogin, sichtbar verletzt durch sein Benehmen.

„Sollten es Ew. Hoheit nicht vermuthen?" entgegnete der General.

Die Prinzessin schwieg einige Augenblicke, indem sie die Lippen zusammenkniff. — „Nach dem Benehmen dieses Herrn," sprach sie dann etwas pikirt, „möchte ich glauben, daß es Niemand sei, als der Präfekt."

„Sie haben sich nicht getäuscht," antwortete der General; „es war in der That der Herr Präfekt Düval."

— „Hat dieser Mensch unter der Restauration gedient?"

— „Nein, Madame!"

— „Das freut mich — um der Restauration willen."

Bald darauf kam der Präfekt zurück und verlangte die Auslieferung ihrer Papiere.

„Man suche nur nach im Versteck," entgegnete sie; „man wird dort ein weißes Portefeuille finden, das enthält, was man wünscht."

Der Präfekt holte darauf das Portefeuille und übergab es ihr. Die Herzogin aber gab es ihm zurück.

„Herr Präfekt," sprach sie mit einer Würde, die selbst dem rauhen Mann imponirte, „diese Papiere, welche in diesem Portefeuille enthalten sind, haben geringen Werth; doch kommt es mir zu, sie Ihnen zur weitern Verfügung zu übergeben."

Auf die Übergabe der Papiere erfolgte die des Geldes.

„Wissen Sie, Madame," fragte der Präfekt, „wie viel Geld Sie besitzen?"

„Es müssen sich in dem Versteck gegen 36,000 Franken befinden, wovon 12,000 den Personen meines Gefolges gehören."

In diesem Augenblick erschien Graf d'Erlon, der bei seinem Eintritt alle Formen der Höflichkeit und des Anstandes beobachtete, welche der Präfekt für unnöthig erachtet hatte.

„Sie haben mir versprochen, mich nicht zu verlassen," sprach die Herzogin zum General Dermoncourt.

Dieser wiederholte sein Versprechen und nun erhob sich die Herzogin rasch und ging dem Grafen d'Erlon entgegen.

„Herr Graf," sprach sie, „ich habe mich dem General Dermoncourt anvertraut. Ich möchte Sie um Erlaubniß bitten, daß er bei mir bleiben dürfe. Ich habe ihn gebeten, mich nicht von meinen Begleitern zu trennen und er hat es mir in Ihrem Namen versprochen. Werden Sie seine Zusage erfüllen?"

„Der General," antwortete der Graf d'Erlon artig, „hat nichts versprechen können, das ich nicht bereit wäre, zu bestätigen, und gern werde ich mit dem größesten Eifer Alles bewilligen, was in meiner Macht steht."

Diese Zusicherung beruhigte die Herzogin. Als sie sah, daß der Graf den General auf die Seite führte, um im Geheim mit ihm zu sprechen, wendete sie sich zu Herrn von Mesnard und dem Fräulein Kersabiec und unterhielt sich mit ihnen so unbefangen, als sei nichts Besonderes vorgefallen.

Bald darauf erklärte ihr der General, daß der Graf nichts dawider habe, wenn der Oberstallmeister Herr von Mesnard und Fräulein Kersabiec ihre Gefangenschaft theilen wollten; dagegen glaube er, daß

Herr von Guibourg von der Kriminalbehörde reklamirt werden würde, um ihn in die Lage zurück zu versetzen, woraus er entflohen sei; da ein Kriminalprozeß gegen ihn anhängig sei.

Fragend und betroffen sah ihn die Herzogin an.

„Madame," sprach er, „ich unterwerfe mich der Justiz, um Gelegenheit zu erhalten, mich zu rechtfertigen."

Es lag ein Dunkel auf dieser Geschichte, das wir nicht enthüllen können. Dieser Mensch war ihr Kammerdiener und der Vertraute von vielen geheimen Beziehungen, worin die Herzogin stand. Sie erklärte, daß sie hoffe, unter veränderten Umständen ihn bald wieder in ihre Dienste eintreten zu sehen, und der General trat auf sie zu und sagte, daß, wenn sie sich etwas besser befinde, es Zeit sein dürfte, dieses Haus zu verlassen. Zugleich bot er ihr Erfrischungen an.

Obgleich sie seit vier und zwanzig Stunden nichts gegessen hatte, so nahm sie nur ein Glas Wasser, und nachdem sie getrunken hatte, fragte sie, wohin man sie führen wolle.

„Auf das Schloß, Madame!"

„Und von da nach Blaye, ohne Zweifel?"

Sie hatte ihr Geschick errathen; der General gab dieses durch Schweigen und Niederschlagen des Blicks

zu erkennen, und das Fräulein von Kersabiec näherte sich dem General und sagte:

„Herr General, Ihre königliche Hoheit kann unmöglich zu Fuß gehen; das würde sich nicht schicken."

„Der Wagen," entgegnete der General, dürfte uns nur lästig sein; deswegen möchte ich vorschlagen, daß Ihre Hoheit einen Mantel umnehmen und den kurzen Weg zum Schlosse zu Fuß machen wolle."

Die Herzogin war sogleich dazu bereit und sprach, indem sie seinen Arm nahm: „Nun fort, meine Freunde!"

Als Beide an der Mansarde vorüberkamen, warf sie einen Blick auf die verhängnißvolle Kaminplatte, die noch offen stehen geblieben war, und sagte:

„Ja, General, wenn Sie mich nicht, wie den heiligen Laurentius bekriegt hätten, was übrigens nicht so ganz zum kriegerischen Edelmuth zu passen scheint, so würden Sie mich jetzt schwerlich führen."

Das war der Ausgang des Vendeer Aufstandes des Jahres 1832 und der abenteuerlichen Versuche der Mutter des Legitimen, diesem die ihm durch die Revolution geraubten Rechte auf den französischen Thron wieder zu erobern.

Die Herzogin von Berry sah sich veranlaßt, während ihrer Gefangenschaft auf der Citadelle von Blaye

zu erklären, daß sie mit eben jenem jungen Italiener heimlich vermählt sei, den wir einige Male in geheimen Beziehungen zu ihrer Person bemerkt haben werden. Es war bekanntlich der Graf von Lucchesi-Palli, mit dem sie, nach ihrer Entlassung aus der Gefangenschaft zu Blaye, sich in das Privatleben zurückzog.

Über den Thron von Frankreich hat aber ein mächtigeres Geschick geboten, als das Recht der Geburt. Die Dynastie der Bourbons hatte sich selbst überlebt und ihre Zeit nicht begriffen. Sie mußte daher abtreten vom Throne, um einem andern aufstrebenden Geschlechte Raum zu machen. Louis Philipp ist ein trefflicher Regent, von hoher Staatsweisheit; aber seine Krone ist ihm oft eine Dornenkrone geworden. Er ist Vater einer zahlreichen und blühenden Nachkommenschaft; aber ganz Frankreich, wir können wohl sagen ganz Europa, hat mit ihm den Verlust eines hoffnungsvollen Sohnes und Thronfolgers zu beklagen gehabt. Hoffen wir, daß damit so mächtige Sympathien für seine Dynastie erweckt sein werden, daß er der ihm mangelnden Legitimität der Geburt, die der Verjährung und des Gesellschaftsvertrages, jenem Ursprung so vieler auf den Thronen Europas sitzender Herrscherfamilien, begründen wird, und daß eben diese großen Sympathien die Mörderhand für immer entwaffnen, die schon so oft nach seinem edlen Leben getrachtet hat.

Der Sohn der Herzogin von Berry, der Herzog von Bordeaux, ist ein hoffnungsvoller Prinz geworden, der aber die Hoffnungen, die ihm an seiner Wiege gesungen wurden, nicht mehr hegen darf, um nicht seinen eigenen Frieden zu stören.

Die beiden lieblichen Töchter des Herzogs von Berry sind aber beide an den Gegenstand ihrer Neigungen verheirathet, die edle Ange-Marie an Charles und die kluge, muntere, kleine Cecilie an den geistreichen Sylvestre.

Beide haben in Folge der Ereigneisse von 1832 Frankreich verlassen müssen und in Neapel andere Titel und Namen angenommen. Da wir uns nicht für ermächtigt erachten, ein schönes, bescheidenes Glück durch Öffentlichkeit zu profaniren, so enthalten wir uns jeder nähern Bezeichnung ihrer jetzigen Verhältnisse. Nur das sei erwähnt, daß jener junge Gerichtsbeamte, der sich im Präfekturbureau zu Nantes eingeführt hatte, unter dem Vorwande, die arme gefangene Cecilie zu vernehmen, Niemand war als Sylvestre, dem es dann leicht in der allgemeinen Verwirrung gelang, sie zu retten, auf die Güter seines Oheims, des Marquis von Vezin, zu führen und mit ihrer Schwester wieder zu vereinigen. Auch der alte Marquis von La Grange, Charles Vater, erhielt am Tage nach der Gefangennehmung der Herzogin seine Freiheit wieder und brachte

beide junge Mädchen nach Neapel, wo sie in die Güter ihres verstorbenen Großvaters wieder eingesetzt, nach der Rückkehr der Herzogin aus Frankreich, in der königlichen Schloßkapelle der Caserta mit Charles und Sylvestre geräuschlos vermählt wurden.

Dieser Lebenslauf der Mutter des Legitimen lehrt, daß es nicht das todte Pergament ist, welches die Geschichte der Menschen und der Völker bildet, sondern jene große, geheimnißvolle Macht, die man nicht ungestraft hemmen zu wollen versuchen darf; jene geistige Macht des Fortschrittes der Civilisation und Bildung, welche in großen, gewaltigen Zügen die Geschichte der Menschheit durchfurcht, wie ein Pflug den Acker, damit die Saat des Guten gedeihe und dem Tage der Erndte zureife.

Ende des dritten und letzten Theiles.

Gedruckt bei Fritsche und Sohn in Deßau.

In demselben Verlage ist ferner erschienen:

Justin.

Ein Roman

von

L. Mühlbach.

8. geh. Preis 1 Thlr. 15 Ngr.

Aus Hass, Liebe.

Roman

von

Amalia Schoppe, geb. Weise.

2 Thle. 8. Preis 2 Thlr. 15 Ngr.

Waldrosen.

Novellen und Skizzen

von

Joh. Rudolphi.

(Verfasser des Steffano Carini.)

8. geh. Preis 1 Thlr. 10 Ngr.

Kunz von Kauffung.

Novelle

von

Ludwig Storch.

3 Thle. 8. geh. Preis 2 Thlr. 15 Ngr.

Historisch-romantische

Erzählungen

von

Belmont.

Inhalt:

Die Ashantee's. — Die Lagunen von Venedig.

8. geh. Preis 25 Ngr.

Lieb' am Meere.

Ein Liedercyclus

von

Bernhard Reil.

8. geh. Preis 22½ Ngr.

Unter der Presse befindet sich:

Josephine.

Histor. Roman aus unserer Zeit

von

H. E. A. Belani.

3 Thle. 8.